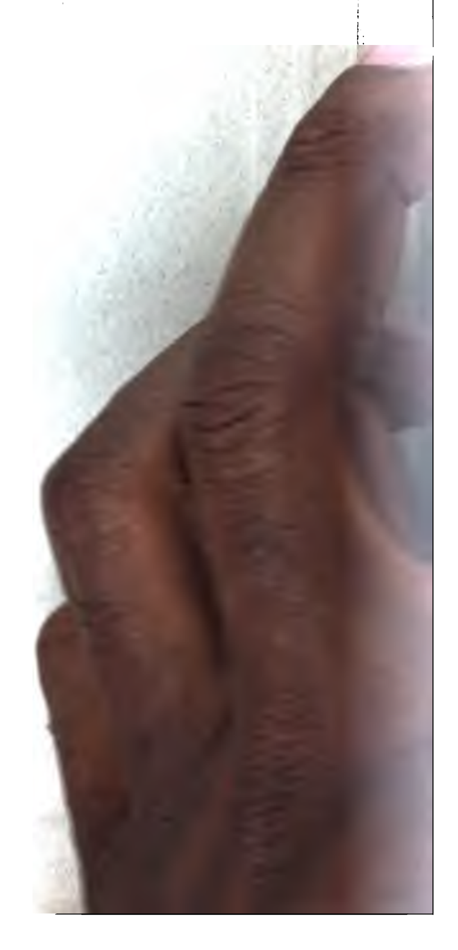
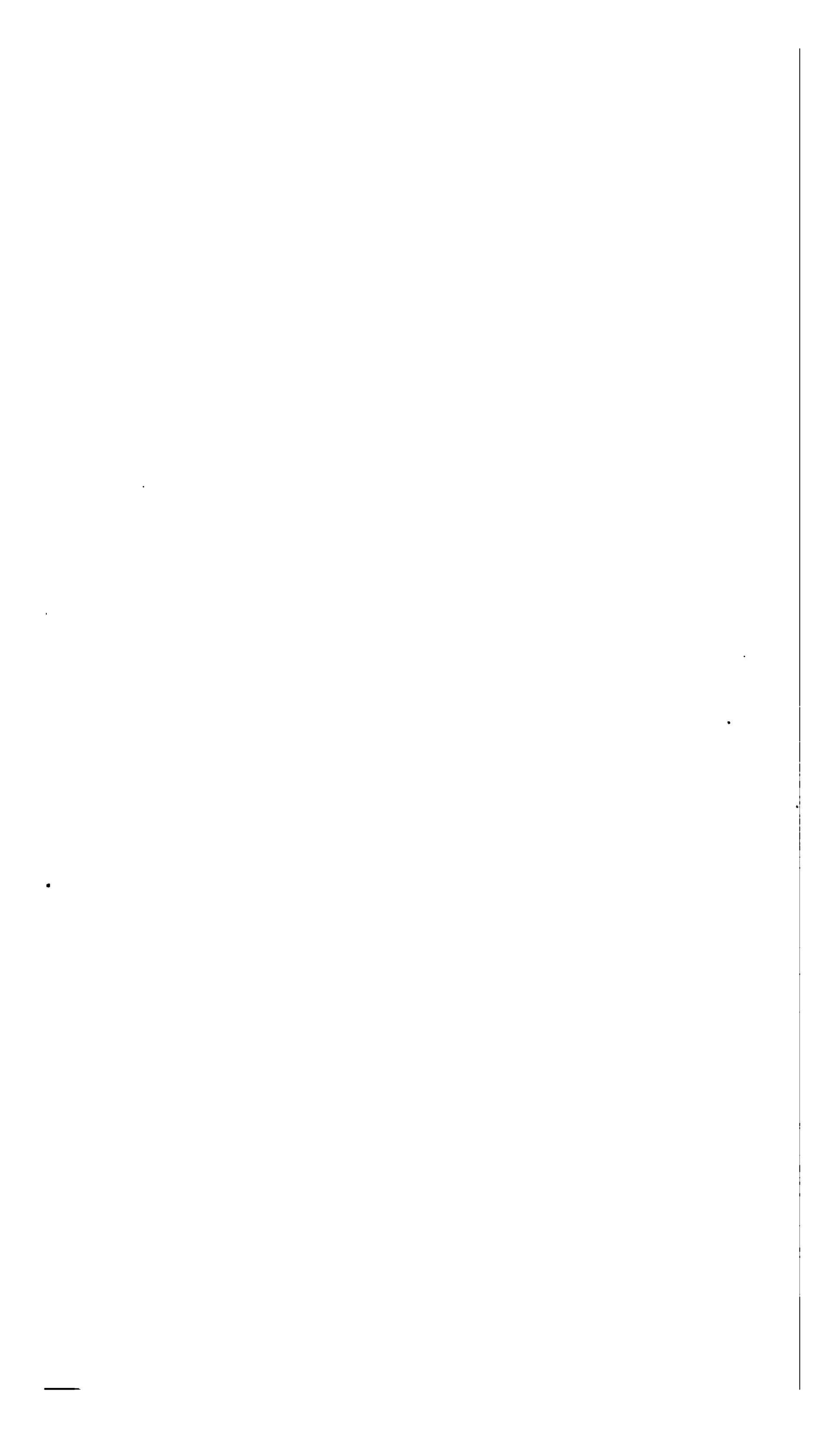
1. Archaeology (Classical)
2. Greek literature - History
3. Latin " - "









Fr. Aug. Wolf's

Vorlesungen

über die

Alterthumswissenschaft,

herausgegeben

von

J. D. Gürtler,
Diaconus zu Goldberg in Schlesien.

Erster Band.

Leipzig,
bei August Lehnhold.
1831.

Fr. Aug. Wolf's

Vorlesung

über die

Encyclopädie

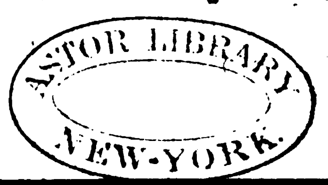
der

Alterthumswissenschaft,

herausgegeben

von

J. D. Gürtler,
Diaconus zu Goldberg in Schlesien.



Leipzig,
bei August Lehnhold.
1831.

Inhalt.

Einleitung in die Alterthumswissenschaft.

Darstellung der Alterthumswissenschaft.

Erster Abschnitt.

Die Fundamentaltheile der Alterthumswissenschaft.

Zweiter Abschnitt.
Die Haupttheile der Alterthumswissenschaft.

Anhang.
Litterärgeschichte der Alterthumswissenschaft
oder

Berichtigungen

zum ersten Bande.

Seite 8 Zeile 19 statt Mureno ist zu lesen Murena.
— 8 — 29 — Sane ist zu lesen Saxe.
— 9 — 2 — ἐλεύθερα ist zu lesen ἐλευθέρα.
— 11 — 9 — es wäre ist zu lesen er wäre.
— 79 — 38 — das ist zu lesen des.
— 81 — 7 — μυρίον ist zu lesen μόριον.
— 94 — 17 — Grotzinus ist zu lesen Crocinus.
— 112 — 11 — das ist zu lesen des.
— 119 — 40 — κτῶσεις ist zu lesen κτώσεις.
— 136 — 2 — Discolus ist zu lesen Dyscolus.
— 136 — 3 — Xarax Cherob. ist zu lesen Charax und Choeroboscus.
— 141 — 41 — Schuidius ist zu lesen Scheidius.
— 141 — 47 — Schuid ist zu lesen Scheid.
— 157 — 22 — Chariton ist zu lesen Xenophon Ephesius.
— 174 — 7 — Hegelschen ist zu lesen Hezelschen.
— 189 — 32 — Apollonius Rhod. ist zu lesen Apollonius Sophista.
— 191 — 17 — 2 fol. ist zu lesen 3 fol.
— 193 — 44 — Swizer ist zu lesen Suicer.
— 197 — 4. u. 5. — Charles du Fresne u. ist zu lesen Charles du Fresne s. du Cange.
— 197 — 41 — Reiz's ist zu lesen Joan. Tzetzes.
— 198 — 9 — China ist zu lesen ἵνα.
— 224 — 30 — hellneolexia ist zu lesen hellenolexia.
— 225 — 42 — Giphonii ist zu lesen Gifanii.
— 234 — 42 — 4 B. ist zu lesen 1 B. 4.
— 310 — 46. 47. — Demetrius Thrax ist zu lesen Dionysius Thrax.
— 345 — 4 — Stobaeus ist zu lesen Statius.
— 346 — 7 — Porson's ist zu lesen Pierson's.
— 350 — 21 — Reinhard ist zu lesen Reichard.
— 409 — 26 — Spohn ist zu lesen Spon.
— 428 — 7 — Beriani ist zu lesen Bernini.
— 433 — 30 — Joggini ist zu lesen Foggini.



Seite 436 Zeile 41 statt Spohn ist zu lesen Spon.
— 439 — 31 — Sminfurnes ist zu lesen Swinburne's.
— 462 — 39 — Masurus ist zu lesen Musurus.
— [illegible] — 35 — [illegible] bis [illegible] ist zu lesen war geboren im 15ten u. starb im 16ten Jahrhunderte.
— [illegible] — 15 — [illegible] ist zu lesen Polydorus.
— 470 — 7 — [illegible] ist zu lesen Cornarius.
— 470 — 16 — [illegible] ist zu lesen Gelenius.
— 471 — 17 — [illegible] ist zu lesen Oporinus.
— [illegible] — 16 — [illegible] ist zu lesen Xuerius.
— [illegible] — 17 — [illegible] ist zu lesen Guietus.
[illegible] ist zu lesen de Yriarte.
Styl ist zu lesen Stil.

Einleitung
in die Alterthumswissenschaft.

1.

Ueber Encyclopädie überhaupt und über Encyclopädie der Alterthumswissenschaft insbesondere.

Der Ausdruck: *Encyclopädie*, ist etwas unbestimmt und wurde bei den Alten anders, als jetzt, genommen. Sie verstanden darunter nicht, wie wir, eine Umfassung einiger Wissenschaften, die einen besondern Zusammenhang ausmachen, oder Einleitungen in zusammenhängende Wissenschaften, auch nicht eine Verbindung von Sammlungen oder Aggregaten oder einen ausführlichen Vortrag mehrerer Wissenschaften, denn so versteht man auch heute Encyclopädie; sondern den ganzen Inbegriff von Kenntnissen, welche im Alterthum ein gebildeter Mann gewöhnlich in der Jugend durchlaufen musste, um nachher als ein Gelehrter, oder als Kenner der Gelehrsamkeit oder der Litteratur zu erscheinen. Sie nannten sie institutio ad bonas artes vel litteras vel eruditionem, d. h. der Inbegriff aller der Kenntnisse, die ein gebildeter Mensch sich verschaffen muss; die Veredelung des Geschmacks und des Herzens und soviel Erleuchtung des Geistes überhaupt, als zu einem gebildeten Manne nöthig ist, gewähren, und diese sind *Gymnastik* und *Musik*. Jene bildete den Körper aus, diese den Geist durch Poësie und Beredtsamkeit. In einem zweiten, engern oder wenigstens bestimmtern Sinne verstehen auch die Alten das Nämliche darunter, was sie unter artes liberales verstehen, also Kenntniss derjenigen Künste, die der freigeborne Mensch im Alterthume trieb, um sich die gehörige Ausbildung als feiner u. angenehmer Mann zu geben, also den Umfang aller wissenswürdigen Kenntnisse eines Weltmanns. Dahin gehörte insonderheit Studium der vorzüglichsten Schriftsteller in Poësie und Prosa und die Kenntniss der gebildeten Sprachen. Bei den Griechen war es nur eine einzige, bei den Römern war lingua utraque; daher dies auch der beständige Ausdruck ist. Ferner gehörten dazu Geschichtskenntnisse, die man aus dem Lesen jener Schriften zieht, und

soviel philosophische, als nicht zum eitlen Speculator, sondern zum künftigen geschäftigen Weltmanne nöthig sind. In diesem letztern Sinne wird vom *Epikur* gesagt, er habe keine ἐγκυκλοπαιδεῖαν gehabt, d. h. er sey ein Philosoph, der aus seinem eigenen Kopfe philosophirt, nicht frühere Schriften studirt habe; er sey sine litteris, wie die Römer sagten. Das Wort ἐγκυκλοπαιδεῖα möchte nicht leicht früher so zusammengezogen und einfach vorkommen, sondern man sagte παιδεῖα ἐγκύκλιος. Da παιδεῖα die Bildung selbst und zwar die gelehrtere ist, so sieht man, es soll heissen der Kreis von bildenden Kenntnissen, die den gelehrten Mann machen, cf. Strabo 14, pag. 673 und mehrere Stellen in dem schätzbaren Buche von *Wower* de polymathia veterum cap. 24. Disciplina encyclios kommt auch bei den Lateinern in der angegebenen Bedeutung vor, z. B. bei Vitruvius de archit. praef. ad lib. 6. Beim ältern Plinius kommt in der Dedication das zusammengezogene encyclopaedia vor. Schriftsteller, die es auf lateinische Weise ausdrücken, nennen es orbem doctrinae, wie Quintilian, bald auch circulum disciplinarum, wie die Griechen sprechen. Sonach müsste man unter Encyclopädie das verstehen, was man jetzt unter allgemein bildenden Kenntnissen versteht.

In neuern Zeiten hat man diesem Worte eine andere Bedeutung gegeben, über die man sich noch nicht verglichen, wie einige Bücher beweisen, die man so nennt, welche wirkliche Aggregate ausführlich vorgetragener Wissenschaften sind. Man hat theils allgemeine, theils besondere Encyclopädieen von den Wissenschaften, die mit einander in Verbindung stehen, in denen Encyclopädie eine allgemeine Uebersicht und Einleitung in eine Reihe Wissenschaften bedeutet, und die Juristen sprechen von einer äussern und innern, so dass letztere die die Sache selber vortragende sey, die äussere die Einleitung. Die Namen sind nicht sehr passend. Soviel ist gewiss, dass man im Gebrauche des Namens schwankt. Es ist deutlich, dass wir theils von allen Wissenschaften überhaupt, theils von einer Reihe zusammenhängender solche Einleitungen höchst nützlich und nothwendig finden müssen, die uns sagen, was zu einer gewissen Reihe zusammenhängender Wissenschaften gehöre, was ihr Inhalt, Umfang und Zweck sey. Auch selbst eine oberflächliche Kenntniss aller Wissenschaften ist höchst nöthig. Eine solche Uebersicht aller Wissenschaften, die bisher excolirt sind, giebt eine Generalcharte vom Gebiete des menschlichen Wissens oder aller gelehrtenKenntnisse, und eine solche allgemeine Encyclopädie ist nichts anders, als eine Darstellung des Inhalts, des Umfangs und der Theile der Wissenschaften überhaupt, insonderheit ihres Zusammenhangs unter einander und ihres wechselseitigen Einflusses auf einander. An einem Buche dieser Art fehlt es schlechterdings, das den wichtigsten Forderungen in ziemlicher Voll-

kommenheit entspräche, weil es unendlich schwer ist, die vielen Zweige des menschlichen Wissens in einen Hauptstamm zu vereinigen. Darum herrscht, weil man über den philosophischen Eintheilungsgrund aller Wissenschaften uneins ist, viel Willkührliches in der Eintheilung. Will man nach einer bestimmten philosophischen Anordnung verfahren, so ist die Sache so häklicht, dass man fast nicht durchzukommen weiss; denn es ist ausserordentlich schwer, einen Punkt zu finden, in dem sich alle Wissenschaften vereinigen, weil eine zu grosse Ungleichheit unter den Disciplinen herrscht. Das bisher Gesagte findet sich in einigen Bogen des Herrn Hofrath *Schütz*, die bis jetzt nicht weiter fortgesetzt sind. Es frägt sich, welche die erste Grundwissenschaft ist, aus der die übrigen hervorspriessen und in welchem Grade die eine mit der andern verwandt ist. Ohne diese Genauigkeit sind mehrere Bücher brauchbar, darüber zu lesen. Insonderheit die Einleitung von d'Alembert zur grossen französischen Encyclopädie, worin schöne scharfsinnige Ideen sind. In Deutschland hat man Compendien gemacht, wie das von *Sulzer*, kurzer Inbegriff aller Wissenschaften, Berlin, das einige gute Ideen giebt, obgleich darin nicht tiefe Forschung über Anordnung vorkommt; besonders unrichtig sind die humaniora aufgefasst. Weniger noch ist an dem Abriss der Gelehrsamkeit von *Schmidt*, Berlin 1783. Der Wissenschaften sind darin viele auf unnütze Weise gemacht. Sonst hat man von *Meinecke* synopsis eruditionis universae 1783., von *Buhle* Grundriss einer allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften, Lemgo 1793. und von *Eschenburg* Lehrbuch der Wissenschaftskunde, Berlin 1792., welche für die beste gehalten wird. Sie ist umständlich, die Anordnung der Wissenschaften aber nicht die glücklichste, nicht genug philosophisch. Diese Bücher sind insofern gut, um sich eine allgemeine Notiz von den Wissenschaften zu bilden. Nächstdem muss man ausführliche specielle d. h. [illegible]e von besondern Hauptfächern, benutzen, deren man bisher [illegible]hon längst von mehreren hat, als theologische, juristische, me[illegible]cinische, auch wohl historische. Von diesen führe ich nichts [illegible], sondern nur die, welche für unsern Zweck sind. Dieser Art [illegible] eine, die sich mit Philologie, Historie und Philosophie zu[illegible]n macht und einen Inbegriff von den interessantesten Kennt[illegible]sen giebt, von *J. Matth. Gesner*, primae lineae isagoges in [illegible]ditionem universalem, herausgegeben von *Niclas* (einem sei[illegible] besten Schüler), 2 B. Leipz. 1774. 8. Dies bleibt ein schätz[illegible]es Buch. Es ist eigentlich ein collegium, wurde aber genau [illegible]geschrieben, so dass Gesner sich nachher ganz wieder er[illegible]nte. Der Vortrag hat manchmal nicht die nöthige Präcision [illegible] philosophische Genauigkeit, auch nicht das eleganteste La[illegible], sondern wie es auf den Augenblick verständlich ist. Es [illegible]t zwar nicht von unternommenen Forschungen, ist aber doch

das Resultat einer weitläuftigen Gelehrsamkeit, wie sie sich ihm darbot, wenn er sprach, und enthält treffliche u. schätzbare Bemerkungen in einem Ton, der angenehm zum Lesen ist. Auch litterärische Kenntnisse kann man daraus lernen. Was merkwürdig ist, und woraus man sehen kann, dass unser Fach in Hinsicht auf encyclopädische Einsicht zurückgesetzt ist, so dass kaum zu begreifen ist, wie Gesner dies thun konnte, ist, dass von Ideen über Verbindung der Kenntnisse, die man Philologie nennen könnte, nichts da ist. Seitdem hat man nichts gethan, sie encyclopädisch zu bearbeiten. Dies kann man sehen in *Bukle's* Grundriss und in *Heerens* Geschichte des Studiums der classischen Litteratur, Göttingen 1797., wo er sagt, dass dieses Studium seiner innern Beschaffenheit nach nicht ein Ganzes formiren könne, auch nicht eine systematische Anordnung seiner Theile leide, so dass es scheint, als ob diese Kenntnisse entweder Einleitungskenntnisse zu andern oder Anhängsel seyen.

Ueber philologische Encyclopädie haben wir nichts, weil es stets schien, als könnten die Kenntnisse, die man humaniora oder Philologie nennt, nicht in ein Ganzes vereinigt werden, was daher kam, dass man blos von der Sprachkunde ausging. Auch hat es den Anschein, als ob der Mangel an philologischen Encyclopädieen darin seinen Grund habe, dass die humaniora in so viele Theile der Gelehrsamkeit eingreifen und mit ihnen in Verbindung stehen, weil aus ihnen so viele Vorkenntnisse zum Studium derselben hergenommen werden müssen, dass es scheint, man könne sie nicht absondern. Allein dies kann seyn, dass auf diese Weise die verschiedenen andern Wissenschaften mit den philologischen in Verbindung stehen; allein es stehen auch mit jenen andere Wissenschaften auf andere Weise in Verbindung, die für sich ein Ganzes ausmachen. Hier sieht man, zeigt sich die Nothwendigkeit, von einem Fache, wie dieses, eine allgemeine Uebersicht zu erhalten, wodurch man lernt, was die Haupttendenz einer solchen Wissenschaft sey, wie die Theile derselben unter einander zusammenhängen und sich wechselseitig auf einander beziehen. In einer solchen Uebersicht werde[n] die engen Vorstellungen, die aus dem Jugendunterrichte her kommen, ausgeschlossen. Denn besonders in diesem Fach herrscht die Idee, das, was man auf Schulen treibe, wär[e] diese Wissenschaft. Aber das ist so verschieden, als Theolo[-]gie und Katechismuslehre. Das eigentlich gelehrte Fach ist e[in] grösseres, als man sich vorstellt nach den jugendlichen Uebu[n]gen, obgleich auch diese nothwendig sind, um es als ein Fa[ch] der Gelehrsamkeit zu tractiren. Nur kommt alles auf den Zwe[ck] an. Hat jemand den Zweck, sich ihm zu widmen, so ist i[hm] diese Encyclopädie wichtig als Leitfaden. Für den, der nic[ht] Hauptsache daraus macht, sondern Bekanntschaft mit al[len] grossen Schriftstellern machen will, was einer thun kann, o[b]

Anspruch auf einen Litterator zu machen, wird das encyclopädische Studium eine Anleitung seyn, diese Sache historisch zu kennen und über sie zu urtheilen, und es ist nothwendig zu wissen, an welche Hauptbücher man sich in jedem Theile halten muss, um sich soviel Belehrung zu verschaffen, als zur gelehrten Bildung nöthig ist. In dieser Hinsicht können diese Kenntnisse kein Aggregat philologischer Wissenschaften seyn, sondern müssen als ein Ganzes für sich betrachtet werden. Hier kömmts darauf an, die Hauptnotionen über das Ganze und seine Theile zu geben und dies ist noch wichtiger, als wenn man in einer kurzen Zeit jede Wissenschaft für sich durchgehen wollte. Man kann mehrere einzelne Wissenschaften inne haben und über das Ganze hat man keinen hellen Blick. Dann aber weiss man, was bei jedem Falle die Hauptrichtung unserer Studien seyn soll, und lernt von dem, was zu diesem Fache gehört, mit Bestimmtheit und Richtigkeit urtheilen. Deswegen also ist sie nothwendig und zwar zu einer Zeit, als man alle diese Wissenschaften wollte aus der Welt haben. Da kam ich auf den Gedanken, dieses Fach näher zu beleuchten. Soviel ist wenigstens nothwendig, dass man diese Kenntnisse auf encyclopädische Art durchläuft, um einen Versuch zu machen, wie weit man in diesen Fache kommt, da der Nutzen dieser Wissenschaft jetzt wieder anerkannt wird.

Encyclopädie der Alterthumswissenschaft wäre nun eine wissenschaftliche Darstellung der Alterthumskunde, verbunden mit einer Einleitung in das gelehrte und zweckmässige Studium derselben. Zweck derselben ist Kenntniss ihres Gegenstandes, ihres Umfangs, ihrer Theile, ihres Nutzens theils für dieses Fach, theils für andere Wissenschaften und Darstellung der Methode, wie man es gehörig treiben soll, nebst Angabe der vorzüglichen Subsidien. Insonderheit ist es sehr nützlich, die angebauten und die noch nicht cultivirten Gegenstände derselben kennen zu lernen. Ueberzeugt man sich von dem Werthe dieser Disciplin, so hütet man sich bei Zeiten vor kleinen niederen Beschäftigungen, die nichts werth sind. Diese Encyclopädie, als Anleitung zum gelehrten und zweckmässigen Studium der Alterthumswissenschaft, muss zuerst handeln von den Benennungen derselben, ihrem Begriffe, Zwecke, Umfange u. Werthe, und dann von ihren Grund - und Haupttheilen und den hauptsächlichsten Gegenständen eines jeden derselben.

2.

Namen der Alterthumswissenschaft.

Um einen richtigen Begriff von der Alterthumswissenschaft zu fassen, wollen wir bei den Namen derselben anfangen, denn auf diese kommt es hier an, weil sie mit dem Begriffe zusam-

menhängen. Dadurch können wir auch erfahren, unter welche Hauptclasse menschlicher Erkenntnisse dies Fach zu rechnen sey. Diese Hauptclassen sind die historischen, philosophischen und mathematischen. Unter den historischen versteht man die Kenntnisse, die auf verzeichneten factis, oder factis, die in geschriebenen Werken vorkommen, beruhen. An diese Art von Kenntnissen schliesst sich am meisten unser Begriff von Gelehrsamkeit an. Es kann jemand ein tiefdenkender Philosoph seyn, er heisst aber nicht Gelehrter, wenn er keine historischen Kenntnisse hat. In diesem Sinne wurde bei den Alten das Wort eruditus von dem, der historische Kenntnisse hat, gebraucht. Aus diesen drei Classen von Kenntnissen, der historischen, philosophischen und mathematischen, sind wieder mehrere entstanden, sonderlich aus der historischen und philosophischen, wie die Theologie und Jurisprudenz, und in diese Classe gehören auch die, welche genannt werden:

1) *humaniora.* Dieser Ausdruck ist völlig unlateinisch und führt ins vage Feld. Er kommt bei keinem alten Schriftsteller vor. Was soll der Comparativ? Die Alten drücken sich allerdings mit humanus und humanitas aus, wenn sie von Kenntnissen reden, die ein gebildeter freier Mann haben muss; allein sie haben den Ausdruck humanitas nicht so gebraucht, dass er einen geschlossenen Theil von Kenntnissen enthielte. Wann der Ausdruck humaniora aufgekommen, ist unbekannt, wahrscheinlich im Mittelalter. Was die Alten mit humanus und humanitas haben wollen, sieht man bald. Griechen und Römer hatten eine ganz andere Rangordnung ihrer Kenntnisse, als wir. Bei uns ist das Studium der Wissenschaften doch immer etwas handwerksmässig geworden. Eine Folge davon ist die Stiftung der Universitäten im medio aevo. Gewisse praktische Wissenschaften, wozu körperliche Geschäfte gehören, wurden nur von Sklaven getrieben, z. B. chirurgische Wissenschaften. Die freien Männer beschäftigten sich nur mit Dingen, die Herz und Verstand ausbildeten; man durfte auch nicht für ein Brodtstudium sorgen, da Freigeborne mehrentheils begütert waren. Zu keiner Stelle, die im Alterthume angenommen wurde, wurde jemand examinirt. Sie studirten blos der Wissenschaften selbst wegen und um der Langeweile zu entgehen. Wären die Wissenschaften bei den Alten blos des lucri wegen, so wie bei uns, getrieben worden, so wären vielleicht keine. Unsere weitläuftige Theologie war bei den Alten sehr eng; sie machte einen kleinen Theil der Philosophie aus. Viele andere neuere Disciplinen, selbst sehr wichtige, die von den Neuern viel weiter getrieben werden, z. B. mathematische, physikalische und astronomische, beschäftigten bei den Alten nur wenige; es waren keine doctrinae illustres, d. h. sie nahmen keine grosse Notiz von ihnen. Wissenschaftliche Kenntnisse wurden von einem

freien Manne gefordert, d. h. solche, die auf eine besondere Weise zur Veredelung der menschlichen Natur beitragen oder diejenigen, die das im Menschen am meisten entwickeln, worauf die Anlage unserer Natur am meisten hingeht, d. h. dasjenige, was den Menschen vorzüglich zum Menschen macht. Vergleicht man mit ihnen die Wissenschaften, wie wir sie haben, so sieht man, dass viele lange den Nutzen nicht haben. Die Alten aber konnten nichts anderes betreiben, als was ihren Staatsbedürfnissen vortheilhaft, was national war. Dies schränkte sie bei ihrem Studium sehr ein. Die Neuern sind aber in höheren Kenntnissen beinahe zurückgeblieben, wenigstens nicht weiter gekommen und zwar grade in denen, die die Veredelung unsers Herzens zum Gegenstande haben. Diese nannten die Alten humanitas, nicht sowohl objektive, als subjektive. Sie brauchten humanitas von Poësie, Beredtsamkeit und Philosophie, besonders von den Kenntnissen, die mit der Politik und Moral verwandt sind. Man nannte sie auch studia humanitatis. Manchmal verbindet man auch damit et litterarum. Studia humanitatis, im Sinne der Römer genommen, wären der Inbegriff der Kenntnisse, die zur Veredelung des Herzens und zur Verfeinerung des Geschmacks dienen, oder man müsste sie den divinis entgegensetzen; diese Idee aber hat wol Niemand gehabt. Was erstere betrifft, so gehört darunter ein grosser Theil von Kenntnissen, die wir nicht von einem Humanisten als Humanisten erwarten. Sie wären also diejenigen Kenntnisse, die zur allgemeinen Ausbildung dienen und die man auch aus neuern Schriftstellern ziehen könnte. Das Wort *Humanist* ist unbrauchbar, denn es giebt einen unbrauchbaren Begriff. Sofern taugt dieser Name wenig. *Ernesti* hat ein Programm de finibus human. studior. regundis 1783. geschrieben, das er hernach in seiner Clavis Ciceron. unter dem Artikel humanitas verarbeitet hat. Dieses spricht aber nicht von einer Absteckung der Grenzen, die wir uns darunter denken, sondern davon, was sich die Römer darunter dachten. Humanitas nemlich ist alles, was wesentlich zur menschlichen Natur und zur feinern Ausbildung derselben gehört; sofern 1) alle Wissenschaften überhaupt, die allein dem Menschen gegeben, die allein Antheil des Menschen sind, die vorzüglich unsere Natur veredeln; 2) diejenigen Arten von Wissenschaften, durch welche insonderheit die feine Empfindung geweckt, der Geschmack gebildet und das Herz veredelt wird; folglich diejenigen artes, welche *Ovid* meint, wenn er sagt: didicisse fideliter artes etc. Die artes, die man sonst liberales nennt, sind die, welche auf die Bildung und Verfeinerung unserer Empfindungen abzwecken. Dass jede Wissenschaft dadurch, dass sie die Seele beschäftigt, etwas zur Vervollkommnung des Menschen beiträgt, gehört nicht hieher. Solche Sachen rechneten die Alten nicht unter die studia humanitatis,

sondern Beredtsamkeit, Dichtkunst und diejenige Philosophie die mit beiden verwandt ist, keine stumme, sondern die, welche mit Beredtsamkeit und schöner Diction verbunden, auf die Herzen wirkt. Von Mathematik können sie nicht viel darunter verstanden haben. Hier blieb ihnen nur der Kreis übrig, den man jetzt *schöne Litteratur* nennen würde, und wer dergleichen trieb, hiess ihnen ein studiosus humanitatis. Da Veredelung des Herzens uns zugleich in den Sitten und im Charakter etwas Angenehmes, Wohlwollendes und eine gewisse Feinheit mittheilt, so bekommt humanitas dadurch eine noch weitere Bedeutung und ist der gebildete Charakter eines solchen, der sich mit dergleichen Kenntnissen beschäftigt. Will man diese Sachen in der Kürze zusammenfassen, so wären es Sprachkenntnisse, historische und philosophische, verbunden mit der Bekanntschaft mit den schönen Künsten, mit Beredtsamkeit und Poësie. Daher kommts, dass humanitas manchmal blos für einen Theil gesetzt wird: z. B. für Philosophie. Anderwärts kommt der Ausdruck in weiterer Bedeutung vor cf. Gellius 13, 16. Cicero de orat. 2. im Eingange und pro Mureno c. 29, wo er ganz besonders auf Philosophie allein geht. Auch muss man manche Stellen in Cic. pro Archia in ihrer Verbindung ansehen. Diese Rede giebt am meisten Licht in dieser Sache. Mit dieser Auseinandersetzung hängt zusammen, was die Alten von den artes liberales dachten. Diese hatten sie seit frühern Zeiten in Rom; aber erst spät, im 4ten seculo, kam die Bestimmung der septem liberales auf. Diese, worunter noch andere Sachen gehören, sind zuerst von *Martianus Capella* in eine Art System gebracht und bearbeitet worden. In seinem Buche sind tiefe Ideen, aber eine schlechte Sprache. cf. *Sane* in sept. art. liber. magist., Ultrajecti 1769. 4. Sie galten als der Kreis der gelehrtesten Kenntnisse im medio aevo. Was die Alten betrifft, so brauchen sie artes liberales hinsichts eines grossen Theils der Bewohner der Länder, der Sklaven und ihrer Geschäfte, nicht. Diese Menschen waren durchweg unterschieden von den Freien. Den Geist sollte der Sklave nicht bilden können, was ihrer Politik gemäss war. Geistesarbeiten gehörten nur für den Freien bis zu dem Grade, dass er gar kein Geschäft unternehmen sollte, wobei körperliche Thätigkeit war. Nemlich alles, wobei körperliche Thätigkeit ist, ist ars sordida und hiefür wird gezogen ein lucrum, ein quaestus, und so wie das ist, entsteht ein artificium sordidum. Die Sklaven, die in einer Menge von Beschäftigungen ihre Zeit hinbrachten, haben auch solche, deren sich ein Mensch von Stande zu unserer Zeit nicht schämt. Das alles ist bei den Römern der Reihe nach servilis opera. Dergleichen thut der freie Römer nicht, dieser regiert den Staat. Die Griechen trieben dies nicht so weit, aber auch bei ihnen war schon eine Reihe Kenntnisse bestimmt, die für die Freien

war und eine andere für die Sklaven. Das erste ist παιδεία, auch παιδεία ἐλευθέρα. Eine τέχνη βάναυσος war die Mahler- u. Bildhauerkunst, denn nach alten Vorstellungen war die Kunst eine solche, wobei der Körper zu sehr leidet. Sie sprachen daher mit einer Art Widerwillen von demjenigen, der in gebückter Lage sitzen und arbeiten muss, weil dies dem Begriffe von Veredelung widerspricht, die sich auch im Körper zeigt. Hiernach ist einzusehen, wiefern eine Handlung ein artificium sordidum war. cf. Cic. de offic. 1, 42. Kein Senator trieb eine solche, weil sie auf lucrum, nicht auf eigne Veredelung loszugehen schien. Ueber βάναυσος cf. Xenoph. Oeconomic. und Aristotelis polit. 8, 2. Hiebei versteht sichs, dass mancher freie Mann wegen schlechter Umstände sklavenähnliche Geschäfte trieb. Das thut aber nichts zur Sache. Die artes liberales, die auch ingenuae genannt werden in eben dem Sinne, bleiben dennoch. Den Ausdruck liberales betreffend, so hat man geglaubt, man müsse ihn auf die Befreiung von etwas beziehen. Daran aber haben die Alten nicht gedacht. Die Uebersetzung „*freie Künste*", ist sklavisch. An die Sklaven kamen die Geschäfte, die Andere abzögen, dem innern und äussern Menschen seine Vollkommenheit zu geben. Daher war bei ihnen eine andere Rangordnung der Kenntnisse. Die damalige Studirart war von der heutigen sehr verschieden. Der freie Bürger nur studirte, wenn er reich genug war, um müssig zu seyn. Das war auch natürlich; denn es gab keine Stellen, wozu eine Reihe von Kenntnissen erfordert wurde. Ferner konnte sich lange Zeit der Gelehrte nichts durch Schreiben verdienen und das war für die Ausbildung der Menschheit unendlich nützlich. Wenn einer Neigung fühlte, konnte er studiren. Da das war, so legte man sich auf Studien, die man um ihrer selbst willen liebgewonnen und durch die Geist und Herz gleichmässig ausgebildet wurden. Die Alten trieben daher nur die Studien, welche das bilden, was man zur Humanität rechnet. Wenn sie einen virum humanissimum nennen, so verstanden sie darunter liberalissimum. So konnten Wissenschaften aus Neigung entstehen und sich fortbilden. Daher ist lange Zeit das nicht gewesen, was man jetzt Gelehrtenstand nennt. Dieser entstand erst in den Zeiten der Kaiser, in denen auch die Besoldungen anfingen. Selbst das Lehren oder Unterrichtgeben war bei den Römern keine Sache für ganz freie Leute. Dies lag zwischen den Beschäftigungen freier Leute und denen der Sklaven in der Mitte. Dieses und das Geschäft gewisser Schreiber und anderer unbedeutenden Staatsbedienten nannte man operam mercenariam, weil es lucri causa gethan wurde. Was die Bildung der Alten betrifft, cf. ein interessanter Aufsatz in *Hegewisch's* kleinen Abhandlungen. Dies zusammengefasst, frägt sichs: können wir das *Humanitätsstudium* nennen, was wir vom Philologen fordern? Es würde

ganz etwas anderes daraus folgen, wenn wir es im römischen Sinne nähmen. Hiernach zeigt sich's, dass die Humanitätsstudia etwas diverses sind und mehr und weniger involviren. Mehr, indem der Philologe viel mehr neuere Kenntnisse besitzen muss; und weniger, weil solche nicht als solche nöthig sind. Angränzend an diesen Ausdruck ist der:

2) *Philologie.* Dieser Name scheint besser zu seyn, denn er kommt von λόγοι, complura, d. h. bei den Alten historische Kenntnisse, welche litterae hiessen. Dieser Ausdruck ging von dem Zeitalter aus, in dem man Geschichte blos mündlich erzählte. Von einzelnen Personen, die sich damit abgaben, mehrere Geschichten, auch benachbarter Völker, zu studiren, sagte man, sie verstünden τοὺς λόγους. cf. Wesseling ad Diodor. Sic. 11, 4. Sonach ist philologus derjenige, der die ältern Begebenheiten aus den Schriftstellern der alten Zeit oder den Zustand älterer Zeiten aus den übrig gebliebenen Monumenten oder Sagen kennt, also ein Liebhaber historischer Gelehrsamkeit. So ist's im griechischen Sinne. In neuern Zeiten nimmt man den Ausdruck Philologie als Sprachkenntniss und hält ihn mit *Linguistik* für einerlei, was aber nicht der Fall ist. Bedenkt man, dass zur genauen Kenntniss einer Sache historische Kenntnisse gehören, so sieht man, dass insofern der Ausdruck Philologie gar nicht übel ist, weil er anzeigt, dass Sachkenntnisse damit verbunden seyn sollen. Aber die Alterthumswissenschaft fasst mehr in sich, als Sprachkenntniss; daher führt der Ausdruck Philologie irre. Philologia, wofür die Lateiner eruditio brauchten, kommt in der alexandrinischen Periode zuerst vor, so dass sich ein Gelehrter schon philologus nennt, nemlich *Eratosthenes* 220 vor Christus, im alexandrinischen Zeitalter der griechischen Litteratur, in welchem man darauf ausging, die griechischen Schriftsteller aller Art zu erklären und gelehrt zu behandeln. Da mussten tiefe Untersuchungen angestellt werden über Chronologie, Geographie, Geschichte und Beredtsamkeit. Zu dieser Zeit fing die Theologie an, sich von der Philosophie zu trennen. Dann findet sich auch, dass sich ein Grammatiker so genannt hat. cf. Sueton. de gramm. c. 10. und *Wower* cap. 15. Die Alten nannten einen ἀνὴρ λόγιος den, der in alter Geschichte bewandert ist. Hiernach war philologia, wie früher philosophia, gebildet, und galt als Gelehrsamkeit theils in Sprachen, theils in historischen Gegenständen, überhaupt als Gelehrsamkeit solcher Art, wie man sie zur Erklärung alter Schriftsteller gebraucht. Sie brauchten also diesen Ausdruck im weitern Sinne, nicht in dem, wie Linguistik, wenn sie von Kenntnissen redeten, die einer nöthig hat, um mit den alten Autoren vertraut zu werden. Manchmal brauchte man diesen Ausdruck für grammatica, oder, was öfter geschah, grammatica für philologia. Am meisten findet sich philologia in der ersten Bedeu-

tung und man unterscheidet den philologus vom criticus. Dieser muss die Richtigkeit des Ganzen und der Theile untersucht haben, und dann kommt der philologus und erklärt den Sinn der Schriften und aller der Sachen, auf denen der Begriff beruht. cf. Senec. ep. 107. sub finem. Philologi setzte man den philosophis entgegen. Man nahm an, der Philolog muss viel von Philosophie wissen, aber nur historisch. Die Beurtheilung der Systeme geht ihn nichts an, um in den wahren Sinn der Schrift einzudringen. Plotinus sagt, es wäre philologus nicht philosophus. cf. Porphyrius in vita Plotini. cf. Senec. ep. 188., wo er weitläuftig über philologische Kenntnisse redet und zwar so, wie Neuere dawider gesprochen haben, nemlich sie wären nicht gemeinnützig. Ernesti clav. cic. voc. φιλολογία. *Krebs* über Plut. de legendis poëtis pag. 164. Nimmt man also den Ausdruck Philologie in alter Bedeutung, so passt er sich besser, als der humaniora, für das, was wir in unserm Fache suchen; denn die Sprache ist nur ein kleiner Theil vom Ganzen. Philologi oder eruditi sind also solche, die sich mit Sprachen und historischen Kenntnissen beschäftigen. Es müssen sich aber philosophische Kenntnisse hinzugesellen, wenn etwas rechtes herauskommen soll, das sie aber ausschlossen, z. B. das Studium der Kunstwerke. Dann aber wird dieser Name ganz unbrauchbar, wenn man ihn von neuern Nationen braucht. Dann kann es eine alte und eine neue Philologie geben. Doch nicht bei jeder Nation sind diese Ausdrücke Mode. Die Engländer pflegen beständig zu sagen: classische Gelehrsamkeit. Dieser Name

3) *classische Gelehrsamkeit* soll die Gelehrsamkeit bezeichnen, welche auf den Classikern beruht und diese sollen die Schriftsteller des Alterthums seyn. Allein dies ist unbequem. Wenn Classiker die ausgewähltesten Muster im Alterthume sind, so können sie nicht alle Classiker seyn. Dieser Ausdruck ist also auch nicht adäquat, dass man dadurch die Tendenz dieses Studiums anzeigen könnte. Wir wollen diese Wissenschaft nennen

4) die *Alterthumswissenschaft* oder *Alterthumskunde*, oder auch das *Studium der alten Litteratur und Kunst*, doctrina antiquarum litterarum et artium. Dies ist der beste Ausdruck.

3.

Begriff der Alterthumswissenschaft.

Zur Bestimmung des Begriffs der Alterthumswissenschaft wird ein allgemeiner Begriff erfordert, von dem wir ausgehen müssen, wenn wir systematisch seyn wollen. Diesen aufzufinden, ist schwierig, weil diese Kenntnisse mit manchen andern, die in ihnen entlehnt werden, zusammenhängen. Aber hier ist von dem Ganzen die Rede. Um auf einen Begriff zu kommen, müssen wir von dem allgemeinen Begriffe der Wissen-

schaften ausgehen. Diese sind historischer oder philosophischer Art, oder grösstentheils aus beiden gemischt, theils historisch, theils philosophisch. Alle diejenigen, bei denen Erfahrung oder facta zum Grunde liegen, sind *historisch*, so wie überhaupt die ganze Geschichte mit ihren Theilen; andere, bei denen es auf Entwickelung der Ursachen ankommt, sind *philosophischer* Art. Die meisten aber sind composita aus beiderlei Arten, d. h. es liegen Erfahrungen zum Grunde. Diese müssen durchgearbeitet, die Gründe müssen aufgesucht werden und so werden Kenntnisse philosophisch u. systematisch, die an sich historisch sind. So läuft alles, was wir Jurisprudenz nennen, auf's Historische hinaus; eben so bei der Medicin. Wenn wir bei einem Studium, das sich mit alten Schriften beschäftigt, in alte secula zurückgehen müssen, so haben wir es dem ersten Anscheine nach mit historischen Kenntnissen zu thun. Nun finden wir, dass von den ältesten Zeiten her, seit denen man Veredelung der Menschheit bemerkt, bis in die Periode, wo sie in Barbarei versinkt, ein Vorrath von Werken reicht, der noch in unsern Händen ist und diese Werke können die Materie seyn, auf die sich ein gewisser Theil der Gelehrsamkeit gründet. Wir haben einen ansehnlichen Rest von Ueberbleibseln, eine Suite von Werken, die fast an Tausend steigen, welche dazu dienen können, die alten Nationen in vielen Rücksichten kennen zu lernen. Sofern erscheint dieses Studium historisch. Die Art und Weise desselben aber kann einen Theil philosophischer Kenntnisse erfordern. Ein Theil von Gelehrsamkeit bezieht sich auf Werke, die auf uns gekommen. So haben wir ein Fach von Gelehrsamkeit, das sich um die griechischen und lateinischen Bücher dreht. Man glaubt gewöhnlich, dass die Sprache schon hinlänglich sey, einen Humanisten zu bilden. Lange Zeit herrschte diese Idee. Man ging darauf aus, die Alten nachzuahmen und that alles, wie es die Alten gethan. Man arbeitete alles in dem Zwecke, um den Alten ähnlich zu werden und darauf führte man die studia humanitatis zurück. Allein jetzt sind die Werke der Gesichtspunkt; daher ist dieses Fach ein historisches. Sie rühren aus Zeitaltern, die erloschen sind und selbst die Sprachen sind historische Untersuchungen. So ist die lateinische Grammatik ein Studium historischer Art. Die Frage ist immer: wie haben die Alten gesprochen? Habe ich dies herausgebracht, dann kann ich darüber philosophiren. Die Grundlage ist historisch. Da aber, wie hier, auch bei der übrigen Behandlung eigne Untersuchung über das Wahre und Schöne, das in ihm vorkommt und, so wie bei allem Historischen, immer zugleich Urtheil über die Ursachen statt finden muss; so muss jedes Studium, das eine historische Basis hat, zugleich philosophisch werden, wenn es fruchtbar werden soll für die Ausbildung des Denkvermögens und der Urtheilskraft. So wie alle Kenntnisse

theils historisch, theils philosophisch sind, so muss es auch das Fach seyn, das die Werke der alten Zeit zum Gegenstande hat. Darnach fasse ich die Definition: *Alterthumskunde*, — dies der natürliche Name — als Wissenschaft betrachtet, ist *der Inbegriff historischer und philosophischer Kenntnisse, durch welche wir die Nationen der alten Welt oder des Alterthums in allen möglichen Absichten durch die uns von ihnen übrig gebliebenen Werke kennen lernen können.* Zunächst müssen wir die Begriffe zergliedern, und dann ist der Gesichtspunkt geöffnet.

Alterthumswissenschaft wird als Wissenschaft objektivisch genommen; es kann aber seyn, dass es kaum möglich ist, dass alles das, was sie enthält, von einem einzigen gefasst werden kann. Allein das geht den Begriff der Wissenschaft nichts an. Der Fall ist eben so in der Mathematik, Jurisprudenz etc., und es geschieht selten, dass jemand alle Zweige mit gleicher Einsicht umfasse. Hier ist nothwendig, wenn man ein Hauptfach studirt, dass man die angränzenden kenne, nicht blos um seinen Werth einzusehen, sondern auch, um zu wissen, wo man Hülfsmittel herholen kann. Man muss alle Parthieen im Allgemeinen übersehen. Sie hat gewisse Theile, die für manchen kaum in Betrachtung kommen, und so weitläuftig sind, dass man sich das ganze Leben mit ihnen beschäftigen kann, z. B. das Fach der Inschriften. Schlimm ist's, wenn ein Gelehrter ein solches Fach bearbeitet, ohne die übrigen zu kennen; er kann es nicht ordentlich bearbeiten. Wenn gleichwohl ein grosses Hauptfach so viele einzelne umfasst, so muss vor allen Dingen ein allgemeiner Gesichtspunkt und durchgreifender Begriff da seyn, der sie umfasst. Die historischen Kenntnisse liegen zum Grunde. Sollen sie fruchtbar werden, so müssen philosophische Kenntnisse dazu kommen, Einsicht der Ursachen, wie und warum das geschehen. Es ist nicht genug, dass wir die historische Kenntniss von einer Sitte des Alterthums haben, sondern wir müssen auch die Charaktere kennen, um einzusehen, wie sie entstehen konnte. Diese Kenntnisse dienen nun dazu, um mit den alten Nationen bekannt zu werden.

Welche aber sind die alten Nationen? Was ist Alterthum? Man benennt spätere Begebenheiten alt in Rücksicht auf uns, aber nicht in der Geschichte. Gehen wir weiter zurück, so finden wir das Mittelalter. Darüber ist man einig, dass es mit dem 6ten seculum anfängt. Was vor ihm liegt, nennt man Alterthum überhaupt. Näher bestimmt, heisst es die Reihe von Jahrhunderten, seit denen wir zunächst Völker sich veredeln sehen, bis auf den Zeitpunkt, wo sie in Barbarei und Unwissenheit verfallen. Dies fängt zwar schon im 4ten seculo an; aber wie sich im 6ten die Möncherei anfing zu bilden, so ging alles hernieder. Führt man das Alterthum zurück bis auf die Zeit, in der sich die Menschheit veredelt zeigt, so ist das ein Zeit-

raum von 2000 Jahren; wenigstens wenn man eine weitere Ausdehnung der Jahrhunderte umfasst. Ja, will man bis zur Entstehung des griechischen Volks zurückgehen, so ist der erste Anfang 2000 Jahre vor Christus, wohin kaum die Geschichte reicht. Dann endigt sich das Alterthum gegen die Mitte des 6ten Jahrhunderts und umfasst einen Zeitraum von drittehalbtausend Jahren. Die früher liegenden Jahrhunderte sind grösstentheils eine uns unbekannte Vorwelt. Was durch hebräische Annalen uns bekannt ist, ist so gut, wie nichts. Da scheidet man ganz ab und fängt das Alterthum von der Zeit an, in der man das griechische Volk in den ersten Schritten zu seiner Veredelung erblickt.

Ist die Rede von den Nationen der alten Welt überhaupt, so machen mehrere darauf Anspruch. Ganz natürlich. Es haben in Asien verschiedene Völker existirt; Bruchstücke aus ihrer Geschichte kennen wir noch; allein sie müssen ausgeschlossen werden, denn 1) haben wir ausser Griechen und Römern kein Volk, von dem wir vollständige Denkmäler erhalten hätten, aus denen wir ihren Zustand, ihre Verfassung und ihren Charakter befriedigend kennen lernen könnten.

2) Es ist auch kein einziges Volk vor und neben den Griechen zu einer gelehrten oder wissenschaftlichen Cultur fortgegangen; kein einziges hat eine Litteratur erhalten, wenn es gleich einzelne Bücher hatte. Daher sich auch die Griechen nicht um solche Nationen bekümmerten, so neugierig sie übrigens waren. Sie konnten es nicht, sobald eine keine Litteratur aufweisen konnte. Wenn wir nun ein homogenes Ganze in der Alterthumskunde erhalten wollen, so dürfen wir nur Griechen und Römer nehmen und müssen die übrigen davon ausschliessen. Orientalische Nationen nehmlich weichen, wie in Sprache, so auch in Denkungsart und in Sitten von Griechen und Römern ab und es ist nicht möglich, Gesichtspunkte zu finden, worunter man beide vereinigen könnte, ausser an dem losen Faden, dass sie alle alt sind. Wenn man den Ausdruck Alterthum in der weitesten Ausdehnung nimmt, so gehören freilich alle alte Völker darunter; allein dagegen sind die angeführten Punkte. Die hebräische Nation hat sich nicht auf den Grad der Cultur emporgearbeitet, dass man sie als ein gelehrtes cultivirtes Volk betrachten könnte. Sie haben nicht einmal Prose, sondern noch halbe Poësie. Ihre Geschichtschreiber sind nur ärmliche Chronikenschreiber. Perioden haben sie nie schreiben können; dies war eine Erfindung der Griechen. Von dieser Seite ist ein zu grosser Contrast zwischen Hebräern und Griechen. Im Allgemeinen die Sache betrachtet, so stelle man sich vor, dass alle alte Werke zusammengenommen, kaum der vierhundertste Theil von dem sind, was wir von Griechen und Römern haben. Nun, kann man weiter raisonniren: wenn dieser Theil so klein ist in Betracht gegen das Ganze, so versteht sich, werden wir dieser-

lei Werke ganz ausschliessen müssen und wir kommen auf die zwei Nationen zurück, die nach dem Geständnisse aller Nationen die aufgeklärtesten waren, Griechen und Römer. Dies wird als ein Axiom schon angenommen. Das haben ihnen auch die Juden zugestanden, denn sie haben den Griechen im alexandrinischen Zeitalter nachgeäfft und haben vieles von ihnen in ihre Schriften übergetragen. Sie trugen nemlich griechische Weisheit in ihre alten Werke und cultivirten sich mit Hülfe der Griechen, so dass nachher das neue Testament entstehen konnte, welches nichts weiter ist, als eine Zusammensetzung von jüdischen und griechischen Ideen. Um dies einzusehen, muss man einen Unterschied zwischen gelehrter Aufklärung und bürgerlicher Cultur machen. Bürgerliche Cultur schafft Ordnung und Verfassung im Staate, in der öffentlichen und häuslichen Gesellschaft bringt, selbst eine Anzahl Künste hervor für das bürgerliche Leben und wird den Schritt schon thun zu höheren schwerern Wissenschaften. Ferner erfordert die Ordnung im Privatleben auch gewisse Künste. Hier kann ein Volk lange stehen bleiben, ohne zur gelehrten Cultur fortzugehen, die erst kommt, wenn der Gedanke entsteht, dass Denken ein Gemeingut aller Menschen sey. Wo es nicht Gemeingut ist, da ist auch nicht an höhere Aufklärung, d. i. Ausbildung des Geistes, zu denken. Diese muss verschieden seyn von bürgerlicher Cultur; ja oft ist beides nicht beisammen. Die bürgerliche Cultur ist das erste, womit ein Volk beginnt; nachher aber kann Unordnung entstehen, wenn gelehrte Cultur entsteht. Ja es kann durch letztere in der erstern gesündigt werden. So denkt man sich gewisse Völker, als wenn sie gelehrte Cultur besessen hätten, da sie doch nur eine bürgerliche hatten, wie z. B. die Aegypter. Diese muss man sich vorstellen, wie die Chinesen, die von jeher nur bürgerliche Einrichtungen hatten, worin sie geblieben sind. Dies ist mit mehrern Nationen in Asien und Afrika der Fall gewesen. Den Aegyptern muss die gelehrte Cultur abgesprochen werden. Wir finden zwar, dass Aegypten frühe Civilisation hatte, dass sie Künste trieben, die zum bequemen Leben gehörten. Wegen ihrer astronomischen und mathematischen Kenntnisse hat man ihnen mehr zugetraut, als wirklich bei ihnen zu finden war. Etwas anderes aber ist eine Menge praktischer Kenntnisse, ein anderes wissenschaftliche Cultur. Selbst zur Buchstabenschrift kamen sie spät. In ältern Zeiten hatten sie eine geheime Wissenschaft. Was sie schrieben, war doch äusserst wenig. Die Griechen, welche nach Aegypten reisten, um Staatswissenschaft zu lernen, haben nie fertige Wissenschaft von dort gebracht. Alle Kenntnisse bei den Aegyptern waren überdies an gewisse Stände gebunden, was sich nicht mit wissenschaftlicher Cultur verträgt. Die Griechen machten ihre Kenntnisse allgemein. Eben so wenig können die

Phönizier und ihr Pflanzvolk, die *Karthager*, als gelehrte Völker angesehen werden. Solche können nicht Anspruch machen auf eine Vorstellungsart, wo ein homogenes Ganze gemacht werden soll. Wiefern es die Griechen mehr sind, als die Römer, gehört nicht hieher. Diese haben es soweit gebracht, dass sie jenen am nächsten waren und ihre Litteratur sich an die griechische anschloss, obgleich wir manches Römische und Griechische besonders nehmen müssen. Bei solchen herrscht noch die historische Analogie mit den Griechen. Dazu kommt, dass sie uns Zeugnisse durch ihre Schriften ablegen, woraus wir ihre Denkungsweise absehen können. Dies kommt daher, weil der Werke sehr viele sind. Wäre das nicht, so würden wir kein Studium darauf bauen. Durch die vielen Werke erhalten wir Licht über das Alterthum in allen möglichen Rücksichten, d. h. in allen denen, bis wohin unsere Denkmäler reichen. Freilich werden Rücksichten übrig bleiben, zu deren Aufhellung unsere Denkmäler nicht zureichen; da müssen wir uns mit Wahrscheinlichkeiten begnügen. Diese sämmtlichen Kenntnisse wollen aus den Werken, die uns übrig geblieben sind, erlernt werden. Ohne sie können wir nichts anfangen, wenn die Rede von einer gelehrten, d. i. gründlichen Einsicht ist. Es bleibt nun nichts übrig, als dass wir die Werke studiren, um uns mit den Nationen, von denen sie herkommen, vertraut zu machen. Hiezu kommt, dass dasjenige, was bei diesen Nationen in Betrachtung kommt, auch auf die Sprache geht und diese ist ein wichtiger Theil. Umständlich wäre obige Definition, dass die Alterthumswissenschaft auf den Inbegriff der Kenntnisse geht, die uns die Thaten, Schicksale, den politischen, gelehrten, häuslichen Zustand der beiden aufgeklärtesten Völker des Alterthums mit ihren Sprachen, Künsten, Wissenschaften, Sitten, ihrer Religion, ihrem Nationalcharakter und ihrer Denkungsart bekannt machen auf eine solche Weise, dass unsere Kenntniss von den übriggebliebenen Werken ausgeht, ohne deren Verständniss keine gründliche historische Einsicht möglich ist. Wenn dies der allgemeine Gesichtspunkt ist, so versteht sich nun das Ganze. — Alterthumswissenschaft heisst lateinisch litterae antiquae, studia antiquitatis, oder doctrina antiquitatis oder doctrina graecae latinaeque antiquitatis. Damit fasst man die Gesichtspunkte aller verschiedenen Zeitalter und verschiedenen Menschen. Die Kenntnisse, die hier von einer Nation der alten Welt aufgesucht werden, verschaffen uns ihre Werke. Der Stoff, in dem wir arbeiten, sind Ueberbleibsel alter Zeiten (opera). Sie machen die materiam substratam aller Untersuchung der Alterthumswissenschaft aus. Sie sind der Grund dieser Wissenschaft, wie der Grund der Theologie die Bibel ist. Sie sind zweifacher Art. Die erste Art besteht aus schriftlichen Werken oder litterarischen, mit dem gewöhnlichen Au

druck: aus Büchern, opera litterata. Die zweite Classe, die an und für sich fast eben so wichtig ist, als die erste, sind die opera artificum oder artium, Kunstarbeiten, d. h. Werke der zeichnenden, bildenden und übrigen ähnlichen Künste. Hierunter kann man noch die Werke rechnen, die von mechanischen Künstlern hervorgebracht sind und als Werke an und für sich keinen grossen Werth haben. Es würde besser seyn, eine dritte Classe daraus zu machen, die die gemeinen mechanischen enthielte. Die zwei letztern Classen lassen sich nicht immer scheiden. Deswegen bleibe ich bei der ersten Abtheilung in litterarische und Kunstwerke. Von beiden ist eine grosse Quantität übrig. Zählt man die litterarischen Werke beider Nationen zusammen, so kommt man beinahe auf die Zahl Tausend. Die der zweiten Abtheilung ist, wenn man einzelne Stücke rechnet, bei weitem zahlreicher. Was vor allen Dingen zu wünschen wäre, ist, dass ein Repertorium angelegt würde, welches das, was da ist aus dem Alterthum, nachwiese. Es müsste vorausgehen, um das Fach zu übersehen. Es müsste ein solches Werk seyn, das alle Werke aus dem Alterthum nachwiese und darum auf Kunstwerke und litterarische gehen. Mit letzteren ist man ziemlich fertig, da hat man Hülfsmittel genug; aber erst in den ersten Anfangsgründen stehen wir bei den Werken der andern Art. Mit den Kunstwerken ist's eigen. So wie man Schriftsteller in neuern Jahrhunderten in Manuscripten aufgetrieben, so hat man viele alte Kunstwerke aufgegraben. Jene liessen sich durch den Druck vervielfältigen, wie aber konnte man ein Kunstwerk vervielfältigen? Anfangs war kein anderer Rath, als dahin zu reisen, wo sie waren. Nach der Zeit hat man das Abformen erfunden; allein das geht auf den kleinsten eclatantesten Theil und ist von andern nicht möglich, oder es will es der Besitzer nicht. Zur Noth lässt er zu, Kupferstiche zu machen, die theils zu kostbar, theils nicht treu genug sind und schiefe Ideen geben. Wenn man diese Hülfsmittel nimmt, so liesse sich damit ziemlich weit kommen; allein hier ist noch vieles, was noch nicht bekannt ist. Die Kunstwerke haben sich in neuern Zeiten in ganz Europa zerstreut und aus Rom sind ausserordentlich viele nach England geschleppt. Nun kommt noch etwas dazu, was diesen Wunsch verzögert. Wir müssten nemlich sichere Angaben haben von dem, was aus dem Alterthum kommt, wo es hiesse: das ist ächt, das nicht. Hier entstehen ungeheure Schwierigkeiten, da ist nöthig Studium auf der Stelle. Für dieses Fach, das sich mit diesen Werken beschäftigt, sollte es ein Register von denselben geben.

Diese Werke beider Classen haben einen verschiedenen Gehalt und Grad der Vollkommenheit. Hiernach muss man nun diese beiderlei Classen wieder in zwei Classen abtheilen, oder sie einer doppelten Betrachtungsart unterwerfen, nemlich

1) sind sie zum Theil blosse Monumente, Denkmale, d. h. Schriften oder Kunstarbeiten, die uns alte Begebenheiten, Sitten, Ideen, Meinungen und dergleichen bezeugen, so dass wir daraus eine Reihe historischer Kenntnisse über den Zustand der alten Nationen erhalten. Diese Betrachtungsart ist beiden Classen gemein, unter den Kunstarbeiten aber blos denen, die von den gemeinen Künsten hervorgebracht sind. Es hatten die Alten eine Menge von Hausgeräth der Art, was sich erhalten. Sieht man dergleichen an als Monumente alter Zeit, so wäre ein Topf so viel werth, als eine Statue. Eben so gehören auch unter die Denkmale viele von den zu den schönen Künsten gehörigen Arbeiten, unter welchen viele schöne Werke sind. Das Nemliche ist auch bei den Büchern der Fall. Man pflegt die Alten immer classicos zu nennen, was falsch ist. Classici sind Meister im Vortrage. Auch diejenigen, die es nicht sind, müssen uns interessiren. Die

2te ist eben so nothwendig, doch von der Art, dass sie nicht verallgemeinert werden muss. Diese Werke sind schöne oder classische Kunstwerke. Der Ausdruck: Kunstwerke geht auch auf die litterarischen. Die Werke des Alterthums lassen sich auch als classische betrachten und von der Seite dienen sie zur Bildung des Geschmacks und aller feinern Empfindungen. Wir haben hiernach Produkte der Kunst; an diesen können wir uns ergötzen, können Genuss an ihrem Anblick haben und dieser Genuss veredelt unsere Empfindungen. Dass unter diesen letzteren Werken Grade statt finden, gehört nicht hieher. Hieher gehören Trauerspiele des Euripides, Reden des Demosthenes und Horazens sämmtliche Werke. Von Kunstwerken gehören hieher eine ganze Reihe. Viele Trümmer von Gebäuden würden uns als solche schöne, classische Werke interessiren. Wir ergötzen uns an ihrer Beschauung. Hier muss man den liberalen menschlichen Gesichtspunkt festsetzen, dass man nicht frägt: wie viele wichtige Sachen lernen wir aus einem solchen Werke? — sondern: wie hoch hat der Künstler seine Kunst getrieben, wie rührt er unser Herz, wie verfeinert er unsere Empfindung? An Gedichten, wobei sich berechnen lässt, was man daraus lernen kann, wird ausserordentlich wenig seyn. — Alle diese schönen Werke sind wahre Monumente; weniger aber kommt bei ihnen in Betrachtung, wie viel wir daraus lernen. Was ein Denkmal der alten Sitten ist, ist nicht allemal ein schönes. Diese Betrachtungen müssen zum Grunde liegen, wenn man sich allgemeine Ideen verschaffen will.

Sind denn aber unter den Kunstwerken so viele, dass man ein Studium auf sie wenden kann? Der Zufall hat hier gewaltig viel Schaden gethan; denn eine Menge Sachen ist zertrümmert worden, vieles ist ganz dahin, manches gerieth unter die Erde, wo es lange Zeit lag, manches blieb auf der Oberfläche

stehen. Indessen war das erstaunlich wenig. Seit der Restauration der Wissenschaften legte man sich aufs Suchen und Graben und man hat mit gutem Erfolge ausgegraben. Unter den Sachen aber, die gefunden wurden, sind kaum zwei unter zwanzig, die schön sind. Wäre alles an einem Orte zusammen, so würde der Vorrath von grösserer Bedeutung erscheinen. Glücklicher Weise hat die Untersuchung noch nicht aufgehört, sondern wird fortgesetzt.

Was die litterarischen Werke betrifft, so hat bei ihnen nicht blos der Zufall geherrscht. Die Griechen hatten auch hierin einen glücklichen Blick. Da ihre Litteratur so reich wurde, so fielen die ersten critici darauf, eine bestimmte Auswahl von demjenigen zu machen, was unter dem Vielen das Beste sey, um die, welche es lesen wollten, auf den rechten Weg zu führen. Dies sollte jede Nation thun, wenn man nicht in der Wahl dessen, was man lesen will, verwirrt werden soll. Von diesen Canons oder Verzeichnissen ist das Beste, was man von *Ruhnken* hat in seiner Abhandlung: historia oratorum graecorum gegen das Ende vor seinem Rutilius Lupus. Sie waren so, dass von allen Gattungen die besten von den Kritikern waren ausgehoben worden. Um zu wissen, wieviel Kunst das kosten musste, eine kleine Auswahl von so vielen zu machen, so muss man bedenken, dass die Griechen von Tragödieen an 800 Stück hatten. In der Geschichtsschreibung herrschte ein solcher Ueberfluss, dass Plutarch einhundert erwähnt, welche die Schlacht bei Marathon beschrieben hatten. Die Alexandriner Aristophanes von Byzanz und Aristarchus setzten sechs bis neun in jeder Classe als die vollkommensten Muster fest; daher hört man oft von neun lyricis. So hat man in allen Gattungen eine bestimmte Anzahl. An das Urtheil dieser Kritiker hielt man sich und blieb dabei stehen. Dies beweist Quintilian in seinem 10ten Buche. Die Römer haben diese Autoren am meisten gelesen und abgeschrieben. Dies ging fort vom *Aristarch* bis ins 4te und 5te seculum. Daher trifft sich's, dass wir daraus die meisten und wichtigsten übrig haben, die für die besten anerkannt wurden. Der Bestimmung derselben haben wir es zu danken, dass wir noch so viele haben. Mit den Kunstwerken sind wir nicht so glücklich daran, weil die Vervielfältigung nicht möglich ist. Von den vollkommnen litterarischen Werken ist nur ein Viertheil übrig. Nun ist zu bemerken, dass unter den zwei Classen die schriftlichen den ersten Rang haben oder die vornehmsten sind, da sie die Mittel liefern, die übrigen zu verstehen und richtig zu beurtheilen. Man kann leicht denken, dass, wenn wir nicht so viele Schriften aus dem Alterthume hätten, auch die schönen Kunstwerke wenig Verständlichkeit haben würden. Ohne sie bliebe blos die Zeichnung übrig. Uebrigens kann jemand blos bei den schriftlichen Wer-

ken bleiben, und diese können ihm eine systematische Reihe von Kenntnissen verschaffen und zuweilen einige excursus in die zweite Classe zu machen erlauben, aber nicht umgekehrt. Die redenden Künste sind das, was am meisten zur Bildung beiträgt und nach ihnen die zeichnenden. Von ihnen muss die Alterthumskunde ausgehen. Wenn nun das als Zweck angenommen wird, dass wir aus den Wissenschaften den Zustand der alten Welt kennen lernen wollen, so frägt es sich: ist zu diesem Zwecke die Anzahl der Werke hinreichend? Hierauf müssen wir bemerken: im Ganzen ist soviel ausgemacht, dass wir überall alles als Trümmer eines schönen Gebäudes anzusehen haben. Vom Ganzen haben wir kaum den hundertsten Theil. Ausser den vielen Dichtern ist besonders viel von dem verloren, was zur Erläuterung derselben dient. So waren zur Erläuterung des Homer an zwölfhundert Schriften geschrieben, und jetzt haben wir kaum einen Folioband. Sieht man auf andere Schriftsteller, so darf man nur den alten Plinius in die Hand nehmen. Bei ihm kommen einige Hundert vor, deren Namen wir nur kennen. Es ist also im Grunde äusserst wenig, was wir haben. Wenn dies ist, so wird freilich manches, was den Zustand der alten Welt betrifft, weder bestimmt noch vollständig genug erkannt werden und wir werden manchen Wunsch behalten. Indessen ist dies der Fall bei aller Geschichte und auch bei andern Disciplinen. Um einigermassen nachzuhelfen, giebts Mittel, die man anwenden kann, um sich diese oder jene Lücke auszufüllen oder die alte Litteratur kann aus andern Wissenschaften dies und jenes ziehen. So lassen sich die Lücken ergänzen, welche die Nachrichten der Schriftsteller in gewissen Scienzen lassen. Ferner in geschichtlichen Untersuchungen der Völkerhistorie können wir anderer Nationen Litteratur zu Hülfe nehmen und sofern müssen orientalische Schriften benutzt werden. So dienen die hebräischen Urkunden oft als Hülfsmittel. Lange hat man's in der Chronologie drollig gemacht. Da ging das Volk Gottes immer voraus. Sobald wir solche Hülfsmittel haben, werden wir uns da zur höchsten Wahrscheinlichkeit helfen, wo wir nicht Gewissheit haben. Wer schlechterdings sich blos mit dem Ausgemachten begnügen will, muss bald stehen bleiben. Bei der Alterthumsgelehrsamkeit ist dies so häufig nicht. Manche Gegenstände, welche historischer Art sind, sind zur Gewissheit zu bringen. Verschiedenheit ist nur in der Art, aber nicht im Grade. Wenn bei den vielen Sachen eine Anzahl vorkommt, wo man sich mit Wahrscheinlichkeiten begnügen muss, so kann dies dem Gesichtspunkte dieser Wissenschaft nicht nachtheilig seyn. Neben diesem, der auf den Zustand der Nationen geht, hat man mehrere gehabt und besonders folgende drei, die ich beurtheilen will, wenn der unsrige fest bleiben soll.

Es ist natürlich, dass bei solchen Kenntnissen mancherlei Zwecke möglich sind und dass bald dieser, bald jener einen andern Gesichtspunkt haben kann. Nach den Zeitumständen haben sie sich abgeändert. Als man zuerst im 15ten seculo anfing, die Alten hervorzusuchen und die griechische Litteratur zur lebendigen machte, war der erste Gedanke: man suchte die Wissenschaften selbst aus den Alten zu lernen. Man zog aus ihnen philosophische, medicinische, juristische Kenntnisse. Dies ging im 15ten u. 16ten seculo weiter, so dass man auch die Künste der Alten nach ihren Kunstwerken nachbildete, und nun wurden Gebäude angelegt, Risse gemacht und die grössten Meister sind unmittelbar Schüler der Alten. Was den wissenschaftlichen Gesichtspunkt betrifft, so konnte man die Alten dazu brauchen. Ihre Ideen waren die ersten, die man zum Grunde legte. Nun kam in den Wissenschaften, die man die strengern nennt, eine Parthie zufällig gemachter Entdeckungen und Erfindungen hinzu; nach diesen machte man raschere Fortschritte in dergleichen Scienzen. Weiterhin ging man in der Philosophie einen eigenen Weg und es wurden die strengern Wissenschaften so erweitert, dass sie von den Neuern viel weiter gebracht sind. Hiernach kann dieser Gesichtspunkt nicht ein beständiger bleiben, denn er ist ein partieller. In Rücksicht auf wissenschaftliche Bildung können wir in den Alten keine Schule mehr finden, denn wir haben zu wenig von ihnen übrig und sind jetzt schon weiter. Dieser Gebrauch der Alten konnte nur statt finden zu einer Zeit, da man die Wissenschaften erst bildete. Aber ein zweiter Gesichtspunkt ist schon so, dass er länger dauernd und brauchbar erscheint. Es ist der, den man im 16ten seculo fasste. Nemlich, man wollte die Alten studiren, um ähnliche Werke hervorzubringen, im Styl eben so lateinisch schreiben, wie die Alten. Auf die Art musste man sich auf die Kunst des guten Ausdrucks legen oder die Eloquenz studiren. Aber nicht leicht war jemand, der es hätte übergetragen auf seine vaterländische Sprache. Man musste lateinisch schreiben in Poësie, wie in Prosa und Geschichte. Das war's, worauf man ausging. Und so machten es alle Künstler. Sie arbeiteten den Alten ganz nach, da sie Werke fanden, welche nachgeahmt werden konnten. Dieser Gesichtspunkt könnte jetzt ein solcher seyn, dass er zum Grunde gelegt würde. Allein die jetzigen Sprachen haben sich so ausgebildet und haben einen so reichen Stoff, dass sie Ausbildung verdienen. In ausgestorbenen können wir uns nicht so ausdrücken und nicht ein solches Publicum für sie bekommen. Auch können wir nur das Vollkommene derselben nachahmen. Uebrigens kann jemand recht gut schreiben und ist doch nur mit einem kleinen Theil des Alterthums bekannt. Dieser Gesichtspunkt bleibt ein specieller und zu eingeschränkter. Aus dem Grunde, weil dies eine Kunst ist, welche durch eigne Fertig-

keit erlernt werden kann, gehört sie nicht in diese Doctrin. Doch dieser Gesichtspunkt ist noch besser, als der dritte, welcher der miserabelste ist. Man nahm nemlich an, dass diese Kenntnisse Vorkenntnisse zu dieser oder jener Hauptwissenschaft wären, zur Theologie, Jurisprudenz und Medicin, folglich bei allen, wo historische Kenntnisse nöthig sind. Allein dieser Absicht wegen wird man nicht diese Kenntnisse erlernen. Die alte Litteratur enthält doch mehr, als dass sie ancilla einer andern Wissenschaft seyn sollte. Das kann man zugeben, dass die philologischen Wissenschaften die Fackel voraustragen müssen; denn da, wo historische Kenntnisse nöthig sind, muss man von den Alten ausgehen.

4.

Umfang und Eintheilung der Alterthumswissenschaft.

Hinsichtlich der Uebersicht, Bestimmung und Anordnung aller der einzelnen Theile, in welche die Alterthumskunde zerfällt, müssen wir von der obersten Idee, als der leitenden, ausgehen. Diese ist: wir wollen den Zustand der Menschheit im Alterthume kennen lernen durch die Kenntnisse, die wir aus den Alten ziehen. Wie viele einzelne Kenntnisse zusammenkommen müssen, um den Zustand eines Volks kennen zu lernen, kann man sich leicht denken; es muss eine ganze Parthie seyn, denn der Ausdruck Zustand umfasst viel öffentliche und Privat-Gegenstände und da müssen viele Materien seyn. Diese erfordern, in Disciplinen abgesondert zu werden. Es sind dergleichen zwar mehrere nach und nach gemacht; allein man muss thun, als wenn man von vorne anfangen wollte und fragen: wie lässt sich das Alles zusammenstellen? Hier aber äussert sich eine bedeutende Schwierigkeit. Es findet sich nemlich bei vielen Werken, die schöne, classische Werke sind, dass der Genuss ihrer Schönheit das Wichtigste ist, und da ist an Herausziehen gewisser Ideen zur Kenntniss des Zustandes der Alten nicht zu denken. Wir können indessen eine andere Vorstellung fassen nach der Classe von Werken des Alterthums, die wir zum Hauptfache machen. Wollen wir etwas Gründliches in allen den Gegenständen leisten, so wird es das Erste seyn, dass wir die Sprachen der Völker richtig verstehen lernen; zunächst, dass wir ihre Schriften richtig auslegen und erklären können, und dass wir nichts von diesen Schriften für ächt halten, was es nicht ist, oder uns von Verfälschungen anderer Art täuschen lassen, weil sie uns sonst nicht als Zeugnisse nützlich seyn können. Von dergleichen Sachen muss alles ausgehen, obgleich man nicht sagen kann, dass hierin der letzte Zweck des Ganzen wäre. Daher mache ich drei Doctrinen zur Grundlage des Ganzen. Dies sind:

a) die gelehrte oder gründliche *Sprachlehre* oder *Grammatik*, und zwar die der Griechen und die der Lateiner,
b) die *Hermeneutik*,
c) die *philologische Kritik*.

Zunächst folgen diejenigen Disciplinen, die eigentlich dasjenige enthalten, was aus den Autoren geschöpft werden kann, sofern sich der Gewinn absondern und classificiren lässt. Hier ist

die erste die *Geographie der alten Welt*,

die zweite die *politische Geschichte des Alterthums*, nebst der *Chronologie*,

die dritte die *Alterthümer* und zwar die griechischen und römischen,

die vierte die *Mythologie der alten Völker* überhaupt,

die fünfte die *Geschichte der Litteratur* und zwar der *griechischen* und *römischen*.

Hier wird nun Rücksicht genommen auf die Schriftsteller und die Werke, als Werke, als Denkmäler und Ueberbleibsel aus dem Alterthum. Dann folgt

die sechste die *Geschichte der Wissenschaften und Künste*, der redenden. Hier wird auf die contenta in jenen Büchern Rücksicht genommen, wie die verschiedenen Wissenschaften angebaut worden sind.

die siebente die *Geschichte der alten Kunstwerke* oder *Einleitung in die sogenannte Antike*, wo noch besondere Theile sind. Zuletzt folgt:

die *Geschichte des ganzen Faches der alten Litteratur*, nebst *Notizen über die Kenner* desselben.

Diese letztern Zweige des Ganzen machen die Hauptsache aus, die drei ersten eröffnen den Zugang zu derselben. Dies führt uns auf folgende Classification der einzelnen Theile.

A.

Fundamentaltheile der Alterthumswissenschaft.

a.

Grammatik oder das Sprachstudium.

Was die Grammatik betrifft, so ist hierunter nicht die gemeine Einleitung in die Sprache gemeint, die auf verschiedene Art geschehen kann. Das wäre Trivialgrammatik, d. h. eine solche, womit man sich einleitet. Hier ist diejenige gemeint, wo zugleich die Gründe der Sprachregeln untersucht werden und der Gebrauch der Schriftsteller selbst kritisch erwiesen wird, wo er zweifelhaft ist. Daran ist anfangs nicht zu denken, wenn man die Sprache lernt. Damit Gründlichkeit entstehen könne, muss eine Uebersicht von dem gegeben werden, was zu der Sprache wesentlich gehört. Es muss also beim

grammatischen Studium eine philosophische Theorie vorausgehen, weil man viele Grundbegriffe daraus nehmen kann. Diese nennt man die *philosophische* oder *allgemeine Grammatik*, d. h. die Wissenschaft der allgemeinen Grundsätze und Regeln, worauf die menschlichen Sprachen gebaut sind. Hier können wir uns aber nur auf eine Uebersicht einlassen, welche präparirt zum Verständniss der griechischen und lateinischen; denn zur Erklärung derselben gehören allgemeine Kenntnisse, die man sich tief einprägen muss. Das Schwatzen über eine Stelle ist weiter nichts als Unentschlossenheit, die sich blos als Unwissenheit, manchmal als Bescheidenheit zeigt. Da ist nöthig eine philosophische Wissenschaft, welche die Basis aller Erklärungskunst ist. Die *griechische Grammatik* ist die Wissenschaft der Regeln, nach welchen sich die griechische Sprache gerichtet hat. Es kommt hier darauf an, die Sprache durch alle Zeiten kennen zu lernen und sofern, weil man auch die Verschiedenheit der Zeiten mit in Anschlag bringen muss, ist diese Grammatik etwas Historisches. Die *lateinische Grammatik* ist die Wissenschaft der Regeln, nach welchen sich die lateinische Sprache gerichtet hat. Ihre Erläuterung muss aus der griechischen gezogen werden, denn aus dem Griechischen kommen die Gründe im Lateinischen am meisten.

Dass diese drei grammatischen Disciplinen den unentbehrlichsten Theil ausmachen, erhellt aus Folgendem. Wollen wir die Schriften des Alterthums zu historischen Zwecken gebrauchen, so ist nothwendig, dass wir sie richtig, d. h. ganz in ihrem Geiste verstehen müssen. Völlig richtig aber können wir sie nicht verstehen, wenn wir nicht gründlich verfahren, d. h. nach strengen Lehren. Auch durch die bestmöglichste Uebersetzung ist's nicht möglich, die Alten gründlich zu verstehen; denn sie geben dem Originale eine andere Gestalt. Hiezu kommt noch eine Betrachtung, wodurch die falsche Vorstellnng abgewehrt wird, als wenn die alten Sprachen nur Instrumente wären. Diese Sprachen aber gehören als ein Theil zur Kenntniss des Alterthums.

b.
Hermeneutik.

Die *Hermeneutik* oder die *Auslegungskunst* fasst alle Theile in sich, welche die Erklärung überhaupt und insonderheit die der griechischen und römischen Schriften enthält. Sie ist die Wissenschaft von den Regeln, aus denen die Bedeutung der Zeichen erkannt wird. Sie untersucht nemlich die Beschaffenheit der Zeichen, welche erklärbar sind. Sie ist verschieden nach den verschiedenen Classen der Autoren. So giebts Hermeneutiken der Dichter, der Geschichtschreiber u. s. w. Sie

muss nur durch Praxis studirt werden und darum ist's am besten sie als Kunst zu treiben.

c.

Die Kritik.

Die *Kritik* enthält die Regeln, nach welchen man die Aechtheit und das Alter der Werke des Alterthums erforscht, die Richtigkeit des Textes sowohl im Ganzen, als in den einzelnen Theilen beurtheilt und, wo möglich, sie wiederherstellt. Sie pflegt in die *höhere* und *niedere* eingetheilt zu werden. Jene heisst auch die *historische*, diese die *philosophische*. Man muss aber vielmehr das ganze Studium ein philosophisches nennen. Zu der niedern rechnet man die Sprachkenntnisse, woraus der Name der niedern, wiewol mit Unrecht, entstand. Denn das Genie, das sich bei diesen Untersuchungen zeigt, ist oft grösser, als bei historischen Untersuchungen. Kein Mensch kann diese Kunst treiben, ohne mit der Sprache recht bekannt zu seyn. Doch darf nicht jeder, der Alterthumswissenschaft studirt, philologischer Kritiker seyn.

Vor diese beiden letztern Zweige lässt sich der Deutlichkeit wegen *philologisch* davor setzen; denn Hermeneutik und Kritik sind allgemein und philosophisch. Die philologische Hermeneutik nemlich lehrt die Regeln, die auf richtige Erklärung des Schriftstellers gehen oder die Grundsätze, wie die Gedanken des Schriftstellers, wie er sie hatte und in welcher Verbindung, aus seinen Worten zu entwickeln und wie sie auf gelehrte Weise, d. h. nach Gründen zu beweisen sind. Ehe man nicht die Sprachregeln kennt, kann man nicht an diese Kunst denken. Jenen aber liegt die Kritik zum Grunde; ohne sie ist keine gelehrte Grammatik möglich; darum muss sie die Basis seyn. Kommt es darauf an, ächt lateinisch zu schreiben, so ist es natürlich, dass vorher ausgemacht ist, was ächt und unächt ist. Denn mancher Ausdruck kann kritisch falsch seyn und dann können wir ihn nicht als lateinisch anerkennen. Doch hier bekümmern wir uns nicht mit der Ordnung dieses Studiums, sondern bei dieser Stellung frägt sich's, wonach wir uns richten wollen.

B.

Haupttheile der Alterthumswissenschaft.

a.

Die Geographie.

Unter Geographie wird nicht blos die Beschreibung einzelner Länder gemeint, sondern die der ganzen alten Welt, die wieder etwas Historisches ist, da wir die verschiedenen secula

des Alterthums durchlaufen müssen und zeigen, wie sich nach und nach Manches verändert hat. Denn wir wollen den Schauplatz der alten Nationen durch die Zeiträume kennen lernen, so weit unsere Schriften reichen, insonderheit den Schauplatz der grössten Völker und der merkwürdigsten Ereignisse. Gewöhnlich theilt man die Geographie in die alte, mittlere und neue. Dies ist aber nur für Kinder. Die alte hat so viele Perioden, als sich Nachrichten von Veränderungen finden.

b.
Die politische Geschichte.

Sie unterscheidet sich von den Alterthümern dadurch, dass sie fortgehende Begebenheiten der Menschen oder Völker, das Fach der Alterthümer aber blos den Zustand und die Verfassung angiebt. In der politischen Geschichte finden wir die Erzählungen von den Begebenheiten und Schicksalen der alten Völker und Staaten, und zwar vorzüglich der Griechen und Römer. Ausser ihnen die der übrigen alten Völker, von denen uns Griechen und Römer Nachrichten gegeben. Hier wird erzählt, wie die Völkerschaften entstanden und sich gebildet. Die alte Geschichte wird fortgeführt bis auf die Zeit der Völkerwanderung. Natürlich hat sie ihr verschiedenes Fachwerk, wie die Geographie, nach den Völkerschaften. Nicht blos die bürgerliche Geschichte der Nationen als grosser Menschenmassen kommt hier in Betrachtung, sondern auch vorzüglich die Geschichte der wichtigsten Erfindungen, wodurch sie interessant wird. Anhangsweise muss von der *Chronologie* die Rede seyn, weil sie eine Hülfswissenschaft von ihr ist. Sie ist eine Theorie von der Zeitrechnung, in der die Gründe von den Zahlen, die man bei Begebenheiten setzt, vorkommen müssen.

c.
Alterthümer.

Sie enthalten alles das, was sich auf den eine längere Zeit dauernden Zustand bezieht, auf die Verfassung und Sitten der Griechen und Römer. Dieses Fach muss also historisch behandelt und es muss auf die verschiedenen Zeiten Rücksicht genommen werden. Das, was man dazu rechnet, betrifft den politischen, militärischen, religiösen und häuslichen oder bürgerlichen Zustand. Es werden in denselben beschrieben allerlei Einrichtungen, militärische Anordnungen, religiöse Ceremonien, Lebensart, Sitten und Gebräuche der Griechen und Römer.

d.
Mythologie.

Sie wird als ein abgesonderter Theil von der Alterthumswissenschaft angesehen. Sie betrifft einen wissenswürdigen

Theil von der Denkungsart ungebildeter, oder halbcultivirter Völker und die ursprünglichen Vorstellungen derselben von Gott, Natur, Welt und den Dingen, woran sich der menschliche Verstand übte, ehe er sich zur Philosophie ausbildete, nebst einer grossen Menge von Dichtungen, welche die Einbildungskraft hervorbrachte. Jede Nation, die sich cultivirt hat, hat eine gewisse Mythologie gehabt. Bei den Griechen nahmen die alten Sagen und wissenschaftlichen Ideen einen eigenen Gang. Sie wurden frühzeitig von Sängern theils geschaffen, theils ausgebildet zum Behuf ihrer Werke. Spätere Künstler trugen sie in ihre Kunstwerke über. So dringt die Mythologie von selbst in die spätern Zeiten wissenschaftlicher Cultur. Sie flicht sich durch die spätere Gelehrsamkeit noch immer so durch, dass sie auch dem nicht entbehrlich ist, der die spätern Werke lesen will. Der Zweck der Mythologie geht eigentlich darauf, Kenntnisse von der Denkart alter, wenig cultivirter, auf der ersten Stufe der Bildung stehender Völker zu erlangen. Von dieser Seite wird uns durch die Mythologie der Wunsch befriedigt, die Nationen in ihrem Kinderalter kennen zu lernen. Auch ist sie bei den Griechen wichtig in Ansehung der Geschichte, da die älteste Geschichte der Völker immer mythisch ist. Die alte Heroëngeschichte ist ein Theil der Mythologie. Ihre Gränzen sind schwer festzusetzen, weil die Fortschritte so gehen, dass man nicht sagen kann: hier fängt ein neuer Abschnitt an. Nur im Ganzen kann man sagen, dass die Mythologie da aufhörte, als die Prosa anfing. Doch hat man auch nachher im Geiste der Mythologie fortgedichtet. Will man in die Mythologie der Griechen etwas tiefer eindringen, so muss man sich einige allgemeine Hauptgrundsätze derselben zu erwerben suchen. Dies ist eine noch ganz ungebildete Wissenschaft. Nächst der allgemeinen Mythologie kommt die Griechische, dann die Römische. Die Römer haben keine eigene Originalmythologie. Sie erhielten die ihrige durch die übrigen italischen Völker. Römische Mythologie ist also eine Beute verschiedener Gegenden und Völkerschaften.

e.
Geschichte der Litteratur.

Sie giebt Nachrichten von den Schicksalen der Schriftsteller bei Griechen und Römern und ihren Werken und bemerkt, in welcher Gestalt letztere zu uns gekommen und welche Hülfsmittel wir haben, sie zu brauchen. Ein Hapttheil derselben ist *Biographie*. Nächst dieser sind die litterarischen Nachrichten über die Werke, als continentia, d. h. ihrer Beschaffenheit nach als Bücher, das Wichtigste. Unter dem Namen *Litteratur* versteht man oft die Schriften, die von einer Nation da sind, welche die Römer litterae nennen. Wenn wir dieses Wort so brau-

chen, so reden wir von einer historischen etc. Litteratur. Dann werden aber auch die Wissenschaften Litteratur genannt, die in den Schriften abgehandelt werden. Hier braucht man aber lieber den Ausdruck: die Geschichte dieser oder jener Wissenschaft. Jede Geschichte von einer Wissenschaft hat wieder eine Litteratur, Bücher- und Schriftstellerkunde. Es gehört dazu Kenntniss der Geschichte, wie diese Bücher weiter behandelt, wie sie sich erhalten und wie sie in Hinsicht auf Text und Sinn erklärt worden sind. — Diese Hauptdisciplin ist eine doppelte, nemlich Geschichte der griechischen und römischen Litteratur. Durch sie lernen wir alle vorzüglichen Schriftsteller kennen und daraus den litterarischen Zustand der Nation. Hier müssen alle charakteristischen Bücher aufgezählt werden, sowohl die, welche noch da sind, als auch die verlorenen. Daher muss selbst mehreres aus der Cultur der alten Völker hier angebracht werden, was den Anfang und Fortgang der Schriftstellerei betrifft. In diesem Theile kann nur wenig die Rede seyn von dem Fortgange jeder Wissenschaft und Kunst. Dies muss bei jedem Theile dieser Wissenschaft besonders abgehandelt werden.

f.

Geschichte der wissenschaftlichen und artistischen Bildung des Alterthums.

In dieser müssen Wissenschaften und Künste nach ihrem Ursprunge und Fortgange und nach den Schicksalen, die sie gehabt haben, durchgegangen werden. Wollte man die Gränzen so weit stecken, als es die Sache erfordert, so müsste hier alles vorkommen, was zur wissenschaftlichen, artistischen und zur Handwerksgeschichte gehört. Jene Kenntniss des Alterthums hat ihre eigene Geschichte. Hieher gehören nur die Wissenschaften und Künste, die mit der Humanität am meisten zusammenhängen. Insonderheit hat man es hier mit den redenden Künsten, mehr noch als mit den Wissenschaften zu thun, weil die Künste, welche die Rede gebrauchten, am meisten gebildet erscheinen. Vorzüglich gehört hieher die Geschichte der Beredtsamkeit und der Poësie. Diese Branchen sind die wichtigsten. Alsdann muss man den Ursprung, Fortgang und den Verfall der wissenschaftlichen Kenntnisse kennen lernen. Es giebt hier so viele Branchen, als es von den Alten bearbeitete Wissenschaften giebt. Die Notiz hievon ist nicht eine Sache, welche die Neugierde befriedigt, sondern nöthig um die Schriftsteller zu verstehen, wie z. B. den Plutarch. Doch nicht nur insofern ist diese Kenntniss nothwendig, sondern überhaupt als ein Theil der Geschichte der Entwickelung des menschlichen Verstandes. Diese Geschichte betrifft die contenta und ihr liegen die litterarischen Werke zum Grunde; daher die Kenntniss derselben

dieser Geschichte vorausgehen muss; denn es wäre eine verkehrte Idee, sich mit den Verdiensten der Alten bekannt zu machen, ehe man die Quellen kennt.

g.
Geschichte der Kunst.

Die Kunstarbeiten, aus denen allerlei gezogen werden muss für die Alterthümer und alte Geschichte, wobei sie uns die Fackel vorgetragen haben, sind der andere Theil von Werken. Diese sind Werke der schönen, bildenden Künste und Werke der mechanischen Künste. Beiderlei Werke hatte man ehedem untereinander geworfen, wodurch ein Mischmasch entstand und kein homogenes Ganze. Ein alter französischer Antiquar *Spon*, der ein Buch geschrieben: miscellanea eruditae antiquitatis, machte folgende acht Classen, um alles zusammenzufassen:

1) *Numismatographie* d. i. Kenntniss der Münzen.
2) *Epigrammatographie* oder *Epigraphik* d. i. die Lehre von den Inschriften.
3) *Architektonographie* d. i. die Grundsätze der alten Künstler in der Baukunst.
4) *Ikonographie* d. i. die Lehre von Statuen und Gemälden.
5) *Glyptographie* d. i. die Lehre von den Kunstwerken, in denen vertieftes Bildwerk ist.
6) *Toreumatographie* d. i. die Lehre von den Kunstwerken in erhabener Arbeit.
7) *Bibliographie* d. i. die Lehre von den Handschriften.
8) *Angeiographie* d. i. die Lehre von den Vasen des Alterthums.

Gewisse Sachen sind von der Art, dass man sie kaum zur schönen Kunst rechnen kann. Doch kann mit mehr Recht der Haufe Münzen zur schönen Kunst gerechnet werden. Auch das ist zur schönen Kunst zu rechnen, was wir von Vasen haben, weil die Alten keine eckigte, alberne Formen hatten und weil sie mit schönen Gemälden versehen waren.

Diese Sachen nannte man *Archäographie*, nachher *Archäologie*. Allein dieser Ausdruck ist nach seinem eigentlichen Ursprunge viel zu weitläuftig, denn so könnte man die ganze Alterthumskunde nennen; auch ist er zu schwankend, denn er bezeichnet Erzählung von alten Dingen. So könnten auch die Antiquitäten heissen, wie sie bei den Griechen hiessen. Auch von der Geschichte braucht man diesen Ausdruck. In dem Sinne, dass dieser Ausdruck eine Reihe von Kenntnissen, welche die Kunstwerke betreffen, anzeigt, hat ihn *Ernesti* in seiner archaeologia litteraria gebraucht. Besonders wird dieser Ausdruck dadurch noch unbrauchbarer, dass er leidet, dass man

ungleichartige Dinge untereinanderwirft. Daher sind einige auf den Gedanken gefallen, das Schöne abzusondern und es *Studium der Antike* zu nennen. Das ist wohl gut, allein es herrscht die Idee, dass uns das Uebrige nicht so sehr interessire. Folglich müssen wir eine Unterscheidung machen von demjenigen, was zur schönen Kunst gehört. Besser heisst es: die *Lehre von den Kunstwerken des Alterthums.* Zunächst müsste ein besonderes Fach für die zweite Classe, nemlich für die mechanischen Kunstarbeiten gemacht werden, weil vieles ist unter denselben, das wichtig ist und richtige Begriffe bei diesem Studium giebt. Dahin gehören die Vasen, die MSS. Ich sondere hier Epigraphik und Numismatik ab, denn diese gehören zu den gemeinen Kunstarbeiten. Jene ist die Lehre von den alten Inscriptionen und die andere die Münzwissenschaft. Dieses kleine Theilchen ist von *Ekhel* in acht Bänden in 4. bearbeitet, das blos compendium, blos Uebersicht ist. — Dies ist aber noch nicht genug. Zur Lehre von den schönen Kunstwerken gehören noch ein paar besondere Doctrinen, ohne welche man die Kunstwerke nicht studiren kann; nemlich eine *Künstlerkritik*, das Aechte vom Unächten zu unterscheiden. Ferner muss man die Zeit zu finden wissen, woher die Werke sind und man muss Regeln und Grundsätze zur richtigen Erklärung derselben inne haben. Nimmt man dies zusammen, so sieht man, dass dieser Theil sehr bedeutend ist. Durch *Winkelmann* ist er der Bearbeitung näher gebracht. Hier fällt man nur in den Fehler, dass man vieles auf gut Glück annimmt. Da dieses Fach viele Kosten erfordert, so kann es nur für Wenige seyn und muss denen überlassen werden, welche eine besondere Neigung dazu haben, oder die das ganze Fach umfassen wollen.

h.
Litterärgeschichte der Alterthumswissenschaft.

Sie liefert eine Uebersicht der Bearbeitung dieses Fachs von der Zeit an, da das Alterthum aufgehört hat, vorzüglich seit der Restauration der Wissenschaften. Sie kann auf Biographie oder kurze litterarische Notizen gehen, kann aber auch pragmatisch seyn, wie man alte Litteratur von jeher behandelt hat. Dies könnte ein sehr interessanter Theil werden, wenn man die Charaktere der alten Schriftsteller genau verfolgte und ihre Eigenheiten vorzüglich studirte. Man könnte bei weiterer Bearbeitung dieses Studiums daraus lernen, wie man die guten Muster bei verschiedenen neuen Nationen in *einen Charakter* vereinigen könnte. Doch kann man diese pragmatische Untersuchung nicht eher anfangen, als bis man sie historisch-biographisch angestellt hat. Der Zweck dieser ganzen Uebersicht ist, dass bei jedem Theile angezeigt werde, was vorzüglich dazu

gehört. Dann muss Bücherkenntniss gegeben werden. Zu dieser encyclopädisch-litterarischen Uebersicht muss auch das angefügt werden, was die Methode theils dieses Fach zu studiren, theils es zu lehren, betrifft.

5.

Werth des Studiums der Alterthumswissenschaft.

Es frägt sich: welche Vortheile gewährt das Studium der Alterthumswissenschaft? Es muss daher die Rede davon seyn, wie alle die verschiedenen Disciplinen, die in einander greifen und sich auf mannichfache Art unterstützen, am Ende gewisse Vortheile gewähren. Die Zahl derselben, welche uns dieses Studium zur Ausbildung nicht blos des Verstandes, sondern aller Seelenkräfte giebt, ist gross. Der Hauptzweck des Ganzen ist Kenntniss vom Zustande des Alterthums, so vollständig, als möglich. Um sie zu erlangen, müssen die alten Werke gebraucht werden; sie führen uns auf ein Ziel, das wünschenswerth ist. Aber auch das Mittel, durch welches dasselbe erreicht wird, die Erklärungskunst, bildet uns, wie die Kritik, am meisten aus. Denn die Art und Weise, wie die Seelenkräfte bei Erklärung der Autoren arbeiten, kommt mit in Anschlag. Was den Genuss der schönen Werke betrifft, so werden wieder andere Seelenkräfte ausgebildet, insonderheit die Phantasie, die gewöhnlich vernachlässigt wird — ein Fehler der Erziehung; denn man hat entweder gar keine oder eine zerrüttete. Das Gedächtniss, die Basis von allen, wird beim Lernen der alten Sprachen vorzüglich beschäftigt. Nächst diesem die Urtheilskraft beim Verstehenlernen einer fremden Sprache, beim Erklären. Der Verstand muss philosophisch verfahren und sich von Allem die Gründe aufsuchen.

Einzelne Punkte, die zusammen den Werth der ganzen Wissenschaft bestimmen.

1) Die Kenntniss fremder Nationen überhaupt ist als ein Theil der Geschichte der Menschheit jedem gebildeten Menschen wichtig, um seine eigene Gattung tiefer und vollständiger kennen zu lernen. Wenn Menschenkenntniss das höchste ist, so muss Kenntniss der Nationen äusserst wichtig seyn. Ein anderer Gesichtspunkt, den man hat, ist ein blos finanzmässiger. Man frägt: stehen wir in commerce mit ihnen? Hier kann nicht die Frage seyn, ob die Alten uns wichtig sind, weil wir in keiner Verbindung mit ihnen stehen. Da Liberalität der Gesichtspunkt ist, so werden sie als gebildete Nationen vorzüglich wichtig seyn. Diese Kenntniss lehrt uns die Anlagen der Natur kennen, die vielen Seiten derselben, statt dass man gewohnt

ist, den Menschen nur immer einseitig zu betrachten. Hierdurch wird uns zu unserer eigenen Vervollkommnung ein treffliches Hülfsmittel verschafft. Was die cultivirten Völker betrifft, so machen sie die höchsten Ansprüche auf unsere Kenntniss. Die uncultivirten sind sich meist ganz ähnlich; ganz anders ist es bei ausgebildeten, wo eine grosse Diversität ist. Sie mögen durch Ort oder Zeit getrennt seyn, so macht das keinen Unterschied. Hier ist von Menschenkenntniss die Rede. Wir wollen die menschliche Natur kennen lernen. Unter den aufgeklärten Völkern aber ist ein Unterschied. Wir müssen mehr sehen auf die *originalen* d. h. solche, die selbst ihre Cultur geschaffen, als auf die, welche sie von andern angenommen haben. Ein dergleichen Volk waren die Griechen. Viele secula hindurch hatten sie die gemeine bürgerliche Cultur, ehe sie sich nach und nach zur gelehrten Ausbildung fortarbeiteten. Hätten sie letztere durch ein asiatisches Volk erlangt, so würden wir sie früher bei ihnen antreffen. Wenn eine Nation hierin original ist und Cultur sich selbst schafft, so ist in der Sprache eine solche Bedeutsamkeit, dass man vermittelst derselben im eigenen Denken leichter und glücklicher fortschreiten lernt. Und so finden wir die Sprache der Griechen. Bei ihr erscheint nichts Entlehntes, obgleich die ersten Stämme auswärtige waren. Aber die Fortbildung ist so homogen, dass man sieht, sie ist das Werk eines sich selbst bildenden Volkes. Die Bedeutsamkeit liegt darin, dass man von den sinnlichen zu intellektuellen Ideen fortgeschritten ist, dass die Derivation klar und auffallend ist, nicht wie in den Sprachen, die sich durch fremde bereichert, wo man den Grund der Sprache in fremden suchen muss. Im Griechischen sehen wir, wie sich die Bedeutungen der Worte selbst entwickeln. Ferner wirkt die Originalität, dass die Cultur ein treuer Abdruck ihres Geistes und Charakters wird. Die Werke der Beredtsamkeit und Poësie zeigen sich als einheimisch und keine Ideen, die ausländisch wären, wie die neuere Litteratur ist. Daher kann man in keinem neuern Stylisten fortkommen, ohne etwas vom Alterthume zu wissen. So haben die Griechen die schönen Formen aufgegriffen, ohne etwas Fremdes hinzuzunehmen. Daher tragen ihre Werke das Gepräge ihres Geistes. Verfolgt man dies historisch, so sieht man, wie der Grieche aus der ersten Cultur in die halbe fortgeht. In dieser bildet er seine Poësie aus, die mehr Gesang als Machwerk ist, schreitet mit der feinsten Reizbarkeit des Geschmacks fort; selbst in der Sprache, die alte Formen wegwirft, so dass man erstaunen muss. Dies zeichnet den Griechen am meisten aus. So gehen diese Stufen weiter, bis die philosophische anfängt, die sich mit Aristoteles schliesst. Seit ihm fing Gelehrsamkeit an. Bis hieher hatten die Griechen gespielt. So lange geht alles ganz natürlich. Es wird kein Schritt beschleunigt,

auch werden sie nicht aufgehalten, so dass, wenn man ihre Litteratur studirt, man ihren Charakter kennen lernen kann. Schon daraus, dass sie verschiedene Regierungsformen hatten, musste Mannichfaltigkeit der Sprachformen entstehen. Jede Gegend in Griechenland hat ihr Eigenes im Geschmack, weil jede sich eigen politisch-gebildet. Das fällt weg, wenn schon ein Gesichtspunkt gefasst ist. Es ist höchst wichtig, uns mit einem oder dem andern Volke vertraut zu machen, wo wir die Schritte der Cultur historisch verfolgen können. Dazu ist kein einziges neueres Volk dienlich. In der Hinsicht, weil hier zu viel Conformität ist, und weil die Neuern noch nicht ihren Lauf vollendet haben, können wir kein neueres Volk dazu brauchen. Unsere Cultur hat auch einen ganz andern Gang genommen, als die griechische. Bürgerliche Unordnungen thun keinen Eintrag in ihrer Geistesbildung. Nehmen wir den langen Zeitraum, in dem sie sich gebildet, so kann keine andere Nation darauf Anspruch machen, historisch den originalen Gang ihrer Cultur von ihrer Blüthe bis zu ihrem Verfalle zu verfolgen. Die Art und Weise, wie sich der griechische Charakter bildete, hing von einer Menge Umständen ab, die heute wegfallen. Die ganze Denk- und Empfindungsweise modificirte sich unter freien Regierungsformen und unter Religionsideen, die nie aufgedrungen wurden und die verschieden waren nach den gebildetesten Köpfen. Hiezu kamen auch Localumstände. Die Regierungsform betreffend, so waren die Griechen Republikaner, — eine Regierungsform, die für Ausbildung der Cultur und Humanität günstig ist. Dies war eine Verfassung, die nie wiedergekommen ist in der Welt und nur wiederkommen kann in kleinen Republiken. Respublica lief darauf hinaus, dass jeder frei Rath geben, jeder sprechen konnte. Das konnte nur in kleinen oder Mittelstaaten und in einer Republik wie Rom seyn. In solchen muss der Mensch sich früh bilden, weil dort die Kunst zu reden ist, und von der Kunst zu reden geht alle Bildung aus, alle Wärme der Empfindung. Das Bekümmern um alle mögliche interessante Dinge, was für jeden Pflicht war, musste eine Ausbildung geben, wie sie späterhin nicht möglich ist. Moralisch gabs manche Mängel in diesen Staaten und sie brachten den einzelnen Menschen unendlich viel Unruhe und Kummer. Allein davon darf die Rede nicht seyn, wenn wir von der Geistesbildung sprechen. Vor den Griechen sehen wir keine einzige Nation und neben ihnen keine orientalische, die Beredtsamkeit hätte, was daher kam, dass sie nicht reden durften über die wichtigsten Gegenstände. Dies ist auch der Grund bei den orientalischen Völkern, dass, weil sie nicht gesprochen, sie auch keine Prosa haben; sie sind nie zu der glücklichen Verbindung der Sätze eines periodus gekommen, worin die Kunst zu schreiben liegt. Wie die Thätigkeit, Munterkeit und Neu-

gierde die Menschen witzigen musste und ihnen richtige Urtheile beibrachte, fällt jedem in die Augen. Was die Religion derselben betrifft, so muss man nicht die Mythologie dafür ansehen und so was zum Verbinder zum Glauben machen. Dies ging auch nicht, denn die religiösen Ideen sind so divers und es war keine Eintrachtsformel. In jedem Zeitalter ging man weiter, und wenn sie Künstler beibehielten, so war's Schmuck der Phantasie. Ihre Religion bestand in ritibus, wie die jüdische Religion. Hin und wieder findet man Fälle, dass einzelne Personen wegen religiöser Ideen verfolgt wurden; allein das ist allemal Volkscabale, die auch aus etwas Anderm entstehen konnte. Wenn die Ceremonieen anders behandelt und verspottet wurden, so war das etwas Anderes und es wurde als ein Eingriff in den Staat angesehen. Von dieser Seite zeigt es sich, dass der Grieche sich für sich und eigen ausgebildet habe. Der Römer ist nicht so original, weil er die Griechen beständig zum Muster gehabt. Aber die Art, wie er zu Werke gegangen, ist original, so dass in manchen Fällen die Römer den ersten Schritt gethan. Was ihren moralischen Charakter betrifft, so zeigt er sich so, dass wir in ihnen in Rechtschaffenheit und Tugend strenge und am Besten des Staats unzertrennlich hängende Menschen sehen. Muth, Tapferkeit in Besiegung seiner selbst und Fremder, häusliche Ordnung und feste politische gesetzmässige Einrichtung ist das Hervorstechende bei den Römern. Da sie mit den Griechen bekannt wurden, pfropften sie die angenehmen Eigenschaften auf. Hier zeigten sie, als sie griechische Künste annahmen, eine grosse Klugheit und Lebensphilosophie, dass sie mit ihrer politischen Cultur Aufklärung verbanden und jene durch diese verschönerten. Dies ist ihr Hauptverdienst. Dies zeigt sich in ihren Rechtsbestimmungen. Durch griechische Philosophie thaten sie den Schritt, in die Geschäfte des Lebens so viel Philosophie zu bringen, dass sie eine Masse von Gesetzeseinrichtungen hatten, wie sie kein Volk hatte, dass sie eine Gesetzgebung hatten, welche philosophisch und den Umständen angepasst war. Es mag seyn, dass heute, nach unendlichen Verschiedenheiten der Sitten, Abweichungen vom römischen Rechte nothwendig sind; gleichwohl sind die römischen Gesetze so tief mit Philosophie verwebt und haben eine richtige consequente Anwendbarkeit, dass wir die grösste Weisheit in diesen Fragmenten antreffen. Ausserdem ist die ganze Regierungskunst auf ein festes System und auf eine Theorie der Kunst erhoben worden. Ihre Kunst, ihre Kolonieen abhängig zu halten und alles Uebrige, was zur Erhaltung der Ordnung gehörte, ist eine Frucht jener Aufklärung. Nimmt man hinzu, dass sie nicht blos Nachahmer waren, sondern dass sich in ihnen Menschen entwickelt, die für sich original sind, dass bei ihnen Charakter zum Grunde liegt, der durch die Griechen

nur verschönert wurde: so kann man urtheilen, dass auch ihre Werke original sind, wie die des Horatius und Tacitus. Mehr als einem andern römischen Schriftststeller muss letzterm die Originalität zugestanden werden. Ein andrer Gesichtspunkt entsteht, wenn die Rede wäre, ob man die Römer zum Grunde legen könnte, wenn man jenes Studium anfängt. Da sind sie nicht original.

2) Ein neuer Gesichtspunkt entsteht durch die Entfernung der Zeiten. Es frägt sich: sind die entferntesten nicht grade die interessantesten? Je weiter sie entfernt sind, desto mehr Eigenthümliches müssen sie haben, desto mehr Seiten der menschlichen Natur lernen wir kennen, so wie der mehr Menschenkenntniss erlangt, der mit fremden Menschen und Nationen, als der mit eigenen Landsleuten sich beschäftigt. Die Beschäftigung mit einem alten Volke, das sehr entfernt ist, muss auch mehr Ausbeute geben. Dass es schwerer ist, ist natürlich, selbst hinsichtlich der Sprachkunde, da wir nicht ihren ganzen Ideenkreis haben. Nun sind noch drei Gesichtspunkte zu berücksichtigen, der moralische, der wissenschaftliche und der ästhetische.

3) Was den *moralischen* betrifft, so verdiente die Frage näher untersucht zu werden, was für eine Stufe von Werth und Vollkommenheit man den beiden Völkern ertheilen müsse, auf welcher Linie der Moralität sie gestanden? Ich denke, dass das Resultat nicht seyn wird, dass die Menschen besser waren im Alterthum; aber vorzüglich grössere Charaktere hat das Alterthum gehabt, als die neuere Zeit; denn es haben sich die Talente leichter entwickeln und eine grössere Höhe erlangen können. Das ist von der römischen Nation allgemein angenommen. In Rücksicht auf moralische Grösse sind auch die Griechen ausgezeichnet. Sie verschwindet im Zeitalter Philipps von Macedonien. Wenn bis dahin grosse Charaktere vorzüglicher Menschen sich bildeten in Rücksicht auf den Geist, so lässt sich denken, dass sie moralische Güte besessen, und man kann wahrscheinlich annehmen, dass die edelsten auch in Hinsicht auf Tugend und moralische Vollkommenheit eine hohe Stufe einnehmen. Die Beschäftigung mit solchen Charakteren muss Erhabenheit der Denkungsart, und, was das Wichtigste ist zu allen Zeiten, Verachtung alles Gemeinen, — diese Empfindung muss ein solches Studium früh einpflanzen. Daher hält auch der Engländer classische und liberale Erziehung für einerlei. Wer diese Ideen bedenkt, muss zu dem Gedanken kommen, dass in den Ländern, wo Despotismus ist und wo auch eine Reihe Geschäfte mit den Wissenschaften verbunden sind, doch Aufklärung nicht gedeihen kann.

4) Was den wissenschaftlichen Gesichtspunkt betrifft, so kommt man in eine grosse Frage über den Vorzug der Alten und

Neuern. Doch er gehört zum ästhetischen. Der Streit ging davon aus, dass man frug, ob die Alten vorzüglichere Dichter hätten, als die Neuern, und wurde geführt um Homer, der ihnen nicht genug Politesse hat. Dann kam man darauf, wie die Alten sich verhielten in den Wissenschaften. Im Jahre 1687 las *Perrault* ein Gedicht ab: le siècle de Louis XIV. Er meinte, die frühern Jahrhunderte wären nachzusetzen. Aber Perrault wusste wenig und es fand sich, dass die gegen die Alten waren, die nichts von ihnen wussten. In diesem Gedichte kamen heftige Stellen vor. Einige, als Boileau, geriethen in Feuer über die Gebühr und machten sich ein honneur daraus, für die Alten zu streiten. Der Streit ist nicht zu einer vernünftigen Gedeihung gerathen. Als mehrere mit Gegenschriften loszogen, schrieb Perrault ein Buch: parallèle des anciens et des modernes, Paris 1688. Es ist dialogisch verfasst. Im ersten Bande hat er es mit den Dichtern zu thun, im zweiten kommt die Eloquenz vor; im dritten kommt er wieder auf die Poësie, wo es über Homer hergeht. Der vierte Band enthält das, was die Alten in Geographie, Astronomie und Schifffahrt im Vergleich mit den Neuern geleistet, wo lustige Sachen vorkommen. Kaum war dieses Werk heraus, als Boileau, Huet und andere darüber herfielen. Der Streit verbreitete sich auch ausser Frankreich nach England. *Temple*, ein Ritter, schrieb in seinen miscellan. eine kleine Schrift, welche die erste im 2ten Bändchen (einem reellen, soliden Buche) ist, über die Alten und Neuern, wo er sich für die Alten, aber nicht aus sehr haltbaren Gründen erklärt. Im Gegentheil schrieb *Wolton* reflexions über alte und neue Gelehrsamkeit, 1694. 8. Dieser gab in vielen Stücken den Neuern den Vorzug, in andern den Alten auf eine Weise, dass Perrault nicht mit ihm zufrieden war. Bentley trat auf seine Seite und behauptete, man könne die Sache nicht in Bausch und Bogen abmachen; doch gab er nicht den Gesichtspunkt an, woraus er die Sache betrachtet wissen wollte. Endlich wurde die Sache mit Spass geendigt. *Swift* schrieb eine Erzählung von einer Bücherschlacht, eine artige Schrift zum Lachen, wo wenige von den Hauptpunkten ins Auge gefasst werden. Das, was Bentley annahm, nahm auch *Leibnitz*, ein Kenner der Alten und Neuern, an. Als der Streit so ziemlich ruhte, fing Mad. Dacier und de la Motte an, ihn zu erneuern. Erstere übersetzte den Homer und wollte zeigen, dass er nicht so ungesittet wäre. Allein ihre prosaische Uebersetzung, die geschmacklos ist, konnte das nicht lehren und de la Motte machte ihn bis auf die Hälfte zurecht. Mad. Dacier schrieb auch: über die Ursachen des gesunknen Geschmacks, 1714.; allein dieses Buch hat selbst keinen Geschmack und sie wurde ausgelacht. Auf die Uebersetzungen und Beurtheilungen des Homer hat dieses Buch grossen Effect gemacht und hat ihn jetzt

noch in Frankreich. Cf. zur Geschichte dieses Streits *Blackwallii* de praestantia classicorum auctorum commentatio, übersetzt ins Lateinische von *Ayrer*, Leipz. 1735. 8., wo auch eine dissertatio de comparatione eruditionis antiquae ac recentioris. Die Parallele des Perrault verdient durchlaufen zu werden, um zu sehen, auf welche Punkte es bei einer solchen Untersuchung ankommt.

Die Fehler, die man beging, waren diese: als man die Alten mit den Neuern verglich, nahm man alle Schriften der heutigen Welt; von den Alten konnte man nichts als die übriggebliebenen entgegenstellen, und nach diesen nahm man den Maasstab vom ganzen Alterthum. Dabei musste man annehmen, dass sie zufällig auf uns gekommen wären. Dies war unvernünftig. Insonderheit nahm man nicht Alles, was das Alterthum auf uns gebracht, denn man kannte es nicht. Man kann überzeugt seyn, dass beide Partheien der Franzosen Vieles dem Namen nach kaum kannten. Es ist wahr, dass die Alten über Philosophie Schriften hatten, wie kein neueres Volk. Von *Plato* bis *Cicero* existirten über tausend Stück über moralische Gegenstände, z. B. über die Neigungen. Dies war ein Fehler, hier so unbillig zu urtheilen. Zweitens betrachtete man die alten Nationen nicht nach ihrem Fortgange aus einer Periode der Cultur in die andere. Homer sollte ein Autor aus der Alexandrinischen Periode seyn. Nun hätte man ihre Hauptperioden durchlaufen müssen; das geschah aber nicht. Drittens ist in wissenschaftlicher Hinsicht ausgemacht, dass in mehrern Wissenschaften, welche Instrumente gebrauchen, die in neuern Zeiten erfunden sind, die Alten weit unter den Neuern sind, so dass jene mit diesen nicht können verglichen werden. Dies versteht sich; aber lassen sich daraus geringere Seelenkräfte beweisen? Dies eröffnet weitläuftige Untersuchungen. Bei Wissenschaften, wo Instrumente nöthig sind, kommt's auf ihre Erfindung an. Die meisten sind durch Zufall erfunden worden; die Verbesserung derselben ist erst Sache des Genies. Sind die Erfindungen gemacht, so ist die Frage, ob zu ihnen mehr Genie gehörte, als zu eigenen Recherchen ohne dergleichen Hülfsmittel. Dieser Punkt ist in den mathematischen Wissenschaften, deren Methode bewunderungswürdig ist, wahr. Vieles brauchten die Alten nicht gewusst zu haben und sind darum keinen Grad hinsichts ihrer Seelenfähigkeiten niedriger zu setzen. Hier sind ihre Irrthümer mehr werth, als Wahrheiten, die man auf einem leichten Wege finden kann. Was die Alten mit ihrer analytischen Methode versuchten, erregt die grösste Bewunderung und wird nachgeahmt werden, sobald man in der Rücksicht die Alten mehr wird kennen lernen.

Nun kommt eine andere Idee in Betracht. Es ist die Frage: ob's in Wissenschaften auf die Quantität des Gelernten an-

kommt, oder auf die Art, wie es gefasst ist oder wie man dazu gelangte. Heute kann es leicht seyn, das wissen zu lernen, was die Philosophen ausgemacht haben. Es frägt sich, wie man aus einem solchen Buche selbst denken lernen könne, und, ob ein altes Buch in dieser Hinsicht vorzüglicher ist als ein neues, wenn auch im Letztern mehr Sachen sind, in jenem aber bessere Methode. Man sieht, auf die Kraft des Denkens und eben so erfinden zu können, darauf kommt's an, und besonders heute, wo es mühsam ist, auf etwas Neues zu kommen. Aber dass in dem scharfsinnigen Kopfe mehr Werth ist, als im blos gelehrten, ist wohl ausgemacht. Beim Menschen verlangen wir die Denkkraft, mit Scharfsinn ähnliche Untersuchungen hervorzubringen und dies führt auf den Werth der Alten. Sie haben ihre Dinge so entwickelt, dass der Leser mit ihnen fortdenkt. Der Grieche und der Römer giebt nicht die Resultate, wie die Neuern, sondern man sieht den Weg, den er ging. Die Art und Weise, die zum eigenen Denken führt, ist eben das Vorzügliche. Dies ist das, was den Menschen zum eigentlichen Menschen macht. So sieht man, dass es nicht auf die Sachen ankommt, sondern auf die Art, wie die Sachen bearbeitet und wie sie behandelt werden. Wenn man frägt, was die Griechen von Sachen übrig haben, so ist das eine ganz andere Untersuchung. In Absicht der Sachen muss man nicht läugnen wollen, dass wir weiter sind in den strengern Wissenschaften; es wäre seltsam, wenn wir's nicht wären. Man muss zugeben, dass die Neuern in mehrern Wissenschaften unendlich viel grössere Fortschritte gemacht haben, als die Alten. Manche Gelehrte haben es nicht zugeben wollen, wie *du Temp* in seinem Buche: sur l'origine des découvertes attribuées aux hommes modernes, Paris 1766., welches interessant zu lesen ist. Hier ist aber ein andres Ding, was man im Tappen findet und als wahrscheinlich aufstellt, und was späterhin mit Beweisen zur höchsten Wahrscheinlichkeit gebracht wird. Dies muss auch gedacht werden bei dem Buche von *Büsching*: über die bei den Alten bekannten Grundsätze in der Philosophie, welches mit weniger Urtheilskraft geschrieben ist, als jenes und nicht so verführerisch. Das ist wahr, da die Alten über alle Materien gedacht, so mussten sie auf Vieles stossen, was späterhin nicht beobachtet wurde und in neuern Zeiten wieder hervorkam. Noch ist ein Gesichtspunkt zwischen den Alten und uns zu berücksichtigen. Die Alten bekümmerten sich weniger um die gründliche, tief geschöpfte Theorie, als um die Praxis. Sie dachten so: bei allem, wo Praxis die Hauptsache ist und wo durch Darstellung Bildung unserer Seele beabsichtigt wird, kommt's weniger darauf an, die Regeln tief herzuleiten. Die hoch sich gebahrenden, scheinenden Philosophen denken darüber, was die Künste betrifft, anders. Die mechanischen Kün-

ste haben die Alten nicht mit einer tiefen Theorie unterstützt. Sie waren grosse Praktiker und nicht Theoretiker. Das sieht man in der Mechanik am meisten. Da man mit Zusammenstellung der Regeln anfing, hörte das Genie auf. In vielen Stücken war die wissenschaftliche Bildung der Alten eine andere und auf einem andern Wege, als die unsrige.

Hinsichtlich des moralischen Gesichtspunkts nehme ich den Satz als unläugbar an, dass, wenn man sich mit Schriftstellern abgiebt, in denen grosse Charaktere, vorzüglich Edelsinn, Uneigennützigkeit und Patriotismus häufig geschildert werden, die Seele sich für diese Art Empfindungen und Gesinnungen erwärmen muss. Nun zeichnet sich aber die ältere blühende Zeit durch Begierde nach Ruhm, die neuere durch Begierde nach Vortheil aus. Die reinere Uneigennützigkeit ist zwar auch bei einzelnen vortrefflichen Seelen, aber Unsterblichkeit des Namens ist es, wodurch die meisten geleitet wurden. In neuern Zeiten ist's nicht so, weil Triebfedern der Art im Mittelalter abgestumpft wurden. Ehe man sich aus solchen Empfindungen heraushebt, muss viel geschehen, oder man muss sein Gemüth frühzeitig an solche Empfindungen gewöhnen. Es ist hier wie im Umgange mit Menschen. Ein jeder bildet sich an dem, mit welchem er umgeht, und je früher man anfängt, desto tiefer bleiben die Eindrücke. Ein Schriftsteller, den ich häufig lese, wird ganz familiaris und bestimmt mich in meiner Denk- und Empfindungsweise. Werden die Alten früh gelesen, so ist der Vortheil gross. Am grössten ist er in Rücksicht des folgenden Gesichtspunkts. Dieser ist

5) *der ästhetische Gesichtspunkt.* Dieser leistet objectiv und subjectiv die grössten Vortheile. Wenn Aesthetik die Theorie von den Regeln des Schönen ist, so werden die Alten auch Regeln gehabt haben. Ob sie sie so tief hatten, wie wir, ist die Frage, wohl aber hatten sie die Sache. Ihre Werke sind hierin der grösste Beweis. Classische und schöne Werke sind so viele übrig, dass man nur wenige aus neuern Zeiten hat auffinden können. Ja es werden dergleichen nicht mehr wiederkommen, z. B. in der Beredtsamkeit, welche wir nicht mehr haben können wie die Alten. Ihnen ist Beredtsamkeit Ueberredungskunst. Der Grund derselben lag in der Verfassung der Staaten. Ein freier und ungehinderter Stand des Redners ist heute bei keiner Nation. Auf ähnliche Art geht's in der Geschichte. Grade die Verfassung des Alterthums und dass alle Begebenheiten und Unternehmungen vor Augen berathschlagt wurden, machte, dass die Geschichte belehrender seyn und mehr ins Innere dringen konnte. Hiezu kommt der überall freie und conventionslose Ton, wo man seine Empfindungen nicht verheimlichte, und wo es einem unendlich leichter wurde, in das ganze Gewebe von Absichten und Ursachen einzudringen.

In frühern Zeiten lassen die alten Schriftsteller ihre Personen redend auftreten; daher kommen die Reden in den Geschichtschreibern. So wird die Geschichte für den Menschenkenner instructiver. In den bildenden Künsten ist nur eine Stimme, dass die Alten auf immer oben anstehen, wie in der Sculptur. Denkt man, wie wenig Anlässe auch in neuern Zeiten waren, so kann es Niemandem einfallen, uns mit ihnen zu vergleichen. Von der Alten gewaltigen Statuen, die zu Hunderten in Rom gearbeitet wurden, sprach man gar nicht. Hier konnten sich die Künstler bilden und die Talente entwickeln. Ist es nun nicht nützlich, dass man Muster der höchsten ästhetischen Vollkommenheit, welche die Probe vieler secula ausgehalten, für die Vollkommensten erkennt? Hätten die Neuern einen eignen Weg sich gebahnt, so kömmt's darauf an, wie es geworden wäre. Das ist aber nicht, und es zeigt sich bei ihnen ein grosser Mangel an Kräften. Bei den Griechen wohnte das Schönheitsgefühl im Herzen, nicht so bei den Neuern. Es ist nichts nothwendiger, als dass diese Muster, als eine zweite Natur aufgestellt, bilden. Subjectivisch ist die Beschäftigung mit ihnen zur Bildung der Fähigkeiten nothwendig, und zwar grade derer, die dadurch allein ihre Cultur erlangen. Wir wollen den Verstand nicht allein ausbilden, denn sonst werden wir einseitig; wir müssen auch auf Einbildungskraft und das feine Gefühl des Edlen und Schönen sehen. Die beständige Beschäftigung mit schönen Werken flösst uns ähnliche Empfindungen ein ohne Hinsicht auf die Sachen, die wir treiben; es drücken sich die Formen in die Seele und diese erzeugen Wirkungen, die sonst nicht auf andere Art können erzeugt werden. Wollen wir uns zu Idealen in den Künsten erheben, so können uns nur wenige neuere Schriftsteller dazu dienen; denn die haben die meiste Existimation genossen, die sich nach den Alten bildeten. Dies ist ein Gesichtspunkt, der für den Künstler selbst ist. Aber auch die blosse Beschäftigung der Art ist für den Dilettanten, der sich die vielseitigste Bildung geben will, vom grössten Nutzen. Hiezu kommt eine Reihe Vortheile, welche diese Beschäftigung durch die Art und Weise, wie sie eingerichtet seyn muss, giebt. Vorläufig muss man freilich sagen, wenn von der Methode, wie sie studirt werden müssen, die Rede ist, dass diese Vortheile werden verschieden seyn, je nachdem es die Methode ist. Wenn oft die Methode schlecht war, hat man es auch den Kenntnissen zugeschrieben. Wenn es z. B. heisst: das Gedächtniss wird überladen. Das braucht es nicht. Es heisst auch, man beschäftigt sich mit Kleinigkeiten; allein für manche nur sind es Kleinigkeiten, die es eigentlich nicht sind. Es giebt auch Kleinigkeiten, die man nicht absondert und da kommt's auf die Methode an. Wird diese richtig eingerichtet, so giebt es kein Fach, wodurch, wie durch

das unsrige, alle Seelenkräfte auf gleichmässigere Weise ausgebildet würden, und mehrere Theile unseres Fachs beschäftigen alle diese Seelenkräfte zusammen, eine wie die andere. Fangen wir von den Sprachen an, so muss das Gedächtniss viel thun, aber nicht allein, auch die Beurtheilungskraft muss gebraucht werden. Erwachsene werden selten Alles behalten können, wenn sie nicht die Beurtheilung dabei brauchen. Nimmt man die Erklärungskunst, so eröffnet sie noch mehr Vortheile. Bei ihr ist ein beständiges Rathen, ehe man entscheiden kann, welcher der eigentliche Sinn sey. Da können die Kräfte vorzüglich gebildet werden. Diese Entwickelung des Wahrscheinlichen ist uns so nöthig im Leben, in welches man durch ein geschicktes Erklären eingeleitet wird, wie durch keine andere Kunst. Bei der Kritik ist's noch mehr der Fall; sie übt vorzüglich den Scharfsinn; sie ist die praktische Kenntniss der ganzen Alterthumskunde. Nimmt man die Reihe scientifischer Theile, so sind sie theils wegen des Geschichtlichen für uns wichtig, theils auch deswegen, weil sie unsere Beurtheilung in factis üben. Nimmt man neuere Geschichte hinzu, so folgt eine Vergleichung der Alten mit den Neuern. Auf die Art wird durch dieses Studium das Gedächtniss, die Beurtheilungskraft, der Scharfsinn, die Einbildungskraft und der Geschmack, bald bei diesem, bald bei jenem Theile das Wichtigste, gebildet. So wird es eine Schule der Ausbildung aller Seelenkräfte. Manche Wissenschaften haben den Vortheil, dass sie nur gewisse Seelenkräfte besonders bilden. So nennt man die Mathematik eine Schule des Denkens. Aber auch nur des Denkens, weil sie eine einseitige Wissenschaft ist. Sie beugt aller Zerstreuung aus. Mehrere Seelenkräfte, z. B. die Phantasie und der Geschmack, müssen bei ihr ganz einschlafen.

6) Es entsteht keine Gründlichkeit in der Erlernung neuerer Sprachen, wenn wir nicht auf die Alten zurücksehen. Ein grosser Theil von den Werken der Neueren ist von den Alten entlehnt. An den Worten hängen Ideen und Sitten. Bei den Schriftstellern ist es ganz etwas anders, ob sie geleitet von schon gemachten Regeln, oder blos von dem Gefühle des Schönen, blos an Sachen des Correkten arbeiten. Die originalen Völker haben sich, ehe sie Werke hatten, kein Regelsystem geschaffen. Anfangs gingen sie blos nach dem Gefühle des Edlen und Schönen zu Werke. Diese Werke machen daher einen tiefern Eindruck auf uns, als alle, wenn gleich künstlichere, Werke aus spätern Zeiten.

7) Bei den Alten zeigt sich der Fortgang in Sprache und Denkart so, dass wir den Fortgang und die Ausbildung der Seelenkräfte selbst sehen können. Dies können wir bei neuern Sprachen und Nationen nicht. Mehrere grosse Köpfe der vorigen Jahrhunderte mussten in fremden Sprachen schreiben, weil

die deutsche Sprache noch nicht gebildet war. Hier ist es also die Originalität der Alten, die ihnen einen Vorzug giebt. Die Männer aber, die bei den Alten schrieben, waren auch nicht blos solche, die sich blos professionsmässig von ihrer Gelehrsamkeit nährten. Es waren praktische Menschen, die blos einen Abdruck ihres Geistes für die Nachwelt lassen wollten. Im Ganzen kann man, mit Ausnahme einiger Schriftsteller, sagen: ein Schriftsteller des Alterthums ist mehr werth, als mehrere Neuere; denn es schrieben unter ihnen Männer, die am Staatsruder sassen, was heute zu Tage wohl selten der Fall ist.

8) Wenn das blosse Sprachstudium überhaupt schon eine nützliche Sache ist, unsern Kopf mit Ideen zu bereichern, so wird bei den Sprachen allemal die Frage wichtig seyn: welche sind die cultivirtern? Vor einigen Jahrhunderten konnte in dieser Rücksicht von den neuern gar nicht die Rede seyn. Heute zu Tage aber darf man nicht allein die gelehrten Sprachen sprechen. Wenn aber von höherer Ausbildung der Sprache die Rede ist, so sieht man leicht ein, dass eine Sprache einen Vorzug hat, den die andere nicht hat. Was die römische Sprache betrifft, so ist sie nicht so ausgebildet, wie die griechische und ihr kann man schon von den neuern einige an die Seite setzen. Die griechische ist von jeher für die ausgebildeteste unter allen alten und neuern Sprachen gehalten worden. Das blosse Sprachstudium wird, sobald es überhaupt interessant ist, dadurch vorzüglich interessant, wenn wir es mit einer ausgebildeten Sprache zu thun haben. Die griechische Sprache können wir überdem fast von ihrem Ursprung bis auf ihren Verfall verfolgen, wie keine andere. Und dies macht einen sehr wichtigen Gesichtspunkt aus.

9) Unsere ganze neuere Litteratur hängt mit der alten zusammen. Von jeder der jetzigen interessanten Wissenschaften liegen die ersten Anfänge in den Werken der Alten. Wollen wir die Geschichte der Wissenschaften kennen lernen, so müssen wir die alten Werke lesen können. Unsere ganze Gelehrsamkeit ist grösstentheils historisch. Dazu giebt uns die Kenntniss der alten Sprachen den Schlüssel in die Hand, so wie zu allen jetzigen Kenntnissen. Insofern ist die Kenntniss des Alterthums uns subsidiarisch wichtig.

10) Es ist selbst für die Fortbildung der neuern Völker in allen Kenntnissen wichtig, dass grosse Werke beständig als Muster angesehen werden. Die Regeln reichen nicht hin und sind zu verwickelt und mannichfaltig. Auch mischt sich zu viel Sektenphilosophie darein, als dass wir damit auskommen könnten. Haben wir aber einmal angenommene Muster, so haben wir immer etwas, woran wir uns halten können. Bei uns Neuern ist es oft blos eine Sache des Zufalls, wenn ein Schriftsteller zu classischer Autorität kommen soll. Daher ist es trefflich,

wenn wir aus Zeiten Muster übrig haben, in denen keine invidia mehr wirkt und die alle Nationen als Muster gleich ansehen. Dies ist bei den Alten der Fall.

Da bei den Alten nicht nur die Materie, sondern auch die Form in Betrachtung kommt und bei vielen grade das Vorzüglichste ist, weshalb durchaus eigene Familiarität mit den Werken hinzukommen muss; so frägt es sich: *in wiefern könnten wir durch Uebersetzungen das Alterthum kennen lernen?* Eine allgemeine Kenntniss könnten wir doch wohl erlangen. Allein die historischen Schriftsteller machen es nicht aus. Schriften sind äusserst schwer zu übersetzen, besonders die, in welchen Originalität der Diction und Nationalität der Form ist. Werden diese übersetzt, so verlieren sie sehr viel. Man würde aus solchen Uebersetzungen die Originale nicht beurtheilen können. *Cervantes* nennt sehr recht Uebersetzungen — umgewandte Tapeten. Bei Dichterwerken muss eine grosse Kunst angewandt werden, wenn durch die Uebersetzung das Original auch nur einigermassen erreicht werden soll. Alle diejenigen aber, die sich mit Begriffen abgeben, die ganz national sind, oder die in Sprachgelehrsamkeit einschlagen, sind ganz unübersetzbar. Schon bei der Philosophie ist es sehr schwer, überall den rechten Sinn herauszubringen, z. B. beim Plato oder Aristoteles und unter den Römern bei Plinius major in seiner historia. Ganze Classen von Schriftstellern können mit Nutzen übersetzt werden. Dies sind alle historischen und diejenigen, die sich mit moralischen Begriffen abgeben. Wir können aber auch, ohne die Schriftsteller im Original zu lesen, den wahren Zustand einer Nation nie völlig kennen lernen. Denn Sprache macht ein Hauptstück des Zustandes einer Nation aus und gehört zum Ganzen, das in der Kunde des Alterthums gesucht wird. Ueberdem hängt Sprache und Denkungsart einer Nation genau zusammen. Lernt man die Sprache, um daraus die Geschichte und Schicksale der alten Nationen zu erfahren, oder blos als Sprache? Welche ist Haupt-, welche ist Hülfskenntniss? Was gehört zum Zweck, was zum Mittel? Die Kritik, als Kunst, die uns die Alten so herstellt, wie sie geschrieben haben, wird zum Behuf der Sprachkenntnisse des Alterthums gebraucht. Ehe wir die Geschichte rein und richtig erhalten wollen, muss die Aechtheit oder Unächtheit des Werkes entschieden worden seyn. Um sich hier herauszufinden, muss man bedenken, dass es bei allen Wissenschaften so der Fall ist, dass immer die eine der andern die Hand bietet. Was hier Zweck ist, ist dort Mittel und umgekehrt. Um aber die alte Litteratur in ihren Theilen richtig zu übersehen, muss man festsetzen, dass die Sprachen so gut, wie die Sitten und Gebräuche zum Ganzen gehören. Wird dies angenommen, so darf man im Allgemeinen nie so sprechen, als ob wir die Sprachen blos dazu brauch-

ten, um blosse Sprachkenntnisse daraus zu erlangen; aber wir dürfen auch nicht sagen: wir studiren Geschichtskenntnisse, um dadurch Sprachen zu lernen.

Ehedem fasste man bei diesem Studium verschiedene Absichten. Als man anfing, die alten Schriftsteller und Kunstwerke aufzusuchen, dachten die Meisten an nichts weiter, als an Ausbildung ihres Geschmacks und Bereicherung an Kenntnissen. Sofern sind die alten Schriftsteller die ersten Führer zur wissenschaftlichen Gelehrsamkeit geworden. Man fing frühzeitig mit der Rechtsgelehrsamkeit an und hier waren die Römer ganz allein die Quellen. In Ansehung der Geschichte achtete man die neuern Völker so viel als gar nicht. Man sah, die Geschichtschreiber des Alterthums waren äusserst belehrend in der Politik, der Kunst, Völker zu regieren. So suchte man auch die Theologie von den Auswüchsen barbarischer Philosophie zu reinigen. Dazu gehörten Kenntnisse der alten Schriftsteller und Kenntniss der Sprache. Die griechische Sprache wurde zum Behuf der Bibel studirt. Damals waren noch nicht, wie jetzt, Systeme von Wissenschaften. So wie die Rücksicht auf Wissenschaften die erste war, so vereinigte sich ganz besonders damit die Rücksicht auf Künste. Die griechische Litteratur war bis ins 13te seculum im Occident ganz unbekannt. Lateinische Bücher wurden schon im 11ten u. 12ten hervorgesucht. Vom 9ten bis zum 11ten seculum ist es finstere Nacht. Als das Licht etwas anbrach, fing man an Latein zu lesen. Griechisch aber kannte man anfangs gar nicht. Diese Litteratur war blos im Orient in den Klöstern versteckt. Aber die lateinische war schon hinreichend, den besten Köpfen im 12ten seculo, wie dem Dante Alighieri den guten Vortrag anzuzeigen. Sie lasen die alten Dichter und fanden sich begeistert. Nun wurde Rhetorik vorzüglich aus den Alten gezogen, eben so Poësie, und als griechische Bücher in den Occident kamen, ging man immer weiter, dieses Studium auf die Künste anzuwenden. Die Römer hatten erstaunliche Freude, als sie die Griechen in die Hände bekamen. Zu *Petrarchs* Zeiten fing die Litteratur der Griechen an bekannt zu werden. Nun traten Männer auf, welche die Geschichte ihrer Zeit beschreiben wollten und nahmen sich den Livius zum Muster. Jede Wissenschaft, die nicht ganz auf neuern Erfahrungen beruht, ist ganz aus den Alten geschöpft. Daraus entstand das erste Lehrgebäude der Wissenschaften. Einige studiren die Alten blos ihres vorzüglichen Styls wegen, so wie man die Künste besonders der Zeichnungen wegen studirte. Es war also ein vir antiquitatis peritus, der eine schöne Natur nach alten Mustern bearbeiten konnte. Diesem Gesichtspunkte hat die neuere Aufklärung das meiste zu danken. Eine andere Absicht war blos subsidiarisch zum Behuf andrer eigentlicher Brodtwissenschaf-

ten oder Professionskenntnisse. Man kann die Bibel nicht gut verstehen, wenn man von den Alten keine Kenntnisse hat. So auch in Absicht des Rechts. Hin und wieder meinte man auch für die Mathematik und andere Wissenschaften Subsidien zu finden. Bei diesem Betracht wurde das Alterthumsstudium die ancilla vieler andern Brodtwissenschaften. Dabei aber verlor das Alterthumsstudium sehr. Es wurde auf die Kenntniss einiger Autoren zurückgebracht. Das Ganze, was zur alten Litteratur gehört, kam nicht in Betrachtung. Dieser Gesichtspunkt muss also aus den Augen gelassen werden. Man lernte auch die alten Sprachen, um die neuern dadurch zu cultiviren und eine richtige Grammatik daraus zu verfertigen. Die Italiener machten damit den Anfang. Man fing an Uebersetzungen zu machen und diesen hat die grammatische Cultur viel zu danken. Doch ist dieser Gesichtspunkt nur sehr einseitig, weil sich das Alterthumsstudium dann blos auf ein Studium der Sprache, der Diction und des Vortrags reduciren liesse.

Diese Gesichtspunkte zusammen gefasst machen den Werth dieses Studiums aus. Man darf also diese Alterthumskenntniss nicht blos für die Theologie, Jurisprudenz etc. wichtig halten.

Schriften, die hierauf Bezug haben, sind folgende:

Gibbon's Versuch über das Studium der Litteratur, übersetzt von *Eschenburg*, Hamb. 1792., kurz u. obenhin geschrieben.

Heumann über den Werth der humanistischen Wissenschaften zur Bildung der Jugend. Es redet von der Nützlichkeit der Humanioren für die Jugend; — ein dickes und schlechtes Buch, in dem die Wichtigkeit derselben nicht erwiesen ist.

Trapp's Abhandlung im 7ten Bande des Revisionswerks von *Campe:* über die alte Litteratur, besonders das alte Sprachstudium, worin er die Unnützlichkeit desselben darstellt. Er geht von einseitigen, seltsamen Gesichtspunkten aus. Dieser Aufsatz ist ein Stück von Sophistik und ist noch nicht widerlegt. *Trapp's* Schrift ist sehr scharfsinnig; nur kennt er das Alterthum gar nicht. Durch das Ganze geht folgender Gedanke: Weil dieses Studium zu schwer ist, kann es nicht zum Grunde der Bildung der Jugend gelegt werden. Er meint, dass Alles sollte in Uebersetzungen gelesen und nur das gelernt werden, was gemeinnützig ist. Gemeinnützigkeit soll der Maasstab des Verdienstes werden. Um diesen Gesichtspunkt drehet sich das Ganze. Allerdings müssen aus dem Jugendunterrichte die alten Sprachen entfernt werden, denn diese braucht der Handwerksmann nicht zu kennen. Dafür könnte man ihm die deutsche Grammatik in Regeln u. Styl beibringen. Dadurch wird Nationalbildung bezweckt. —

In den Noten zu dieser Abhandlung ist viel Artiges. Am Bravsten hat *Büsch*, *Funk* und *Resewitz* geschrieben.

Rehberg's Aufsätze in der Berliner Monatsschrift von 1789. im Februar- und Märzstück, gegen *Trapp* gerichtet. In ihnen sind artige Gedanken und φιλοσοφουμενα. Gegen Rehberg gab *Hensel* eine Abhandlung, an welcher wenig ist, heraus. Er neigte sich auf *Trapp's* Seite.

Heyne's Vorrede zu *Herrmann's* Mythologie, welche sich lesen lässt wegen dessen, was darin richtig gesagt ist. Die Gesichtspunkte aber darin sind alle sehr eingeschränkt. *Heyne* erklärt das Studium der alten Litteratur nur deswegen für nöthig, weil es mit andern Studien zusammenhängt.

Knox über liberale Erziehung, London 1781., ein artiges Buch, das viel Braves und viele Auszüge aus den Schriften älterer Gelehrten enthält. Es ist alles in Kapitel abgetheilt und angenehm zu lesen, obgleich es nicht tief geht. Er dringt auf das Studium der Alten in den Schulen.

Beattie's philosophische Versuche, übers. Leipzig 1780. Im zweiten Bande sind artige und gute Bemerkungen über die classische Gelehrsamkeit. — Die Engländer fassen den richtigen Gesichtspunkt besser als Andere.

Delbrük über die Humanität. Diese Schrift geht nicht auf die Humanität in den Gränzen, die wir festgesetzt haben; aber der Hauptgedanke ist gut durchgeführt.

Starke über Beschäftigungen des Jünglings mit den Alten, Halle 1792., worin gute Betrachtungen sind, so wie auch in *Hüble's* Schrift über den Nutzen und die Vortheile der humanistischen Kenntnisse.

Nösselt's Anleitung zum Studium der Theologie im 1ten Bande, wo der Nutzen dieses Studiums zu dem anderer Wissenschaften sehr gut gezeigt ist.

Commentationes et consilia de ratione studiorum, Harderwyk 1786. 8., worin guter Rath ertheilt wird aus den Schriften von *Erasmus*, *Muretus* und andern. Der ältere *Ringelberg* macht den Anfang. Es sind darin gute Gedanken. Angehängt ist das elogium Hemsterhusii von *Ruhnkenius*, worin das Ideal des criticus durchgeführt wird.

Hemsterhusii oratio de litter. humanior. studiis ad mores et virtutis cultum comparandis 1704. 8. in der Sammlung der orationes von *Hemsterhusius* u. *Valkenaer* 1784., worin auch eine Rede ist über die Verbindung des philosophischen und mathematischen Studiums mit dem philologischen.

Die meisten dieser Schriften unterscheiden nicht die verschiedenen Gesichtspunkte und mischen besonders den gelehrten und vorbereitenden unter einander.

Darstellung
der Alterthumswissenschaft.

Erster Abschnitt.
Die Fundamentaltheile der Alterthumswissenschaft.

A.
Grammatik oder das Sprachstudium.

1.
Sprachkunde oder Linguistik.

Was die Logik für alle philosophischen Studien ist, das ist die Grammatik für alle historischen. Ohne sie kann man durchaus nicht mit Gründlichkeit in eine historische Forschung eingehen. Ehe wir aber von den Sprachen als Werkzeugen sprechen, müssen sie erst philosophisch betrachtet werden. Es muss daher zuvor die Rede seyn von Sprachkunde oder Linguistik oder der eigentlichen Philologie überhaupt, ihrem Werthe und den Vortheilen derselben theils an und für sich, theils auch insofern die Sprachen Werkzeuge an die Hand geben, historische Dinge kennen zu lernen. Hier kommt es auf eine Anzahl philosophischer Ideen an, welche in die Psychologie gehören. Diese sollte in dieser Hinsicht genauer behandelt werden. Das Beste findet sich in *Meiners* Seelenlehre, deren 3ter Theil ganz hieher gehört. Fasst man die Sache philosophisch, so müssen mehrere Punkte abgehandelt werden, als: Begriff der Sprache, Sprachfähigkeit, Entstehungsart und Bildung der Sprache, Vergleichung mehrerer Sprachen, Vortheile, welche man von ihrer Erlernung erhält, woran sich Betrachtungen über die Schrift knüpfen.

Es ist seit einiger Zeit üblich, in der Geringschätzung des Sprachstudiums so weit zu gehen, dass man es für ein nothwendiges Uebel erklärt und man giebt sich wohl das Anseh

eines Philosophen, wenn man dies sagt. Man hat den tollen Wunsch gethan, die Vielheit der Sprachen möchte nicht da seyn, die einen zwingt, mehrere Sprachen zu lernen und dass doch alle Völker der Erde nur eine Sprache reden möchten. Diese Idee hat man mit sophistischen Gründen ausstaffirt. Man findet derlei Ideen besonders in den Büchern von Pädagogen, am meisten in *Trapp's* Pädagogik gegen Ende. Der Wunsch, dass wir nur eine Sprache haben möchten, ist einer der unüberlegtesten, weil er eine Unmöglichkeit involvirt und weil, wenn es möglich wäre, dies äusserst schädlich für die Entwickelung und Ausbildung der Seelenkräfte seyn würde. Was die Unmöglichkeit betrifft, so ist er kein andrer, als wenn man eine Universalmonarchie wünschen wollte. Ja er ist noch mehr, noch auffallender; denn es liegt darin, dass die Menschen aller Gegenden völlig einerlei Ausbildung haben möchten, was doch unmöglich ist. Die Vortheile dieses Studiums kann man nicht eher kennen lernen, als bis man selbst tiefer eingedrungen ist. Um aber einzusehen, dass wir durch dieses Studium, das kein Uebel ist, unsern Geist mannichfaltig üben können, so muss man bedenken, dass die Sprache ein grosses Magazin von Vorstellungen ist, die ein Volk hat. Die Worte der einen Sprache können nicht grade durch Worte einer andern Sprache, welche dasselbe bedeuteten, wiedergegeben werden; denn der Umfang der Begriffe ist nicht bei allen Sprachen derselbe. Die Vergleichung einer Sprache mit einer andern giebt uns oft Ideen, nicht blos Worte, an die Hand. Aber die Art, das Sprachstudium zu lehren, hat zu der vielfältigen Verachtung desselben Anlass gegeben. Man macht auch folgende Einwendung: die Griechen, ein so cultivirtes Volk, studirten keine andere Sprache, als die ihrige; man konnte also Talente entwickeln, ohne irgend eine andere Sprache zu studiren. Allein sie konnten als die originalste Nation sich einen enormen Kreis von Kenntnissen verschaffen und mit ihnen können wir uns nicht vergleichen. Durch ihr Genie und durch ihre eigene Kraft entwickelten sie den Keim der Sprache. Die Sprachen des Orients hatten keine Denkmäler, folglich konnten sie diese nicht studiren. Und diejenigen, welche Reisen machten, lernten auch andere Sprachen. Hätte es vor oder neben ihnen eine Nation gegeben, welche schriftliche Denkmäler gehabt hätte, so hätten sie sie auch ohne Zweifel studirt. Auch ihr republicanischer Geist brachte sie blos auf die einheimische zurück und liess sie selbst alles Andere als unwürdig ansehen. Aber uns müssen hier die Römer als Muster dienen, die das Studium der griechischen Sprache ausserordentlich angelegen trieben. Näher lernt man diese Sachen beurtheilen, wenn man sich um den Begriff, die Entstehungsart, die Vergleichung mehrerer und die Eigenschaften der Sprachen bekümmert.

a.

Begriff der Sprache.

Was verstehen wir unter Sprache? Dass jede Summe von gleichartigen Zeichen eine Sprache ist, das übergehe ich. Wir verstehen darunter die Summe von hörbaren (nicht sichtbaren, denn das ist Nebensache) Zeichen, die sich die Menschen erfunden haben zum Ausdrucke ihrer Empfindungen und Vorstellungen. Ich setze nicht hinzu: zur Mittheilung; denn ob es gleich wahr ist, so ist doch das ihr Hauptbegriff nicht, sondern die Bezeichnung der Empfindung bei uns selbst, worauf die Zeichen gehen. Diese sind bei weitem für uns selbst wichtiger, als dass wir durch sie unsere Gedanken Andern mittheilen; denn ohne sie sind wir nicht im Stande, unsere Vorstellungen von den Dingen bei uns fest zu halten und gehörig zu ordnen, ohne welches kein richtiges Denken möglich ist. Es ist eine grosse Frage, wie weit der Sprachlose ausgebildet gedacht werden kann, oder wie gross das Maass geistiger Ausbildung ist, dessen er fähig ist. Der nächste Gedanke, den man hier fassen muss, ist der an die Kinder. Sie sind eingeschränkt an Begriffen und die Ausbildung derselben ist armselig. — Es gab lange Zeit Sprachen, ehe sie geschrieben wurden, wie es noch heute zu Tage bei vielen Völkern der Fall ist. Die Grundsätze des richtigen Ausdrucks, d. h. die Grammatik, beziehen sich nur auf hörbare Zeichen. Wir sprechen aber von Zeichen, welche nicht blos Vorstellungen bezeichnen, sondern auch Empfindungen. Das Sprechen geht mit der Denkfähigkeit immer gleichen Schritt. Wer Fertigkeit im Denken hat, hat auch Fertigkeit im Ausdruck. Durch die Kenntniss der Sprache lernt man die charakteristischen Vorstellungen eines Volkes kennen. Daher ist die Sprache einer Nation der Maassstab ihrer Cultur, so wie auch einzelner Personen. Der Mensch unterscheidet die articulirten Töne von allen übrigen. Ehe man aber in frühern Zeiten ordentlich articuliren lernte, musste man seine Empfindungen durch blosse Empfindungslaute ausdrücken. Von diesen gehen die Redetheile aus; daher die Interjectionen mit Recht als die Grundlage derselben angesehen werden. Die Empfindungen des Schmerzes, der Freude, und alle herrschenden Affekten äusserten sich in jenen Zeiten am meisten. Man merkt es auch noch an den Interjectionen, dass in ihnen die wenigste Articulation ist. In der wissenschaftlichen Periode finden wir keine Interjectionen. Daher finden wir in der ältern griechischen Sprache die Interjectionen ausserordentlich häufig. Von diesen ging man zum Mahlen gewisser Ideen über, die man aber noch gar nicht mit dem Verstande fasste. Daher war die erste Sprache eigentlich eine Mahlerei. Sinnliche Vorstellungen

waren die ersten und unter diesen die, welche sich auf den Gehörsinn bezogen. Daher wurden alle sehr auf das Ohr wirkende Vorstellungen mit Ausdrücken bezeichnet, durch welche die Sache selbst gemahlt wird und dies fast in allen Sprachen. Dies die vocabula sonora. Nach und nach ging der Mensch weiter, und durch eine dunkle Art von Empfindung mahlte er auch sichtbare Gegenstände analogisch. Das Angenehme mahlte er mit weichen Tönen. Die übrigen Sinne wurden auf die Analogie der ersten zurückgebracht; daher kommt es, dass grade der obtuseste Sinn, der des Geruchs, nur wenig mahlende Ausdrücke hat. Bei ihm fehlt's uns sogar an hinlänglicher Bezeichnung für die Empfindungen selbst. Nachdem man eine Zeitlang so gemahlt hatte, machte man den Uebergang auf eine conventionelle Bezeichnung wirklicher Ideale. Man fuhr fort, an unsinnlichen Gegenständen etwas Sinnliches wahrzunehmen. Mit dunkler Empfindung ging der Mensch zu Werke; wenn er abstrahirte, so hatte er immer das Concrete im Sinne. Auch hiervon giebt jede Sprache eine Menge Beweise, obgleich viele Wörter durch die späte Cultur verdunkelt sind.

b.
Entstehung der Sprache.

Ueber die Art der Entstehung der Sprache hat man Mehreres geschrieben, und die Hauptpunkte sind ins völlige Licht gesetzt in folgenden Schriften:

Herder's Abhandlung über den Ursprung der Sprache, Berlin 1772.

Tetens Ueber den Ursprung der Sprache und der Schrift, Bützow und Weimar 1772.

Tiedemann's Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache, Riga 1772.

De *Brosses* Traité de la formation méchanique de langues, à Paris 1765. Deutsch von *Hissmann:* De Brosses über Sprache und Schrift, Leipzig 1778., ein Hauptwerk.

Michaelis de l'influence réciproque des opinions sur le langage et du langage sur les opinions, Bremen 1763., interessant und gut geschrieben. Der wechselseitige Einfluss der Sprache und Denkungsart ist darin dargestellt.

Sulzer's vermischte Schriften 1ter Bd., worin viel Gutes ist. Leipzig 1773.

Bonnet essai analytique des facultés de l'ame, Genève 1760.

Algarotti's Werke 5ter Band.

d'Alembert mélanges de litterature, tom. 5.

Angeboren ist dem Menschen die Sprache nicht; er hat nur Fähigkeit zu derselben, die sich mit dem Verstande zu-

gleich ausbildet, wozu ihn ein Instinkt treibt. Die weitere Sprachbildung geht dann von Analogie aus, wozu im Menschen eine Neigung ist, und von Abstraction, das Einzelne unter das Allgemeine zu subsumiren.

Der Mensch selbst ist also der Erfinder der Sprache; denn er hat die Fähigkeit, den Grund zu ihr zu legen und sie fortzubilden. Da der Mensch auf gleiche Weise auch die Fähigkeit des Denkens als Anlage erhalten hatte, so arbeiteten beide Fähigkeiten zur Ausbildung des Menschen so, dass zuweilen die Denkfähigkeit eben einen Schritt vorzuthun wagen wollte, als die Sprache nachkam, manchmal ein Schritt in der Sprache gethan wurde, der in der Denkfähigkeit befestiget wurde. Hier kann man sich den Zweifel lösen, wie der Mensch eine Sprache erfinden konnte, ohne dass die Denkfähigkeit sehr ausgebildet war. Das Bedürfniss dazu war sehr natürlich; nicht zur Mittheilung, denn dazu reichten die Gebährden hin, die weit cultivirt waren, sondern mehr noch, um seine eigene Denkfähigkeit zu formiren und sich dessen bewusst zu bleiben, was er gedacht. Dazu musste er Zeichen haben. Denn Ideen, für die ich keine Zeichen kenne, entwischen und hinterlassen keine Spur und sind für mich verloren. Ohne die Zeichen habe ich eine confuse Idee. Vorzüglich ist's in der Intellektualwelt der Fall, dass eine intellektuelle Idee, die ich nicht bezeichnen kann, keine Idee für mich ist; denn wenn ich sie bezeichne, wird der Begriff verkörpert und erhält Gestalt und Farbe. So wird manchmal bemerkt, dass man für Fehler, welche Leute im Aeussern haben, keinen Ausdruck in der Sprache hat. Der Mensch musste nothwendig, um die Ideen zu fassen, sich auf Wörter und Ausdrücke einlassen. Davon hat man schöne Beispiele. In der Arithmetik z. B. waren die Alten nicht im Stande etwas Aehnliches, wie wir, hervorzubringen. Man hat Schriften aus dem Alterthum, welche Rechnungen sind, die man jetzt auf eine Seite schreiben kann.

Die Menschen hatten also, wenn sie ihre Denkkraft ausbilden sollten, Zeichen nöthig, theils um sich ihrer eigenen Gedanken bewusst zu werden, theils das Bewusste festzuhalten, theils es Andern mitzutheilen. Ehe man aber Gedanken hatte, konnte man auch mit andern Arten der Sprache fertig werden. Gebährdensprache vertrat die Stelle der Wortsprache. Um diese aber recht zu verstehen, so gehörte dazu viel Anstrengung, und in sie mussten viele conventionelle Zeichen aufgenommen werden. Diese sind bei Völkern, welche die Gebährdensprache stark ausgebildet haben z. B. bei den Sicilianern, welche Zeichen haben, die nicht gleich zu verstehen sind. Durch das Häufige solcher Sprachzeichen würde die Sprache auch sehr schwer werden. Der Mensch aber hatte Anlage zur Articulation, welche er dazu brauchte, die Empfindun-

gen und Gedanken ins Gemüth Anderer zu transferiren. Will man sich die Sprache vorstellen, wie sie ursprünglich war, so muss man ganz von der jetzigen Sprache abstrahiren. Heute zu Tage scheint in der Sprache die meiste Convention zu seyn. Aber wie entsteht diese Convention? Sie muss etwas Natürliches in sich haben, wodurch jeder Mensch gleich gezwungen wird, dasselbe anzunehmen. Ausdrücke, die uns jetzt blos verabredet zu seyn scheinen, müssen ehedem natürlich gewesen seyn. Anfangs ging die Sprache blos von Mahlerei aus, zunächst von hörbaren Gegenständen. Dann machte man Metaphern und häufig sehr kühne, wovon uns das Band fehlt, das diese Metaphern knüpfte. Ferner fanden solche Kindernationen Aehnlichkeit, die philosophisch betrachtet, keine ist, und darnach wandten sie Wörter auf mancherlei Art an. Man fühlte bald, dass man nicht für jede Sache einen neuen Ausdruck würde schaffen können, und so gab man einem Worte, das schon da war, neue Bedeutungen. Am weitesten ging das, als man von sinnlichen oder körperlichen Dingen zu intellektuellen überging. Man sollte glauben, dass die Völker einer jeden Sache einen besondern Namen gegeben hätten. Hier liegt aber in der Natur ein gewisser Wink, die Zeichen nicht zu sehr zu häufen. Warum sollte man Dingen von einerlei Art ganz verschiedene Namen geben? Auf diese Art sind wohl die generalsten Wörter die frühsten gewesen und so finge die Sprache sehr philosophisch an. Die Phantasie, die der Mensch in solchem Zustande ganz vorzüglich hat, trieb ihn an, das Intellektuelle mit dem Körperlichen zu verbinden. Daher hatte man bei lauter unsinnlichen Dingen Zeichen, die eigentlich sinnliche Dinge bezeichnen. Dies findet sich in ausgebildeten Sprechen nicht mehr so häufig. Diese Mittheilung der Zeichen, die eigentlich auf sinnliche Dinge passen, nennt man *Translation*. Je scharfsinniger eine Nation war, desto glücklicher war ihre Translation. Die Frage, ob die Menschen die Dinge nach einer gewissen natürlichen Aehnlichkeit oder nach einer eigentlichen Convention benannt haben, lässt sich also leicht beantworten. Eigentliche Convention lässt sich gar nicht denken. Die Zeichen sowohl für sinnliche als für unsinnliche Dinge, musste sich der Mensch erst schaffen, um sich seiner Gedanken selbst bewusst zu seyn, und sich daran zu erinnern; denn ohne solche Wortsprache kann man gar nicht deutlich denken. Wir können, wenn wir hin und her Begriffe fassen, sie ohne gewisse Sprachzeichen oder Worte gar nicht gehörig fassen. Die Sprache ist also nicht nur zur Mittheilung an Andere, sondern auch zur Festhaltung unserer eigenen Ideen nöthig. Nach und nach können wir die Zeichen wieder ordnen. Ja die sinnliche Welt selbst könnte nicht lange ohne diese Sprache bestehen, da man alle die Dinge, die nicht gegenwär-

tig sind, nicht durch Zeichen dem andern deutlich machen kann. In der abstracten Welt aber geht es gar nicht. Wenn heut zu Tage Sachen mit Worten benannt werden, wovon man gar keinen Grund einsieht, so muss man bedenken, dass man von den wenigsten Dingen den ersten Grund wissen kann; denn so weit geht unsere Etymologie nicht zurück. Lange Zeit, ehe man daran dachte, Sachen durch Worte zu fixiren, sprach man schon; unter der Zeit aber veränderten sich die Worte sehr oft. Und von der Zeit an, da die Sprache schriftmässig wird, kann man erst von ihr urtheilen.

c.

Ursachen der Entstehung mehrerer Sprachen.

Wenn es nun ein natürliches Bedürfniss des Menschen war, sich eine Sprache zu erfinden, so frägt es sich: warum entstand die Mehrheit der Sprachen? Die Antwort auf diese Frage ist mit wenigen Worten diese: die Menschen ahmen nach. Zur Nachahmung gehören vollständige Organe und nach deren Verschiedenheit bilden sich die Sprachen verschieden. Eben so kommt es auf die Verschiedenheit der Fähigkeiten und Empfindungen der Nationen an. Viele Sprachen sind nur Dialekte einer einzigen. Wie kam es, dass sich der Mensch nicht mit *einer* Sprache begnügte?

Der Mensch steht unter dem Einflusse theils physischer, theils moralischer Ursachen, durch welche er gestimmt wird, und diese sind von verschiedenen Wirkungen nach den verschiedenen Gegenden und Zeiten, so, dass durch sie der Mensch bis zur Unkenntlichkeit umgeformt wird, da er ein Wesen ist, das keine feste Gestalt auf lange Zeit behält. Die Kraft von diesen Ursachen ist dem Menschen unmöglich zu berechnen; weil ihrer so viele sind, die wir oft nicht kennen, theils weil wir mit aller stolzen Philosophie nicht in das innere Triebwerk, in das Wie? kommen können. Das lehrt schon ein oberflächlicher Anblick, dass die Menschen in verschiedenen Klimaten sich verändern. Wenn die Worte Zeichen ihrer Vorstellungen (nicht von Gegenständen, denn was wissen wir von diesen?) waren, so frägt sich's: in welcher Verbindung stehen die Zeichen mit unsern Vorstellungen? Sind es willkührliche oder natürliche Zeichen? Sollten es willkührliche gewesen seyn, so würden wir gleich folgern können, dass es möglich gewesen wäre, bei einer Sprache zu bleiben. Doch schon die Alten, so wie auch die Neuern, haben eingesehen, dass die Sprache, so viel Willkührliches sie auch zu haben scheint, doch vom Natürlichen ausgeht und der Grund der Sprache Natürliches enthält. Mit den Empfindungen fing man an und Empfindungslaute mussten die erste kleine Anzahl von Wör-

tern in der Sprache geben. Davon ist heute noch ein Rest in den Interjektionen. Doch auch ausserdem finden wir Empfindungslaute, welche bei der Fortbildung der Sprache eingeschränkt zu werden pflegen. Diese ersten Bezeichnungen gingen von der rohen, sinnlichen, bildlichen Erkenntniss aus und so waren die ersten Zeichen keine andern, als von sinnlichen Gegenständen; und zwar waren die Zeichen selbst hörbar, wie die Dinge, auf welche sie gehen sollten, hörbarer Art waren, woraus folgt, dass der Mensch nichts that, als die hörbare Natur nachahmen. Nun ist der Mensch frühzeitig zum Vergleichen und zwar zum analogischen geneigt; er lauscht auf, wo er Aehnlichkeiten findet. So werden die hörbaren Gegenstände mit den sichtbaren in eine Analogie gebracht. Dies verfolgt man weiter, man findet Aehnlichkeit auch bei den übrigen, nicht so klaren Sinnen und fährt fort, das erste Wörterbuch zu erweitern. Man ging darauf aus, das Angenehme und Rauhere des Gehörs zum Grunde zu legen und damit ähnliche Empfindungen zu vergleichen. Ja man bringt Sachen des Geruchs und Geschmacks unter eine Analogie. Dieses Feld war in jenen Zeiten grösser, als jetzt, weil wir irrig zu schliessen glauben; allein in der ersten Sprachbildung ist der Uebersprung beständig da und leicht und gewöhnlich. Sonach können conventionelle Zeichen schlechterdings nicht da seyn. Wenn der Mensch durch Klima afficirt wird, so musste dasjenige Klima, wo die Bildung geschah, wirken. Wie sich die Menschen weiter verbreiteten und fortbildeten, so mussten die verschiedenen Naturen, die sie umgaben d. h. die reichern oder ärmern Klimate und der verschiedene Zustand der Gegenden einen erstaunlichen Einfluss auf die Zeichen und auf die Menge derselben haben. Das letztere betreffend, so ist dies vorzüglich der Fall. Sobald sich die Sprache in einer Gegend gebildet, die arm ist, müssen auch die Zeichen arm seyn. Die Zeichen müssen aber auch verschieden seyn, wenn sie im Einflusse von verschiedenen Klimaten stehen. Es kommt Alles beim Menschen, wenn er Zeichen erfindet, auf die Art der Ansicht an, die er nimmt. Seine Ansicht wird durch das Locale und andre Triebfedern verschieden gemacht, so wie weiterhin die Sitten so verschieden sind und über die meisten Angelegenheiten auch die Denkungsart. Der Wunsch, dass unter mehrern Klimaten, in verschiedenen Gegenden eine und dieselbe Sprache möchte entstanden seyn, läuft darauf hinaus, dass alle Menschen möchten einerlei aussehen. Ginge der Wunsch auf die Erfindung einer philosophischen Sprache, so wäre das etwas Anderes; jene allgemeine Sprache wäre etwas Dürftiges und läuft niemals auf das hinaus, was die gebildetsten Sprachen der gebildetsten Nationen sind. Die Verschiedenheit der Sprachen ginge also von der Verschiedenheit der

Gegenden aus. Was ein Irrthum ist, muss abgelegt werden. Ein solcher ist, dass man glaubt, beim Uebersetzen könnten wir die Begriffe grade so wiedergeben. Dies ist aber blos bei den Sprachen möglich, die mit einander sehr übereinkommen. In dem Grade, wie sich Nationen in Hinsicht der Kultur unterscheiden, ist's bei weitem nicht so möglich. Man kann sagen: die Ausdrücke sind nicht von dem Umfange, dass sie einander decken. Jene haben einen weitern Umfang, diese einen andern. Ich muss auch von der Diversität der Vorstellungen reden, weil eine Nation eine Ansicht verschiedener fasst als eine andere. Dies liegt tief im Menschen, dass nicht die völlig gleiche Betrachtungsart Statt finden kann. Auch hängt bei dem, was man beobachtet, viel von den sinnlichen Werkzeugen ab. Man denke sich Nationen, die durch das Klima eine Stumpfheit des Sinnes haben, so werden ihre Empfindungen nicht so seyn, als die des Volks, das anders organisirt ist. In grössern Massen nähern sie sich und es entsteht eine Gleichförmigkeit. Eine entferntere Nation modificirt ihre Empfindungen anders, nicht nur im Sinnlichen, sondern auch im Intellektuellen. Man findet, wie moralische Ideen hier weiter, dort enger sind. Die physischen Ursachen bringen moralische Erscheinungen und Ursachen hervor. Ob ein Volk thätig, verschmitzt ist, hängt sehr von beiden ab. In einem Klima, wo äusserst wenig sichtbare Gegenstände sind und kein fruchtbares Land ist, da muss ein grosser Mangel an Zeichen, die solche Dinge bezeichnen, Statt finden. Die Sprache eines solchen Volkes ist also sehr eingeschränkt und für feinere Empfindungen gar nicht brauchbar, wie z. B. die Grönländische. So war die hebräische Sprache nicht für philosophische Begriffe. Wenn nun nach Verschiedenheit der physischen und moralischen Ursachen auch die Sprachen verschieden seyn müssen, so ist es auch natürlich, dass aus der ersten oder Ursprache bald eine Menge von verschiedenen Dialekten entstand. Bei weiterer Verbreitung der Menschen entstand eine grosse Häufung von verschiedenen Zeichen, mithin auch verschiedene Sprachen und in der Verschiedenheit der Sprachen muss man auch eine grosse Verschiedenheit in den Begriffen bemerken können. Da die Menschen nationenweise grosse charakteristische Verschiedenheiten haben, so muss sich dieses auch in den Ideen und in der Sprache zeigen. Zum Denken würde uns eine Sprache durchaus nicht nützlich seyn, sobald sie uns nicht gleiche Ideen gäbe. Daher können wir die ausgestorbenen Sprachen in solchen Fällen nicht brauchen, die unsern neuern Zeiten ganz eigen sind. Dies zusammengenommen, folgt, dass die Sprachen den Vorrath von allen allgemeinen Begriffen enthalten, welche die Geistesfähigkeiten der Menschen in verschiedenen Klimaten erzeugt und in Umlauf ge-

bracht haben. — Dies alles führt uns auf den unmittelbaren Nutzen der Erlernung mehrerer Sprachen.

d.

Nutzen der Sprachenerlernung.

Das Studium der Sprache überhaupt ist ein Mittel zur Vervollkommnung unserer Begriffe, und zur Verdeutlichung des Denkens. Welche Vortheile aber gewährt die Erlernung mehrerer Sprachen für unsere Cultur? In dem Grade, dass jemand einer Sprache mächtiger ist, wird er auch einen grösseren Umfang von Ideen haben. Dies ist schon in der vaterländischen der Fall, dass er, je tiefer er in sie eindringt, die Masse seiner Begriffe bereichert. Aber eine Irrung wäre es, wenn man meinte, dass man durch die Sprachen, welche man neben der vaterländischen treibt, welche aber von ihr wenig unterschieden sind, mit den neuen Wörtern auch neue Begriffe erhielte. Der Umfang der Begriffe derselben wird nicht viel anders seyn oder der nemliche. Dies ist der Fall bei Sprachen der Nationen, die keine sehr von der unsrigen verschiedene Cultur haben. Haben wir es mit Völkern zu thun, deren Zustand von dem unsrigen divers ist, da müssen auch die Ideen verschieden seyn, nicht blos die Worte, sowohl die sinnlichen, als auch die intellektuellen Ideen. Man kann fragen, ob bei den sinnlichen Verschiedenheiten seyn möchten. Sie sind aber offenbar. Die Gegenstände bei uns haben Verschiedenheiten von denen, die anderswo sind. Bei den Dingen, die von Menschenhänden gebildet sind, ist die unendlichste Verschiedenheit. Was aber wichtiger ist, ist die Menge von intellektuellen Begriffen, und diese Masse ist zur Auflösung unserer Begriffe am wichtigsten. Dies ist deutlich, wenn wir folgendes zum Grunde legen.

Die Sprachen enthalten einen Vorrath von allgemeinen Begriffen, welche die Geistesfähigkeit des Menschen in verschiedenen Klimaten erworben und in Umlauf gebracht hat. Zugleich aber enthält jede Sprache die Formen, unter welchen die Völker ihre Begriffe bildeten, und insofern verschafft uns das Studium der Sprachen das wichtigste Hülfsmittel zur Auflösung, Zusammensetzung und Vervollkommnung unserer eigenen Ideen. Wenn dies ist, so muss jede mögliche Sprache auch ihre eigenthümlichen Schätze besitzen nach Beschaffenheit des physischen, politischen und des ganzen übrigen Zustandes der Nation, und diese Schätze müssen in dem Masse grösser seyn, als die Zustände der Nationen sich weiter von einander entfernen. Dass der Vorrath von Ausdrücken auf die

allgemeinen Begriffe gehe, ist deutlich; denn es giebt wenige Wörter, die Individuen bezeichnen, und die nomina propria sind auch das nicht, warum man eine Sprache lernt. Diese Ausdrücke dienen zur Bezeichnung allgemeiner Begriffe und mit diesen denken wir; sie sind der Stoff, an dem wir unsere Begriffe üben. Jede Sprache hat diese Begriffe verschieden modificirt, weil die wirkende Ursache verschieden war. Nicht blos die Ansichten, sondern auch die Form, unter welcher eine Nation ihre Begriffe sich bildet, liegt in der Sprache jeder Nation, und somit wird uns das Vergleichen mehrerer Sprachen den grössten Dienst leisten im genauen und richtigen Denken. Wenn man dies bei Synonymen versucht, so kann man hier die ersten Proben machen. Weiter entdecken sich Beispiele, wo an der Verschiedenheit der Ausdrücke in den Sprachen die Ursache der Aufklärung der Nationen hängt. Sobald eine Nation den glücklichen Blick frühzeitig gethan, wird sie eine Parthie physikalischer Irrthümer los seyn; wenn, wie in der griechischen Sprache, ein Unterschied zwischen ἀήρ und αἰθήρ statt findet. Eine andere Art der Verschiedenheit der Sprache zeigt sich, wenn eine Nation glücklicher in der Bezeichnung der Begriffe ist, als eine andere; denn dann giebt sie einem Worte selbst die Erklärung, die in einer andern Sprache ein conventionelles Zeichen ist. (Die Sprachen sind am übelsten daran, die sich aus andern viel beigemischt haben oder die aus andern entlehnt sind.). Dies kommt daher, weil in jeder Sprache ein Vorrath ist, der eine besondere Denkform zur Anschauung bringt. Da jede Hauptsprache mehr oder weniger Diversitäten haben muss, so folgt, dass es für die Cultur nachtheilig ist, wenn die Sprache abstirbt; denn dann gehen die Ideen verloren. Nicht immer sind es Philosophen, welche die Begriffe richtig bestimmten, ganze Völker greifen oft tiefer. Die verschiedene moralische Modification macht einen grossen Unterschied. Es ist keine Nation, die nicht einen glücklichen Blick in dies oder jenes gethan hätte. Jede Sprache, so bald sie einen guten Fond hat, ist der Vervollkommung fähig. Die Vergleichung der Sprachen kann nicht angestellt werden, wenn man nicht genaue Kenntniss mehrerer Sprachen hat. Und sobald einer nicht mehrere kennt, so kennt er auch nicht gründlich seine Muttersprache. Gelehrte haben in den am Ende dieses Abschnitts zu nennenden Schriften den Nutzen der Erlernung mehrerer Sprachen gezeigt.

Je mehr gebildete Sprachen wir erlernen, desto reicher wird unser Vorrath von allgemeinen Begriffen. Bei weiterem Fortschreiten im Denken beschäftigen wir uns immer mehr mit generellen Ideen. Da nun jede Nation gewisse Klassen solcher generellen Ideen vorzüglich ausbildet, so leuchtet auch das Ge-

sagte desto deutlicher ein. Es giebt zum Beispiel Sprachen, die vorzüglich Ausdrücke für gewisse Seelenkräfte, für den Umgang, für wissenschaftliche Dinge u. s. w. haben. Solche Wörter lassen sich dann oft gar nicht in andere Sprachen übersetzen. So muss jede cultivirte Nation die Masse von Ideen bereichern. So wie ich eine gewisse Anzahl von Ausdrücken aus einer fremden Sprache erlerne, so bekomme ich auch zugleich neue Begriffe. Wie ist es aber bei den Begriffen, welche alle cultivirte Nationen gleich haben? Hier erhält man im Ganzen nicht neue Begriffe, aber man erhält einen neuen Vortheil. Jede Sprache enthält auch die Form, unter welcher die Begriffe der Nation gefasst werden. Jeder scharfsinnige Kopf wird eine gewisse Idee auf eine andere Art, als der stumpfe bezeichnen, und ihr dadurch eine lebendige Darstellung geben, wie es auch der Fall beim Styl ist. Diejenigen Völker nun, die durch besondern Scharfsinn die Gegenstände auffassten, müssen zu glücklicheren Bezeichnungen als andere Völker gelangt seyn. Vergleichen wir die Sprachen, so entsteht ein grosser Unterschied in Hinsicht des Gepräges. Die eine Nation wird Ausdrücke haben, denen man ihre Bedeutung gleich ansieht, nemlich eine solche Nation, die glückliche Derivationen und Compositionen hat. Eine andere ist kürzer in ihren Ausdrücken. Wir können oft dasselbe sagen, nur nicht auf die kurze, wohlklingende, gefällige Art. Daher kommt eine gewisse Mischung der Sprachen, die in allen wirklich nothwendig ist. Hier sollte man nach dem zu Werke gehen, was uns die Geschichte des Alterthums lehrt. Die Römer haben Ausdrücke der Griechen in ihre Sprache aufgenommen. Oft müssen wir solche Zeichen aufnehmen, wenn dadurch eine fremde Idee ausgedrückt werden soll. Eine grosse Anzahl von geborgten Wörtern kann gar nicht ausgetrieben werden, da sie schon eingeführt sind. Am meisten fällt die Nothwendigkeit solcher Ausnahmen bei den Sprachen auf, die sich, wie unsere europäischen Sprachen, so sehr ähnlich sind. Das Studium der Sprachen erhält durch die Betrachtung der Formen einen neuen Nutzen; es verschafft uns nemlich ein neues Mittel, unsere Ideen aufzulösen, zusammenzusetzen und zu vervollkommnen. Man darf nur bedenken, alle Ausdrücke, die auf intellektuelle Ideen gehen, haben einen verschiedenen ambitus. Es liegen nicht immer in dem einen Worte der einen Sprache grade soviel Ideen, als in dem correspondirenden Worte der andern Sprache. Vergleiche ich nun mehrere Sprachen und lege die correspondirenden Worte neben einander und prüfe, was für Ideen die Nationen damit verbinden, so wird man finden, dass dieses Wort weit umfassender, jenes enger ist. Was die Erklärung betrifft, so sieht man hier, wie sie sich von den sogenannten Uebersetzungen unterscheiden muss. Durch Ueber-

setzungen können wir nur das übertragen, was sich die andere Nation gedacht hat. Hier bleiben Nebenideen übrig, es wird ein Wort nicht ganz erschöpft. Das Erklären fordert, dass wir jeden Ausdruck völlig bestimmt fassen, daher man sich häufig durch Umschreibungen hilft.

Was nutzt uns aber die Masse von Begriffen, um die verschiedenen Formen bei den verschiedenen Nationen kennen zu lernen? Hier darf man nur soviel antworten: wir suchen die verschiedenen Produkte des Landes bei verschiedenen Völkern kennen zu lernen. Um wie vielmehr sollten uns die Sprachen nicht wichtig seyn, da diese grade die vorzüglichsten Produkte des menschlichen Geistes sind. Die Abweichung und Uebereinstimmung der menschlichen Natur wird dadurch vorzüglich kennen gelernt. Um sich von dem Werthe des Studiums mehrerer Sprachen zu überzeugen, so bedenke man, dass wir durch dasselbe in den Stand gesetzt werden, unsere Begriffe zu verdeutlichen und unsern Ideenkreis zu erweitern; denn mit jeder Sprache bekommt man eine Reihe neuer Ideen. Menschen, die nur eine Sprache kennen, sind in Entwickelung einzelner Begriffe oft erstaunlich beschränkt. Daher taugen Uebersetzungen nicht; denn durch sie bekommt man nicht die neuen Ideen. Der Umfang des Begriffs, der mit einem Worte einer fremden Sprache verbunden wird, ist oft nicht derselbe, den das Wort in unserer Sprache hat. Die Lexica, welche die Sprachen mehrerer Völker neben einander enthalten, sind sehr zu empfehlen, um den Umfang des Begriffs, den jedes Wort ausdrückt bei jeder Nation, folglich ihre Bildung, kennen zu lernen. Die verschiedenen Sprachen kann man in mehrere Arten eintheilen. Manche sind *schriftmässige*, andere *schriftlose* Sprachen. Die letztern tragen nicht zur Gelehrsamkeit, nicht zur Litteratur bei. Ferner unterscheiden wir *cultivirte* und *nicht cultivirte*. Eine Sprache kann sehr cultivirt seyn, ehe Schrift eingeführt wird, wie es bei den Griechen der Fall war. Eine cultivirte ist wieder verschieden nach der verschiedenen Art und Weise, wie diese oder jene Nation einen gewissen Zweig von Kenntnissen ausgebildet hat. *Uncultivirt* ist eine Sprache, so lange nur ein kleiner Kreis von Ideen ausgebildet und gefasst wird. Auch ungebildete Sprachen haben grossen Nutzen für uns z. B. bei Untersuchung der Abstammung gewisser Wörter. Wir lernen dadurch die Nation in ihrem Kindheitszustande kennen. Zwei, drei uncultivirte Sprachen sind aber doch noch nicht der Vortheile einer cultivirten Sprache werth. *Cultivirte* theilen sich wieder in *lebende* und *todte*. Hat man Werke von ausgestorbenen Nationen übrig, so entstehen Sprachen, in denen wir sogar noch schreiben können, obgleich die Nation, die sie gesprochen, schon gänzlich dahin ist. Dies ist der Fall bei der la-

teinischen, griechischen und arabischen. Eine vierte Classe sind die Sprachen, die ganz ausgestorben sind z. B. die ägyptische. So bleiben uns unter den alten todten Sprachen theils die *orientalischen*, von denen mehr oder weniger übrig ist, und die *occidentalischen*, die lateinische und griechische. Ihnen gegenüber stehen die *neuern* Sprachen. Diese theilen sich in cultivirte und uncultivirte, in schriftmässige und schriftlose. Die letztern lassen sich ganz ausschliessen, wiewohl auch die ungebildetste Nation uns in einer oder der andern Rücksicht nützlich werden kann. Zu den cultivirten gehören vorzüglich die *litterarischen*, die bald diesen, bald jenen Zweig von Kenntnissen ausgebildet haben. Man kann ihrer unter den neuern eine grosse Menge aufzählen. Einige aber bleiben als litterarische Sprachen ganz vorzüglich, als die deutsche, französische, italienische und englische. Das Studium dieser Sprachen gehört mit zur Humanität.

Wenn vom Werthe einer Sprache an sich die Rede ist, so kommt es darauf an zu wissen, welchen Culturzustand und welche Denkkraft die Nation hatte. Die Vortheile nun, die man aus dem Sprachenstudium ziehen kann, sind theils *unmittelbare* d. h. solche, die aus der Kenntniss der Sprache an und für sich bestehen, theils *mittelbare*, in welcher Rücksicht sie als Instrumente betrachtet werden, durch welche wir uns eine Menge von Kenntnissen erwerben können.

In Absicht auf den *unmittelbaren Nutzen*, ist zwischen den cultivirten und uncultivirten ein Unterschied und unter jenen wieder. Beide Sprachen lassen sich, wie schon gesagt ist, in *todte* und *lebende* abtheilen, und unter den todten sind völlig todt, die ganz erloschen sind, worin auch keine Werke sind, weshalb sie auch nicht mehr in Betrachtung kommen, als die Sprachen der Phönizier und Aegypter. Andere Sprachen nennt man zwar todt; sie leben aber durch die Schriften, welche übrig sind, und man kann es durch Fleiss so weit bringen, diese Sprachen wie lebende zu brauchen. Soviel ist gewiss, wenn der Werke viele sind, so lebt sie durch diese Werke. Freilich ist dieses Leben ein andres, als das bei einer Nation, die noch da ist. Wir können dann die Zeugen der Sprache befragen. Bei den todten Sprachen sind die Werke die Zeugen. Je nachdem mehr oder weniger von einer Sprache übrig ist, werden wir auch mehr oder weniger von ihr wissen. Legt man diesen Satz zum Grunde, so erscheint die griechische vorzüglicher als die lateinische. Denn obgleich es wahr ist, dass eine unendliche Menge Bücher lateinisch geschrieben ist, so sind es doch nicht Sachen, die von den Alten übrig sind. Die griechische Sprache kann man aus den Quellen vollständig erkennen und dies giebt ihr einen unmittelbaren Werth. Was den Punkt von der vorzüglichen Cultur

der griechischen Sprache betrifft, so ist nicht nöthig, viel hierüber zu sprechen, denn es ist bekannt. Es frägt sich: wie war diese Sprache cultivirt? Es folgen hier einige Vorzüge derselben.

Bei der *griechischen Sprache* kommt in Betracht, dass wir sie durch eine Reihe von Jahrhunderten verfolgen können, wie keine andere. Eine Sprache muss höchst interessant seyn, in der wir die Cultur einer Nation übersehen können. Sie hat gelebt drittehalb tausend Jahre; 1000 vor Christus bis 1453. So können wir sie von den ersten Kinderspuren im Poëtischen bis zum Neugriechischen verfolgen, also bis auf die Zeit, da die Barbarei hineindrang. Dies können wir in keiner andern Sprache. Nun kommen die innern Vollkommenheiten, wovon auch die lateinische viele hat, in Betrachtung. Was gehört zu einer vorzüglich gebildeten Sprache? Es ist schwer, im Allgemeinen darüber zu sprechen; denn die Vollkommenheit einer Sprache ist ein relativer Begriff. Auch eine schlechte Sprache hat gewisse Theile, die gut gebildet sind, weswegen sie verdient studirt zu werden. Doch hier ist davon die Rede, dass bei verschiedenen Nationen gewisse Classen von Ideen glücklich gefasst seyn müssen und wie die Stimmung beschaffen ist, müssen Unterschiede seyn, dass die eine für den Dichter, die andere für den Redner ist. Hiernach kann man den Satz festsetzen, dass, jemehr solche Vollkommenheiten in einer beisammen gefunden werden, desto glücklicher gebildet ist sie. Diese glückliche Bildung geht

a) auf *Deutlichkeit* und *Bestimmtheit*, dass dasjenige, was ausgedrückt werden soll, auf umfassende Art ausgedrückt werde, oder dass sie für alle verschiedenen Dinge verschiedene Wörter habe, dass sie also *reich* sey;

b) darauf, dass die Bezeichnung *kurz* sey; denn je kürzer die Bezeichnungen sind, desto leichter wird uns das Denken, weil das Denken mehr durch Zeichen geschieht, als dass wir die Vorstellungen mit einander verbänden.

c) auf eine solche *Klarheit* der Ausdrücke, dass man in ihrem Bau oder in ihrer Beschaffenheit gleich den Sinn sehen kann und dass sie nicht so viele Worte geben, deren Stämme unbekannt sind.

d) Auch *Wohlklang* gehört dazu. Jemehr hiervon eine Sprache hat, desto vollkommner ist sie. Keine wird darin an das Ideal reichen. Die Gelehrten haben keine gefunden, die es hierin mit der griechischen aufnehmen könnte. Obgleich wir die griechische, so wie die lateinische, nicht so aussprechen, wie sie die Alten wahrscheinlich ausgesprochen haben, so haben wir doch einen Begriff, wie die Alten pronuncirt haben; denn es haben sich durch Grammatiker noch

Regeln davon erhalten. In dieser Sprache findet sich die grösste Deutlichkeit. Genaue Bestimmtheit, Kürze, Klarheit der Bedeutung aus dem Stamme und Wohlklang entdeckt man am auffallendsten in ihr. Was den Wohlklang betrifft, so sieht man die Griechen früh arbeiten, alles Rauhe herauszuschaffen. Das lag in ihrem Schönheitsgefühl. Wenn sich die Nationen mehr nach den Alten bilden, so suchen sie die Härten wegzuschaffen; ganz aber können sie es nicht. Indessen kann man nicht aus der Menge der Consonanten urtheilen, dass eine Sprache hart sey; es kommt viel auf die Aussprache an. Was die Bestimmtheit und Deutlichkeit der Bezeichnung betrifft, so hängt sie von der glücklichen Organisation in Absicht auf geistige Cultur ab. In Bestimmung der Seelenbeschaffenheiten zeigt sich die Sprache am meisten. Hier haben wir im Griechischen eine solche Menge von Ausdrücken, dass wir sie nur umschreiben können. Von Andronicus Rhodius haben wir ein ganzes Register von Wörtern, welche die Beschaffenheiten der Seele bezeichnen; es steht zuweilen hinter der Ethik des Aristoteles. Die Kürze ist freilich keine Eigenschaft, die in aller Rücksicht trefflich seyn könnte; sie muss daher relativ betrachtet werden. Der Mensch ist nicht blos Geist und mit der grössten Kürze ist nicht immer gedient. Hier ist nur von der die Rede, welche alles Weitschweifige und Unangenehme entfernt. Bei Begriffen, die häufig vorkommen, will man eine kurze Bezeichnung haben. Dies ist etwas ganz Anderes, als Kürze im Styl, der sich nach dem Charakter der Nation und des jedesmaligen Schriftstellers richtet. Ein Schriftsteller kann in einer kurzen Sprache sehr langweilig schreiben. Der Engländer ist weitläuftiger und redseliger als der Franzose und Deutsche. Diese Eigenschaften müssen um so mehr in einer Sprache seyn, durch je mehrere Fächer und Gattungen des Styls sie gebildet ist. Da die Griechen in allen Fächern gearbeitet, so lässt dies auf ihre Vollkommenheit und ihren unmittelbaren Nutzen schliessen. Auch das Sinken einer Sprache ist nicht uninteressant, um die Cultur des menschlichen Geistes zu sehen. Daher ist es interessant, den Verfall der griechischen Sprache zu beobachten. Denkt man diese grosse Reihe von Jahrhunderten und diese Menge Gattungen des Styls, worin sie arbeiteten, so muss sie einen unmittelbaren grossen Werth haben.

Die *lateinische Sprache* hat nicht diese Vorzüge; denn es fällt bei ihr der Wohlklang weg, der bei weitem nicht so ist, wie in der griechischen. Sie ist eine harte majestätische Sprache. Die harten Consonanten und wenigen Vocale geben ihr ein rauhes Ansehn, ähnlich dem Charakter der Nation. Die grosse Deutlichkeit der Begriffe durch Etymologie und Bau der Wörter finden wir auch nicht, weil die lateinische Sprache auch

von alten Stammsprachen Italiens ausgeht, deren Stämme verdunkelt sind. Eine solche Sprache ist zum philosophischen Gebrauch nicht tauglich. Die Gedanken scheinen nicht durch. Eine solche Sprache hat eine geringere Nützlichkeit und dient nicht zur Auflösung von Begriffen. Dagegen hat sie Kürze auf vorzügliche Weise und wetteifert hierin mit der griechischen. Diese Eigenschaft und die Bestimmtheit in den Bedeutungen oder die Deutlichkeit geben ihr einen grossen Vorzug vor den neuern Sprachen. In dieser Rücksicht schickt sie sich für den Geschichtschreiber und Redner, weniger für den Dichter und noch weniger für den Philosophen. Redner und Geschichtschreiber können zu ihren Arbeiten keine bessere wählen, als die lateinische.

Diese beiden Nationen, Griechen und Römer, haben eine Menge von Begriffen entdeckt und sie nach eigner Art bezeichnet. Deswegen sind auch ihre Sprachen so schwer, weil man nicht blos Wörter, sondern auch den Geist und die Art zu denken kennen lernen muss; denn sie hatten eine ganz andere Art zu denken und ihre Gedanken vorzutragen, als wir. Studirt man die Sprachen der Alten, so muss man dahin trachten, in ihnen denken und empfinden zu können. Durch die Erlernung ihrer Sprachen gelangen wir nun theils zu neuen Begriffen, theils zu neuen Formen, und dies wären die unmittelbaren Vortheile.

Hiernächst kommen wir auf den *mittelbaren Nutzen der Sprachen*, welchen sie auf unsere Kenntnisse haben. Sobald das ist, so müssen uns die Sprachen solcher Nationen wichtig scheinen. Sie sind alsdann die Instrumente, um die Nationen besser kennen zu lernen. Es ist einer der falschesten Begriffe, wenn man die Sprachen blos Instrumente benennt. Sind sie nicht das Charakteristischste? Nimmt man den Gesichtspunkt, der auf's Eigenthümliche geht, so machen die Sprachen einen Theil aus. Hier sprechen wir von ihnen als Instrumenten. Sind die in ihnen geschriebenen Werke von Werth, so müssen auch sie einen grossen Werth haben; denn wir sind nicht im Stande, die Denkmäler kennen zu lernen, ohne die Sprachen zu kennen. Dies reicht hin, die griechische und lateinische Sprachkunde wichtig zu machen. Man setzt mit Recht hinzu, dass sie so in unsere Litteratur verwebt sind, dass man diese ohne sie nicht verstehen kann; ja man kann nicht einmal ohne sie einen eleganten Schriftsteller lesen. Dies ist bei allen cultivirten Völkern der Fall, im Deutschen weniger, als in andern Sprachen. Dies ist indessen eine Nebenbetrachtung, wenn von den Sprachen als Instrumenten die Rede ist. In dieser Rücksicht kann uns nichts dispensiren von der tiefern Sprachkenntniss und mit ihr muss der Anfang gemacht werden. Dazu kommt, dass man sich ihrer bedienen muss,

um Bücher darin zu lesen oder zu schreiben. Allein für Kenntniss des Alterthums halte ich dies für Nebensache, ob ich gleich sehr darauf halte, dass eine Sprache die gelehrte Sprache ist. Dass wir schreiben müssen in einer solchen Sprache, will wenig sagen. Es ist dies blos die lateinische Sprache. Sobald man sie zu der herrschenden machte, so ist's wahr, dass eine Menge Bücher geschrieben worden, die jeder in seinen Fache lesen können muss. Man hat gesagt, dass das Schreiben in dieser Sprache höchst nöthig wäre, um als Gelehrter angesehen zu werden; denn es entsteht sonst die Nothwendigkeit, jede neue Sprache zu lernen, in der etwas Wichtiges geschrieben ist, oder man muss wünschen, dass jede Schrift in jede Sprache übersetzt werde, und dass die neuern Sprachen in ihrer Festigkeit und Gestalt blieben. Allein das thun sie nicht; denn die neuern Sprachen sind einer solchen Veränderung unterworfen, dass schon hundert Jahre sie äusserst entstellen. Daher müssen wir uns nach einer Sprache umsehen, in der alles ein frisches Ansehn hat. Dass man die lateinische Sprache eine gelehrte nennt, ist ein Missbrauch. Gelehrte Sprachen sind die, in denen Denkmäler der Gelehrsamkeit sind, und da ist die griechische noch mit mehrerem Rechte eine gelehrte. Man sollte sagen: *Sprache der Gelehrten.* Ist es nützlich, dass das fernerhin so bleibe, oder dass man die Landessprache dazu gebrauche? Ausgeführt diese Frage, wäre sehr weitläuftig. Es frägt sich bei jedem Gegenstande: lässt er sich auf solche Art vortragen in einer todten Sprache, dass man seine Gedanken präcis ausdrückt? Ist es nicht der Fall, so kann man nicht in einer solchen schreiben. Es gibt aber auch Gegenstände, die in der Mutter- oder Landessprache nicht gut könnten behandelt werden. Manche Gegenstände lassen sich in einer vor der andern am besten fassen. Es ist gewiss, dass das Lateinische unbequem seyn muss für den Verfasser und für die Leser. Der Verfasser wird nicht die adäquatesten Ausdrücke erhalten, weil sie nicht genug ausgebildet war. Hier ist indessen von gutem Latein blos die Rede. Denn schreibt man es nicht so, dass es länger fortdauern soll, so ist's ungereimt, die lateinische Sprache für eine neuere zu gebrauchen. Viele Materien wird man nicht mehr lateinisch schreiben dürfen, wenn man seinen Zweck erreichen will. Aber es giebt andere, die man gut lateinisch ausdrücken kann; nur muss man sich von dem Irrthume losmachen, als wenn Kunstwörter das Lateinische verdürben, besonders wenn sie aus dem Griechischen abgeleitet sind. Es frägt sich: ist es gut und schadet das der Landessprache nicht, wenn man Gegenstände lateinisch behandelt? Ich glaube, es ist höchst schädlich, die gelehrten Untersuchungen in der Landessprache zu schreiben, dass sie dem grossen Haufen mitge-

theilt werden. Er hat nicht Vorkenntnisse und kann nicht Richter seyn. Der grosse Haufe muss sich mit den Resultaten der Gelehrsamkeit begnügen, sich nicht aber selbst in Untersuchungen einlassen. Gelehrsamkeit ist nicht Aufklärung; daher kann der tiefere Gelehrte auch ziemlich unaufgeklärt in gewisser Rücksicht seyn. Cf. *Schlözer* über Pedanten und Pedanterei in seinen kleinen Schriften. Ferner wird das Lesepublikum unendlich verwirrt gemacht durch jene Streitigkeiten; denn gemeine Leute schliessen: wenn über Viel gestritten wird, so ist nicht viel Gewisses. Gediegene, reine Resultate, in welchen die Kenner übereinstimmen, muss das grosse Publikum erhalten und diejenigen, welche die schöne Gabe der Darstellung haben, müssen sie ihnen vorlegen. Ich denke, es wäre da Viel zu thun, da mehrere Resultate mehrere Ansichten leiden. Wenn dies ist, so sucht man die lebenden Sprachen nicht zu hindern. Es würde auch auf der andern Seite gar nicht gut seyn, eine alte Sprache so allgemein zu machen, dass selbst die Landessprachen darunter litten. Im medio aevo schrieb alles lateinisch und die Landessprachen gingen fast unter. Daher blieb der grosse Haufe so unwissend und daraus entstand die grosse Barbarei damaliger Zeit. In Sachen des Geschmackes kann uns eine ausgestorbene Sprache nur ein schwaches Hülfsmittel seyn. Es giebt so viele Gattungen von Schriftstellerei, die bleiben müssen und werden. Alles, was den Kreis der Gelehrten angeht, sollte für ihn aufbehalten werden. Man muss wissen, Gelehrsamkeit ist über den ganzen Erdboden ausgebreitet und Materien, die ein allgemeines Interesse haben, können nicht allgemein genug verbreitet werden. Dies läuft auf jedes Willkühr hinaus. Glaubt jemand, etwas hervorzubringen, was den Charakter der Dauer hat, so muss er die lateinische Sprache wählen. Dies wird aber nur für den Humanisten gehören; denn in der classischen Kenntniss vereinigen sich alle Völker, die Anspruch auf Cultur machen. Es wäre daher ein erstaunlicher Schade, wenn man Alles in der Landessprache schreiben wollte. — Lateinisch zu schreiben, ist der Grund der Gelehrsamkeit. Manches wäre noch von Seiten des Vortrags zu wünschen. Man sollte nicht schlechterdings fordern, dass jedes Werk ein Meisterstück von Styl sey, und man sollte nicht die Alten in der Vortragsart erreichen wollen. Unter den Landessprachen ist noch ein Unterschied. So muss die französische die seyn, welche die allgemeine Brauchbarkeit nach der lateinischen erhalte. Noch kann man hinzusetzen, dass man tiefer in die lateinische Sprache kommt, wenn man sie schreibt; denn da muss man in die Bedeutungen der Wörter und in die Kunst der Wendungen tiefer eindringen.

Zusätze.

1.

Wenn die Cultur bei einer Nation anhebt, so wird durch politische, physische und moralische Veranlassung eine Nation vielseitiger. Solche Nationen müssen eine Menge von Begriffen entdecken und sie nach eigner Art bezeichnen und hierdurch entstehen neue Begriffe und neue Formen, die ihnen eigenthümlich sind. Hierin zeichnet sich jedes originale Volk aus. Gewisse Völker haben sich von Grund aus selbst bilden müssen. Der erste Grund ihrer Sprache kann freilich ein fremder seyn, aber wenn eine genievolle Nation Materie bekommt, so bildet sie dieselbe nach ihrer eignen Art aus, wie z. B. die Griechen. Hier wird nicht blos von fremden Nationen entlehnt. Die Sprache eines solchen Volks entwickelt sich nach und nach aus ihrem Stamme, alle Begriffe werden durch Worte bezeichnet, welche deutlich sind. Hat eine Nation viele solcher Ideen gestempelt, so wird nun dies ein Mittel, ihre Sprache desto leichter und angenehmer zu erlernen. Bei andern Sprachen ist es eine ganz andere Sache. In unserer eigenen Sprache z. B. werden wir leichter Begriffe fassen, wenn sie von originalen Stammwörtern abgeleitet werden können. Hat eine Sprache deutliche Compositionen und Derivationen, so wird sie dadurch unweit leichter. Wir stehen mit unserer deutschen Sprache zwischen original und nicht original in der Mitte. Jede Sprache, die mit ihren eigenthümlichen Wörtern so umzugehen weiss, dass sie durch Derivationen und neue Compositionen ihre neuen Begriffe zu bezeichnen im Stande ist, wird einen grossen Vorzug vor der haben, die aus andern Sprachen erst entlehnen muss. In dieser Hinsicht ist die griechische Sprache ganz vorzüglich; denn in dieser findet sich ein so homogenes Ganze, wo Alles aus einem Stamme entstanden ist, wo wir vorzüglich nur die Haupt- und Grundwörter kennen lernen dürfen, um leicht darin fortzukommen. Sobald es also darauf ankommt, dass die Zeichen eine Sprache leichter machen, so müssen die Zeichen eine Vollkommenheit an und für sich haben. Sie richten sich nach den verschiedenen Zeiten einer Sprache und die Zeichen wären die vollkommensten, die alle diese Zwecke gleichmässig erfüllen könnten. Eine Nation, die lediglich den Handel betriebe, würde vorzüglich solche Ausdrücke haben, die den Handel beträfen. Allein, wenn von cultivirten Nationen die Rede ist, so verlangen wir geistige Ausbildung. Eine Sprache also, wenn sie vollkommen seyn soll, muss die meisten von ihnen gebildeten Begriffe mit guten brauchbaren Zeichen versehen haben. Je grösser die Wortmenge ist, welche die Begriffe bezeichnet, desto reicher ist die Sprache. Daher muss uns in dieser Rück-

[illegible] Anfangs wurden griechi-
[illegible]ische Bühne gebracht wer-
[illegible]ischen knechtischen Treue
[illegible]ctionen aus dem Griechi-
[illegible]ateinischen ging dies lange
[illegible], wie dies einer orginalen
[illegible] römischen Sprache immer
[illegible] Arten des Vortrags ganz
[illegible]tudire in dieser Absicht
[illegible] Marcello. Sieht man auf
[illegible]le, selbst Horatius, sie
[illegible]enheit der Griechen ent-
[illegible]nung so weit gekommen,
[illegible]der als Originale ansehen
[illegible] das Latein fast in eben
[illegible]che; ja Kürze fast noch
[illegible] dieser Nation aus, die
[illegible]sche Sprache qualificirt
[illegible] und historischen Vor-
[illegible]glichen Bezeichnungen
[illegible]nd sie nie so philoso-
[illegible]. Im Ganzen gingen
[illegible]s; selbst Poësie war
[illegible]hilosophische Schrift-
[illegible]enige gesehen. Die
[illegible]lle Römer veranlass-
[illegible]f den Gedanken, ei-
[illegible]Philosophie zu wer-
[illegible]e griechische Phi-
[illegible]unte es nicht feh-
[illegible]d und die Römer
[illegible] Begriffe zu ent-
[illegible]ohischen Schrift-
[illegible] da Rom gestan-
[illegible] Ueberhaupt ist
[illegible]y der griechi-
[illegible]nd Philosophen
[illegible]n den folgen-
[illegible]lem, eine er-
[illegible]aben, und in
[illegible]n grösserem

[illegible] mehrerer
[illegible]nische ge-

am Hermogenes über die Form der Rede, vorzüglich aber am Demetrius de elocutione. Wer solche Schriftsteller in Uebersetzungen liest, kann sie so gut als gar nicht verstehen. So ging es immer fort. So lange die griechische Sprache lebte, hat sie Bereicherungen erhalten, doch nicht immer Verbesserungen, sondern zuletzt auch Verschlechterungen. Aus dieser grossen Reihe von Jahrhunderten entsteht ein grosser Vorzug, den den Griechen keine Nation streitig machen kann. Unsere Muttersprache vor 900 Jahren kann man heute nicht verstehen; in der griechischen aber konnte man bis auf den ersten Ursprung zurückgehen. Aus lexicis kann man schliessen, wie vollständig eine Sprache ist. Bei ihr kommt's auf viele Dinge an, wodurch sie angeschwellt und verdünnt werden kann. Zu einem vollständigen Lexicon der griechischen Sprache reichen noch nicht acht Foliobände. Henricus Stephanus gab 4 Bände Fol. heraus, bald darauf ein Engländer noch 2 Supplementbände, und noch müssten wenigstens 2 Bände in Folio hinzukommen. Doch gehen die lexica nur auf die übrig gebliebenen Werke der Autoren. Die Griechen haben viele Begriffe bearbeitet, die wir nur durch sie kennen. Hierher gehören die Begriffe, die auf Local- und Zeitumstände gehen; folglich Alles, was zur Geschichte gehört. Es müssen uns selbst diese Bezeichnungen wichtig seyn. Grösser aber ist der Nutzen bei den Begriffen, welche die Kenntniss des Menschen selbst betreffen. Und grade hier haben die Griechen, da sie vorzüglich Moral, Politik und Lebenskunde bearbeiteten, viel geschaffen und in Umlauf gebracht, was uns heut zu Tage noch ganz unbekannte Schätze sind. Die Menge von Ausdrücken für Leidenschaften und Gemüthsbewegungen, welche die Griechen gehabt, setzen einen in Erstaunen. Wer die Philosophie vorzüglich studirt, dem wird die griechische Sprache allein als Sprache ein wichtiges Instrument seines Denkens seyn. Man sieht es, mit welcher grossen Gezwungenheit Cicero in den tuscul. griechische terminos in's Lateinische übersetzt.

3.

Die lateinische Sprache hat viele Vorzüge der griechischen nicht, weil sie keine originale, sondern eine zusammengesetzte ist. Leitet man sie von der griechischen ab, so geht dies auf das Zeitalter, wo griechische Colonien die uralte äolische Mundart nach Italien brachten. Doch hatte sich schon vorher die *Ausonische*, eine barbarische Sprache, dort etablirt. Diese pfropften sie auf die griechische Sprache. Nebenher wurden noch mehrere Landesdialekte recipirt, und aus einer Mischung mehrerer solchen Dialekte ging nun die römische Sprache hervor. Späterhin wurden noch mehrere Constructionen aus dem Griechischen genommen; daher die grosse Aehnlichkeit in dem

ganzen Gebäude beider Sprachen. Anfangs wurden griechische Dichter, welche auf die römische Bühne gebracht werden sollten, mit einer ganz barbarischen knechtischen Treue übersetzt und so wurden die Constructionen aus dem Griechischen nur so übergetragen. Im Lateinischen ging dies lange fort. Abstrahirt man aber von dem, wie dies einer orginalen Sprache eigen ist, so bleiben der römischen Sprache immer noch viele Vorzüge. Sie ist in vielen Arten des Vortrags ganz ausserordentlich ausgebildet. Man studire in dieser Absicht nur die Reden Ciceros z. B. die pro Marcello. Sieht man auf die römischen Dichter, so sagen viele, selbst Horatius, sie seyen noch weit von der Vollkommenheit der Griechen entfernt; doch sind sie in der Nachahmung so weit gekommen, dass die neuern Sprachen sie schon wieder als Originale ansehen können. Kürze und Bestimmtheit hat das Latein fast in eben dem Grade, wie die griechische Sprache; ja Kürze fast noch mehr. Dies ging von dem Charakter dieser Nation aus, die mehr handelte, als sprach. Die lateinische Sprache qualificirt sich ganz besonders für den oratorischen und historischen Vortrag. Hier hat der Römer fast alle möglichen Bezeichnungen und zwar auf die beste Art. Doch sind sie nie so philosophische Köpfe gewesen, als die Griechen. Im Ganzen gingen sie von praktischen Staatskenntnissen aus; selbst Poësie war nur Liebhaberei einzelner Menschen. Philosophische Schriftsteller hat Rom vor Caesar nur sehr wenige gesehen. Die Entfernung von Staatsgeschäften, welche die Römer veranlasste, Philosophie zu studiren, brachte sie auf den Gedanken, einen forschenden Blick auf die griechische Philosophie zu werfen. Cicero ist als der erste anzusehen, der griechische Philosophie nach Rom gebracht hat. Daher konnte es nicht fehlen, dass in diesem Fache viele Lücken sind und die Römer sich genöthigt sahen, aus den Griechen viele Begriffe zu entlehnen. Die Anzahl aller wirklichen philosophischen Schriftsteller zu Rom mag sich in der ganzen Zeit, da Rom gestanden, nicht bis über dreissig erstreckt haben. Ueberhaupt ist die römische Sprache an Reichthum weit unter der griechischen. Besonders haben sich darüber Dichter und Philosophen zu beklagen. Uebrigens ist in dieser Sprache in den folgenden seculis, nachdem sie aufgehört hatte zu leben, eine erstaunliche Menge wissenschaftlicher Werke geschrieben, und in dieser Rücksicht ist die lateinische Litteratur von grösserem Umfange, als die griechische.

4.

Die griechische Sprache, als Instrumentalsprache mehrerer Kenntnisse, wird heut zu Tage nicht so wie die lateinische ge-

braucht. Sie hat aber eine ähnliche Nützlichkeit, selbst für die heutige Mittheilung. Denn

a) sie ist für die ganze Gelehrsamkeit die Grundsprache, diejenige, aus der fast alle Theile der Wissenschaften Kunstwörter und Bezeichnungen gelehrter Begriffe hernehmen, so z. B. Philosophie und Aesthetik, weil diese vorzüglich auf griechische Muster sich gründen. In der Medicin giebt's ganze Theile, die voll von griechischen Benennungen sind. Auch in den schönen Wissenschaften kann man nicht zu gehörigen Begriffen kommen, wenn man nicht die aus den Griechen entlehnten Ausdrücke recht fassen kann; und solche Kunstwörter lassen sich nicht füglich übersetzen. Ferner lassen sich die Bedeutungen gar nicht gut behalten, wenn man die Sprache selbst nicht kennt, aus der sie genommen sind. Im Allgemeinen aber herrscht in der ganzen Litteratur so viel Rücksicht auf die griechische Sprache, dass man beständig auf sie stösst; selbst im bürgerlichen Leben giebt's viele Ausdrücke aus dem Griechischen, was daher kam, weil die lateinische Sprache so viel aus der griechischen nahm.

b) Wir können selbst die lateinische Sprache hinsichtlich ihres Baues auf eine gelehrte Art gar nicht verstehen, wenn wir nicht von der griechischen ausgehen. Es sind in der lateinischen Syntax Constructionen, viele Wortformen und Ausdrücke, die sich durchaus nicht erklären lassen, wenn man nicht Griechisch kann. Denn die Lateiner haben gradezu Vieles aus den Griechen genommen, was in ihrer Sprache keine Sprachähnlichkeit hat. Sie haben überdem ihre Litteratur im Grossen fast nach der griechischen copirt. Um aber Copien, und auf eine gelehrte Weise, beurtheilen zu können, muss ich die Originale kennen.

c) Durch sie wird uns ein Schatz von Gelehrsamkeit aufgeschlossen, weil die Griechen grössere Schritte in den Wissenschaften gethan haben, als irgend eine andere Nation. In den Künsten ist dies ganz auffallend; denn noch hängt in diesem Fache Alles von den griechischen Autoren ab. Auch ist dies der Fall in den höhern Wissenschaften. Denn in allen Fächern der Gelehrsamkeit sind noch Werke von ihnen vorhanden, besonders in der Medicin und Philosophie, welche überall als die vorzüglichsten ihrer Art anerkannt werden. Dass in dieser Hinsicht Uebersetzungen nicht hinlänglich seyn können, ist wohl sehr einleuchtend.

5.

Was die Kunstwerke des Alterthums betrifft, so haben auch diese einen unmittelbaren und mittelbaren Nutzen. Der mittelbare Nutzen besteht darin, dass sie uns helfen die Kenntniss des Alterthums aufschliessen. Oft kann uns das kleinste Ueberbleibsel wichtige Dinge aufklären; selbst das kleinste Mo-

numient kann uns wichtig seyn. Der unmittelbare Nutzen besteht darin, dass wir Kräfte üben, die zumal in unserm Zeitalter todt liegen, Geschmack und Einbildungskraft, Seelenkräfte, welche uns viel Vergnügen, ja selbst moralischen Nutzen verschaffen können. Didicisse fideliter artes etc. ist sehr wahr; denn sie studiren, giebt Richtigkeit der Empfindung.

6.

Wie bildet die Beschäftigung mit der Sprache und der Entwickelung der Gedanken der Schriftsteller unsern Verstand? Die Beantwortung dieser Frage gehört in die Hermeneutik. Wir werden durch diese Beschäftigung geübt, unsere Beurtheilung und unsern Scharfsinn zu schärfen. Dies ist die wahre Logik.

Bücher, welche über diese Materie gebraucht werden können:

Klotz's Vorrede vor *Scheller's* Anleitung, die lateinischen Schriftsteller zu erklären, in welcher die Frage beantwortet wird: warum lernt man lateinisch oder griechisch? Viel durchdachter ist die Abhandlung:

Funk's Gedanken von dem Nutzen richtig getriebener Philologie in den Schulen (Philologie heisst hier Linguistik), in dem Magazin für Künste und Wissenschaften. Diese Abhandlung ist sehr gut geschrieben; in einer Rücksicht ist sie ganz erschöpfend. Mit seinen Ideen stimme ich am meisten überein. Von ihm ist auch eine Abhandlung über Vergleichung der dänischen, deutschen und französischen Sprache, in einer Schrift von *Schlegel*, welche er 1764 ins Deutsche übersetzte.

Adelung's Schriften über Sprache und Sprachstudium, besonders sein Lehrgebäude der deutschen Sprache 2 B., worin manches Gute vorkommt, wie auch zerstreute Ideen in seinem Wörterbuche.

Krause's Recension in der Litteraturzeitung von 1788 über das Russische Wörterbuch, in welchem die Sprachen des Russischen Reichs auseinandergesetzt sind. In dieser Recension sind tiefe Raisonnements über die Sprache als Sprache.

Jenisch's philosophisch kritische Vergleichung von 14 Sprachen Europens, welche sehr weitläufig ist. Bei den alten Sprachen erschöpft er nicht Alles; doch veranlasst er zum Denken. Von ihm ist auch eine Preisschrift: Vergleichung der alten Gelehrsamkeit mit der neuern, nebst einer Beantwortung von *Tiedemann*. Beide enthalten gute Sachen, allein in's wissenschaftliche Detail und in die Methodik ist keiner von beiden eingedrungen.

Winkelmann's Schriften, besonders seine Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, Dresden 1763.

Christ's Vorlesungen, herausgegeben von *Zeune*.

2.

Philosophische Grammatik.

Einleitung.

a.

Litteratur derselben.

Wir sind sie den Griechen und Römern schuldig. Die Griechen waren die ersten, welche sich zu allgemeinen Principien erhoben. Sie fielen darauf, dass das Denken und Sprechen nicht so gar verschieden sey. Sie kamen darauf, ihre Sprache zu untersuchen in Rücksicht auf die Grundsätze, die mit dem Denken zusammenhängen. Dies geschah schon drei Jahrhunderte vor Christus, häufig zuerst von den Stoikern, bei denen ein Hauptkapitel in der Logik auf die allgemeine Grammatik ging, nemlich die Disputirkunst, weil bei vielen Schlüssen es nothwendig ist, über die Worte bestimmte Begriffe mitzubringen. Doch vor ihnen fing es schon an. Plato untersuchte, ob die Zeichen der Sprache natürlich oder conventionell wären. Weiter ging Aristoteles in seiner Schrift: περὶ ἑρμηνείας, de elocutione, vom Ausdrucke der menschlichen Sprache. Dieses Büchelchen geht auf die ersten principia der Sprache, ist sehr abstract, trocken und kurz, doch eine Skizze zu einer grammaire raisonnée. Einen griechischen Commentar darüber hat man von Ammonius. Von den Stoikern haben wir nicht viel übrig, ausser in zerstreuten Stellen der Alten. Die Lehre vom verbum und der tempora ist ganz stoisch. Besonders haben die alexandrinischen Gelehrten unter den Ptolemäern in dieser Rücksicht viel geleistet. In den seculis nach Christus haben die Griechen einen grossen Grammatiker Apollonius Dyscolus, welcher de syntaxi schrieb, ein sehr scharfsinniges Buch, doch nicht für den Anfänger, zunächst für die griechische Sprache. Was aber von dieser gilt, gilt auch von der allgemeinen. Bei den Römern kam die Grammatik bald in Gebrauch und wir haben noch ein ansehnliches Werk von ihnen in *Varro* de lingua latina. Es giebt aber keine grossen Ideen von der grammatischen Gelehrsamkeit der Römer, denn das Meiste ist aus den Griechen. Die spätern lateinischen Gram-

matiker haben das Ihrige zur genauern Bestimmung der Sätze beigetragen und beim Charisius, Diomedes und Priscianus ist viel Gutes. Ueberhaupt gehören hieher alle Scholiensammlungen, die man im Mittelalter aus alten Commentatoren gemacht hat. Gleichwohl sind hierin die Neuern weiter gegangen und wir haben ein und das andre treffliche Buch, im Ganzen viel, insonderheit von Franzosen. Diese haben eine Anzahl Schriften: grammaires raisonnées d. i. philosophische Grammatiken. Gute Nachrichten kommen vor in einem discours préliminaire einer französischen Uebersetzung des Hermes. Die merkwürdigsten sind: *Beauzée* grammaire raisonée 2 B. 1767, voll ungeheurer Gelehrsamkeit und Subtilität. Ein gewaltiger Mann von grossem Umfange an Kenntnissen; er kennt alle Hauptfächer und hat einen gewissen Tiefsinn, aber er hat den Fehler, dass er Alles bis auf so kleine Theile anatomirt, dass der Nutzen der Grammatik geringer wird und das Werk mehr speculativ ist. Besser ist *Condillac's* grammaire raisonnée in seinem cours d'études pour le Prince de Parme, einer Art Encyclopädie. Sie hat einen grossen Vorzug wegen des feinen geschmackvollen Vortrags und der Manier. Das gründlichste und berühmteste Buch ist von dem Engländer *Harris*: Hermes oder allgemeine Grammatik, übersetzt von *Ewerbeck* nebst Anmerkungen und Abhandlungen von *F. A. Wolf* und dem Uebersetzer. 1ter Theil. Halle 1788. Eine französische Uebersetzung von *Thurot* ist gut, hat aber nichts Eignes und die wenigen Noten wollen nicht viel sagen. *Harris* ist einer der grössten Alterthumskenner und seine Manier in Absicht auf Behandlung und Entwickelung der Sachen aristotelisch. Dieses Werk ist ein Kunstwerk in Rücksicht der Sachen, der Manier und Behandlung. Die meisten Engländer halten sich an ihn, und er ist blos abgeschrieben worden. So sind *Beattie's* moralische und kritische Abhandlungen, übers. Göttingen 1790. ein Excerpt aus Harris. Einen verschiedenen Gang ging *Monboddo* in seinem Werke über den Ursprung und Fortgang der Sprache; 7 Bde. Es sollte von *Schmidt* in Weimar übersetzt werden, allein es ist ein Auszug. Dieser Mann ist ein starker Träumer. Wenn er über das Allgemeine raisonnirt, so hat er wunderliche Grillen; sonst ist er ein tiefer Kenner des Alterthums. Was ich an ihm schätze, ist die Entwickelung der Eigenthümlichkeiten der griechischen Sprache, wenn er griechische Schriftsteller anatomirt. Ein Auszug aus ihm wäre nützlich. Dann ist von de Brosses traité de la formation mécanique des langues, Paris 1765. Das Beste aus allen ist zusammengetragen in den Artikeln der Encyclopédie, besonders in der Ausgabe, wo die Encyclopédie méthodique heisst. Die Deutschen haben hierin noch nicht viel geleistet. Von *Meiner* ist ein Versuch einer an der Sprache abgebildeten Vernunftlehre, Leipzig 1781; ein

Mann, der dieser Materie nicht unkundig und für sie nicht ungeschickt war; aber es fehlen ihm die Sprachkenntnisse. Er will diejenige Methode durchführen, welche a priori untersucht, was in der Sprache seyn müsse. Es ist Manches in seinem Buche, was nützlich ist, wenigstens nützlicher, als was in *Lamberts* Organon 2 Theile, Leipzig 1764. verkommt. Es ist zu abstract und zu wenig für den praktischen Gebrauch, obgleich tiefe Ideen darin sind. Ihm fehlts ganz besonders an Sprachkenntniss. Von Joh. Henric. Meyer haben wir grammaticae universalis elementa, Braunschweig 1796., in streng scientivischer Manier geschrieben. Der Verfasser ist mehr von allgemeinen Kenntnissen ausgegangen.

Im Folgenden sollen die Hauptmaterien der philosophischen Grammatik dargestellt und das, was das Nützlichste und Anleitendste zum Studium der Sprache ist, angegeben werden.

b.

Begriff der philosophischen Grammatik.

Was den Begriff dieser Wissenschaft betrifft, so fällt in die Augen, dass, obgleich es mehrere Sprachen giebt, doch zwischen ihnen eine gewisse Uebereinkunft statt findet, weil bei jeder Nation die Rede (oratio) der Abdruck des Denkens ist, die Kopie vom Original. Wie die Menschen einerlei Grundsätze haben, wonach sie alle denken, so muss auch eine Anzahl allgemeiner Sätze seyn, nach denen sich jede Sprache richtet. Diese sind in der Natur jedes Menschen gegründet und diese machen die allgemeinen Regeln, welche man in den besondern Grammatiken nicht wiederholen sollte. Hierin sieht man, wie sich die allgemeine von diesen unterscheidet. Sie muss die Grundsätze enthalten, in denen sich die meisten Sprachen vereinigen, oder das Wesentlichste in der menschlichen Sprache, wogegen die Besonderheiten nur Zufälligkeiten sind. Man macht einen Unterschied zwischen *allgemeiner* und *philosophischer Grammatik*. In der *allgemeinen* verfährt man historisch und zählt diejenigen Grundsätze auf, in welchen sich alle vorzüglichen Sprachen vereinigen. Die Beispiele giebt man aus den verschiedenen Sprachen und dies nennt man eine *Parallelgrammatik*. Diese *allgemeine Sprachlehre* wäre nun die Summe der allgemeinen bei allen Sprachen gleichen Erscheinungen. Diese aber ist nicht so nützlich, als die *philosophische*, in welcher die Erscheinungen aus ihren Gründen entwickelt werden. Beschäftigt sich die Grammatik mit Betrachtung der Beschaffenheit der Vorstellungen selbst, so heisst sie eine *rein philosophische;* beschäftigt sie sich mit der Bezeichnung unserer Vorstellungen, so entsteht eine *angewandt philosophische*, welche uns am nützlichsten zur Vergleichung mehrerer Spra-

chen ist. In dieser werden nicht blos die facta aufgestellt, sondern auch die Gründe in den Gesetzen des menschlichen Denkens aufgesucht. Sofern macht sie einen Theil der Logik aus, und man sollte sie mit derselben vereinigen, wodurch diese an Anwendbarkeit gewinnen würde. Um aber die Gründe aufzusuchen, muss man vorher Sprachkenntnisse besitzen und nicht glauben, es durch Raisonnement a priori herauszubekommen, deswegen, weil sie das, was die Logik, ist. Diese ist die Wissenschaft der Regeln des Denkens. Ehe man diese studirt, muss man schon denken können: Es reicht aber nicht hin, eine und die andere unvollkommene Sprache zu kennen, um die Gründe aufzusuchen; wir müssen die gebildetesten kennen. Diejenigen Sprachen, durch die wir in das Allgemeine eindringen wollen, müssen vollkommen, am besten ausgebildet und der Natur am gemässesten seyn. Aus dem Grunde ist keine unter den neuern einfacher und hiezu dienlicher, als die englische; unter den alten Sprachen ist in dieser Hinsicht kein grosser Unterschied. — Uebrigens lässt sich die allgemeine Grammatik mit der philosophischen verbinden. Mit jener muss man den Anfang machen; denn es ist von grosser Wichtigkeit, diejenigen Regeln, die allen Sprachen gemeinschaftlich sind, kennen zu lernen.

c.

Ueber Analogie und Anomalie.

Wie kommt's, dass alle gebildeten Sprachen eine Parthie von Sachen haben, von usibus loquendi, die genau mit einander zusammenstimmen? — oder, dass wir aus den einzelnen Sprachen eine Anzahl allgemeiner Gründe entdecken können? Das Sprechen ist ein Grad mehr, als das Denken. Da dieses in den Menschen auf gleiche Weise eingerichtet ist; so ist auch folglich jenes an gemeinschaftliche Regeln gebunden, wie das Denken. Dies wird deutlich, wenn wir das betrachten, was die Grammatiker *Analogie* d. i. Uebereinstimmung und *Anomalie* d. i. Abweichung von der Uebereinstimmung nennen. Man sagt, dass hierauf, also auf der Wahrnehmung ähnlicher Fälle, die man mit einer ausserordentlichen Schärfe im Kinderalter machte und sie befolgte, und nur in einzelnen Fällen abwich, der Sprachgebrauch beruhe. Diese Kraft, analogisch zu urtheilen, ist eine von den Grundkräften, die wir beim Menschen finden, welche sich schon in den Kindern zeigt. Dieses nebst dem Abstractionsvermögen sind dasjenige, was am meisten gewirkt hat, den Sprachen die Grundbildung zu geben. Vom Einzelnen zogen sie den allgemeinen Begriff ab. Wir finden, was uns alle Sprachen erleichtert, dass die Formen der Wörter auf gleiche Art flectirt und gebildet werden. Auf die Sprachähnlichkeit also muss man losgehen, wenn man den

Grund von usibus loquendi einsehen will. Die Menschen fühlten, dass sie ähnliche Dinge auf ähnliche Weise behandeln müssten. Ohne dieses würden sie die Sprache unendlich erschwert haben. Da dies so allgemein ist, und auf einem Grundgesetze unsers Denkens beruht, so kann man annehmen, Analogie ist eine von den Quellen, woraus aller Sprachgebrauch fliesst und diese Analogie in einzelnen Fällen erklären, ist das Geschäft der philosophischen Grammatik. Wie kam es aber, dass die Menschen Fälle in der Sprache hervorbrachten, welche anomalisch sind? Unter Anomalie muss man Alles, was unregelmässig ist, verstehen. Man hätte sollen bei der Regel bleiben und alle Fälle der Art auf einerlei Weise behandeln. Nun aber lassen sich die Menschen in den ersten Operationen des menschlichen Verstandes täuschen, d. h. es muss Fälle geben, wo in der Zeit der ersten Sprachbildung es dem Menschen nicht ganz klar wird, ob zwei Fälle ähnlich sind. Auch wird er oft zwei ähnliche Fälle auf ungleiche Art behandeln. Dies hat allerwärts Anomalieen erzeugt. Auf der andern Seite behandelte man zwei verschiedene Fälle auf einerlei Weise und sah für ähnlich an, was unähnlich war. Dazu kamen noch mehrere Gründe, warum man abwich. Wie die Sprachen vorwärts gingen, verloren sich hie und da Grundwörter, von denen man Abwandlungen machte; sie kamen aus dem Gebrauche, die abgewandelten Formen erhielten sich, weil ihrer eine ganze Anzahl war, da man sie häufiger im Munde führte, als die radices. Dies ist ein Fall, den man in alten Sprachen findet. Für den Stamm ist nachher ein andrer üblich geworden, der harmonirt nicht mit den abgewandelten und dies macht Anomalieen. Daher die Erscheinung, dass wir aus der Analogie der spätern Sprache Vieles nicht erklären können, was anfangs sehr guten Grund hatte. In allen Grammatiken finden wir Formen, die mit Worten zusammenhängen, von denen sie doch nicht abgleitet werden können z. B. im Deutschen: ich bin, wir sind, seyn; im Lateinischen: sum, fui, forem, esse. Man nimmt daher an, es wären anfänglich Stämme gewesen, welche gewisse Formen bildeten, von denen aber die ersten Stämme verloren sind und sich nur aus ähnlichen Fällen ahnen lassen z. B. im Griechischen: *θνήσκω, ἔθανον, θάνατος; πάσχω, ἔπαθον, πάθος*. Man muss solche Formen auf die ersten Stämme zurückzuführen suchen, welches das Geschäft der Etymologie ist. So wäre man öfter von der Analogie abgewichen, ohne abzuweichen d. h. es ist jetzt Anomalie, wo ursprünglich keine war. Es giebt auch einen andern Fall, der die Analogie stört. Dieser ist, dass man häufig in der frühern Zeit bei glücklich organisirten Völkern auf den Wohlklang sah und ihm die Sprachähnlichkeit aufopferte. Dies musste bei denen statt finden, welche sich mit der Poësie viel beschäftigten und so konnten

Worte und Constructionen aufkommen, welche absprangen von der Regularität, weil das Reguläre zu hart gewesen wäre. Man muss sich in eine Zeit versetzen, wo der Sprachgebrauch durch Sänger gebildet wurde. Da musste es bald des Numerus des Verses wegen schicklich scheinen, abzuweichen von dem, was regelmässig gewesen wäre. Ein andrer Fall entsteht aus mehrern Fehlern und Incorrectheiten, die sich in der frühesten Zeit am vorzüglichsten einschleichen müssen, da sie sich auch später einschlichen. Es ist wahr, der Sprachgebrauch nimmt nicht gleich Fehler von einzelnen Menschen an, aber in der früheren Zeit ist dies eher der Fall, da die Sprache noch keine Festigkeit besitzt. Besonders war's damals der Fall, wenn Personen angenehme Fehler hatten d. h. solche, die Annehmlichkeiten mit sich führten, die deshalb nachgeahmt wurden. Ist der falsche usus einmal durch Schriftsteller eingeführt, so ist er nicht wieder zu verdrängen. So hatten die Griechen eine seltsame Construction, das Subst. plur. neutr. mit dem Verbum im Sing. zusammenzusetzen. Das Entgegengesetzte rührt nur von Abschreibern her. Wenn nun so viele Quellen sind, woraus man die Abweichungen von der Analogie fliessen sehen kann, so zeigt sich die Nothwendigkeit, die Irregularitäten in einer Sprache nicht alle auf gleiche Weise zu behandeln. Allein so sehr auch die Menschen mit richtigem Gefühl zu Werke gingen, so hat man sich doch auch Unregelmässigkeiten durch Nachlässigkeit geschaffen. Diejenigen Wörter, welche am meisten im Gebrauch sind, sind gewöhnlich die irregulärsten, denn sie sind im Munde so zu sagen am meisten abgebraucht. Es lassen sich noch mehrere Fälle denken. Hier darf man aber Nichts ohne Beweis annehmen. Dass die Analogie eine Hauptquelle in der Sprache ist, haben die Alten schon auseinandergesetzt. So schrieb Caesar de analogia. Von Vossius haben wir ein Werk de analogia et anomalia, worin viel Treffliches ist, das in die philosophische Grammatik gehört.

d.

Sprachgebrauch.

Das Nächste zu betrachten ist der usus loquendi, den man gewöhnlich den Tyrann der Sprache nennt. Dieser giebt das, was herrschend geworden ist. Ist von der Grammatik die Rede, so haben wir es mit dem usus loquendi zu thun. Diesen haben wir zu prüfen und zwar nach der Analogie, welche die wahre grosse Regel ist, auf der die ganze Sprachrichtigkeit beruht. In einer ausgestorbenen Sprache muss man aber in dieser Hinsicht noch weit bescheidner seyn, als in der vaterländischen. Der herrschende usus loquendi und die Analogie, die ihm zum Grunde liegt, nebst der Entstehung und den Gründen in

einzelnen Fällen, dies ist das, was die philosophische Grammatik zu untersuchen hat. Hier theilt sie sich mit der Logik und Rhetorik, so dass jede ihr Gebiet hat. Sie gränzen aneinander, daher kann man sie alle zusammen verbinden. Grammatik ist Untersuchung von Redesätzen, weil alles das, was wir denken, sich auf Sätze zurückbringen lässt. Wenn dies ist, die Rede aber der Abdruck des Denkens ist, so habe ich es in der Grammatik mit Sätzen zu thun. Diese haben ihre Theile, die einzelnen Worte, diese wieder die ihrigen und so kommt die Auflösung bis zu den kleinsten, den Buchstaben. Dies alles beschäftigt die Grammatik. Die Logik beschäftigt sich auch mit Sätzen und eben so die Rhetorik, aber auf andere Weise. Sieht man darauf, dass durch die Zeichen unsere Gedanken angezeigt werden sollen, so gehören diese Zeichen für die Logik; sieht man auf die Richtigkeit des Ausdrucks dieser Zeichen, so gehören sie für die Grammatik; sobald man aber einem Andern diesen Zeichen zufolge seine Gedanken mittheilen will, so gehören sie für die Rhetorik. Ein Beispiel wird dies deutlich machen. Wenn ich sage: der Himmel ist heiter; so wird dieser Satz grammatisch betrachtet, wenn ich die Richtigkeit der Worte in Rücksicht ihres Sprachgebrauch einzeln und verbunden untersuche. Die Logik untersucht die Richtigkeit des Satzes in Rücksicht des Zusammenhanges, und die Rhetorik prüft die Stellung der Worte in Rücksicht der Schönheit. Dies ist es, was bei allem Styl zum Grunde liegt. Beim Prüfen des Stylistischen muss man darauf sehen. Das Natürlichste ist, mit der grammatischen Prüfung anzufangen und dann zur logischen und rhetorischen fortzugehen. In grammatischer Hinsicht sehe man auf die Richtigkeit der einzelnen Worte hinsichtlich ihrer Form und auf die Richtigkeit der Verbindung derselben; in logischer auf den Sinn und auf die Wahrheit der Sätze; und in rhetorischer auf den Effect, den sie hervorbringen sollen, oder auf die Absicht, welche dadurch soll erreicht werden. Ueberall muss grammatische Richtigkeit zum Grunde liegen. Uebrigens kann ein grammatisch richtiger Satz ein logisch unrichtiger seyn. Man kann aber auch richtig logisch reden oder schreiben und doch gar nicht zweckmässig und nicht angenehm. Hier tritt die Rhetorik ein und fordert nach der jedesmaligen Absicht einen solchen Vortrag, wodurch ich meinen Zweck am sichersten erreiche. Diese drei Arten von Beurtheilung sind sehr genau mit einander verbunden.

e.

Eintheilung der philosophischen Grammatik.

Die natürliche Eintheilung der Grammatik wäre, wenn man von den Buchstaben ausginge. Hier entsteht die Frage, wie

sind sie am richtigsten und besten auszusprechen. Dies ist *Orthoëpie*. Hiezu kommt die andere Ansicht, wenn die Sprache geschrieben wird, die *Orthographie*. Von diesen Theilen geht man zu den grössern und nimmt die einzelnen Worte für sich mit allen ihren Affectionen. Dieser Theil wird der *etymologische*, etwas missbräuchlich genannt; denn er geht nicht auf die Ableitung der Wörter, sondern auf die *Formenlehre*. Der zweite Haupttheil betrachtet die Worte in ihrer Verbindung zu Sätzen und heisst *Syntax*.

Der Stoff der Grammatik sind Redesätze und diese bestehen aus Theilen, also aus Wörtern. Diese sind articulirte Zeichen von Vorstellungen und haben das Eigene, dass keiner ihrer Theile für sich eine Bedeutung hat. Die Wörter lassen sich in Sylben auflösen, die keine Bedeutung haben, obgleich sie dieselbe haben, wenn sie zu Wörtern geprägt werden. Diese werden in Buchstaben aufgelöst.

In Hinsicht der Methode, die Grammatik zu lehren und zu lernen, muss bemerkt werden, dass man nicht von der Theorie und den abgezogensten Theilen derselben ausgeht, sondern man löst ganze Sätze in ihre einzelnen Theile auf, nicht umgekehrt. Man darf sich aber nicht in weitläufige Auseinandersetzungen einlassen. Ein Andres ist, wie der Lehrer so etwas studirt und durchgehen soll und lehren.

Erster Theil.

Die Formenlehre.

Wie viel Hauptgattungen von Wörtern giebt es? Dies ist eine Hauptfrage. Unter oratio wird alles verstanden, was man redet, jeder einen Gedanken enthaltende Satz, dessen Theile Wörter (partes) sind. In alten Zeiten hat man verschieden darauf geantwortet. Die Frage ist eine logische. Es ist bekannt, dass man ehedem blos auf drei Gattungen von Wörtern zurückging: Substantiva, Verba, Partikeln. Unter jede derselben fasste man andere als untergeordnet, welche man nach einer andern Vorstellungsart einzeln zählt. So zählte man das adjectivum zu dem substantivum, und unter die Partikeln warf man verschiedenartige Wörter, woraus erhellt, dass diese Vorstellungsart nicht in's rechte Licht führt, und es ist besser, zur Vorstellung das *Donat* zu gehen. Die frühere hatte zwei Gattungen, nomen und verbum, wiewohl man einsah, dass eine noch müsste hinzugefügt werden cf. Diogenes Laërtius 7, 56. Vossii Aristarch c. 4. initio. Vereinzelte man die Sache so sehr, so hatte man dazu einen logischen Grund. Man sagte, dass man die Redetheile nehme, ohne welche ein Satz nicht seyn könne. Sobald man dies wollte, hatte man Recht;

denn zwei Classen sind als die vornehmsten anzusehen z. B. der Mensch denkt, die Sonne scheint. Nehme jemand Partikeln und setze sie zusammen; es werden keine Sätze werden. Allein in grammatischer Hinsicht hatte man Unrecht, denn die Rede ist der Art, dass sie zu etwas weiter zureicht, als zu trocknen logischen Sätzen. Wir brauchen nicht blos Sätze, in denen nomen und verbum vorkommen, sondern noch mehrere, um unsere Empfindungen auszudrücken. Sieht man auf das, was in den strengern Wissenschaften nöthig ist, so ist das etwas Anderes, als wovon gesprochen wird, von der mit der Rhetorik in Verbindung stehenden Rede. Die grammatischen Theile lassen sich am natürlichsten so ordnen. Eine grosse Anzahl Dinge existiren theils in der Natur, theils bringen wir sie zur Existenz durch Verstandesvorstellungen. Nemlich eine grosse Menge Dinge, welche in die Sinne fallen, existiren wirklich. Eine andere grosse Anzahl von Begriffen hat der Mensch durch Abstraction gewonnen und giebt ihnen eine Existenz. Diese letzten behandelt er auch wie existirende Dinge. Diese doppelte Existenz ist von dreierlei Art: entweder sind sie Wirkungen, oder Eigenschaften (Affectionen), oder Accidenzien. Die Affectionen kann man auch Attribute nennen; denn, wenn wir Affectionen bezeichnen, legen wir dem Dinge etwas bei. So legen wir einem Thiere das Laufen bei. Was die erste Classe von Dingen betrifft, welche wirklich existiren oder als Wirkungen anzusehen sind, so nennen wir sie Substanzen, weil wir ihnen eine Selbstständigkeit beizulegen gezwungen, oder durch unser Denkvermögen geneigt sind. In diese Classe gehört eine grosse Menge von Abstractionen, welche nicht zu den erstern Wörtern gehört. Der Kinderverstand geht nicht auf diese los, er hat nur einen Hauptausdruck für die Classen selbst. Nach und nach häufen sich diese Arten von Ausdrücken, und je wissenschaftlicher eine Nation ist, desto mehr häufen sich die Wörter, durch welche Substanzen bezeichnet werden. Diese nennt man substantiva. Die zweite Classe sind die, durch welche Eigenschaften angezeigt werden, die ich den Substanzen beilege oder sie ihnen ansehe. Alle die Wörter, die dergleichen Affectionen bezeichnen, sind Attributiva. Die vornehmste Art hievon sind die verba. Neben diesen giebt es mehrere, wohin auch die adjectiva gehören und adverbia. Die Adjectiven gehören also nicht zu den Substantiven; die Grammatiker liessen sich durch einzelne Sprachen verführen. Endlich ist eine dritte Classe von Wörtern, welche zur Bestimmung der Rede, einzelner Wörter und ganzer Sätze dienen und wodurch häufig gewisse Accidenzien angedeutet werden. Dies ist die Classe der Wörter, welche man Artikel, Präpositionen und Conjunktionen nennt. Es sind theils bestimmende, theils verbindende und was die letztern betrifft, so bedarf die Rede, wenn

sie gebildet wird, ihrer viele, um die Wörter und Sätze in gehörige Verhältnisse zu bringen. Die Alten hatten über die Classen der Wörter verschiedene Meinungen. Die Stoiker nehmen nur zwei an, substantiva und attributiva. Viele Classen kommen beim Vortrage abstracter Wahrheiten nicht in Betrachtung. Endlich setzte man die Partikeln hinzu, welche die Griechen *μυϱίον* nannten. Späterhin löste man diese Classification auf und machte acht partes orationis. Zu diesen können die *Interjectionen* nicht gerechnet werden, sind auch von den Alten selten dazu gerechnet worden. Denn sie sind blosse Stammlaute aus der rohen Natursprache, nur etwas verfeinert. Man wirft sie in die Rede hinein, ohne dass sie die Construction ändern. Zu ihnen gehören auch die *Flüche*, welche nichts sind als Wörter, welche eine Empfindung ausdrücken sollen, die man gar nicht auszudrücken weiss. Die Interjectionen sind Reste aus der blossen Empfindungssprache und zeigen sich auch als solche. Die Sprache reicht oft nicht hin, die zusammenlaufenden Empfindungen auszudrücken. Daher ist man zu Lauten gekommen, womit man diese dunklen Empfindungen ausdrückt. Sie werden zwischenein geworfen, machen auch einzelne Sätze aus.

Erste Wörterclasse.

Substantiva.

a.
eigentliche.

Die Substantiva theilt man in *eigentliche* Substantiva und *uneigentliche*, oder Vicesubstantiva oder pronomina, weil man den alten Ausdruck nomen für substantivum gebrauchte, womit man oft Dinge benennt. Kinder setzen meist substantiva für pronomina. Dieses Wort aber sollte nur wenigen zukommen. Das Wort nomen wurde in frühern Zeiten gleichsam als ein Gattungswort gebraucht, jedoch auch vocabulum; daher sagen Einige provocabula. Dass unter den Wörterclassen die substantiva und verba die Hauptclassen sind, ist bekannt, denn sie formiren schon einen Satz. Doch es scheint eine Ausnahme zu leiden. Ich kann sagen: du hier? Das ist schon ein Satz. Wie kommt es, dass nicht viele Worte nöthig sind? Elliptische Constructionen müssen in ihre integrirenden Theile aufgelöst werden und dann sehe ich, dass der Satz nie ohne ein Substantiv seyn kann und dass auch ein Verbum da seyn muss, wenn es auch nicht da zu seyn scheint. Dieser Grundsatz ist wichtig. Es kommt nicht darauf an, dass die Theile da sind, sondern dass ich sie gehörig denken muss. Dies ist natürlich;

denn wir sind im Stande, durch Mienen Sätze auszudrücken. Man ist daher auf den Gedanken gefallen, zu fragen, welche Classe von Wörtern wohl die älteste sey? Man kann diese Frage nicht dadurch beantworten, dass man zeigte, es müsse der Natur des Menschen zufolge die eine oder die andere Gattung die ältere seyn. Beide Classen scheinen neben einander und bei verschiedenen Völkern nicht auf gleiche Weise gefolgt zu seyn. Doch dies ist eine unfruchtbare Untersuchung. Wenn wir auf die Eigenschaften der Substantiva sehen, so bemerken wir folgende Punkte. Sowohl wirkliche Substanzen, als auch durch Abstraction geschaffene Verstandesvorstellungen sind von der Art, dass ihnen gewisse besondere Eigenschaften in der Grammatik zukommen müssen. Dahin gehört:

1) Weil man auf allgemeine Ideen ausging und die Sprache brauchte, allgemeine Ideen zu bezeichnen, so fand sich, dass besondere einzelne Individuen oft in zu grosser Zahl zu einer Gattung gehörten und dies musste einen Unterschied im Ausdrucke hervorbringen, ob ich es so sollte ausdrücken, dass ich von einem einzelnen Gegenstande oder von der Gattung spräche oder eine Unterscheidung der Zahl noch machte. Daraus entsteht der Unterschied, dass man von numerus singularis und pluralis spricht. Der Grund ist klar. Alle Substanzen sind Gattungen, Arten und individua. Die Gattungen haben ihre Arten und diese ihre individua unter sich. Hiernach müssen alle Namen von Gattungen und Arten in mehrfacher Zahl angegeben werden können; hingegen bei den individuis kann keine Pluralität angegeben werden, weil sie blos abstrahirte Ideen ausdrücken, bei denen der Collectivbegriff so gross ist, dass wir uns keine Theile daran, keine Mehrheit denken können z. B. bei dem Begriffe Weisheit, Klugheit. Sieht man jedoch von dem allgemeinen Begriffe ab und wendet man ihn auf einen einzelnen Gegenstand an, so kann man eine Mehrheit desselben denken. Rede ich von verschiedenen Dingen, die Macht haben, so spreche ich von Mächten. Ferner giebt es auch Wörter, die schon eine Menge sehr kleiner Theile in sich begreifen, die man deshalb nicht im Plural nimmt z. B. Asche. Die Classe der individua nennt man nomina propria, ein schicklicher Name. Bei ihnen kann keine Pluralität statt finden. Man findet aber auch Sprachen, die einen dualis haben. Ist er nothwendig für die Sprache? Wenn es auf Bestimmung dessen, was erforderlich ist, ankommt, so fällt er weg. Er ist ein unnützer Ueberfluss; indessen fallen Sprachen in ihrer Kindheit oft auf etwas Ueberflüssiges. Warum haben ihn die Römer nicht? Damals, als die Römer ihre Sprache mit Hülfe der griechischen bildeten, hatte diese ihn noch nicht; der äolische Dialekt, aus dem sie ihre Sprache nahmen. hatte keinen dualis. War er nicht im Altgriechischen, so scheint

es, er war ein blosses Raffinement, das späterhin in die Sprache kam. Das Späterhereinkommen beweist, dass er nicht nothwendig ist. Die Sache ging davon aus, dass man in der Natur so viele Sachen fand, die zusammen gehören. Was die Art und Weise betrifft, Individualnamen in den Plural zu setzen, so ist dies eine Ausnahme. Wie entsteht sie? Man sagt: Homere, Scipionen, Cicerone. Es ist blos eine Sprachveränderung. Statt die Substantiven zu brauchen, nimmt man berühmte Namen derer, welche in einer Sache florirt. Wir können die Eigenschaften einer Person oft zu einem abstractum machen und, um uns am klarsten auszudrücken, brauchen wir statt der Eigenschaften die Namen der Personen und so werden sie zu Gattungsnamen. In gewissen Sprachen ist es eine honorifica oratio, die Individuen zu pluralisiren z. B. die Salmasii, Vossii etc. Eine andere Schwierigkeit ist: bei Thieren sind die nomina propria nicht so propria, dass der Name nur einmal vorkommen sollte. Hiernach könnte jemand denken, die nomina propria scheinen Namen zu seyn, welche Substantiven ähnlich sind. Für jede Anzahl der Mehrheit hätte man können eine besondere Form machen; allein auch in der Sprache herrscht, wie in der Natur das wohlthätige Gesetz der Sparsamkeit.

2) Genera. Man spricht, die substantiva hätten genera, und man sagt es auch von den adjectivis. Das ist wunderlich. Was sind diese genera und wie ist man darauf gekommen? Sind sie in der Sprache gegründet, sind sie wesentlich? Würde die Sprache eben so vollkommen seyn, wenn man sie wegnähme? Würden sie aufgehoben, so möchten viele Dunkelheiten, Verwirrungen und Amphibolieen entstehen. Sie dienen in der Sprache zur genaueren Bestimmung und grösseren Deutlichkeit. Es ist Regel, dass man auf den Ursprung sieht und forscht, von welchen Ideen die Menschen ausgegangen sind. Ist das genus als Eigenheit in die Sprache gekommen, oder ist etwas Anderes der erste Anlass? Es kommt hier darauf an, dass der Kinderverstand zwar dunkel, aber richtig, auffasst. Die genera gehen vom sexus aus, aber in der Grammatik sind sie nicht mehr sexus. Was man hier genus nennt, ist nicht die Bezeichnung von einem natürlichen Geschlecht, denn dies heisst nicht genus, sondern sexus. Hierauf sind viele Grammatiker aufmerksam gewesen und haben daraus geschlossen, dass, wenn die Alten dadurch das natürliche Geschlecht hätten bezeichnen wollen, sie sexus gebraucht hätten. Dies aber ist ein Fehlschluss, denn aus dem Namen lässt sich's nicht erklären. Genus ist ein allgemeiner Ausdruck und heisst soviel als classis cf. Sanctii Minerva 1, 7. Wir im Deutschen brauchen dieses Wort umfassender und wollen eigentlich nur von classis sprechen. Dann aber sollte man den Ausdruck *Geschlecht* nicht brauchen, denn nicht Jedem ist es deutlich zu

machen, wie die Menschen die Wörter in Geschlechter theilen konnten. Dies einzusehen, dazu wird Kenntniss der alten Welt vorausgesetzt oder der Phantasie-Menschen, welche auf der ersten Stufe der Cultur stehen. Viele Benennungen in der Grammatik sind von den Griechen recht gut, viele nicht. Es ist ein grosses Verdienst des griechisch philosophischen Geistes, die abstractesten Sprachbenennungen im Griechischen deutlich auszudrücken. Die Griechen und Römer griffen aus ihrer Sprache Worte zu terminis technicis, welche aber mehrentheils nicht erschöpfend sind. Sie haben den Ausdruck genus eingeführt und dieser zeigt, wie billig, auf's Geschlecht und giebt den Wink auf die Entstehung. Diese ist: man ging bei der Grammatik darauf aus, die Zeichen den Vorstellungen ähnlich zu machen. Die Sprache ging von Bezeichnung der natürlichen Gegenstände aus und hier boten sich zwei Geschlechter dar, welche sich durch charakteristische Zeichen unterscheiden. Man fand diese Geschlechter im Thier- und Pflanzenreiche und es gab Völkerschaften, welche den Geschlechtsunterschied über die ganze Natur ausbreiteten. Die Griechen trieben es zwar nicht soweit, aber doch dehnten sie ihn auf leblose Gegenstände aus. Die auffallendsten Züge des männlichen Geschlechts sind Stärke und Kraft, beim weiblichen Zartheit und Weichheit; bei jenem agirende, bei diesem leidende Kraft. Dies führte die kindliche Phantasie weiter, als wir nachkommen können. Man dehnte diese Eigenschaften immer weiter aus. Hiernach verfuhr man auch bei den Wörtern, und das Natürliche war, dass man bei Wörtern, welche man für beide Geschlechter brauchte, die Endung abänderte. Solche Terminationen mussten auf Classenunterscheidung führen, und so ging man weiter, um Classenabtheilungen der Wörter hervorzubringen. Viele der Regeln, welche wir haben, zwingen uns, diese Entstehungsart anzunehmen; ja ein grosser Theil ist besser aus der Mythologie zu begreifen, als aus der Grammatik. Alle Regeln von den generibus helfen dem Lerner der Grammatik nichts, und man muss Niemanden damit quälen. Die Sache muss dem usus überlassen werden, denn die Regeln helfen gar nichts; denn sie beruhen, wo sie nicht von der Natur ausgehen, blos auf dem usus loquendi und dieser lässt sich nicht unter Regeln bringen, sondern blos lernen. Was nun die Menge Wörter betrifft, welche in Regeln gebracht sind, so frägt es sich: wie ist man darauf gekommen, sie auf ähnliche Weise zu behandeln? In den Vorstellungen nahm man den Umfang ursprünglich so weit, dass man in Verähnlichung der Geschlechter weiter ging, als jetzt möglich ist, nach verschiedenen Gegenden auf verschiedene Weise und nach verschiedenen Richtungen der Seelenkräfte. Die Natur selbst konnte dazu beitragen, dass das Eine männlich, das Andere

weiblich benannt wurde. Man überliess sich auch oft ganz der Willkühr; daher bekamen selbst Dinge von derselben Bedeutung verschiedene genera. So ist πόντος männlich, θάλασσα weiblich, πέλαγος neutrius. Geht man in die Baumarten, so macht sich der Punkt deutlich. Viele Sachen, besonders in den alten Sprachen, die von einerlei mythologischer Vorstellungsart ausgehen, sind gleich. So sind alle virtutes generis feminini und alles das, was κακία, vitiositas ist. Dann sind alle allgemeinen Qualificationen oder Eigenschaften generis feminini. Hier kann man im Einzelnen nicht immer die Gründe angeben. Dazu kam das blosse grammatische Gefühl d. h. ein Gefühl der Brauchbarkeit des natürlichen Unterschieds und kraft dieses ging man fort und richtete sich häufig nach den Endungen. Dieser Fall muss wohl in Acht genommen werden. Hierin liegt eine grammatische Analogie zum Grunde, und hiermit hing die Bemerkung der Schicklichkeit zusammen und die Rücksicht, welche die Sprache auf Präcision genommen. Nun war es aber unmöglich, gewisse Dinge unter ein genus zu bringen, diejenigen nemlich, welche isolirt sind. Diese warf man in das genus neutrum d. h. die dritte Classe. Allein es liegt dabei eine Idee zu Grunde, die recht philosophisch ist. Hätte man ohne Phantasie agirt, so würde man alles das, was kein Geschlecht zeigte in der Natur, auch so ohne Geschlechtsunterscheidung in der Grammatik gelassen haben. Hier zeigt sich keine Sprache so philosophisch, als die englische; diese hat keine Unterscheidungen. Man war das genus einzuführen gezwungen wegen der Beziehungen, da man den Attributiven Endungen gab, wodurch sie die Beziehung deutlich anzeigen sollten. Die Attributiven konnten kein genus haben, aber sie konnten Endungen erhalten, wodurch man darauf im Zusammenhange der Rede geführt wurde. Dass die Adjectiven in den alten Sprachen solche kleine Distinctionen der Form erhalten haben, war für die Deutlichkeit äusserst nothwendig. Im Lateinischen und Griechischen hat man diese Vollkommenheit, womit das genus zusammenhängt.

b.

uneigentliche.

cf. *Etzler's* Kritik des Schulunterrichts, 1te Sammlung, und *Vater's* grosse hebräische Grammatik, wo viele gute Ausführungen sich finden. Man muss davon ausgehen: ursprünglich stecken Substantiven dahinter und sie sind prosubstantiva, gehören nicht gleich in die erste rohe Sprache, sondern in die schon etwas gebildetere und häufen sich, wenn die Sprache gebildeter wird. Quintilian 2, 3. 87. führt den Namen an. Besonders scheint's, als wenn man bei der ersten und zweiten

Person anfangs keine besondere Benennung nöthig gefunden hätte, wovon die alten Sprachen einen Beweis geben; aber freilich steckt in den Endungen selbst etwas, was auf verschiedene Personen Beziehung hat. Dies verstehe ich aber nicht so, wie *Hasse* in seiner Grammatologie, die wenig Gutes hat. Aus dem Gebrauche, die pronomina nicht vorzusetzen, geht hervor, dass sie später in die Sprache gekommen sind. Wenn dies ist, so können wir annehmen, dass sie später entstanden sind. Der Grund lag in der früheren Sprache und gewisse scheinen nothwendig mit unter die ältesten Wörter gerechnet werden zu müssen. Dahin gehört das unbestimmte der dritten Person, das *es*. Wo man es ausdrückt, hat man davon nur ein dunkles Gefühl. Die ältern Sprachen lassen es aus und haben nichts Adäquates. Wo sich die Nothwendigkeit noch mehr zeigt, pronomina zu haben, war bei Unterscheidung der Geschlechter in der dritten Person. Als man darauf ausging, die pronomina zu vermehren, so mussten die Personalpronomina die ersten seyn, denn von diesen gehen die übrigen aus. Dies zeigt sich vorzüglich schön im Griechischen. Man sprach mit dem ersten Personalpronomen χείρ μου pro ἐμή. In jeder Sprache ist auch ein kleines Zeichen, das auf die Entstehungsart hinzeigt. Diese Gattung nennt man possessiva, weil sie einen Besitz anzeigen. Nächst diesen giebt's mehrere, ja manche, die kaum pronomina sind und die man mit Mühe nach schwachen Aehnlichkeiten unter diese Classe ziehen kann. Man hat nemlich, wo man gewisse Aehnlichkeiten fand, Classen gemacht und da alles darunter geworfen. Am besten ist's, man bleibt bei vier oder fünf Gattungen stehen. Sie lassen sich nicht alle unter einen Begriff bringen. Insonderheit hat man nicht darauf Achtung gegeben, dass der Artikel mit ihnen sehr verwandt ist; endlich, dass es pronomina giebt, die blosse adjectiva sind. Viele Artikel werden oft statt des pronomen gebraucht, z. B. *der* statt *welcher*; *dieses* Buch ist etwas näher bestimmt, als *das* Buch. Die possessiva: meus, tuus etc. sind blosse adjectiva. Ganz andere Wörter sind ego, tu etc.; diese sind die eigentlichen wahren pronomina, in Rücksicht auf die nomina propria so genannt. Wenn ich von Socrates geredet habe und nun im Fortfahren *er* sage, so setze ich dies statt des nomen proprium. In der Folge geschah dies bei allen Substantiven, daher man sie auch provocabula genannt hat. Was die Reihe der pronomina personalia betrifft, so glaubten die Alten: derjenige, der da spricht, sieht sich als die Hauptperson an; daher nannte man das pronomen, das *ich* bezeichnet, das der ersten Person; was den bezeichnet, mit dem ich spreche (*du*), das pronomen der zweiten; und so erfand man für den, von dem gesprochen wird, noch ein drittes, das der dritten Person. Um aber gegenwärtige und abwesende Perso-

nen anzuzeigen, musste man wieder andere Wörter erfinden, und so kam man auf hic, ille, iste. Hic soll die erste, ille die zweite, iste die dritte Person anzeigen. Dies ist eine Feinheit, die andere Sprachen nicht kennen, die aber zur Unterscheidung sehr nothwendig ist. Der Unterschied des genus der pronominum entstand nur da, wo er durchaus erforderlich war. Dies geschah vorzüglich bei der dritten Person. Nicht so nothwendig war dieser Geschlechtsunterschied bei ego, tu etc., weil hier die Subjecte sogleich zu erkennen sind, da sie vor Augen stehen. Da nun die pronomina: ich, du, er auf Personen Beziehung haben, hat man sie pronomina personalia genannt. Sachen bezeichnen wir mit diesen nicht, wenn es gleich im Deutschen mit dem *es* der Fall ist; allein auch hier müssen wir oft *dasselbe* hinzusetzen. Ferner giebt es unter den pronominibus auch relativa. Dieser Name ist nicht schicklich, weil auch ego und tu eine Beziehung ausdrücken. Jene sollen die Beziehung in ganzen Sätzen bezeichnen und da der Periodenbau sich zuletzt in der Sprache bildet, so muss auch ihr Ursprung erst spät fallen; daher Kinder diese pronomina auch nur selten brauchen. Besonders hat dieses pronomen im Lateinischen viele Idiotismen, die in andern Sprachen nicht wiedergegeben werden können. Dass die relativa erst spät erfunden wurden in jeder Sprache, lehren ältere Dichter ganz deutlich. Ursprünglich legte man die Sätze wohl neben einander und überliess die Causalverbindung dem Leser. Dann folgte das Wörtchen *und*, welches wenigstens etwas die Sätze verbindet. Dies ging nachher im Lateinischen in qui über, daher man qui oft durch et hic auflösen muss. Dies wird auffallend, wenn man eine französische Uebersetzung aus dem Lateinischen vergleicht, weil die Fraanzosen diese sorgfältige Verbindung nicht haben. Die pronomina relativa mussten auch Veränderung in Ansehung des genus und der Flexion haben, weil sie sich auf substantiva beziehen. Die Idiotismen, die in einigen Sprachen, besonders in der griechischen, in Ansehung der Beziehung sich finden, gehören nicht in die allgemeine Grammatik. — Ferner brauchte man auch pronomina, mit denen man Dinge erforschte, als: wer? was? Hier macht man ebenfalls einen Unterschied zwischen Personen und Sachen. Einige Sprachen machen hierin genaue Unterscheidungen, z. B. wenn man von zweien spricht. Der Deutsche sagt: wer von beiden? Der Lateiner braucht uter. Doch geschieht dies nicht immer; bisweilen steht quis statt uter. Diese pronomina nennt man interrogativa. Man rechnet dahin auch qualis. Allein dies ist vielmehr ein Adjectiv. Pronomina reciproca hat man nicht als adjectiva anzusehen. Der Ausdruck ist hier glücklich gewählt. Es sollen solche seyn, welche das, was sich auf die Person bezieht, auf dieselbe zurückbeziehen. Daher entstehen auch verba recipro-

ca, welche die Beziehung der Handlung auf die Person zurückbeziehen. Ganz falsch rechnen Einige die *Zahlwörter* zu den pronominibus; besser zieht man sie zu den Adjektiven, welches sie durch die ähnliche Termination verdienen, um sie auf Substantiven zu beziehen.

Zweite Wörterclasse.

Attributiva.

Die vorzüglichsten Arten derselben sind die verba, adjectiva und adverbia; denn sie drücken Qualificationen und Accidenzen aus, welche den Hauptwörtern beigelegt werden.

a.
Verbum.

Das wichtigste attributivum ist das verbum, ganz unpassend *Zeitwort* genannt, weil man dabei an viele adverbia, z. B. heute, gestern, welche auch Zeitwörter sind, denken kann, und weil es nicht allemal den Begriff der Zeit in sich schliesst. Im Lateinischen und Griechischen hat man lieber den unbestimmten Ausdruck genommen, als durch einen bestimmten falsche Begriffe erregen wollen. Diese Classe der attributiva heisst deswegen verbum, weil sie die wichtigste ist, also verbum κατ' ἐξοχήν, weil ohne dasselbe kein Satz angegeben werden kann; denn sonst wäre er eine simple Benennung, kein Gedanke. Sobald dieser entstehen soll, so muss ein Attributiv hinzukommen. Allein nicht ein jedes giebt einen Satz. Daher konnte man dieses attributivum verbum per excellentiam nennen. Das Verbum muss eine Hauptart der Attributiven seyn; denn durch andere werden nur Qualificationen angegeben, durch das verbum aber wird die Qualification mit der Substanz verbunden; es liegt, wie die Grammatiker sagen, eine copula darin. Allein es liegt noch mehr darin. Verba sind die Classe von Wörtern, wodurch Substanzen gewisse Accidenzen oder Qualificationen beigelegt oder von ihnen prädicirt werden; denn dies ist dasselbe, was attribuiren ist. Dieses ist der umfassende Begriff. Hin und wieder kommt im verbo noch etwas dazu, was man andeuten kann, als die Art und Weise der Beilegung, welche zugleich mit durch dasselbe angedeutet wird, und selbst die Handlung, von der ich rede, kann nach verschiedenen Gesichtspunkten vorgestellt werden. Was die Art der Beilegung betrifft, so läuft dies auf das hinaus, was man die modos nennt. Diese finden nur beim verbum statt; welche ich dadurch anzeigen kann. So kann ich das Währen einer Handlung durch das verbum ausdrücken. Was daher dazu gehört, gehört auch zum verbum. Daher sieht man, warum participia zum verbum gehören und

nicht zu den Adjectiven; denn das Adjectiv drückt die allgemeine Qualification aus, ohne dass Rücksicht auf die Währung der Handlung oder die Zeit genommen wird. Ich lasse den Zusatz weg, als wenn das verbum die Zeit ausdrückte, denn so wäre der Infinitiv kein verbum. Cursus z. B. ist objectivisch die Geschehung der Handlung ohne Rücksicht auf Währung, currere ist das Anfangen der Handlung und ihre Dauer.

Es muss angefangen werden von dem *verbum substantivum*, welches sum ist. Das ist die Idee von der Existenz, das philosophische. Es wird entweiht, wenn man es ein Hülfsverbum nennt. Daher, weil es so häufig gebraucht wurde, ist es so irregulär. Wenn es die Existenz einer Substanz rein und bestimmt ausdrückt, so gehört es den Substanzen, weil diese existiren müssen, wirklich oder im Verstande. Deswegen heisst es verbum substantivum. Philosophisch ist dieses Wort, denn es hat blos mit dem Ausdruck der Natur der Sache zu thun, sofern, dass sie existire, und in seinen ersten temporibus hilft es die wichtigsten Wissenschaften bilden, oder, es giebt in diesen kein abstracteres Wort als dieses. Wir brauchen es so, als wenn es alle Zeiten in sich schlösse. Nächst diesem sind

die *Modi* kennen zu lernen, welche auch mit den Regeln der Logik zusammenhängen cf. Vossius de analogia 3, 8. Der Redende, welcher nicht die abstractesten Gegenstände abhandelt, will seinen affectum animi auf eine gewisse Weise deutlich machen, wenn er redet. Indessen ist dieser Ausdruck schwankend; besser ist, wenn man sagt, er will die Art und Weise, wie er gewisse Accidenzen gefasst hat, durch die Sprache deutlich machen. Er schafft sich also verschiedene Formen, um die Verschiedenheit klar zu machen. Er sagt z. B. der Freund kommt; wäre der Freund gekommen, so wäre es besser. Er frägt: kommt der Freund? Hierin liegt ein verschiedener affectus animi, wenn ich sage: du bist satt, und wenn ich sage: bist du satt? Aus dieser Verschiedenheit entstehen verschiedene Arten von Propositionen, und die Sätze der Logik lassen sich mit den Modalitäten der Grammatik in Eins bringen. Dies haben die Stoiker gethan. Hier zeigt sich die allgemeine Erscheinung, dass nicht mehr ist, als was wesentlich nothwendig und für genaue Bezeichnung der Begriffe schicklich ist. Wenn wir dem nachgehen, was die Alten gethan, so unterscheiden sie eine positive Manier, die bejahend oder verneinend war. Dies der modus *positivus*; weniger schicklich ist der Ausdruck indicativus. Indicare soll hier schlechtweg heissen *anzeigen*, also soviel als positivus. Dazu würde der modus *interrogativus* gehören, weil man bestimmt fragt, und weil diese Manier, bestimmt zu fragen, mit der Art, bestimmt zu reden, übereinkommt, so hat man auch nur eine Form da-

für. Es giebt auch eine unbestimmte Art zu fragen; doch, spricht er auch von ungewissen Dingen, drückt er sie bestimmt aus. Eine dritte Art von Sätzen ist, wenn ich etwas als möglich, nicht als bestimmt und gewiss darstelle, wenn nur auf die Möglichkeit gesehen wird. Dieser modus unterscheidet sich von dem erstern. Nach der Logik muss er *potentialis* heissen. Viertens muss ich mich auch so ausdrücken können, dass ich die Stimmung der Seele, die beim Wunsche statt findet, bezeichne. Dies ist modus *optativus*. Haben die Sprachen einen modus dafür? Im Griechischen blos, der indessen nicht so häufig ist. Wo kein Optativ ist, tritt der Conjunctiv ein; er wird also entbehrlich seyn; denn bei aller Art von Wunsch ist es die Möglichkeit, welche zum Grunde liegt, folglich Ungewissheit und Unbestimmtheit. Einen potentialis haben alle Sprachen, den sie conjunctivus — sehr albern, besser subjunctivus nennen. Einen erschöpfenden Namen hat man für ihn nicht. Sofern er steht, wenn die Möglichkeit einer Sache ausgedrückt wird, ist er potentialis, bei Bedingungen conditionalis, beim Wünschen optativus. In den meisten Sprachen drücken wir das alles mit *einer* Form aus; daher kein Name dafür gefunden ist. Man hat geglaubt, dass dieser modus oft von gewissen Partikeln abhänge, anstatt dass die Ursache davon im Sinne, in der Verbindung der Ideen liegt, z. B. bei ut gebe ich einen Satz vorher an, wenn ich durch ut den Zweck anzeige. Der Zweck steht aber nicht in meiner Gewalt, daher ist es für mich unbestimmt und ich setze den Conjunktiv. An diesen modus müssen wir uns halten, wenn wir die Aenderung einer Handlung ausdrücken, welche nicht in unserer Gewalt ist und worein sich die blosse Möglichkeit, die Ungewissheit aller menschlichen Dinge mischt. Dies zeigen die Partikeln: dass, damit, ob, welche die Möglichkeit und Ungewissheit ausdrücken, z. B. interrogo te, ut cognoscam. Wenn *dass* bei causis finalibus steht, muss es immer einen subjunctivum bei sich haben. Dies ist der Grund, warum alle die Wörter, die auf Tendenz gehen, auch im Griechischen immer den Subjunctiv bei sich haben. Im Lateinischen setzt man oft qui, wenn ut darin liegt, mit dem Subjunctiv. Dies sind die vorzüglichsten Arten der modi. Man fügt auch den imperativus bei; er ist gewissermassen positiv, nur fordert und verlangt er, befiehlt aber nichts. Dieser Ausdruck ist kein glücklicher. Einige haben ihn recht gut jussivus oder wie *Voss* postulativus genannt; denn jubere heisst auch verlangen, fordern, bitten. Bei diesem scheint eigentlich keine Zeit, als die gegenwärtige in Betracht zu kommen, und wenn dies ist, so kann man auf den Gedanken kommen, als hätte er keinen Ausdruck dafür. Es sollte hier immer nur vom praesens die Rede seyn und nicht von vergangener Zeit. Gleichwohl giebt's

im Griechischen Imperativen, welche in die vergangene Zeit hineingehen. Indess hat dies doch oft die Idee, die es jetzt nicht hat, sondern gründet sich auf besondere Vorstellungen. Es ist eine blosse Eigenheit der griechischen Sprache, die sehr artig den Gedanken ausdrückt, dass man die Handlung so schnell als möglich gethan haben will. In manchen Sprachen kann man das Futurum statt des Imperativs brauchen, statt fac hoc, sagt man auch facies hoc. Diese Manier geht durch mehrere Sprachen und lehrt, inwiefern der imperativus mit der Zeit verknüpft ist.

Hinsichtlich dieser modi wird im Deutschen die Sprache sehr schwierig, weil wir nicht besondere, oft nur dunkle Formen haben. Wenn man Achtung giebt, wie selbst die besten Schriftsteller im Deutschen schreiben, so wird man oft eine grosse Verwirrung in Ansehung des Subjunctivs bemerken. Gewisse Constructionen kann man im Lateinischen nur mit grosser Mühe lernen, weil der Deutsche darin gar keine Ordnung beobachtet, besonders in Sätzen mit dem praesens und imperfectum conjunctivi, zumal bei wünschenden Sätzen, z. B. ich wünsche, dass der Mensch noch lebe, und, ich wünschte, dass der Mensch noch lebte. Wie unterscheiden sich diese? Im ersten Falle weiss ich nicht, ob er noch lebt; im zweiten Falle sage ich: ich weiss, dass er nicht mehr lebt, ich wünschte es aber.

Nach diesem modus fehlt uns nun noch einer, wie die Grammatiker meihen, der *Infinitivus;* dieser aber ist kein modus, sondern das Verbum selbst in abstracto. Vulgo betrachtet man ihn aber als modus und setzt ihn dem verbo finito entgegen. Verbum finitum nennt man dasjenige, wo Endungen oder Bestimmungen vorkommen. Der Infinitiv aber hat gar keine Bestimmung. Durch ihn wird die Sache oder Handlung, die im verbo liegt, ohne alle Nebenbestimmung ausgedrückt. Die Bestimmungen, die bei ihm fehlen, sind die der Personen und Zeiten. Durch ihn wird die Handlung, als Handlung, nicht als Sache angegeben. Um sich dies deutlich zu machen, muss man die Substantiven zu Hülfe nehmen, welche die Handlung, sofern sie geschieht, ausdrücken, und die, welche die Handlung als Sache ausdrücken. Die Wörter z. B. im Deutschen auf *ung* drücken eine Währung aus, und die auf *keit* sind objectivisch. Der Infinitiv ist niemals der Begriff von der Sache objectivisch, sondern drückt die Handlung als Handlung aus; daher kann man ihn mit zu den Substantiven rechnen. Die ältern Lateiner hatten Wörter, welche die Handlung als Handlung und als Sache ausdrückten. Die Wörter auf io drücken die Handlung qua Handlung aus, so vituperatio Tadeln; vituperium der Tadel. Diese Diversität hatte das Latein vor Cicero; seit ihm warf man sie weg. Er brauchte

die Form so auch für die andern. Im zweiten seculo, wo die Sprache an Präcision, an Genauigkeit der Begriffe und im Einzelnen gewinnt, kommen die Schriftsteller oft wieder mit doppelten Formen. Der Infinitiv drückt das aus, was so ist; daher kann ich mit ihm umgehen, wie mit einem Substantiv und sofern hat er die Natur des Substantivs. Ich behandle ihn durch die verschiedenen Modificationen oder casus; es sey, dass ich Endungen habe, oder dass ich mich gewisser Präpositionen bediene. Dieses Durchführen ist es, was man auf wunderliche Art gerundia nennt. Es ist Declination des Infinitivs auf substantivische Art; allein diese Declination findet nur im Singulari statt; diesen Zusatz muss man machen. Warum giebt's keinen pluralis in demselben? Wo die Handlung als solche vorgestellt wird, kann sie nur eines singularis fähig seyn. Tritt sie in den pluralis, so ist das etwas Anderes. Dies ist auch der Grund, warum man im Lateinischen keine scientias hat, weil scientia das Wissen, also scire als Handlung, heisst. Das wird im Griechischen noch deutlicher, wo da fort declinirt wird. Daher eine herrliche Manier, dass man alle möglichen Präpositionen zum Infinitiv hinzusetzt, was unter den neuern Sprachen keine andere, als die englische hat. Im Griechischen geht's so weit, dass man alle Constructionen mit fortführen kann. Aber warum kann man mit ihm nicht so ausreichen, als wie mit dem Substantiv? Er muss beim verbum bleiben und mit ihm verbunden werden; denn bei allen Begriffen des Wollens, des Könnens etc. wird das Attribut, das abstract ist, als Infinitiv gefasst.

Das *Participium* betreffend, so fragt sich's: was sollen wir uns darunter denken? wiefern war es nothwendig? Der Name führt auf nichts. Die Grammatiker sagen, es nimmt Antheil am Verbum und hat auch Antheil am Adjectiv. Von dem allgemeinen Begriffe, der im Verbum liegt, bildet man Wörter, welche man äusserst nöthig hat, die Beziehung auf Subjecte haben, von denen die Rede ist. Von vielen dieser Worte hat man keine adjectiva, von andern hat man welche; aber die adjectiva erscheinen verschieden in Zweck und Sinn. Von vielen Wörtern hat man Adjectiven; sie sind bald auf diese, bald auf jene Endung. Diese Verschiedenheiten gehören in die besondern Sprachen. Aber was haben jene für einen Unterschied vom Particip? und, warum ist das Particip ein Theil des Verbums? Die Attribute haben eine verschiedene Natur der Qualificationen; ich brauche solche Qualificationen, die ich einer Sache immer zuschreibe; dann bedarf ich solche Qualificationen, die nur auf gewisse Zeitpunkte oder in Rücksicht gewisser Umstände einer Person zukommen. Timidus z. B. ist der, dem die Furchtsamkeit eigenthümlich ist; timens ist der, der es nur unter gewissen Umständen ist. Die Parti-

cipien stellen Handlungen dar, wie das Verbum, keine allgemeinen Eigenschaften. In jeder Sprache ist dies nicht immer klar. Wiefern haben die Participien und Infinitiven Zeiten? Sind sie nothwendig und finden sie sich in den Sprachen? Fände sich etwas dem Aehnliches, so könnte es ein Schein eines Ueberflusses seyn. Die Nothwendigkeit leuchtet ein. Dass die Verba ihrer nöthig haben, ist bekannt; aber abstracte Angaben der Handlung und unter gewissen Umständen eintretende Eigenschaften können keine haben. Was aus den Umständen selbst klar wird, hat nicht grammatische Nothwendigkeit. Nimmt man den Infinitiv, so hört man, ein Wort wie errare sey ein verbum praesentis et imperfecti. Eben so macht man es bei den participiis. Dies thut man deswegen, weil, wenn ich sage: volebam dicere, dicere unmöglich praesens seyn kann; dies hat man auch beim participium gesagt. Aber da sollte man weiter gehen und hätte nicht sollen stehen bleiben. Wenn das imperfectum vergangene Zeit ist, so hat das Particip drei Zeiten und auch der Infinitiv. Allein die Infinitiven und Participien drücken keine Zeiten aus, sondern Etwas, das nicht unterschieden wird, was man aber muss. Beim Verbum ist ausser der Verschiedenheit der Zeiten auch Verschiedenheit der Handlung als solche ohne Rücksicht auf Zeit. Dies ist es, worum sich alle Theorie des Verbi dreht. Es giebt nur drei Zeiten und die heissen: die gegenwärtige, vergangene und zukünftige. Eben so giebt's drei Fortschritte der Handlung, welche in die drei verschiedenen Zeiten einfallen können, aber nicht immer müssen, sondern auch für sich ganz abstract genommen werden. Diese drei verschiedenen Fortschritte der Handlung sind die unternommene Handlung, die Handlung in der Dauer oder Währung, und die Handlung, welche noch unternommen werden soll. Diese drei verschiedenen Stufen lassen sich zwar in die verschiedenen Zeiten hineindenken, können aber ganz abstract gedacht werden und von der Zeit abstrahiren. Diese Fälle lassen sich beim Infinitivus und Participium am besten anwenden. Das dicere drückt die Handlung im Währen aus, errare eben so. Sobald ich die unternommene Handlung und die vollendet ist, vorstelle, so tritt ein anderer Infinitivus ein; das ist dixisse. Die dritte Art, die noch zu unternehmende Handlung, ist dicturum esse. Wenn ich in's Particip übergehe, so habe ich ein Particip für die Währung der Handlung, dicens; der gesagt hat, fehlt im Lateinischen, das ayant dit; für das dritte Particip ist eins, der die Handlung noch unternehmen soll, dicturus. Man sieht, wie sie in die Zeiten eingreifen. Diese Participe und Infinitiven werden oft ganz für sich, ohne Verbindung auf Zeit gebraucht, als errare humanum est. Es muss in der Sprache die Handlung nach drei Stufen eben so gut betrachtet werden, wie die Zeit

nach einer dreifachen Eintheilung; dadurch fallen viele Schwierigkeiten, Regeln und Ausnahmen weg und es entsteht richtige Ansicht. Diese Materie ist ungemein häufig behandelt worden, weil sie so wichtig ist. Die Lehre von den Zeiten und Stufen der Handlung ist dasjenige, was das verbum am wichtigsten und dunkelsten macht. Man hat eine Menge Systeme, die Schwierigkeiten zu heben. Es ist keine allgemeine Grammatik, die nicht ihr eigenes hätte. Artig ist's, dass die meisten um die wichtigsten Ideen herumgehen und nahe daran rühren, dass es scheint, sie haben die richtige Vorstellung. Dies rührt von der Natur der Sache her. Harris Vorstellung ist sehr wunderlich und man kann sie nicht brauchen. Diejenige, welche ich vortrage, ist die älteste. Die Stoiker haben eben diese Vorstellung gehabt; sie steckt auch im Varro de lingua latina im zweiten und dritten Buche, aber nur in Winken; auch in den spätern Grammatikern. Von den Neuern kam Scaliger, durch einen Engländer Grotzinus geleitet, auf richtige Ideen, cf. de causis ling. lat. cap. 113. — ein gelehrtes Buch. Nur von Einigem konnte er sich keine Vorstellung machen. Grotzinus behauptete, dixi zeige eine gegenwärtige Zeit an und die Vollendetheit der Handlung in Beziehung auf die Zeit. Diesen Unterschied konnte Scaliger nicht fassen. cf. Vossius de analogia 3, 13, welcher verschiedene richtige Ideen aus den Alten gezogen; Clarke in einer Note über Ilias *α*, 37, welche die beste in seinem Homer ist. Dann eine seltene kleine Schrift von *Reiz* über das verbum graecum et latinum von 1766 welche sehr abstract und für Anfänger nicht lesbar ist. Was noch fehlt, ist, dass die ganze Vorstellung mit dem apparatus der stoischen Fragmente aufgestellt werde. Das liegt zum Grunde, es muss bei der Zeit auch die Handlung unterschieden werden, und die Menschen haben in der Sprache das abgesondert betrachtet. Von der Zeit selbst haben sie sich nicht die abstractesten Begriffe gemacht. Der gesunde Menschenverstand reicht hin, das Folgende einzusehen. Die Vorstellungen von der Zeit widersprechen schlechterdings nicht, und dies ist wichtig. Die Handlung, an und für sich betrachtet, hat Anfang, Fortgang, Ende. Dies sind drei Punkte, die sich bei jeder Handlung zeigen. Hier muss man sich aber nicht mit der Idee plagen, dass Anfang, Fortgang und Ende in die Zeit gehöre; diese Idee hilft nichts. Der Anfang kann bald in die vergangene, bald in die gegenwärtige Zeit fallen. Bei der Handlung in Rücksicht der drei Gesichtspunkte sieht man auf keine Zeit. Wenn durch Verba Handlungen ausgedrückt werden, so folgt, dass jede auf dreifache Art schlechthin bezeichnet werden kann, nämlich

1) als noch nicht angefangen, noch nicht unternommen, actio adhuc inchoanda;

2) als angefangen, aber noch nicht vollendet; dies ist die fortgehende, währende, dauernde, actio imperfecta;
3) als vollendet, actio perfecta.

Alles, was noch nicht angefangen gedacht wird, gehört in die erste Art Handlung; angefangene, die noch nicht vollendet sind, in die zweite, und angefangene und vollendete in die dritte. Diese drei Gesichtspunkte kann man sich wie drei Linien in einiger Entfernung von einander denken: Hinter uns, wo wir stehen, ist eine Linie, wo eine Handlung abgethan ist. Wo wir stehen, wollen wir uns die Handlung denken, wie sie währt, und vor uns, wie sie anfängt. Nur muss man sich nicht dadurch verwirren, dass man in die Zeitverbindung fällt. Was die Zeit betrifft, so ist man durch Verstand und Ergründung der Philosophie einig, die Zeit ist dreifach: vergangene, gegenwärtige, zukünftige. Der Grammatik zufolge sagen wir: gegenwärtige, vergangene, zukünftige. Ein auf der ersten Stufe stehendes Volk hat etwas Eigenes, dass ihm die Kenntniss der Vergangenheit eben so schwer ist, als die der Zukunft. Die Menschen interessiren sich nur für die Gegenwart. Von der Gegenwart gingen daher alle Sprachen aus und diese ist der Stamm der Worte. Von andern Zeiten würde kein Mensch gesprochen haben, wenn man nicht a posteriori zu Werke gegangen wäre und aus einer falschen Ansicht der temporum geschlossen, man müsste auf mehrere Stufen der Sprache Rücksicht genommen haben. Man fing darüber an zu philosophiren, ohne die Sache vorher zu kennen, z. B. über die drei verschiedenen futura im Griechischen, die vollkommen einerlei bedeuten und nur verschiedene Formen sind. In der vergangenen Zeit war's klar, amabam ist etwas Anderes, als amaveram. Dadurch entstand die seltsame Idee, dass die vergangene Zeit sich besser theilen liesse, als die gegenwärtige, die nur ein Moment ist. So etwas ist nicht in der Sprache. Nun kommt ein grosser Irrthum in Betracht, dass man geglaubt, die gegenwärtige Zeit sei ein blosser Moment. Freilich ist es nur ein kleiner Punkt; aber mit einer solchen gegenwärtigen Zeit hat man nie in der Sprache zu thun gehabt. Man bemerkt in der Sprache, dass man sich die gegenwärtige Zeit als ein continuum gedacht, so dass der gegenwärtige Augenblick einen Theil ausmacht. Gegenwärtige Zeit ist also von keiner bestimmten Ausdehnung, sondern wird nach Gutdünken verlängert oder verkürzt, sofern der jetzige Moment einen Theil ausmacht. Vergangene ist die vor diesem Moment liegende, so dass der jetzige Moment keinen Theil mehr ausmacht und die künftige eben so; diese geht da an, wo das continuum aufhört. Dabei bleibt die Sprache stehen und die grosse Uebereinstimmung aller Sprachen hierin lehrt, dass dies die natürliche Ansicht ist, und dass der Mensch nur das Nothwendigste

und Wesentlichste suchte. Sofern denken wir uns die drei Arten der Handlung, dem grammatischen Gange zufolge als:

1) *währende Handlung*. Da lässt sich eine Tabelle anlegen sub tit. actio infecta oder imperfecta, und diese muss wie jede andere Art der Handlung durch drei Zeiten durchgeführt werden können, durch tempus praesens oder instans (wirklich so gegenwärtig, dass der Moment mit darin liegt), praeteritum und futurum und die Formen, die dazu gehören.

2) die actio perfecta, welche eine vollendete Sache ausdrückt. Diese Handlung hat ihr tempus instans, praeteritum et futurum.

3) Die actio adhuc inchoanda mit tempus praesens, praeteritum et futurum. Dies sind die nothwendigen tempora, welche der Sprache wesentlich zukommen. Und nun fehlt noch eins zur Erzählung, das absolut ist, der Aorist oder tems historique. Man muss sich aber vor einem Irrthume hüten und nicht glauben, dass die eine Sprache sich in Absicht auf die Form kürzer fassen könne, als die andere. So ist's zwar möglich, dass eine Sprache hin und wieder mehr Worte zu Hülfe nehmen muss, die Handlung vorzustellen, als die andere nöthig hat. Dies muss uns aber nicht verführen, die Sache für verschieden zu halten. Alle Periphrasen machen in der Sache selbst, in der Idee keine Verschiedenheit, und machen sie nur für den, der das Wesen der Sache noch nicht überlegt hat. Man muss von dem falschen Satze abstrahiren, als wenn die Umschreibungen etwas Zierliches in den Sprachen wären.

Uebersicht der Verschiedenheit der Handlung und der Zeit.

1) *Tempora rei infectae* oder *actionis imperfectae*.

a) *tempus praesens*, wenn ich sage, dass ich gegenwärtig mit etwas beschäftigt bin, so dass der gegenwärtige Punkt dazu gehört; in der Handlung kann ich weit vorgeschritten seyn, selbst dem Ende nahe, nur die Vollendung muss nicht da seyn. So ist es, wenn ich sage: scribo versum. Hierin liegt die Handlung, die angefangen ist, das Ende ist noch nicht da und der Moment liegt auch darin. Scribo zeigt die Handlung in ihrer Währung; da ist's actio imperfecta. Es ist möglich, dass der Anfang schon lange angefangen hat und der Moment desselben in die vergangene Zeit fällt. Sobald aber der jetzige Moment hineingeschoben ist, ist die Handlung noch immer praesens. Spreche ich von einem Menschen labitur, so heist's, er glitscht aus, und ich meine den Moment, worin die Handlung begriffen ist. Will ich es im Deutschen umschreiben, so

müsste ich sagen: ich bin darin begriffen; so dass scribo heisst: ich bin damit beschäftigt zu schreiben; aber nicht, ich gehe damit um, das ist eine andere Handlung.

b) *tempus praeteritum* z. B. amicus coenabat. Das es vergangene Zeit ist, fühlt jeder, aber die Handlung wird im Fortgehen gedacht; denn coenabat bezeichnet die Handlung in ihrer Ausdehnung oder Dauer. Oder amicus legebat librum, d. i. er war im Lesen begriffen. Ich drücke seine Handlung in der Dauer, aber in der vergangenen Zeit aus. Hier kommt's oft darauf hinaus, dass ich von Handlungen, die selbst jetzt noch sind, gleichwohl die vergangene Zeit brauche, z. B. das lag da und liegt noch da. Im Deutschen muss man sich vor Irrthümern in Acht nehmen. Wir haben das sogenannte Imperfect in zwei Bedeutungen z. B. Alexander schlug den Darius. Da wollen wir nicht sagen: er war darin begriffen, ihn zu schlagen, sondern wir brauchen dieses tempus blos zum Erzählen.

c) *tempus futurum* der Handlung, welche als ausgehend gedacht wird z. B coenabo. Es drückt die Handlung in ihrer Ausdehnung und Dauer aus. Eine solche Handlung ist noch nicht vollendet, sie wird blos im Fortgange gedacht, und sofern ist es ein tempus futurum actionis imperfectae. Dagegen giebt's Fälle, wo die Ausdehnung nicht deutlich ist, weil die Handlung von der Art ist, dass sie nicht lange dauert. Sage ich: wenn er dies geschrieben hat, wird er lesen, so stelle ich eine Handlung in der Dauer, aber in der zukünftigen Zeit dar. Auf die Länge oder Kürze der Dauer kommt es hier gar nicht an. Den Untersehied dieses und des andern futuri werden wir nachher sehen. Andere Beispiele sind: curro, ich bin im Laufen. Dies kann ich beim Anfange, in der Mitte, auch bald am Ende sagen. currebam ich war mit dem Laufen beschäftigt. curram, ich werde dem Ziele nachlaufen. Dies kann ein sehr langes Ziel seyn. Venio heisst, ich bin in der Handlung des Kommens begriffen, nicht aber, ich bin angekommen. Der Deutsche sagt oft: ich komme, wenn er schon da ist. Der Lateiner sagt: veni; das ist das praesens der vollendeten Handlung. veniebam, ich war im Kommen.

2) *Tempora actionis perfectae.*

a) *tempus praesens*, wenn ich von einer vollendeten Handlung in Rücksicht auf die gegenwärtige Zeit rede, so dass ich anzeigen will, die Handlung ist *jetzt*, d. i. im gegenwärtigen Zeitpunkte geendigt. Hier zeigt sich die Verschiedenheit von einer vollendeten Handlung und von einer vergangenen, wiewohl schon die Sprache dies lehrt. Denn wer spricht von einer vergangenen Handlung und von einer vollendeten Zeit? So spricht Niemand. Dixi heisst: jetzt habe ich das Reden geendigt. Sage ich: ich habe geendigt, so drückt

das: ich habe, die Composition des praesens aus; geendigt, zeigt die Vollendung an. Wenn ich von Jemanden sage: vixit, so heisst es, er hat ausgelebt, er hat das Leben jetzt vollendet, der eben gestorben ist. Auf eine vergangene Zeit kann ich es nicht transferiren. Perii, ich bin jetzt unglücklich geworden, es ist um mich geschehen. Sage ich pereo, so heisst es: ich schwebe in einem Unglück, das meinen Untergang befördert. Coenavi, ich stehe von Tische auf. Der Deutsche spricht immer: ich habe, und setzt ein Particip dazu. Was man perfectum nennt, ist praesens actionis perfectae. Veni sagt der Lateiner in dem Sinne: hier bin ich.

b) *tempus praeteritum.* Hier wird eine vollendete Handlung in der vergangenen Zeit betrachtet. Wenn ich zusammensetze: er ging einige Stunden hin und her, nachdem er die lange Schrift geendigt hatte, so habe ich die vergangene Zeit der vollendeten Handlung. Man nennt sie plusquamperfectum, — ein läppisches Wort. Kommen findet statt, wenn man in der Handlung des Gehens begriffen ist, und es sollte heissen: ich bin gekommen, statt: ich komme. Die Lateiner sprechen genauer: veni. Dies muss man in's praeteritum sezzen: veneram. Die Lateiner sprechen selten und nur im poetischen Styl venio für veni, und nie veniebam für veneram. So versteht man immer die Wörter falsch: memini, novi etc. Memini heisst: ich habe in's Gedächtniss zurückgerufen; novi heisst: ich habe in Bekanntschaft gebracht und insofern: ich kenne. Dies lehren auch griechische Verba, die nur im perfecto gebräuchlich sind. δείδω, ich bin im Fassen einer Empfindung der Furcht, δέδοικα, ich habe die Empfindung der Furcht gefasst. Die Schriftsteller des silbernen Zeitalters brauchen perfecta, worein man sich nicht finden kann, und darin sind die Lateiner äusserst genau. Conspicere heisst: einen Gegenstand in's Gesicht fassen; sobald ich ihn sehe, heisst es: conspexi. Coenaveram, ich hatte in der vergangenen Zeit die Handlung vollendet. Dies hat man in der Grammatik mit dem plusquamperfectum auszudrücken gesucht. Dabei liegt aber der Irrthum, dass man die Zeit perfectum nannte und glaubte, das sei einerlei mit praeteritum. Wenn Andere angemerkt haben, es wäre beziehungsweise auf etwas Anderes, so ist dies in vielen Fällen wahr, aber in allen nicht; denn auch praesentia können sich auf einander beziehen. Coenaveram, quum viderem hoc vel illud. Die Relation liegt oft schon im Gedanken und nicht in den temporibus. Es hängen hiermit fast beständig gewisse andere Handlungen zusammen oder stehen in Verbindung damit, z. B. cum hoc fecisset, audiebat. Hier muss nicht allemal auf ein solches tempus ein imperfectum folgen.

c) *tempus futurum*, wenn ich eine vollendete Handlung als vollendet in der künftigen Zeit angebe, z. B. wenn ich wer-

de den Brief geschrieben haben, will ich mit dir ausgehen, cum litteras scripsero, tecum ambulabo. Dies kann der Lateiner mit einem Worte ausdrücken, darin ist er glücklich. Das können die Griechen nicht; sie machen daher Umschreibungen. In neuern Sprachen ist immer eine garstige Phraseologie. Dabei kommt gewöhnlich eine Conjunction vor, die den Sinn erläutert. Cum illuc venero, tum cum illo colloquar. Ehedem hat man dies tempus fälschlich für das futurum conjunctivi modi angesehen und hat es futurum exactum genannt, d. h. soviel als perfectum. Genauer nennen wir es futurum rei perfectae. Wenn ich dies gehört haben werde, cum hoc audivero.

3) *Tempora actionis adhuc inchoandae.*

Die noch zu unternehmende Handlung hat wieder drei Zeiten. Doch kann es seyn, dass man nicht in allen Sprachen einzelne bestimmte Formen dafür hat, sondern sich durch Umschreibungen helfen muss. Dies bleiben aber eben so wohl verschiedene Zeiten. Je nachdem die Sprachen gebildet sind, wird in der einen Sprache eine Umschreibung seyn, wo in der andern nur ein einziges Wort ist. In neuern Sprachen ist nicht leicht eine, wo man das lateinische dixero, scripsero mit einem Worte ausdrücken sollte. Die Spanier haben ein eignes futurum perfectae actionis; überhaupt hat die spanische Sprache Vieles von den alten Lateinern behalten. Oft wird es wunderlich vorkommen, wenn man dies für ein eignes tempus angiebt: ich bin im Begriff zu reisen; und doch ist es gewiss. Dass die Periphrasen auch zur Eleganz seyen, ist ein grosser Irrthum. Es ist vielmehr eine Unvollkommenheit, wenn sich eine Sprache mit Circumlocutionen ausdrücken muss.

Bei diesen verbis rei adhuc peragendae wird auf den Anfang einer Handlung gesehen, und nun kann ich eine Handlung, die unternommen werden soll, in der gegenwärtigen, vergangenen und künftigen Zeit mir denken. Daher thut man nicht gut, wenn man sie futura nennt, sondern inchoanda.

a) *tempus praesens.* Eine zu unternehmende Handlung kann in der gegenwärtigen Zeit betrachtet werden, und ich muss sagen können: jetzt stehe ich im Begriff zu reisen, profecturus sum. Die Handlung ist noch anzufangen, und die Zeit praesens. Die Schriftsteller, selbst die Dichter, beobachten dies genau. Scripturus est carmen ist der, der im Begriff ist zu schreiben. Elaboraturus sum, heisst: nunc in eo sum, ut scribam, ich gehe jetzt damit um, die Handlung des Schreibens anzufangen.

b) *tempus praeteritum*, ich stund im Begriff — von der vergangenen Zeit, scripturus eram. Dass dies etwas Anderes ist, als andere praeterita, leuchtet in die Augen. Praeterita von drei verschiedenen Handlungen sind, wenn ich sage: fra-

ter scribebat litteras, cum pater hos perfecerat et mater profectura erat.

c) *Tempus futurum.* Das futurum dieser Handlung ist ein seltenes tempus, d. h. es kann wenig Fälle geben, wo es vorkommt. Selbst nach der Natur des Gedankens dieser Handlung kommt dieses tempus selten vor: ich werde im Begriff seyn, dies zu unternehmen. Mir sind im Lateinischen einige vierzig Beispiele vorgekommen und in der ganzen Latinität mags ihrer nur hundert geben. Ero profecturus, ich werde im Begriffe stehen, die Reise anzutreten. Im Cicero ist eins, das ungemein schlagend ist, das er nicht vermeiden konnte, wenn er nicht undeutlich werden wollte: si bellaturus erit, wenn er im Begriff stehen wird, den Krieg anzufangen. Im Livius kommen mehrere Beispiele davon vor. z. B. Si bellum decreverit, Romanis hanc vel illam summam numeraturus erit. Bei diesen drei temporibus haben wir im Griechischen fast durchaus nur periphrastische Formen, ausser im passivo, wo wir ein eignes futurum tertium haben, welches die Grammatiker wunderlicher Weise paulo post futurum genannt haben.

Noch ist übrig das *historische tempus*, praeteritum historicum, welches man nöthig hat, vollendete Handlungen in der vergangenen Zeit auszudrücken. Man kann sagen, man hat eins, es ist das plusquamperfectum. Allein dieses steht im Bezuge auf ein andres; wir brauchen aber eins, das in keinem Bezuge steht. Ein solches historisches tempus nennt man einen aoristus d. i. indefinitus, unbestimmt, besser absolutus, worin keine Relation statt finden kann. Mit diesem erzähle ich in der Geschichte, wenn ich vollendete Handlungen in der vergangenen Zeit angebe, auf welche die Geschichte geht. Man muss aber nicht denken: aoristus primus et secundus, sondern forma prima aoristi et secunda. Dies giebt sonst falsche Begriffe. Es giebt nemlich drei Formen für die verschiedenen Zeiten, nur hat keine Sprache Formen dafür. Ein Aorist praesentis findet statt in beständig wahren Sätzen z. B. Gott ist gerecht; 2 mal 2 ist 4. Hier kommt es nicht auf den Punkt der Gegenwart an, deshalb ist das *ist* ein Aorist. Sage ich: Gott wird einst die Verbrecher strafen, so ist hier ein Aorist futuri; man stellt die Sache unbestimmt oder absolut in die Zukunft. Dass man keine Formen für den Aorist hinsichtlich der gegenwärtigen und zukünftigen Zeit hat, kommt daher, weil sie so selten vorkommen. Die Franzosen haben hiefür ihr historisches tempus. Dies ist das, was im Griechischen mit einer bekannten Form oft doppelt ausgedrückt wird. Andere Sprachen haben kein besonderes, sondern borgen; aber dadurch entsteht die Unbequemlichkeit, dass ein Wort in zwei Bedeutungen vorkommt und dies ist unbestimmt. Die Lateiner haben es durch das perfectum gethan, das sonst praesens ist

und der Deutsche liebt vorzüglich das imperfectum. Wir wollen damit nicht sagen, dass wir darin begriffen waren. Sagt man: Gott schuf die Welt, so wird dadurch nicht das Währen der Handlung angezeigt. Dieses tempus ist nothwendig, weil in der Geschichte absolut, ohne alle Relation, vorkommende facta vorkommen. Hierdurch nur kommt man auf richtige Vorstellungen von dem perfectum und imperfectum im Lateinischen, wo unsinnige Vorstellungen in den Grammatiken sind. Nicht blos in der Geschichte, sondern auch in längern Erzählungen im gemeinen Leben brauchen wir den Aorist. Doch müssen wir einen Unterschied machen zwischen einer Handlung, die ich annuncire und wo ich eigentlich historisch erzähle, damit man sicher sey, den Aorist zu kennen, weil's in den Sprachen schwer ist, wo man kein besonderes tempus dafür hat, z. B. es hat eingeschlagen. Da ist es nicht die vergangene Zeit, sondern das praesens. Man muss immer auf die Umstände sehen. Ist eine Idee so, dass sie keine Relation hat, ist die Handlung eine vollendete, so ist dieses tempus ein aoristus. Im Lateinischen ist es sehr leicht.

Diese Grundvorstellungen der zehn Arten der temporum sind in allen Sprachen gleich wichtig. Doch giebt's in einzelnen Sprachen gewisse Feinheiten, welche kleine Abweichungen machen. Aus den Alten sollte man die Lehre der Stoiker über die tempora sammeln und Grotius herrliche Ideen dazu benutzen. Bisher haben wir nur immer den Indicativus zum Beispiel gebraucht, doch der Conjunctivus muss nach denselben Regeln stehen. Eben so ist es bei den übrigen modis. Wie aber ist es beim Infinitivus als dem abstractesten Theile des ganzen Verbi? Dies ist daraus klar, weil er sich am leichtesten in ein Substantivum auflösen lässt. Es drückt das eigentliche Thun aus, das Handeln. Der Infinitiv wird sich also nicht durch Zeiten bestimmen lassen. Doch kann ich aus Substantiven — und das sind die Infinitiv — wieder Veränderungen machen z. B. aus Bestimmung Bestimmtheit. Dies ist die vollendete Bestimmung. Es giebt also auch in Substantiven eine währende und eine vollendete Handlung. Der Infinitiv nun, der so sehr mit dem Substantiv zusammentrifft, kann nur verschiedene Arten der Handlung haben, nicht aber die Zeit ausdrücken, wenigstens nicht in der allgemeinen Grammatik. Dass er nicht in einzelnen Sprachen noch Nebenbestimmungen der Zeit haben sollte, kann nicht geläugnet werden, z. B. *lieben* geht ganz auf die Handlung; in *geliebt haben* liegt die Vollendetheit der Handlung; *lieben werden* drückt die doch anzufangende Handlung des Liebens aus. Andere Sprachen legen noch eine Zeitbestimmung in den Infinitiv, doch ist dies nur selten. Für den aoristus wäre es wohl nöthig, eine besondere Form des Infinitivs zu haben. Dasselbe gilt auch von

dem participiis z. B. gehend, im Gehen begriffen; dieses participium kann ich zu allen temporibus setzen. Es drückt nichts aus als die Dauer. Gegangen drückt die vollendete Handlung aus ohne Rücksicht auf Zeit. Ich kann dies mit allen temporibus zusammensetzen. Nun wäre noch ein participium nöthig, welches die zukünftige Handlung ausdrückt; im Lateinischen amaturus, im Griechischen *μέλλων φιλεῖν*. Dem Lateiner fehlt hie und da in Andeutung des Infinitivs und Particips eine nothwendige Form, z. B. ein participium im passivo, wie im activo amans. Im Deutschen ist es eben so. Für die dauernde Handlung ist im Passiv kein Particip, aber für die vollendete Handlung, z. B. scripta.

Alles bisher Gesagte wird noch dadurch bestätigt, dass wir die besten und meisten Sprachen damit übereinstimmend finden. In einigen haben die Grammatiker schon lange gefühlt, dass die Bestimmung der Arten der Handlung und der drei Zeiten höchst nothwendig ist. Besonders hat man dies in der lateinischen und griechischen Sprache gemerkt, die doch den Vorzug haben, dass sie aus ihren eigenen Formen sich terminos technicos geschaffen. cf. Apollonius de syntaxi lib. 3. pag. 205.

In alle dem, was man beim Schreiben über die *Folge der temporum*, welche man am besten aus Xenophon und Cicero lernen kann, nöthig hat, unterstützt uns dieses über die Bestimmung der temporum fast ganz allein. Die tempora können grössentheils gleichgültig eins auf das andere folgen, je nachdem der Gedanke ist. Wenn gewisse tempora nicht auf einander folgen können, so liegt das in der Natur der Sache. Jede Sprache hat übrigens gewisse abusus, die uns nicht von der Richtigkeit abhalten müssen. Diese abusus müssen für sich bemerkt werden. Findet man diese nicht in mehrern Sprachen, so fühlt man eben, es sind Abweichungen. Aus einigen solcher Abweichungen hat man sogar Figuren gemacht und sie zur Nachahmung empfohlen. Solche Abweichungen giebt's auch im Griechischen und Lateinischen. Bei einigen ist der Grund, warum man abwich, ziemlich deutlich, bei andern nicht. Dies muss uns aber nicht hindern, das Allgemeine als das Wahre anzusehen. Hiezu kommt, der beste Schriftsteller kann in seinen Schriften Abweichungen von der Regel machen, wo besonders Aehnlichkeiten sehr fein zusammenstossen. Z. B. im Lateinischen ist hin und wieder üblich das imperfectum für das plusquamperfectum zu setzen, faciebam hoc nisi etc. d. h. ich war schon damit so gut wie beschäftigt. Eigentlich würde man sagen: ich würde es gethan haben, wenn nicht etc. Die Lehre von der enallage temporum ist grössentheils sehr albern. Man klagt über die consecutio temporum im Lateinischen. Allein die Sache ist von der Art, dass man

keine Regeln darüber nöthig hat, wenn man nur den richtigen Begriff von den temporibus hat. Man sagt, auf das perfectum folge das imperfectum. Man meldet auch, dass auch das perfectum darauf folge; allein dies folgt oft und in den besten Schriftstellern. In dem letztern Falle folgt Aorist auf Aorist und dies ist sehr natürlich, wie das Imperfect auf's Perfect, d. i. den Aorist, folgt. Insofern es eine Währung ausdrückt, brauche ich das imperfectum. Fällt dies weg, so dass ich keine Dauer hineinbringen kann, so folgt der Aorist wieder. Auch das praesens folgt auf's perfectum z. B. feci, ut ostendam. Hier zeigt es sich, was das perfectum ist. Steht es verbunden mit dem praesens, so ist das perfectum kein Aorist, sondern ein praesens; ist es ein Aorist, so folgt auf's perfectum entweder das imperfectum oder perfectum. Dies ist die Regel der consecutio temporum. Dass das imperfectum am häufigsten auf's perfectum folgt, bringt die Natur der Idee mit sich. Im Deutschen leuchtet es vorzüglich ein. In unserm Infinitiv liegt die dauernde Handlung; im Lateinischen setze ich dafür das Imperfekt. Nur liegt im Infinitiv nicht die Zeit. Dies sind alle tempora, die man nöthig findet. Doch findet man sie nicht in jeder Sprache auf gleiche Weise, obgleich sie wesentlich zur Sprache gehören. Wenn aber welche nachkommen, wie es in den Sprachen dergleichen Fälle giebt, wo etwas mehr zur grössern Präcision und Deutlichkeit erfunden war, als eigentlich nothwendig: so sind sie doch nicht wesentlich und können daher auch nicht bei den wesentlichen Punkten angeführt werden. Daher kommt's, dass sie selten vorkommen und dass man sie nach und nach entfernt.

Anmerkungen.

1) Man muss sich durchaus nicht irre machen lassen, sich in diesen Vorstellungen zu befestigen, am wenigsten durch ältere Gelehrte, welche diese Vorstellungen nicht gehörig fassten und sie nicht mit ihren Gründen einsahen. Dahin gehört Scaliger, der Einiges zwar begriff, aber am meisten beim perfecto anstiess. Er verwirrte Handlung und Zeit.

2) In diesen Vorstellungen befestigen uns die Namen selbst, welche die alten Griechen und Römer, die einen bald besser als die andern, den temporibus gegeben haben. Die Griechen haben sie ganz vorzüglich schön, auch die Lateiner; aber die letztern hat man missverstanden auf garstige Weise. Sie unterscheiden perfectum und imperfectum und verstunden unter dem ersten die vollendete Handlung, unter letzterm die unvollendete. Da hat man sich träumen lassen, imperfectum ginge auf die Zeit, die kurz vergangen, dann käme die, die mehr vergangen. Die Römer aber verstunden unter dem perfectum die vollendete Handlung und unter dem imperfectum die ver-

gangene Zeit in der währenden Handlung. Im Griechischen heisst das imperfectum χρόνος παρατατικὸς, das sich ausdehnt, eine ausgespannte Handlung in der Progression.

3) Im Lateinischen liegt im ganzen Sprachbau recht klar die Unterscheidung der beiden Handlungen, in denen die Worte, die zu der einen Handlung gehören, richtig von einander derivirt werden und die Worte, die zu der andern gehören, gleichfalls: dico, dicebam, dicam; dixi, dixeram, dixero. Eins fliesst in's Andre, weil sie zu einer Vorstellungsart gehören. Das praesens ist allemal der Stamm.

4) Man muss beim Gebrauche der Schriftsteller die Regel festhalten, dass gegen die höchste Correktheit im Ausdrucke der beste Autor irrt und in seltenen Fällen vom accuraten Gebrauch der temporum abweicht. Sie entstehen mit der Vorstellungsart. Es liegt zuweilen in der Idee, dass ich mich mit dem einen oder dem andern tempore ausdrücken kann. Die Idee erlaubt Beides und nun entsteht oft eine weitläufige Untersuchung, welches das Angemessenste sey. Dies ist von der Art, wie wenn ich unter Synonymen wähle. Allein die sorgfältigste Auswahl ist nicht jedes Schriftstellers Sache. Tritt der Fall ein, dass die Idee zweierlei zulässt, so ist die Recherche mühselig und der Schriftsteller kann sich hier irren. In diesem Falle ist die Grammatik über dem Schriftsteller. So werden tempora vermischt. Daraus entstehen auch poëtische enallagae, wobei das zum Grunde liegt, dass die angränzenden verwechselt werden. Das sind die, welche zu einerlei Handlung gehören. So wird das imperfectum und das praesens vermischt. In das praesens wird für das perfectum gebraucht in historischen Dingen. Ich stelle die Sache lebhafter vor, weil die Handlung dauernd ist. Dies sind die Fälle, wo die Enallage absichtlich gesucht wird. Die ersten Fälle haben gemacht, dass man über gewisse tempora noch gar nicht im Lichte ist. Daher ist es gekommen, dass man glaubt, scripturus sum wäre zierlicher, als scribam. Jenes heisst: ich stehe im Begriff, das zu thun. Man muss aufmerksam seyn auf die Umstände, welche einen Schriftsteller dazu bewegt haben und was die Ursache seiner Uebereilung sey.

5) Man findet bei einer Anzahl Schriftstellern Benennungen, die man sich nicht würde erklären können, wenn man nicht die bisherigen Ideen zum Grunde legte. Man hört von einem praesens imperfectum d. i. praesens actionis imperfectae. Daher kommt's, dass für amabam steht praeteritum imperfectae actionis. Die praeterita sind tempora actionis perfectae. In allen Worten auf *ndus* sucht man entweder: können, oder; sollen; aber daran wird nicht gedacht, dass man sie braucht de actione peragenda. Epistola scribenda — oft ist es so viel, dass der Brief geschrieben werde.

Die *genera verbi* kann man auch species nennen. Man sagt insgemein, ein verbum sey vocis activae vel passivae. Dies aber ist ein unpassender Name. Priscianus nennt sie significationes, welches auch nicht deutlich genug ist; Andere nennen sie species oder genera. Wenn wir die Attribution nehmen, die das verbum den Substanzen beilegt, so kann sie entweder *thätig* dargestellt werden, oder sie verhält sich *leidend* oder in einem *Mittelzustande*. Hieraus entstehen *verba activa*, in denen eine Thätigkeit der Substanz prädicirt wird. Diese haben wieder zwei species: *a*) transitiva oder *b*) reciproca; denn wenn Leidenheit in Betracht kommt, ist das verbum ein passivum. Hier giebt's keine Unterarten, man müsste denn die impersonalia als solche ansehen; und dies könnte auch geschehen, wenn wir nicht auf die Form sehen. Eine dritte Classe machen die aus, die einen Mittelzustand ausdrücken. Wir wollen sie *verba neutra* nennen. Die Hauptclasse dieser verborum ist die, wo die Thätigkeit auf eine Substanz übergeht z. B. ich lese ein Buch. Solche verba fördern immer bei sich ein Object, auf welches die Handlung übergeht. Dieses kann entweder durch eine Präposition an das verbum angeknüpft werden z. B. ich schlage in die Luft; oder, was am häufigsten der Fall ist, man setzt blos ein Substantiv hinzu und hierin stimmen alle Sprachen überein, dass der Casus entweder so wie ein Nominativ aussieht, oder noch mit einer Flexion versehen wird. Dies ist der objective Casus. Dieser heisst in allen Sprachen der Accusativus. Handlungen gehen aber oft auf uns selbst zurück z. B. ich klage mich selbst an. Hier machen wir die Handlung zu einer solchen, die auf uns zurückgeht. Dann ist ein Verbum ein reciprocum. Viele aber sind ihrer Natur nach immer reciproca; andere treten in diese Classe hinein. Dies ist die grössere Zahl. Sie sind allerdings activa und heissen auch reflexiva, z. B. sich entkleiden, sich ausziehen, sich grämen. Bei einigen fällt es gleich auf, dass sie auch transitiva werden können z. B. die Amme zieht sich an, nachdem sie das Kind angezogen hat. Immer aber ist es nicht der Fall z. B. ich sage nicht: jemanden grämen. Denkt man aber nicht an den Gebrauch der Sprache, so sieht man, dass auch selbst ein solches verbum, wie grämen, ein transitivum seyn könnte. Wenn man das reciprocum nimmt und nimmt die Handlung davon, so merkt man bald eine Aehnlichkeit mit dem passivo z. B. ich wasche mich. Dies ist schon eine Leidenheit. Sage ich: ich werde gewaschen, so ist es ein völliges passivum. Im passivo ist die Handlung in einer Ruhe. Ich, der ich mir das passivum zueigne, verhalte mich leidend. Der Ausdruck passivum (Leiden) ist ein sehr passender Name. Diese Art von Verben kann in den Sprachen auf verschiedene Art ausgedrückt werden durch Umschreibungen,

besonders in neuern Sprachen z. B. ich werde geliebt, je suis aimé. Diese Form des Passivs kann auch nur eine einzige seyn und in dieser Rücksicht haben die Alten einen grossen Vorzug. Da nun an diese Art von verbis die reciproca angränzen, so sieht man, wie man für die reciproca in gewissen Sprachen passive Formen haben kann. — Auch muss ich hier des griechischen *medii* gedenken. Richtige Begriffe davon sind jetzt noch gar nicht völlig im Reinen, da man noch gar nicht die Sachen, welche man darüber geschrieben, völlig benutzt hat. Das Medium im Griechischen entsteht blos durch den usum der griechischen Sprache. Medium besteht theils in der Form, theils in der Bedeutung. Die Bedeutung aber ist wenigstens zweifach. Die eine ist, dass das Medium reciprok ist; dann hat der Grieche vorzüglich zum passivo seine Zuflucht genommen, mitunter zum active, und im medio ist wenig Eigenthümliches. Die reciproke Bedeutung aber ist nicht die einzige. Gewisse media lassen sich durchaus nicht anders, als active, übersetzen. Deswegen muss man aber nicht glauben, dass es in der griechischen Sprache nicht die reciproke Bedeutung gehabt habe. In der einen Sprache kann dieselbe Idee durch ein reciprocum sowohl, als durch ein transitivum, oder wol gar durch ein neutrum ausgedrückt werden. Das Medium ist aber auch ein Deponens und wird blos insofern von den übrigen verbis unterschieden, insofern man eine und die andere Form dazu thut. — Die dritte Form ist Mittelzustand zwischen Leidenheit und Thätigkeit z. B. ich schlafe, ich träume etc. Bei diesen ist eine erscheinende Leidenheit, die auch wirklich mit der Thätigkeit verbunden ist. Es ist aber keine freie von uns abhängige Thätigkeit. Dies sind *verba neutra*, die keinen objectiven Casus bei sich haben können. Auf eine andere Weise aber kann man verba neutra mit einem Objekt vereinigen z. B. ich kann sagen: ich durste; ich kann aber auch sagen: ich durste nach Wasser. Man hat diese Verba auch *activa-passiva* genannt. Manche, wie z. B. Scioppius in seiner grammatica philosophica, wollen diese verba, wiewohl falsch, gar nicht leiden. Beiläufig müssen wir noch einiger Arten von Verbis erwähnen z. B. der verba *deponentia*. Die Sache kommt blos als eine ganz ausserwesentliche in der lateinischen Grammatik vor. Weil die Formen nicht immer mit unsern Ideen übereinstimmen, so kann ein verbum, das Handlung ausdrückt, mit dem Zeichen der Passion versehen seyn. Es ist aber keine gute Anomalie, die wir zum Glück im Deutschen nicht haben. Iedoch scheint ein deponens nichts Anders als eine Abweichung von der ordinären Form zu seyn. Im Griechischen giebt es viele media, die höchst wahrscheinlich keine ursprüngliche reciproke Bedeutung hatten, sondern wo auch eine ähnliche Anomalie statt fand, und diese

können auch unter dieselbe Art von Irregularität gezählt werden. Eine besondere Classe von verbis können diese also nicht ausmachen. Es hängt blos vom Sprachgebrauch ab, der sich auch oft ändert. Ein verbum, das in alten Zeiten ein activum war, wurde nachher ein deponens z. B. interpretor, und doch sage ich: liber a me interpretatus est. cf. *Voss* in seinen grammatischen Werken. Diese Gattung von Verben ist eine blosse fremde Abweichung. Die verba *impersonalia* machen jetzt noch eine eigne Classe aus, z. B. es blitzt, es donnert, es gereut mich. Bei einigen solchen Verben kann man mit einiger Veränderung activa machen. Das sind aber nicht ächte impersonalia, wie z. B. es ärgert mich. Es giebt aber noch mehrere Verba, wo die Sache schwierig wird in Absicht des Begriffs, den sie haben. cf. Vossius de analogia lib. 3. Perizonius über Sanctii Minerva. Ganz seltsam ist Scioppius in seiner grammatica philosophica. Er giebt entweder Schuld, es wären keine verba, oder er nimmt Ellipsen an. Bei piget me supplirt er pigritia. Es giebt viele impersonalia, wo der handelnde Gegenstand im Dunkeln liegt. Man muss sich hier in die Denkungsart der frühsten Zeiten zurücksetzen. Hier bemerkt man: man war anfangs oft in Verlegenheit, das Subject anzugeben, dem diese oder jene Handlung zukäme; doch dies ist auch beim Menschen in cultivirten Zeiten so, wenn er sich nicht bewusst ist, von welchem Gegenstande Handlungen ausgehen. Von gewissen Dingen sehen wir nicht die Grundursachen deutlich genug z. B. es hungert mich. Dies geht von der dunklen Vorstellung aus, die ich von der Ursache meines Hungers habe. So ist es bei vielen andern Vorstellungen und Empfindungen; selbst da, wo es möglich ist, auf den Grund zu kommen, haben sich gewisse Sprachgebräuche festgesetzt. So wird das verbum ein impersonale, was es anfangs in der Sprache nicht war und der Bedeutung nach nicht ist. Es werden auch verba impersonalia, weil die Handlungen von der Art sind, dass sie von nicht mehr, als einer Person verrichtet werden können. Wenn aber eine solche Handlungsart selten wird, so ist's denn doch nicht unmöglich. So giebt's also wenige impersonalia. Nur muss man bemerken, dass Form und Conjugation und Bedeutung in einer Sprache ganz etwas Anderes sind. Man muss bei diesen verbis die verschiedenen Sprachen vergleichen, um zu sehen, was wahre impersonalia sind und solche, die es blos durch den usus sind. Wahre impersonalia werden solche seyn, worin die besten Sprachen übereinstimmen, als: es verdriesst mich, es blitzt, es regnet. Nimmt man solche impersonalia, wie z. B. pudet, poenitet; so können wir diese in andern Sprachen in förmliche neutra verwandeln: ich bereue es, ich schäme mich. Solche verba sind gewissermassen wie defectiva anzusehen.

Die *Personen der verba* betreffend, so ist es ein ausgemachter Satz: die Begriffe, welche die verba enthalten, müssen auf verschiedene Personen können bezogen werden, auf die redende Person, auf die Person, mit der ich spreche und eine dritte, sey sie abwesend oder nicht. Das verbum muss diese Beziehung auf Personen auf irgend eine Weise, welche es auch sey, ertragen können. Der natürliche Gang, diesen Zweck zu erreichen, wäre durch die vorgesetzten Personen: ich, du, er. So könnte ich auch sagen: ego lego, tu legis. Doch hat man für nöthig befunden, auch das verbum selbst zu flectiren. In den alten Sprachen bemerkt man eine so grosse Verschiedenheit der Flexion, dass das ego, tu, ille gar nicht nöthig war. Im Griechischen ist das verbum am reichsten an Formen. Doch gehört Vieles davon in verschiedene Dialekte. Unter den neuern Sprachen hat die englische eine grosse Armuth an Formen. Redet man von der Deutlichkeit und Simplicität, so ist es in der That hinlänglich, nur nicht zur Schönheit. Man hat auch oft den Grund aufsuchen wollen, warum die Personen am Ende die verschiedenen Formen erhalten haben, als in: ich liebe, du liebst etc. *Hasse* in seiner Grammatologie hat vorgeschlagen, die lateinischen Endsylben in dico, dicis aus dic ego etc. herzuleiten; aber dieser Grund lässt sich wohl schwer auffinden. Diese Formen entstanden nach einer Ideenassociation, die nicht wieder aufzufinden ist. In den verbis impersonalibus schien die Personalidee wieder nothwendig, noch natürlich, theils in Hinsicht auf die Zeit der Kindheit der Nationen, theils in Hinsicht auf die gebildetere Zeit. In der Zeit der Kindheit bemerkte eine Nation Vieles, was sie von keinem Zeugen herleiten kann, wo sie nicht weiss, woher es kommt. Da brauchte sie verba, ohne sie auf Personen zu beziehen. Anfangs legten die Alten Vieles den Göttern bei; nach und nach aber sahen sie ein, dass es nicht wahr sey, und sie drückten sich daher allgemein aus.

In Absicht der Formation ändert sich ein verbum beinahe in jeder Sylbe, denn die Menge der dadurch abzuändernden Dinge ist ungeheuer gross. Vorn oder hinten oder in der Mitte verändert sich Etwas. Wir haben drei Veränderungen und haben doch Zustände, Modificationen, Zeiten und Personen auszudrücken. Zwei derselben also werden durch eine Art von Veränderung ausgedrückt werden müssen. Die Veränderung vorn, z. B. im Deutschen *ge*, zeigt die Vollendetheit der Handlung an, die in der Mitte besteht in der eines Charakterbuchstabens und zeigt uns die verschiedenen Zeiten an. Dann die Veränderung am Ende, womit man modos et personas bezeichnet.

b.
Adjectivum.

Zu den Attributiven gehören die adjectiva, welche die zweite Hauptart derselben sind. Sie gehören ihrer Natur nach zu den substantivis, was aber nicht aus dem Worte hervorleuchtet; es drückt das aus, was der Substanz prädicirt wird. Dieses kann zu dem Substantiv gefügt oder als eigentliches Prädicat mit der copula verbunden werden. In beiden Fällen wird es in allen Sprachen mit Recht auf gleiche Weise behandelt. In neuern Sprachen scheint es, dass es, wenn es hinten hingestellt wird, adverbium sey; allein das hebt sich, wenn man das Nothwendige von den adverbiis beachtet. Die adjectiva sind eine subordinirte Art der Attributiven, zur Bestimmung der Substanzen sehr nöthig. Sie drücken am häufigsten die Qualification das Substantivi aus ohne Idee der Zeit, ja selbst ohne Idee der Verschiedenheit der Handlung und dadurch unterscheiden sie sich von den participiis. Ein wohlthätiger Mann z. B. und ein wohlthuender unterscheiden sich von einander. Will ich nicht blos die Qualification ausdrücken, sondern auch die Art der Handlung, in der sich die Qualification zeigt, so dienen mir dazu die Participien. Der Unterschied der Adjectiven und Participien fällt auf, wenn ich sage: homo ad me venit furiosus und homo furens ad me venit. Furiosus ist ein Mensch, der immer rasend ist, furens drückt die Zeit in der währenden Handlung aus. Wo man zuweilen keine adjectiva hatte und zu Participien seine Zuflucht nehmen musste, hat man durch die Stellung einen sehr feinen Unterschied gemacht. Miles patientem se praebuit frigoris et inediae zeigt den herrschenden Charakter; patiens frigus et inediam heisst der, der in gewisse Umständen geduldig ist. Daraus, dass das participium so gut Comparation annimmt, als das Adjectiv, erhellt die grosse Aehnlichkeit beider. Wie man die Adjectiven durch Formen unterscheidet und dies so einrichtet, dass man immer die Beziehung auf die Substanz merkt, so haben die Sprachen darin eine grosse Abweichung gezeigt, wobei man zugleich die grosse Willkührlichkeit sieht. Im Französischen findet man weniger Veränderungen des Adjectivs, als in andern Sprachen. Bei den Grammatikern hat diese ähnliche Behandlung der Adjectiven und Substantiven zu der Verwirrung Anlass gegeben, das adjectivum mit dem Substantivum unter den allgemeinen Begriff nomen zu bringen. Die verschiedenen Endungen der Adjektiven sind blos der Deutlichkeit wegen gemacht. Wir Deutschen haben, je nachdem wir sie stellen, eine verschiedene Endung oder nicht, z. B. ein fleissiger Knabe und — der Knabe ist fleissig. Adjectiven sind Attribute der

Substantiven, wie die adverbia der Verben; darum sollte man die adjectiva adsubstantiva nennen.

c.

Adverbium.

Das adverbium ist ein attributivum, aber eine Unterart, d. h. eine solche Art, womit einem andern attributivum und nicht einer Substanz noch ein Prädicat beigelegt wird, und so ist es eine Attribution oder ein attributivum eines attributivi, z. B. das Haus ist ziemlich gross. Dieses attributivum verbinde ich mit dem verbo. Sofern hat man sie adverbia genannt, weil sie zu den verbis gehören, wie die adjectiva zu den substantivis. Wenn dies ist, so folgt, dass die Worte im Deutschen adverbia sind, welche hinter dem Hauptworte stehen. Dieses ist bei den adverbiis die eigentliche Natur und daher kommt's, dass so viele von adjectivis abgeleitet sind. Durch eine Endung, welche wir ihnen geben, unterscheiden wir sie von den adjectivis. Sie können von allen Arten von Wörtern abgeleitet werden, weil sie Attributionen ausdrücken, die bald auf Personen, bald auf Substanzen Bezug haben, bald auf Attributiven. Der grösste Theil derselben drückt Beschaffenheiten aus. Was diejenigen betrifft, die von nominibus propriis gemacht werden, so macht man sie nach Gutdünken. Sie ziehen die Natur eines nominis proprii aus und gehen in eine allgemeine Idee über. Es frägt sich: muss man solche Wörter gross schreiben? Man muss sie gross schreiben, sobald man sagen will: auf die Art wie es z. B. Homer gemacht hat. Die mehrsten werden von Adjectiven und Participien gebildet, so dass letztere als Adjectiven gedacht werden. Dass sie mit den adjectivis einerlei Hauptart ausmachen, hätte man von je her einsehen und nicht immer Substantiven und Adjectiven mit einander verbinden sollen. Adjectiva und Adverbia sind einerlei in den Begriffen. Daher setzen die Dichter der Alten die adjectiva für adverbia. Da sie können verwechselt werden, müssen sie in der Idee einerlei seyn. Uebrigens dürfen die Adverbien nicht immer einzelne Wörter seyn, sondern können auch aus mehrern bestehen und durch Umschreibung ausgedrückt werden. Sie bleiben aber doch Adverbien. Dies erhellt, wenn ich sage: dieser Mensch läuft mit äusserster Schnelligkeit oder: contentissima voce clamare. Nicht immer haben sie ihren Platz neben dem verbo, sondern auch neben dem adjectivum, weil sie Nebenbestimmungen bezeichnen; daher sagt man nimium oder valde oder parum furiosus. Auch können wir mit ihnen noch kleinere Nebenbestimmungen hinzusetzen z. B. satis bene respondisti. Im Deutschen brauchen wir gewöhnlich dieselbe Form im adverbio und adjectivo. Die-

jenigen adverbia, die nicht auf diese Art flectirt zu werden scheinen, setzen voraus, dass adjectiva verloren gegangen sind. Im Deutschen bekommt man häufig den Charakter der Adverbien gar nicht mehr heraus.

Diese beiden letzten Classen von Attributiven haben eine Art von *Comparationsgraden.* Die Lehre von denselben ist sehr confus. Das Beste darüber ist in Sanctii Minerva 2, 10. mit Perizonii Anmerkungen. Nur sind darin manche nicht richtige Vorstellungen. Keine Idee ist unrichtiger als die von den drei gradus; denn der positivus ist kein gradus. Der Begriff eines Wortes schlechtweg heisst absolutus. Besser sind folgende Vorstellungen. Die Hauptattributionen der Substanzen sind Qualitäten und Quantitäten. Bei dieser Art Attributiven ist eine unendliche Auf- und Abstufung denkbar, es ist eine Leiter von vielen Sprossen. Der Ausdruck zeigt, wir müssen uns auf eine willkührliche Weise helfen, indem die Sprache die Stufen der Qualitäten nicht verschafft und man kann in keiner Sprache die Abstufungen mit Ausdrücken belegen. Es ist auch nicht nöthig; es war genug, dass man comparirte. Durch den Gegensatz musste einleuchten, wie die Comparation zu nehmen war. Man konnte in der Sprache mit einer Form auskommen, und die Sprache giebt auch nur einen einzigen gradus, den comparativus. Sollen wir aber blos die Stufen ausdrücken können, die heraufgehen, oder nicht auch die, welche heruntergehen? Diese beiden Comparativen haben wir in der Sprache nöthig. Der erste kommt aber öfter vor, als der zweite, und wir können uns auf andere Art helfen. Am besten sieht man es daraus, wo man immer plus muss dazu denken. Der Lateiner denkt bei jedem comparativus immer justo hinzu z. B. zu maturius. Der Fall ist gewöhnlich, dass wir sagen: das ist weniger gut oder schlechter. Es zeigt sich, dass wir gewisse Formen zum Compariren haben und dass dies eine blos willkührliche Sache ist. Mehrere Sprachen haben nur für das Mehr oder Weniger einen Ausdruck, wie das Französische mit plus und moins. Dass in manchen Sprachen gewisse Formen festgesetzt sind für eine Art, daraus sieht man, dass die eine Art häufiger seyn musste, um sich das Weitläufige wegzuschaffen und sich kürzer zu fassen. Was soll aber der *Superlativ?* Er ist blos eine Verschiedenheit im grammatischen Ausdruck, nicht in der Idee. Er ist eine zweite Form des Comparationsgrades und man braucht sie im Gegensatze eines grossen Ganzen, wodurch man eine Substanz als hervorstechend auszeichnet, die comparatio einzelner Individuen von einem grossen Gattungsbegriffe. Daher, wenn von zweien die Rede ist, kein Superlativ möglich ist, und nur dann erst, wenn ich mehrere häufe. z. B. Cicero ist vollkommner als jeder Redner jeder andern Nation, und: Cicero ist der vollkom-

menste unter den Rednern. Von zwei Brüdern kann ich nicht maximus natu sagen, sondern major natu. So wie ich einen casus für die Heraufsteigung habe, so habe ich auch einen für die Herabstufung. Die Superlativen sind eine Verkürzung im Ausdrucke und nicht nothwendig; daher hat man in besondern Sprachen keine Formation dafür. — Ein Comparativ tritt also immer ein, wo man zwei Gegenstände gegen einander stellt. Wenn wir aber einen Gegenstand vorzüglich aus einer Classe herausheben, so tritt dann der Superlativ ein. Dieser findet daher auch nur statt, wenn wir einen aus mehrern herausheben können. Eine blosse Sache des usus loquendi war es, wenn diese Bezeichnung durch vorgesetzte Worte oder durch angehängte Sylben ausgedrückt wurde. In vielen Sprachen setzt man z. B. mehr, vorzüglich zum Comparativ. Doch hat man gut befunden, gewisse Formen in den besten Sprachen herrschend zu machen. Soll aber noch eine nähere Bestimmung ausgedrückt werden, so muss ich noch Etwas hinzusetzen, z. B. sehr, viel, ausnehmend. Für den Superlativ hat man in vielen Sprachen auch eine gewisse Form. Der mindere Grad muss aber auf eine andere Art ausgedrückt werden, denn für diesen sind keine Biegungslaute. Hieher gehört noch der Umstand, dass in vielen Sprachen der Superlativus blos einen vorzüglichen Grad ausdrückt, z. B. doctissimus ist ein sehr gelehrter Mann. Der Deutsche hat diesen Gebrauch des Superlativs nicht. Oft sind die Adverbien und Adjectiven in mehrern Graden gleichlautend, z. B. der Mensch ist grösser, grösser schreiben; amplius loqui, amplius cubiculum.

Dritte Wörterclasse.

Definitiva et Connectiva.

a.

Der Artikel.

Definitiva sind Wörter, die an sich keine Bedeutung haben und erst eine erhalten, wenn sie wozu gefügt werden. Dann erhalten sie erst eine Bestimmung. Dies der *Artikel.* Diese Art Wörter gehören zu den Feinheiten der Sprache, die nicht im ersten Anbeginn, sondern erst nachher gefunden seyn können. Daher finden wir, dass die Artikel nicht in der ersten Sprachbildung da waren. So waren sie nicht im Griechischen. Die lateinische Sprache bereicherte sich früh durch die griechische und sie bekam keinen Artikel, wie auch keinen dualis, weil die Griechen noch keine hatten. In den ältesten Gesängen hatten die Griechen nicht die Artikel, und in denen, die wir haben, nur selten. Im homerischen Zeitalter werden

die Artikel pronominalisch gebraucht, im Herodot kommen sie häufig vor. Die ältesten Dichter haben sich an diesen Gebrauch gehalten und sich weniger bedient; daher sind sie nicht original nothwendig, sondern sind eine spätere Vervollkommnung, aus den pronominibus entstanden, am meisten der bestimmende Artikel. Im Griechischen zeigt sich der Ursprung aus den Pronominalwörtern ganz deutlich. Die Lateiner entbehren eine Vervollkommnung der Sprache; es ist ein Mangel, der sich deutlich zeigt; daher muss man in den Folgen der Sätze oft recht Achtung geben. Im Griechischen hat die Substanz den Artikel und wo er ist, muss man das Subject suchen. In den mehrsten Fällen ist es im Lateinischen umgekehrt, dass das Subject zuletzt steht. Daher haben die Unrecht, welche geglaubt haben, das schade der lateinischen Sprache nicht. Nicht eine Sprache hat so viel Artikel, als die andere. Dies führt darauf, dass die Anzahl derselben nicht wesentlich ist. Eine Vollkommenheit hat eine Sprache, wenn sie eine Anzahl Dinge aussondert, die sie als bekannt characterisirt. Der Grieche hat nur einen Artikel und dies ist vollkommen hinlänglich. Man hat ihn nöthig, weil man etwas als bekannt auszeichnen muss gegen eine Zahl anderer Dinge, die man zur ersten Bekanntschaft einführt. Dies ist der Hauptcharakter des Artikels. Es ist gleichsam eine verkürzte Art zu sprechen. Der Fall ist häufig, dass wir Dinge als früher bekannt angeben müssen. In dem Falle bedürfen wir eines Worts, das an sich keine Bedeutung hat; verbunden mit etwas, hat es eine. Soll eine noch nicht bekannte Sache zur ersten Bekanntschaft eingeführt werden, so wäre es möglich, dass man kein Zeichen dafür hätte, wie die Griechen, oder ein besonderes, wie die meisten neuern Sprachen. Dies hat man articulus unitatis genannt, eine lächerliche Idee, die daher kam, weil man beide Worte verwechselte. Gleichwohl ist es nicht in den vorzüglichen der Fall. Unitas ist nicht in Betracht zu ziehen und so fällt auch der Zweifel weg, ob er einen Plural hat. Im plurali steht gar kein Artikel. Diese beiden Artikel sind die wesentlichen, nicht ganz dringend nothwendig, indem es nur der erste ist; der zweite kann zu einer feinern Bestimmung in der Sprache dienen. Ein Punkt, der sich im Griechischen und Deutschen findet, ist, man pflegt bei den generibus der Dinge den bestimmten Artikel zu brauchen und wenn man eine Art heraushebt, redet man mit dem unbestimmten. Die allgemeinen Bestimmungen der Artikel finden sich auch in den nominibus propriis. Man fügt keine zu ihnen, sobald sie simpliciter gebraucht werden, eine Person zu bezeichnen, weil sie durch ihren Namen schon bekannt ist, ausser wo jemand hervorgehoben werden soll. Ausser diesen Artikeln giebt's keine. Wenn man noch von besondern spricht, so sind das blos Präpositionen und

nicht Artikel." Andre Abweichungen sind blosse Sprachabweichungen. Man hat da immer den Genitiv gesetzt, fordert man einen Theil, weil man die Sache nicht im Allgemeinen meint.

Der Artikel hat einen trefflichen Nutzen; er macht die Rede deutlicher. Z. B. *Untersuchung* ist ein ganz allgemeiner Begriff; *eine* Untersuchung ist schon bestimmter, und *die* Untersuchung zeigt auf ein ganz bestimmtes Subject. Der, die das bestimmt die Sachen genauer als: einer, eine, ein. Der Ausdruck *Mensch* ist ganz allgemein, so dass man nicht einmal an ein bestimmtes Individuum denkt; sage ich *ein* Mensch, so ist hier die Idee eines gewissen näher bestimmten Menschen schon da, nur kennt man diesen Menschen noch nicht; sagt man *der Mensch*, so ist dies ein bestimmtes Individuum, das schon bekannt ist, z. B. der Mensch, welcher gestern da war, ist hier. Aber, wenn ich sage, *ein Mensch* war da, so kenne ich den Menschen nicht, er ist mir noch nicht bekannt, nicht näher bezeichnet. Der Lateiner hilft sich manchmal durch quidam. homo adfuit heisst: es war *der* Mensch da; homo quidam adfuit, es war *ein* Mensch da. In Rom hiessen die Brüder von Terenz, ehe sie bekannt waren, adelphi Terentii und erst später, als sie bekannt waren: Terentii adelphi. So sagen wir: Gellert's Fabeln, weil sie uns bekannt sind; schriebe aber ein andrer Gellert Fabeln, so würden wir nur sagen: Fabeln von Gellert. Der Römer unterscheidet Subject und Prädicat, wenn es ohne Artikel steht, dadurch, dass er das Prädicat vorsetzt und das Subject nach; der Deutsche aber setzt das Subject vor. So sagt Seneca: seria res est verum gaudium, d. h. die wahre Freude ist eine ernsthafte Sache. Im Französischen steht das Subject vor. Die griechische Sprache hat den Artikel ὁ ἡ τό, womit sie bekannte und zunächst berühmte Sachen bezeichnet und wodurch sie das Subject, auch wenn es hinten hingesetzt ist, deutlich macht. Will der Grieche allgemein sprechen, so setzt er keinen Artikel; will er unser *ein* ausdrücken, so setzt er τίς. Ursprünglich ging der Artikel vom Weisen mit dem Finger aus und daher hängt er eigentlich mit dem pronomen zusammen. Unsere deutschen Artikel sind auch pronomina. Der heisst oft derjenige. Bei mehreren pronominibus sehen wir blosse Zusätze zum ursprünglichen pronomen, die nun schon Artikel geworden waren, als *derselbe*, *derjenige*, hicce, ὅδε. Der Artikel für den bestimmten Begriff ist: der, die, das und: ein, eine, ein für die weniger genaue Bestimmung. Im Französischen ist der pluralis von un des, im Deutschen werfen wir ihn weg. Einen Artikel partitivus, wie im Französischen du vin, giebt's nicht; man vermengt hier die Präpositionen zur Bezeichnung der casus mit dem Artikel. De und à sind Casuszeichen, nicht Artikel; diese sind le, la und un. Im feminino zeigt es sich deutlich.

Im masculino sagte man sonst de le, à le; daraus wurde du und au, und aus de les und à les, des und aux. Im articulus partitivus haben wir nur eine besondere Art zu sprechen; das du vin ist gar nicht Accusativus, sondern wirklich genitivus. Finden wir mehrere Formen für die zwei Artikel, so sind diese Abweichungen oft des Wohlklangs wegen gemacht.

So klein dieses Sprachtheilchen — der Artikel — ist, so wichtig ist es. Die neuern Sprachen haben dadurch vorzüglich einen grossen Vortheil, da sie sich vermittels desselben zu einer vorzüglichen Deutlichkeit in Verstandesbegriffen hinaufgeschwungen haben. Wie man auf den Artikel kam, ist daraus klar: für den grossen Haufen von Individuen konnte man unmöglich lauter nomina propria schaffen; man that dies nur, wo es möglich war. Nun blieben aber eine Menge Individuen übrig, deren Namen wir nicht wissen. Wo ich Namen habe, werde ich jedes Individuum von andern absondern können. Daher steht auch bei nominibus propriis kein Artikel. Wo er steht, ist ein blosser abusus der Sprache, den jedoch viele Sprachen haben. Die sogenannten appellativa, die nur Arten und Gattungen ausdrücken, müssen, um eine gewisse besondere Art von Gegenständen anzuzeigen, mit weitläuftigen Umschreibungen versehen werden. Nun war die Möglichkeit, solche Gegenstände, die schon eine gewisse Bekanntschaft haben, auf eine kurze Art auszudrücken. So kam man auf dieses Wörtchen, mit dem man das Bekanntsein bezeichnete. Hingegen, wo man keine solche Bekanntschaft voraussetzte und ein Ding unbestimmt ausdrücken wollte, brauchte man kein solches Wörtchen. Im Grunde sind also die Artikel *Bestimmungswörtchen*.

Einige Anmerkungen über den Gebrauch des Artikels.

1) Er leistet uns den Dienst, dass wir durch ihn etwas Berühmtes, vorzüglich allgemein Bekanntes andeuten. Dies geht von seiner ersten Bestimmung aus z. B. *das heilige Buch*. Dadurch zeigen wir eine Sache von vorzüglicher Celebrität in der Classe an, oder verstehen darunter sogleich die *Bibel*. Die Griechen nennen den Homer schlechtweg ὁ ποιητής. Doch kann unter andern Bestimmungen auch ὁ ποιητὴς ein anderer Dichter seyn. Dies ist selbst im Deutschen in ähnlichen Dingen der Fall.

2) Die Deutlichkeit der Rede fordert es oft, den Artikel da wegzulassen, wo keine besondere schon vorauszusetzende Bekanntschaft gedacht werden kann. Die Engländer z. B. setzen auf Titeln von Büchern den unbestimmten Artikel: eine Geschichte von England. Wir sagen nicht so bescheiden: die Geschichte von England. Die Lateiner waren in solchen Dingen auch genau; doch mussten sie es beim Mangel des Artikels

durch die Stellung zwingen. Wir machen es grösstentheils umgekehrt. So haben auch hierin die Sprachen gewisse Unterschiede. Manche Sprachen können den Artikel oft weglassen; andere müssen ihn öfter setzen. Das Erste ist bei weitem besser. Es wäre zu wünschen, dass wir es auch mehr könnten, bei einigen casibus z. B. Wir müssen oft auch bei nominibus propriis noch den Artikel setzen: die Schriften des Xenophon; Cicero that es dem Caesar zu Gefallen. Hier sollten wir wo möglich die Manier der Engländer einführen, zum Genitiv blos ein *s* mit dem Apostroph hinzusetzen. Oft thun wir es auch; wir sagen: die Gedichte Homer's. Besonders würde dies auch bei lateinischen Wörtern der Fall seyn. Der Grieche hat auch noch solche Härten, die der usus nicht gemildert hat. Er hat oft seinen Artikel bei nominibus propriis, wo keine besondere Celebrität ist. Dies hindert aber doch nicht, dass die griechische Sprache von dieser Seite weit vollkommner ist, als die lateinische. Dies ist um so auffallender, da die griechische Sprache unter allen alten die einzige ist, welche einen Artikel hat. Bei Einführung der Prose fing er an herrschender zu werden.

b.

Praepositiones.

Die Connectiva nennt man gewöhnlich particulae. Mit ihnen verbindet man theils einzelne Wörter oder ganze Sätze, um daraus logische Propositionen zu machen. An und für sich haben sie fast gar keine Bedeutung. Aber mit andern verbunden bekommen sie ihre Bedeutung. Sie sind von verschiedener Art. Diejenigen, wodurch einzelne Wörter verbunden werden, heissen *praepositiones;* die, wodurch Sätze verbunden werden, *conjunctiones.*

Die Präpositionen sind Verbindungen einzelner Wörter und zwar Bestimmungen für substantiva und pronomina. Es giebt zwar viele Wörter, die sich von selbst verbinden z. B. substantiva und verba, verba und adverbia. Hier haben wir keine Verbindungspartikeln. Aber andere substantiva haben ihrer theils zur Verbindung, theils zur Bestimmung ihres Verhältnisses nöthig. Verhältnisse sind hier dasselbe, was man in den ältesten Zeiten casus nannte. Dies führt uns auf den Unterschied der alten und neuen Sprachen in Ansehung des Declinirens, das hier erst in Betrachtung kommen kann. Wenn wir die Verhältnisse bedenken, die unter Hauptwörtern möglich sind, so müsste eine erstaunliche Menge herauskommen. Bei vielen Casus müssen wir einen nach mehrerlei Art geben. Die alten Casus müssen bei der philosophischen Vorstellung davon mit zum Grunde gelegt werden. cf. Vossius loc. cit. 1,

45. Natürlich war es bei den Alten, dass sie, da sie frühzeitig auf Endungen kamen, wodurch sie die Bedeutungen der Wörter zu bestimmen suchten, nur auf das Nothwendigste sahen. Man schränkte sich nur auf fünf nothwendige Fälle ein. Man fasste unter einem und dem nemlichen mehrere ähnliche Verhältnisse. Die Griechen haben ihrer nicht einmal so viel, als die Lateiner. Sie haben keine besondere Form für den Ablativ. Ursprünglich war es auch so bei den Römern. Deswegen ist bei ihnen der Ablativ so oft mit dem Dativ von einer Endung. Bedenkt man den lateinischen pluralis und die grosse Gleichheit des Dativs und Ablativs, so darf man nicht sagen, die Griechen hätten keinen Ablativ, sondern sie haben nur keine bestimmte Form dafür. Dass aber Präpositionen und casus in der Sprache denselben Endzweck haben, sieht man sehr leicht, besonders im Französischen. Wo man in der einen Sprache Formen hat, da braucht die andere Endungen. Alles läuft darauf hinaus, dass die verschiedenen Verhältnisse der Dinge angegeben werden. Die Präpositionen braucht man oft statt der Casus, wenn durch diese Undeutlichkeiten entstehen. Oft entstehen auch bei Präpositionen Undeutlichkeiten; dann sucht man ihnen durch verschiedene Casus zu helfen, die mit ihnen verbunden werden, z. B. an der Tafel, an die Tafel. Die Hauptverhältnisse, worauf die Präpositionen hinauslaufen, sind Ort, Zeit und Umstände. Beim Orte kommt wieder übergehende Bewegung und Ruhe in Betracht, z. B. inscribere aliquid tabulae ist ruhend, und: etwas auf den Tisch fallen lassen, übergehend; er fiel an einen Ort, und, er fiel an einem Orte. Die Präpositionen sind sehr wichtig und in ihnen liegt die Lehre der casuum. Weil durch sie gewisse Arten von Verhältnissen ausgedrückt werden, so sind sie Verhältnissbezeichnungen. Diese Bezeichnungsarten, können nicht so häufig seyn, obgleich der Vorrath wächst, zumal da es verschiedene Worte giebt, die sich zu Conjunctionen fügen, wenn sie mit andern zusammengefügt werden. Sie haben allemal die Stelle bei Substantiven, weil sie einzelne Hauptwörter und deren Verhältnisse zu andern Hauptwörtern anzeigen. Von diesen Characteren muss man ausgehen und sich nicht um die garstigen Namen bekümmern, die hier gewöhnlich sind. Das praeponere ist auch nicht immer der Fall. Im praeponere liegt gar nichts; aber die substantiva müssen das seyn, auf welche die Präpositionen hinwirken. Kann ich nicht die Verhältnisse auf mehr als eine Art ausdrücken? Allerdings und dies sind die casus,

Ueber das Decliniren.

Es ist flectere und heisst, durch Endigungen einem Worte eine andere Form geben. So sagten es auch die Alten vom verbo; denn *conjugiren* ist ein unpassendes, nichts sagendes,

späteres Wort. Wenn Decliniren darin besteht, so fragt es sich: decliniren alle Nationen? Der Deutsche steht in der Mitte zwischen den Alten und Neuern, setzt Artikel vor und ändert auch das Wort. Diejenigen Sprachen, welche, wie die französische, keine Abweichung der Worte haben, dürfen nicht mit Declinationen behelligt werden. In dieser Sprache giebt's blosse Casuszeichen; die auf verschiedene Art formirten Artikel sind Casuszeichen. Hat man Zeichen der Casus, so hat man keinen Casus. Welches ist das Bessere und Natürliche? Die Sache ist von weitem Umfange. cf. *Adelung's* Abhandlung in seinem Magazine der deutschen Sprache: Vorzüge der neuen Sprachen vor den alten, in welcher er die Deutlichkeit, welche die vielen Präpositionen in der Sprache gewähren, trefflich auseinandersetzt. Die Hauptidee läuft darauf hinaus: Wir Neuern können durch die Menge Präpositionen, wodurch wir die casus ersetzen, der Rede oder Sprache eine grössere Präcision und Deutlichkeit geben. In der Rücksicht ist es wahr, dass wir deutlich sind. Wir geben in neuern Sprachen mehr für den Verstand, weniger für die Empfindung. Gegen jene Vorstellungsart giebt's andere, die es zweifelhaft machen, wo der Vorzug liegt. Die Nation, welche casus hat, erhält eine grössere Freiheit der Stellung der Worte und der jedesmaligen Empfindung. Im Deutschen muss uns die Stelle leiten, wohin wir ein Wort setzen. In den alten Sprachen ist es etwas Vortreffliches, dass ich die Worte verschieden nach den verschiedenen Empfindungen stellen kann. Auch ist der Leser in ihnen genöthigt, vermittelst derselben richtig zu accentuiren. Schwerer ist die Constructionsfolge, wo die Empfindung verfeinerter ist. In der verschiedenen Termination muss eine glückliche Seite der Sprache seyn, und von dieser Seite halte ich die deutsche Sprache für vorzüglicher, als andere neuere. Die Alten haben auch Präpositionen genug, wodurch sie ihre casus obenein bezeichnen und dadurch deutlich werden. Fragt man, wie viele casus nothwendig sind: so sieht man, dass keine Zahl bestimmt seyn kann; denn der Verhältnisse zwischen Hauptwörtern giebt's viele, und unter diesen giebt's verschiedene, die ich mit andern unter einen Gesichtspunkt bringen kann, und will eine Sprache casus haben, so müssen durch sie mehrere Verhältnisse ausgedrückt werden und dies muss durch Präpositionen genauer bestimmt werden. Die Hauptcasus sind:

1) Der *nominativus*, der, mit dem ich einen Begriff schlechtweg angebe. Die Alten nannten ihn vorzugsweise casus rectus. Mit ihm hat man den Vocativ häufig verbunden. Beide Manieren können unter einen Begriff gebracht werden; denn die Anzeige einer Substanz und die Anrufung haben einerlei Grund. Dies ist der philosophische Grund, warum der Grieche den Nominativ für den Vocativ braucht. Einige haben

ihm und wohl mit Recht für keinen casus wollen gelten lassen. Indessen nimmt man den Vocativ für einen casus, so kann man ihn auch für einen casus passiren lassen. Da er die Idee der Substanz gradezu angiebt, so unterscheidet er sich von den übrigen; auch dadurch, dass wir mit ihm und dem verbo einen eignen Satz bilden können, was bei den übrigen nicht angeht.

2) Der *genitivus*. Dieser ist ein casus, der vor allen Dingen nothwendig war. Er drückt Besitz aus (daher heisst er possessivus) und eine Menge Aehnlichkeiten, die auf Besitz hinauslaufen. Die übrigen Verhältnisse sind ihm durch den Gebrauch auf eine harte Weise gegeben worden. Die Frage bei ihm muss: *wessen?* seyn. Oft muss man ihn durch Partikeln ausdrücken.

3) Der *dativus*. Dieser ist nach dem Genitiv nothwendig; aber oft fällt er mit dem Accusativ zusammen. Er ist eine Antwort auf die Frage: wem?

4) Der *accusativus*. Dieser ist nothwendig, weil jedes verbum, das Handlung ausdrückt und auf ein Object übergeht, einen casus verlangt, der das Object bezeichnet. Ein verbum activum, dessen Handlung auf ein andres übergeht, muss einen casus bei sich haben, der sich auszeichnet von der Handlung, welche übergeht. Diesen Casus könnte man den objectivus heissen und den nominativus im Gegengesetze den subjectivus nennen. Nehme ich ein verbum passivum, so tritt die erste Manier in's Spiel. Diese sind die nothwendigen casus.

5) Der *ablativus* ist nicht so nothwendig, denn die Hauptverhältnisse sind durch jene bereits erschöpft, und zur Darstellung der Nebenverhältnisse sind Präpositionen hinreichend. Er sollte eine Entfernung wovon bezeichnen; daher das Wort: *von*, womit man ihn bekannt macht. Bei dieser Bezeichnungsart fragt es sich: würde der Dativ nicht können dazu gebraucht werden? Dies bestätigen auch die gebildetesten Sprachen. Die ältern Lateiner hatten keinen Ablativ und er ist eine in's Latein gekommene Verschönerung. Das Griechische, das in's Lateinische floss, brachte keinen mit; daher haben die Lateiner lange keinen. Daher fällt der Ablativ und Dativ so oft zusammen. Hiernach haben die Alten die casus als etwas Nothwendiges erkannt. Sie kamen darauf, diese Beugungen casus (πτῶσις) zu nennen, weil sie Biegungen der Idee seyn sollen. Daher nannten Manche den Nominativ nicht casus. Die Benennungen der Alten sind etwas unbestimmt und aus einigen Exempeln herausgegriffen. Nominativus heisst deswegen so, weil man mit ihm die Sache schlechtweg nennt. Genitivus ist ein seltsamer Name. Dativus geht von einer singulären Idee aus; und noch seltsamer ist Accusativus. Vocativus ist recht gut. Beim Ablativus ist man von einer singulären

Idee ausgegangen, von der Handlung der Ablation. Bei allen Casus geht's nicht gut, dass man ihnen einen schicklichen Namen geben kann. Der Dativ ist ein Casus von unbestimmter Natur und da ist's schwer, grammatische terminos zu machen. Unser ganzes Studium der gelehrten Grammatik haben wir den Griechen zu danken; dies sieht man selbst aus den Namen der Casus; denn die lateinischen sind alle aus dem Griechischen gebildet. Wir Neuern brauchen, theils für die Casus, theils zur Unterstützung, eine weit grössere Menge von Connectionen, als die Alten, um die verschiedenen Verhältnisse auszudrücken. Die Alten haben durchaus gewisse *Terminationen* oder *Declinationen.* Diese haben viele neuere Sprachen nicht. In einigen Sprachen hat man bessere Endungen im Plural, als in andern. Für den Singularis haben mehrere Sprachen gar keine eigentliche Declination, wie die französische. Es sind nur Casuszeichen. Die grosse Verschiedenheit in den Sprachen führt sehr deutlich darauf, dass in der Declination Verschiedenes wesentlich ist.

c.

Conjunctiones.

Conjunctionen sind Wörter, wodurch Sätze verbunden und auch die Verhältnisse derselben ausgedrückt werden, z. B. Ich habe dies gethan, weil ich es für Recht hielt. Diese Wörter sind sehr feine und glückliche Erfindungen in der Sprache. In jeder guten Sprache wird man sie klein und habil finden. Sie sind wahrscheinlich später, als andere Wörter entstanden. Weil die Poësie die Natur nachahmt, so finden wir darin auch leichtere Sätze, kein quamquam, wie bei Cicero. Wenn ich einige Sätze mit einander verbinde, so wäre das Natürlichste, ich legte sie neben einander und überliesse dem Hörer, das genaue Band dazu zu setzen. Hiermit fängt die Kindersprache an; sie sagt: es war ein Mensch da, er war schon vor acht Tagen da. Man fühlt gleich, dass die gebildete Sprache sagen würde: es war ein Mensch da, welcher schon vor acht Tagen da war. Je weiter wir in das Kindheitsalter der Sprache zurückgehen, so finden wir, dass keine Perioden und künstlichen Zusammensetzungen, so wie auch die anacolutha, die Abspringungen, so gewöhnlich sind. Die Verhältnisse, welche die Glieder vollständiger Redesätze hatten, mussten den Menschen immer lebhafter werden und sie mussten darauf kommen, sich einige Wörter zu schaffen, womit sie diese Glieder an einander fügen konnten. Das erste ist gewiss: *und.* Mit und fangen die meisten Sprachen an. Wenn man ein paar der nothwendigsten in die Sprache gebracht, so scheint es natürlich, dass man in diese die bestimmten Ideen hineinwarf.

Diese verschiedenen Bedeutungen liegen dunkel in einigen wenigen Worten, bis man nachher weiter vordringt. Diese Conjunctionen sind grösstentheils Contractionen von mehreren Worten, so dass man anfangs das Band, das zwischen den Sätzen war, durch Worte bekannt machte, aber nachher nicht mehr die Bedeutung angeben konnte. Dies zeigt sich auch im Deutschen. Wir haben verlängerte Conjunctionen, sind aber nicht mehr auf dem Wege, die Worte herauszufinden, welche die Bedeutung gebildet. Dies ist aber im Griechischen sichtbar. Zu dem Entzwecke hat Viger und Hoogeveen in seinem Buche über die griechischen Partikeln viel gethan. Im Lateinischen hat man viele Wörter, wodurch *vorzüglich* ausgedrückt wird, und diese müssen ihre Diversitäten haben. Fast ohne viel Unterricht fühlt man, dass praesertim etwas Anderes, als inprimis ist. *Praecipue* heisst: in einem vorzüglichen Grade. Man wird es nicht setzen, wenn man sagt: vorzüglich. *Praesertim* weicht von den übrigen ab. Im Griechischen heisst's *ἄλλως τέ καί*, und diese heissen sonst: in allgemeiner und in einer besondern Rücksicht. *Zumal* (vollends) drückt diesen Begriff aus. Wo praesertim stehen kann, muss ein Zwischensatz seyn, und ich muss zwei commata darum setzen können. Ein andrer Fall ist, wenn ich einen allgemeinen Satz mit praesertim einleite, und das ist praesertim cum im Lateinischen. Inprimis cum spricht kein Lateiner; eben so wenig kann man praecipue in diesem Falle brauchen. Es sollen also durch die Conjunctionen gewisse Verhältnisse der Sätze ausgedrückt werden, und je vollkommner sie sind, desto vollkommner sind die Sprachen. Daher giebt es verschiedene Classen. Diejenigen, welche die Sätze verbinden, sind copulativa; andere setzen Sätze andern Sätzen entgegen, dies die adversativa; andere zeigen Bedingungen an; andere drücken den Causalzusammenhang von Sätzen aus. So kann man die Classen willkührlich machen. Die Absonderung ist ein Geschäft des Philosophirens über die Sache und gehört nicht in die ersten Anfangsgründe. In diese Fälle hat man eigentlich auch das Verhältniss der Verba herzuziehen; mit ihnen hängt die Rection der Verben zusammen; z. B. eine einfache Conjunction, die blos verbindet, kann keinen neuen modus verbi hervorbringen. Diejenigen, welche eine Causalverbindung ausdrücken, erfordern verba, welche positiv sprechen. Wenn besondere Sprachen Abweichungen in den Conjunctionen haben, so ist das usus particularis. Ein Lehrer wird den Begriff der Conjunctionen besser durch Beispiele, als durch eine besondere Definition erläutern. Die Begriffe, welche in ihnen liegen, führen in die Verbindungen einzelner Gedanken; denn für sich geben sie keine Idee; aber in Verbindung mit Sätzen zeigen sie eine gewisse Art dieser Verbindung an. Sie gehen in's Feine der Ideenverbin-

dung; daher ungebildete Leute nur immer *da* und *und* sagen. Diese sind ihre Conjunctionen.

Zweiter Theil.

Syntax.

Es giebt keine einzige neuere und alte Sprache, deren Syntax ganz einfach und blos auf das Wesentliche der philosophischen Grammatik eingeschränkt wäre. Nur eine Sprache zeichnet sich als ausserordentlich philosophisch aus; dies ist die englische, deren Syntax der kürzeste ist. Der Grund davon liegt in den vielen Anomalieen und Abweichungen von der Natur der ersten einfachen Construction. Die völlig übereinstimmenden Regeln bilden den Syntax der philosophischen Grammatik. Die mehrsten wird das verbum als der wichtigste pars veranlassen; indessen werden es nur wenige seyn. Hier ist Vieles, was blos vom usus abhängt. So ist eine der allgemeinen Regeln: ein transitives verbum will einen Accusativ haben; die, welche einen Dativ haben, sind Ausnahmen. Die philosophische Grammatik kann die Gründe der Abweichungen aufsuchen und diese entstehen durch die Abwechselung der Vorstellungen, welche verschiedene Constructionen machen. Wir werden uns nur auf wenige Regeln einschränken können, weil die meisten in die besondere Grammatik gehören. Es giebt nur wenige Grundregeln. Wegen der grossen Einfachheit des Syntax einiger Sprachen hat man in einigen Grammatiken gar keinen Syntax.

1.
Grundregeln des Syntax.

Der Syntax lehrt Wörter zu einem Ganzen zusammensetzen, wodurch ein völliger Sinn entsteht. Ein solches Ganze ist ein Satz. Alles in der Grammatik arbeitet dahin, Sätze zu bilden. Buchstaben, Sylben, Wörter sind die Hauptbestandtheile jedes Satzes. Aus mehrern Sätzen entsteht erst die Periode, welche die Rhetorik bearbeitet, welche da anfängt, wo die Grammatik aufhört. Einzelne Sätze sind Gegenstände der Grammatik, aber die Verbindung derselben ist ein Gegenstand der Rhetorik. Zu einem Satze gehört ein Gegenstand, von dem gesprochen wird — *Subject*, und Etwas, was diesem beigelegt wird — *Attribut*. Das Subject kann ich aber noch mit einem Beiwort verbinden und dieses Attribut kann man wieder verlängern, als: der oft vergeblich erwartete Freund wird morgen zu mir kommen. Die Ausschmückung des Satzes gehört

in die Rhetorik. Der Satz kann auch bis auf ein Wort zurückgebracht werden, wobei man sich aber immer ein Subject denkt. Die Sprachen haben auch darin eine gewisse Gleichheit, dass sie in der Verbindung der Wörter zu Sätzen gewisse gleiche Regeln beobachten, die den meisten gemeinschaftlich sind. Dahin gehören folgende:

a) *das Adjectiv muss sich nach dem Substantiv, zu welchem es gehört, richten*, nemlich *in Rücksicht seiner Form*, welches der Deutlichkeit wegen geschieht. Es müssen daher die Wörter, welche auf einander Beziehung haben, sich correspondiren. Gegen diese Regel kann in keiner Grammatik eine Ausnahme statt finden.

b) *Zwei oder mehrere Substantiven verlangen das verbum im Plural*, denn mehrere zusammengenommen nehmen ja den Character desselben an, z. B. Vater und Sohn sind todt. Doch wird auch oft der Singular genommen, wenn die Begriffe der Substantiven nicht sehr verschieden sind und nur kleine Veränderungen der Bedeutung haben, sich also leicht in einen Sinn zusammenschmiegen. z. B. Tugend und Rechtschaffenheit macht glücklich; quid virtus et sapientia possit. Doch kommt es hier auf den usus und die Absicht der Rede an. Lebende Wesen aber werden, wenn ihrer mehrere sind, immer fast im Plural verbunden.

c) *Wörter, womit wir ganze Sätze verbinden* oder *die Arten der Verhältnisse angeben, müssen so viel als möglich nach vorne stehen*, um dem Leser gleich anfangs zu zeigen, wovon die Rede ist. Ich that dieses, weil er es haben wollte. Dieses ist fast in allen Sprachen allgemein. Die philosophische Grammatik fordert, dass alle die Verbindungswörter, wodurch einzelne Verhältnisse von Substantiven ausgedrückt werden, auch dem Substantiv vorhergehen, z. B. es liegt auf dem Tische. Die Griechen und Lateiner haben durch eine Art von abusus oft die Präposition hinten gesetzt, z. B. *δόμον κάτα*. Die Griechen haben es aber bis auf wenige Fälle in spätern Zeiten aus der Prose verbannt. Die Lateiner haben diese Gewohnheit von den Griechen angenommen, und dies geht bei ihnen sehr weit, z. B. qua in domo, quocum, quibuscum. Die besten Schriftsteller, wie Cicero, thun es sehr sparsam. Bei Tacitus aber ist es fast ganz gewöhnlich. Diese Regel hat auch Bezug auf die Stellung der Adjectiven. Diese Stellung richtet sich aber auch nach der Absicht des Redenden. Hier herrscht eine grosse Verschiedenheit in den Sprachen. Der Deutsche setzt sie vor die Substantiven. Die Alten wechselten die Stellung des Adjectivs nach dem Sinne des Redenden, was ihnen einen grossen Vorzug giebt. Wo kein besonderer Zweck ist, das Adjectiv hervorzuheben, steht das Substantiv vorher. Im Deutschen heben wir ein Adjectiv, welches hervorstechen

soll, durch den Accent hervor, welches uns immer vom Vorlesen abhängig macht. Setzen wir es nach, so gehört es zum Prädicat, z. B. der Mensch ist gut. Hinsichtlich der Stellung des Adjectivs kann man nicht blos auf grammatische Richtigkeit, sondern auch auf die Schönheit der Sprache sehen. Bei Franzosen und andern neuen Völkern finden wir es bald vor, bald nachgesetzt; je nach der Stellung ändert es oft auch seine Bedeutung. Auch die Alten setzen ihr Adjectiv bald vor, bald nach, und richten sich nach einigen Regeln. Eigentlich soll das Substantiv vorangehen. Wenn also gar keine besondere Absicht in dem Begriffe des Adjectivs liegt, sondern wenn ich es nur als Bestimmung hinzufüge, so gehört es nach hinten. Will ich aber eine besondere Auszeichnung andeuten, so muss das Adjectiv vorangehen und bekommt dann auch den grössten Accent. Reden wir mit einem solchen Nachdruck, so ist es natürlich, dass wir das Adjectiv voransetzen, um dem Leser gleichsam die Tendenz unserer Rede zu zeigen. Sprachen, die eine grössere Freiheit in der Stellung ihrer Adjectiven haben, dienen den Lesern zu grösserer Deutlichkeit. Diese Regel, dass die Adjectiven, die einen gewissen Nachdruck verlangen, vorausgehen müssen, gehört unter die allgemeinen. Doch gehört viel Geschmack dazu, dies zu empfinden.

Hinsichtlich der Verben in ihrer Rection oder Verbindung mit Substantiven haben wir mehrere Regeln. So muss jedes verbum activum den Accusativus bei sich haben, um dadurch das Object anzuzeigen, auf welches die Handlung übergeht; darum wird das Substantiv in den Accusativ gesetzt. Daher haben alle verba transitiva einen Accusativ bei sich. Zuweilen kann man auch Präpositionen setzen, besonders um eine Sache klarer zu machen, z. B. der Vogel bespringt den Zweig, deutlicher: der Vogel springt auf den Zweig. Beim passivum setzt man den nominativus, als: hic ornatur ab omnibus hominibus, welches gleich ist mit: omnes homines ornant hunc. Hieraus sieht man, dass man aus jedem Passiv ein Activ bilden kann, ohne dem Sinne zu schaden. Kann man es nicht, so ist der Sprachgebrauch Ursache davon. Was die andern casus betrifft, die bei andern verbis stehen, so frägt es sich, woher es kommt, dass die verba in verschiedenen Sprachen mit verschiedenen casibus verbunden werden. Die Ansichten der Begriffe, die mit diesen Verben verbunden werden, sind bei den verschiedenen Nationen auch verschieden; daher die verschiedene Rection. Immer kann man nicht die erste Bedeutung der Wörter auffinden; aber, wo man es kann, leuchtet gleich die Ursache ein, warum ein solches Wort mit diesem oder jenem casus verbunden wird. Z. B. benedicere alicui. Wir sagen: einen segnen, wovon wir nicht die Grundbedeutung wissen. Der Grund, warum man verba bald mit diesem, bald mit einem

andern casus verbindet, liegt also in dem Begriffe, den jedes verbum eigentlich ausdrückt und der nicht genug durch eine blosse Uebersetzung verstanden werden kann. Ich kann zwar in andern Sprachen den Sinn angeben; aber die Beziehung, welche darin liegt, entgeht uns oft. Hieraus fliesst die grosse Menge von Regeln, dass die verba, welche in einer Sprache den Accusativ, in der andern den Dativ oder Genitiv regieren, z. B. jemanden heirathen, nubere alicui. Woher dies? Hier ist eine gewisse Verbindung mit einem andern Begriffe. Wir müssen daher immer denken: es fehlt oft bei vielen verbis der erste Grundbegriff. Ferner haben diejenigen Sprachen, welche von andern abgeleitet sind, ihre Rection der Verba ganz nach den andern Sprachen gebildet. So regierten ehedem im Deutschen viele verba den Genitiv z. B. schonen, geniessen. Dies ist wahrscheinlich blos aus dem Griechischen entlehnt. Beim Latein fällt dies am meisten auf, das so sehr nach dem Griechischen geformt ist. Man hat auch eine Menge Verschiedenheiten in der Rection der Verben, die blos daher entstanden sind, um die Bedeutungen derselben zu unterscheiden, welches von alten und neuen Sprachen gilt, z. B. consulere alicui und aliquem. Endlich ist auch eine Ursache dieser verschiedenen Rection die Menge Ellipsen, welche sich in allen Sprachen finden. Da sie sich nach und nach aus der Sprache verloren, so haben sie dazu beigetragen, diesen oder jenen casus mit einem verbum zu verbinden. Dies eröffnet ein grosses Feld von Vermuthungen. Man macht aber einen Unterschied zwischen wahren und falschen Ellipsen. Es giebt auch solche, welche in allen Sprachen sind und in der Natur des Denkens liegen, z. B. prudentis viri est etc. sc. officium. Wenn im Griechischen Genitiven stehen, so ist oft *ἀπὸ* ausgelassen, bei Dativen *ὑπὸ*. Im Lateinischen steht oft beim Passiv der Dativ statt a mit dem Ablativ. Dies ist aus dem Griechischen, wo man, statt *ὑπὸ τινός*, *ὑπὸ τινι* sagen und *ὑπό* auslassen konnte, z. B. afflictus alicui statt ab aliquo.

Participia dienen zur Verkürzung der Rede. Je nachdem eine Sprache solcher Wörter mehrere hat, eine desto grössere Vollkommenheit hat sie. Wir Deutschen sind hierin sehr übel daran. Der Grieche hat darin den grössten Vorzug. Insofern sind selbst einige neuere Sprachen vorzüglicher, als die unsrige. Es giebt neuere Sprachen, in denen man von den Participien so viel Gebrauch machen kann, als die römische. Geht man aber in die Constructionsarten der Participien, so findet man fast lauter Singuläres, was nicht in die allgemeine Grammatik gehört. Dies ist z. B. der Fall bei dem ablativus absolutus. Eben so wenig lässt sich im Allgemeinen von den übrigen kleinen Wörtern hinsichtlich des Syntax etwas sagen. Doch giebt es einige Regeln, die in allen Sprachen gelten, in

Ansehung der Präpositionen. Wenn eine Sache in ihrer Ruhe vorgestellt wird, so finden wir den dativus oder ablativus, der in vielen Sprachen derselbe ist. Die Bewegung wohin ist verbunden mit dem Begriff des Uebergehens einer Handlung; daher bekommt er denselben Casus, den accusativus.

2.

Von der Verbindung der Sätze zu Perioden, woraus eine Rede entsteht.

Die Bestandtheile einer jeden langen Rede sind kleine Wörter und Sätze. Es ist daher Regel, den Anfänger erst in kleinen Sätzen zu üben. Bei diesen hat man zuerst nach den Ausdrücken zu fragen, welche unserer Vorstellung gemäss die Substanz oder das Subject bezeichnen. Habe ich dieses aufgefasst, so muss ich auf die Attribute sehen und die Nebenwörter noch immer aus dem Spiele lassen. Bei den alten Sprachen nennt man dies das Suchen der Construction oder *construiren*. Hierin muss jeder eine Fertigkeit haben und zur Festigkeit gelangen. In einer Sprache, die, wie die französische, eine sehr einfache logische Wortstellung hat, kann man sich am besten darin üben. Habe ich mich so mit einzelnen Sätzen beschäftigt, so kommt man auf die Bemerkung des Zusammenhangs der Sätze zu ganzen Perioden. Diese lassen sich dann so leichter übersehen. Hierauf muss man sich in dieser Rücksicht auf das Lateinische und Griechische legen und zwar immer auf den Unterschied der Muttersprache sehen. Was die eigentlichen Perioden betrifft, so muss man nicht glauben, dass sie für jede Art des Vortrags sind. Spricht man ohne Affect über Dinge, die keine Reihe von Nebendingen an die Hand geben, so spricht man in einzelnen Sätzen. Der eigentliche Periode, der eine recht künstliche Umfassung der Sätze hat, ist blos für den feierlichen Vortrag und ist nach und nach sehr langsam entstanden. Anfangs band man Sätze an Sätze mit wenigen oder gar keinen Conjunctionen. Darauf folgte die poetische Periode, wie wir im Homer die Wörter verbunden finden. Als die Prose entstanden war, fingen die Griechen an, die einzelnen Sätze mehr in einander zu verschlingen; doch sehr langsam kam man zu dem vollendeten Perioden. Die Sophisten kurz vor Socrates und zu dessen Zeit bildeten eigentlich erst eine künstliche Periode und man unterscheidet nun dictio soluta und dictio vincta. Letztere kam erst bei öffentlichen Reden recht in Gebrauch; denn im Lesen sind grosse künstliche Perioden nicht verständlich; sie müssen laut gesprochen werden. Auf diese Art konnte des artificium periodicum in Griechenland durch die Sophisten ent-

stehen, was noch bei keiner Nation da gewesen war. Der Periode entstand in Griechenland nicht eher, als bis kunstmässige Beredtsamkeit entstand. Unter den Rednern hat vorzüglich Isocrates den Perioden zur grössten, ja zur unnachahmlichen Vollkommenheit gebracht. Neuere Sprachen suchen dieselben nachzuahmen; aber es fällt theils schwer, theils ist es unmöglich, wie oft im Französischen. Den grossen Unterschied zwischen künstlichen Perioden und einer Reihe kurzer, mit einander verbundener Sätze kann man sich nicht deutlicher erklären, als wenn man ein Buch, wie *Ossian's* Gedichte, in die Hand nimmt und dann zu einer Rede des Cicero übergeht. Dass unsere neueren Sprachen nicht so volle Perioden haben, liegt theils am Mangel der Participien, theils in dem geringen Gebrauch, den wir von den relativen pronominibus machen können, was ein grosser Vorzug der lateinischen Sprache ist. Wer von dieser Seite die alten Sprachen betrachtet, der fällt noch auf eine andere Bemerkung. Es setzt eine grosse, ausgebildete Seele voraus, einem langen Perioden folgen zu können. Dies ist ausserordentlich schwer, besonders für uns Neuere, die wir in unserer Sprache daran nicht gewöhnt sind. Selbst in der feierlichen Rede dürfen wir die langen Perioden so wenig als möglich brauchen. Um aber längere Perioden zu fassen, so muss man sich allgemeine Regeln für ihr Verständniss bilden und sie in einzelne Sätze auflösen. Die allgemeinen Regeln, welche hier alle Sprachen haben, hängen am genausten mit der Lehre von den Conjunctionen zusammen. Sobald von diesen in Absicht das Syntax die Rede ist, sollte immer zugleich angegeben werden, welche Art von Sätzen diese oder jene Conjunction bildet. Z. B. wir nennen einen periodus concessiva, worin ich einen Umstand zugebe, gemeiniglich mit der Partikel etsi oder einer ähnlichen gleichen Inhalts. Um einzusehen, ob diese Partikel den Indicativ oder Conjunctiv regiere, muss ich den ganzen Gang der Periode kennen. Hierüber giebt es allgemeine Regeln. Rede ich positiv, so muss immer der Indicativ stehen; sobald wir die Stellung anders einrichten, so muss der Conjunctiv stehen. Sage ich: mag es so seyn, so nehme ich eine andere Art von Wendung, und hiezu kann vielleicht in manchen Sprachen nicht einmal eine eigne Partikel seyn. Für die Art, sich mit: *wenn gleich*, auszudrücken, hatte der Römer die Wörter quamvis, licet. Nehmen wir Causalperioden, so werden erfordert particulae causales. Diese geben Gründe positiv an und müssen daher immer mit dem Indicativ gesetzt werden, z. B. weil, quia, quod etc. Aber diese Wörter können nach den verschiedenen Wendungen der Sätze beide modos regiren, z. B. si. Stelle ich den Satz gradezu, so muss der Indicativ stehen; stelle ich den Satz oblique, so steht der subjunctivus. Dies fällt in eine allgemeine

Bemerkung über die Sätze, besonders über die conditionale Art. Es giebt nemlich verschiedene Arten, sich hypothetisch und conditional auszudrücken, wodurch die Wendung der Sätze sehr verschieden wird. Wenn ich die Partikel si nehme und mich ohngefähr so ausdrücke: wenn ich das und das gefunden habe — si hoc vel illud invenero, so will ich über die Sache schreiben; so spreche ich ganz positiv. Aber: ich thäte das wohl, wenn das und das so wäre; so stelle ich hier, sobald ich mir hinzudenken kann, es ist nicht so, den ganzen Satz als einen obliquen dar. Hier hat der Lateiner immer das imperfectum, si hoc vel illud esset. Eine zweite Art von Ausdrücken ist, wo wir auch hypothetisch sprechen, aber den Satz nicht als falsch, sondern nur als möglich vorstellen, z. B. wenn ich etwas habe, so will ich es geben, si aliquid habeam. Hier gilt Alles, was vom praesens und imperfectum gilt, auch vom perfecto und plusquamperfecto. Si hoc vel illud accidisset, gauderemus. Da denk' ich mir hinzu: es fiel aber nicht so gut aus. Imperfectum und plusquamperfectum gehen oft auf einerlei Vorstellung in Absicht auf die Verbindung der Sätze. Was vom imperfectum gilt, gilt auch vom plusquamperfecto, was vom praesens, auch vom perfecto. Im Griechischen macht die Lehre von den hypothetischen Sätzen noch weit mehr Schwierigkeit. Die Perioden theilt man auch in compositae und simplices, und diese Abtheilungen sind gar nicht zu verwerfen.

4.

Ueber die Art und Weise, die philosophische Grammatik zu treiben und zu lehren.

Die Methodik der Grammatik ist für den Lehrer der Sprachen nothwendig; ohne sie kann er die einzelnen Grammatiken nicht verstehen. Wie erwirbt man sich dieselbe? Es kommt auf ein aufmerksames Studium einiger Bücher an, und man muss sich auf die Hauptuntersuchungen einschränken, sich aber nicht auf Nebenuntersuchungen einlassen. Da ist's am besten, mit *Condillac* anzufangen und seine Logik, seine allgemeine Sprachlehre und seine Schrift über den Styl oder die Kunst zu schreiben, welche zu Bern 1777 deutsch übersetzt erschienen sind, zu studiren. Diese Schriften sind mit philosophischem Geiste geschrieben mehr, als mit eigentlicher Philosophie, welche oft unfruchtbare Sachen bringt. Wenn man weiter ist, so muss damit *Harris* verbunden werden ...

geben, wenn man in seiner Muttersprache Alles, was man liest, auf die philosophische Grammatik bezieht; dann wird das Studium fremder Sprachen weit leichter seyn.

Was das Lehren derselben betrifft, so muss man sie nicht ex professo treiben, denn eine solche Doctrin ist zu abstract und trocken. Im Unterrichte erläutere man alle grammatischen Begriffe erst aus der Muttersprache und errege dadurch Interesse und Aufmerksamkeit; dann darf man Trockenheit nicht befürchten und kann sie leicht vermeiden. Dies Mittel ist von der Art, dass man die allgemeine Grammatik schon mit Anfängern treiben kann. Man verdeutliche nur zuvor die Begriffe in der Muttersprache, ehe man zu andern fortgeht. Bei Kindern ist es eine der ersten Beschäftigungen, dass man sie ähnliche Ideen unter eine Rubrik bringen und sie unterscheiden lässt. Hier giebt die Sprache Hülfsmittel. Man nehme ein angenehmes Buch; man lasse in demselben ein Stück auflösen und dann die zusammengehörigen Wörter ordnen. Da merkt man die Fähigkeit der Köpfe und kann sie auch dadurch bilden. Man unterscheide in demselben die Arten der Wörter. So erfinden sich die Kinder den *Donat* selbst, und dies bildet das judicium ausserordentlich. Ist dies eine Zeitlang fortgegangen, so kann man beiläufig zu Regeln der philosophischen Grammatik schreiten. Hier kommt's aber nicht darauf an, dass ihnen die Kunstwörter erklärt werden, sondern man muss ihnen die Unterscheidung durch Beispiele deutlich machen. Wenn dies nicht früh geübt wird, so entstehen die garstigsten Fehler im Deutschen.

Der Lehrer, der sich mit Sprachunterricht beschäftigt, hat selten Gelegenheit, philosophische Grammatik zu dociren. Aber auf eigentliche Stunden kommt es hier nicht an. Oft ist dazu die Gelegenheit beim Erklären der Schriftsteller vorhanden. Doch muss man auch beim Anfange den Schüler auf den Grund der Sprachregeln führen. Zuerst muss man von der Muttersprache ausgehen zur Beobachtung und Zergliederung des Einzelnen; denn die Grammatik ist eine der abstractesten Wissenschaften, welche man hat. Dadurch, dass man dem Anfänger Stellen zergliedert, führe man ihn auf die Hauptbegriffe. Man muss erst Begriffe von den verschiedenen Classen der Wörter geben und zwar auf die Art, dass man ihm ungleichartige Sachen vorwirft und ihn die gleichartigen aussuchen lässt. So fängt die Seele an, anfangs nur ganz dunkel, Beobachtungen anzustellen. Dann kann man mehr scientivisch fortgehen. Der Lehrer sey in der Wahl der Beispiele sehr genau. Sonach nehme er die verschiedenen Eigenschaften der Classenwörter, vermeide die terminos technicos: decliniren, conjugiren, und lasse sich in eigentlich allgemeine Regeln noch gar nicht ein. Er verschiebe gewisse Ideen, welche noch zu

schwer sind. Ganz gründlich und erschöpfend mit den Anfängern die Grammatik zu behandeln, ist gar nicht rathsam. Kommt man nun an eine fremde Sprache, so zieht man sich daneben, wie bei der Muttersprache, die ersten Regeln heraus, fängt aber gleich mit Lesen und Uebersetzen an. Wenn nun der Lehrer gewisse Stellen nimmt oder macht, worin die Gesetze liegen, welche er deutlich machen will, so lässt er den Schüler die Punkte herausziehen, auf welche es vorzüglich ankommt. Kommt man auf ganze Sätze, so ist es erstaunlich wichtig, die Verbindung derselben recht deutlich zu machen. Gedächtniss und judicium muss zugleich geübt werden. Viele von den Formen, die einer jeden Sprache eigen sind, müssen auswendig gelernt werden. Hat nun Jemand die Sprachlehre eine Zeitlang so getrieben und einen Vorrath von Wörtern im Kopfe, so kann das Exponiren unmöglich unangenehm seyn. Ist Jemand so weit, dass er die Feder in die Hand nehmen kann, so muss man mit kurzen Sätzen anfangen, theils weil sich diese am leichtesten übersehen lassen, theils weil sie nachher eine Basis für eigentliche Perioden werden. Diese aber müssen immer wachsen. Richtigkeit der deutschen Sprache kann auch dadurch zugleich geübt werden, wenn man bei einer fremden Sprache immer auf die Muttersprache verweist. Das, worauf der Hauptgesichtspunkt gehen muss, ist das Vergleichen. Was man hiedurch gewinnt, ist anfangs eine Parallelgrammatik. Diese ist aber die eigentliche Basis der philosophischen Sprachlehre. Hat nun Jemand so viele Beobachtungen über einzelne Punkte gesammelt, so muss das Lesen in einer allgemeinen Grammatik äusserst angenehm und nützlich seyn. Durch eine solche Behandlung erreicht Einer auch die Einsicht, dass die Sprachen nicht blosse Instrumentalkenntnisse sind. Dies bildet den, der mit Ehren ein Sprachkenner genannt werden will. — Darauf lasse man nun ein förmliches Erklären guter deutscher Schriftsteller folgen und lehre dadurch erst practische Hermeneutik in einem Felde, welches uns geläufig ist. Eine Anzahl Oden von *Ramler* so erklärt, wie *Delbrück* die Oden Klopstock's erklärt, würde gewiss sehr unterhaltend und nützlich seyn. Dann ziehe man eine alte Sprache, nach unserer Gewohnheit die lateinische, allen andern Sprachen vor und lehre diese zuerst, nicht eine neuere; denn hat man eine einzige alte Sprache recht studirt, so kann man mit jeder neuern leicht fertig werden.

Man hat im Deutschen einige Bücher, diese Punkte betreffend; von *Moritz* über die Entwickelung grammatischer Grundsätze aus *Gesner's* Idyllen in Briefen an Frauenzimmer. Nächst dem sollte man eine Grammatik haben, die durch alle Schulen eingeführt würde. Diese müsste so eingerichtet seyn, dass die Regeln der philosophischen Grammatik deutlich darin

lägen. Die Beispiele müssten aus dem Deutschen genommen auf's Allgemeine einer Sprache gehen, die Regeln leicht und auf diesen Zweck berechnet seyn. Das Buch müsste von Beispielen ausgehen und alle termini technici müssten erklärt werden. Alle grammatischen Vorstellungen, ohne welche andere Sprachen so schwer zu erlernen sind, müssten gegeben seyn. Es ist nicht nothwendig, dem Anfänger Definitionen zu geben, sondern das Gefühl muss geweckt werden. Dies reicht an den deutlichen Begriff. Eine treffliche Methode ist, dass Exempel in der Muttersprache niedergeschrieben werden, welche alle falsch sind, anfangs gröbere, nachher feinere, und diese müssen die Anfänger verbessern; denn junge Leute corrigiren ausserordentlich gern. Dies bildet auch ausnehmend den Scharfsinn. Besonders gehört hieher das verbum, und dessen Hauptschwierigkeiten müssen gelöst seyn, ehe man in eine besondere Sprache übergeht. Denn Nichts ist so schwer zu lernen, als das Verwirrte; daher dauert auch oft das Lernen so lange. Im ersten Anfange ist nöthig, eine Tinctur zu geben, und die Muttersprache muss das Hauptaugenmerk seyn.

2.

Griechische Grammatik.

Einleitung.

Die schriftlichen Monumente des Alterthums machen eine grosse Classe aus. Hier sind uns die Sprachen der beiden cultivirtesten Nationen des Alterthums äusserst nützlich zu wissen. Zur Ausbildung des Geschmacks und der Sprache müssen wir uns auf die classischen Werke des Alterthums einlassen. Wollen wir zu einer gründlichen Kenntniss derselben gelangen, so müssen wir die Sprachen selbst kennen lernen. Hätte man noch keine Systeme von Regeln, so würde man sie sich schaffen müssen. Aber schon das Alterthum hat angefangen, die Sprachen systematisch zu behandeln. Dieses System heisst *Grammatik*. Dieser Ausdruck aber wurde bei Griechen und Römern in einer viel weitern Bedeutung, für Philologie überhaupt, gebraucht. Für grammaticus steht bei den Alten oft litterator. cf. *Krebs* opuscul. p. 188. de finibus grammaticae regundis. *Quintilian* sagt: die Grammatik sey eine Sache, die viel mehr in recessu habe, als man glaube. Die Grammatik einer alten Sprache ist eine Art von histori-

schem System. Eine Grammatik, die uns für die Autoren, welche nicht zu gleicher Zeit lebten, nützlich seyn soll, muss zugleich historisch seyn. Bei lebendigen Sprachen interessirt es uns wenig, wie die Grammatik vor einigen Menschenaltern ausgesehen habe. Jede Grammatik sollte natürlicher Weise so bearbeitet seyn, dass man die nach und nach geschehenen Abänderungen chronologisch eintrüge. Eine griechische Grammatik so bearbeitet, müsste äusserst schwer seyn. Bei der lateinischen Sprache ist es so sehr schwer nicht. Dasjenige ferner, was in der Grammatik in Regeln gebracht wird, ist der usus loquendi. Bei todten Sprachen ist es der, der uns aus den Schriftstellern übrig geblieben ist. In lebenden Sprachen kommen die Menschen in Betrachtung, welche ihre Sprache gut sprechen. Unter den Schriftstellern aber muss man einen Unterschied machen; denn einige sind dissolute Autoren, die sich kein Gewissen daraus machen, wider die Grammatik zu fehlen. Doch ist dies in neuern Sprachen noch weit mehr der Fall, als in den alten, wiewohl auch in diesen die besten Autoren nicht ganz frei von diesem Vorwurfe sind. Die Regeln der alten Sprachen müssen aus solchen Beispielen gezogen seyn, worin die meisten Schriftsteller unter einander übereinstimmen. In Rücksicht auf die schriftlichen Monumente ist auch die Bemerkung vorzüglich wichtig, dass die Regeln aus kritisch geprüften und berichtigten Texten genommen seyn müssen. Eben so ist es hinsichtlich der Lexicologie. Darin müssen keine verderbten Wörter vorkommen. Es entsteht hier die Nothwendigkeit mehrerer Arten von Grammatiken zur gehörigen Erlernung der Sprache. Anfangs nehme man nur solche, welche blos die allgemeinen Regeln ohne viele Ausnahmen enthalten. Eine zweite Art wäre die, worin die Schriftsteller der ganzen Nation erschöpft sind. Diese Art Grammatik müsste für den, der Schriftsteller aus allen Zeiten liest, ein Repertorium seyn.

Das System der Grundsätze, wonach die griechische Sprache sich richtet, ist theils auf die philosophische Grammatik, theils auf den Sprachgebrauch, der nach und nach von den Griechen eingeführt wurde, gegründet. Hiernach zerfällt sie in zwei verschiedene Theile. Der erste geht auf den philosophischen Gesichtspunkt, und dieser geht auf die Grundregeln der Sprache, mit denen wir jene Grundsätze vergleichen und an ihnen prüfen müssen. Der zweite geht auf den Sprachgebrauch, ist ganz historisch, und in dieser Rücksicht ist die Grammatik einer ausgestorbenen Sprache eine historische Doctrin. Was die Sprache zum usus loquendi gemacht hat, ist res facti und muss auf historischem Wege ausgemittelt werden. In einer lebendigen Sprache hören wir diejenigen reden, die

diese Sprache inne haben, und aus der Vergleichung ihres mündlichen Gebrauchs ersehen wir die Regeln. In einer ausgestorbenen haben wir zu Zeugen des Sprachgebrauchs nur Monumente. Hier kommt die Frage in Betrachtung: wie muss ein Zeuge seyn, der Etwas bezeugen will? Dass die Zeugen die Wahrheit aussagen, ist Haupterforderniss. Diese dürfen nicht corrupt seyn, sondern die Kritik muss sie berichtigt haben, und so liegt Kritik zum Grunde. Haben wir Texte, welche unberichtigt sind, so werden wir einen falschen Sprachgebrauch aus ihnen ziehen. Daraus entsteht folgendes praeceptum: man muss sich vorzüglich an die Poëten halten und durch ihren verschränkten Ausdruck den Sprachgebrauch zu beweisen suchen, weil da nicht Fehler können versteckt werden, da sie das Sylbenmaass verräth. Beispiele aus Poëten sind daher besser, als aus Prosaisten; denn in diesen liegen falsche Constructionen versteckt. Wenn so Monumente Zeugen sind, so folgt: derjenige, der etwas grammatisch beweisen will, kann es nicht aus der Grammatik nehmen, sondern das sitzt im Kopfe und besteht aus Vergleichung der Schriftsteller selbst. Man muss daher Beispiele aus den besten Schriftstellern in Gedanken haben, um sie mit den Regeln zu verbinden. Jede ausgestorbene Sprache ist ein Sache, die nicht auf einen Zeitpunkt kann betrachtet werden, sondern wir haben, je nachdem die Sprache lange gedauert, mehrere Perioden, und so entsteht die Nothwendigkeit, mehr historisch zu verfahren. In Absicht des Latein's ist es eine eigene Frage, ob ich mich in der Kunst, lateinisch zu schreiben, auf ein Zeitalter einlassen kann. Dies lässt sich thun, aber ein solcher würde nicht ein Kenner der lateinischen Sprache seyn. Daher ist es nöthig, alle Zeitalter der Sprache durch die grammatische Wissenschaft historisch zu verfolgen. Es versteht sich, dass wir eine Menge von Manieren in der Rede von gewissen Zeitaltern finden, und zur vollständigen Kenntniss der Sprache gehört's, dass ich die spätern, wie die frühern Schriftsteller verstehen lerne. In allgemeinen Dingen bleiben die alten Sprachen stehen. Die erste Organisation im Griechischen und Lateinischen war so glücklich, dass man darauf fortbaute; allein man wich auch ab. Es versteht sich, dass bei einer Sprache, welche viele Zeitalter durchlebt hat, der gelehrte Kenner alle Zeitalter umfassen muss. Dies ist zugleich auch angenehm, weil man dies bei keiner neuern Sprache thun kann. Wenn vom Griechischen die Rede ist, so muss es eingetheilt werden in's Altgriechische, in das Griechische des Mittelalters und in das Neugriechische. Das Griechische des Mittelalters hatte sich überschlemmt mit fremden Worten, ohne den fonds der Sprache zu verlieren. Dies geschah seit dem 6ten seculo durch die Einfälle der Barbaren. Gelehrte Leute aus jenem Zeitalter spre-

chen zwar im Ganzen altgriechisch, cf. Philelphi epistolae. Das Neugriechische ist ein ganz verschiedener Dialekt und jetzt ist es eine neuere Sprache, von der wir neue Grammatiken und lexica haben müssen. Indessen ist es weniger vom Altgriechischen verschieden, als das Italienische vom Lateinischen. Man hat darin noch viele Wörter aus dem Altgriechischen übrig, aber auch viele fremde aus dem Italienischen. Uns geht vorzüglich die altgriechische Sprache an, und von der des Mittelalters muss man Etwas wissen.

A) Von der altgriechischen Sprache.

Was haben wir für Hülfsmittel? Man kann die altgriechische auch die gelehrt griechische nennen, weil in ihr alle gelehrten Monumente sind, und die mittelgriechische Sprache kann mit verbunden werden. Was wird zu einer vollkommnen Grammatik gehören? Es muss eine historisch richtige, durch alle Zeitalter durchgeführte und kritisch bestätigte Angabe des Sprachgebrauchs seyn. Dies muss dasjenige seyn, was die Grammatik ausmacht. Allein eine solche ist ungeheuer schwer; dann dazu müssen die Schriftsteller alle insgesammt so durchgegangen werden, damit alles dasjenige, was zur Ueblichkeit in der Sprache gehört, eingetragen werde, wodurch die Grammatik eine Art Historie der Sprache wird, d. h. dass wir in ihr die facta finden, die sich auf die Sprache beziehen. Wie viel dazu gehört, eine solche Vollständigkeit hervorzubringen, leuchtet ein. Wir müssen auch die weniger vollkommnen Perioden und den ganzen Fortgang der Sprache, ihren Zuwachs und ihre Verschlimmerung bis auf ihren Verfall umfassen. Dies ist eine Grammatik, welche man sich selbst machen kann durch langes Studium, auf die man losarbeiten muss bei Lesung der Schriftsteller, zu der man sich vorbereitet durch das, was man gewöhnlich Grammatik nennt. Diese Bücher müssen unterschieden werden von vollständigen Werken hierüber. Für den Anfänger würden sie unbrauchbar seyn. Man muss sich mit den nothwendigsten und am häufigsten vorkommenden Regeln bekannt machen und diese beim eignen Studium zu vermehren suchen, um sich die grammatische Wissenschaft selbst zu verschaffen. Die beste Grammatik würde beim Lernen der ersten Anfangsgründe ein völlig unnützes Ding seyn, so wie auch das weithergeholte philosophische Raisonnement bei den Anfangsgründen nachtheilig ist. Eine Menge Sachen müssen zurückgeschoben werden für das spätere Studium. Man muss mit einer kürzern wohlgearbeiteten Grammatik anfangen; ist man mit ihr fertig, dann schreitet man zu vollständigern.

a.

Schriften über das griechische Sprachstudium.

Den Anfang zur Bearbeitung der griechischen Sprache haben die Griechen selbst gemacht. Auch sie philosophirten über die Sprache; sie zogen aus ihr allgemeine Regeln und schufen die Grammatik. Bedenkt man dies, so zeigt sich hier eine denkende Nation, welche die Sprache nicht für eine Kleinigkeit ansieht. Der Grieche suchte späterhin die Regeln auf, welche die Menschen früh dunkel gefühlt. Dies fängt schon zu Plato's Zeiten an und ging fort, so dass unter den Ptolemäern jeder Gelehrte ein Grammatiker ist. Schade, dass wir von ihnen nur Scholien, worin grammatische Bemerkungen sind, und keine grammatischen Schriften haben. Das erste Stückchen Grammatik, das wir aus dieser Zeit haben, ist von Dionysius Thrax, einem Schüler Aristarchs, vor Christus. cf. Fabricii bibliothec. graec. lib. 5. Dieses Fragment ist dürr und kurz und scheint ein Auszug zu seyn. Kunstterminos lernt man viele daraus. Andere Sachen haben sich erhalten, aber durch spätere Hände. So steckt manches aus diesem Zeitalter in spätern Scholien. Die Gegenstände der Grammatik, worauf sich die Alexandriner applicirten, waren Hauptgegenstände, wie die Lehre von der Accentuation, damals besonders wichtig. Ja die Zeichen der Accente entstunden hieraus. Doch gehören sie in die Zeit, wo die Sprache noch lebte; sie entstunden aber erst, als man die Sprache grammatisch betrieb. Die lateinische Sprache hätte auch welche, hätte sie länger gelebt. Ferner beschäftigte sie sehr die Lehre von der Flexion der Wörter, ja sie wurde von ihnen grösstentheils festgesetzt. Daher ist klar, dass nach den Alexandrinern viel in den Alten geändert wurde. Sie bekümmerten sich auch um die Bestimmung der Bedeutungen der Wörter, um die Unterscheidung der synonyma, wo sie aber pingui Minerva und nicht mit philosophischer Präcision und Feinheit verfuhren. Sie unterschieden auch hinsichtlich der Formen die Dialekte und es entstund die Dialektologie. Sie arbeiteten über den Syntax, zum Theil in Absicht auf philosophische Sprachlehre, zum Theil bei Erklärung ihrer Schriftsteller. Dieses und Aehnliches wurde in dem Zeitalter nach Christo von nicht tief gelehrten Grammatikern excerpirt, ausser einem einzigen, von Apollonius Discolus, von dem ein Werk de syntaxi ist. Neben ihm schrieben Andere kleine Bücher, bestehend aus Excerpten der Alexandriner, die durch das Mittelalter bis auf die Griechen im 15ten seculo durchgingen, deren Grammatiken in's Lateinische übersetzt wurden.

Hauptbücher.

1) Ueber *Accentuation*. Aus dem Alterthum giebt's noch kleine Pièces von Aelius Herodianus, dem Sohne des Discolus und von einem jüngern Grammatiker Xarax Cheroboscus. Diese und mehrere Schriften nach ihm sind gedruckt in dem dictionarium graeco-latinum 1524. cf. Reiz de prosodiae gr. accentus inclinatione 1778. Auch hat man exempla spiritus in Stephani thesaurus im Appendix, der einen besondern Band ausmacht. Den Ursprung der Accente betreffend hat Villoison ein Fragment in den epistolis Vimariensibus drucken lassen.

2) Die verschiedenen Bedeutungen der *Synonyme* betreffend hat man spätere Schriften, eine von Ammonius, de differentiis affinium vocabulorum, am besten edirt von Valkenaer. Dieser Ammonius ist ein dürrer und nicht zureichender Schriftsteller. Er ist auch edirt von *Ammon*, Erlangen 1787. Eine ähnliche kleine Collection von Wörtern, die nach der Verschiedenheit des Accents eine verschiedene Bedeutung haben, hat man von Joh. Philoponus, edirt von Erasmus Schmidt, Wittenberg 1615. 8. Bessere Begriffe über Synonyme, als in Ammonii jämmerlicher Schrift, finden sich einzeln in alten Scholiasten. In diesem Felde kann man heut zu Tage noch Viel leisten.

3) Die *Dialekte* betreffend, so ist nichts Zureichendes aus dem Alterthum, und man muss noch mehr Philosophie darauf wenden. Ein Schriftchen von Gregorius Corinthius, reichlich ausgestattet von Koen, Leyden 1766 ist armselig und dürftig. Hieher gehören die Bücher, in denen man die Wörter gesammelt hat, welche den Attikern und gemeinen Griechen gewöhnlich gewesen. Da Athen seine Freiheit verloren, entstund ein vulgärer Dialekt nach Christi Geburt, der die Sprache der ganzen Welt wurde. Da fing die Sprache an sich zu mischen. Es fanden sich Wörter, die von den alten Attikern waren, nun aber dunkel. Die Grammatiker machten daraus Collectionen. Von der Art ist Moeris, Phrynichus und Thomas Magister, welche von holländischen Gelehrten herausgegeben sind; Moeris von Pearson ist für den Anfänger wichtig; Thomas Magister mit Noten von *Hemsterhuis*. Auch von Joh. Philoponus hat man Etwas de dialectis graecis in Henr. Stephani thesaurus. Vorzüglicher aber ist das, was Stephanus selbst darüber geschrieben hat. Ueber die Sylbenmaasse ist nur ein kleines Handbuch da von Hephaestion, das nicht überall Glaubwürdigkeit hat. Longin hat über ihn commentirt. In den Scholien zum Pindar ist auch Viel für das Sylbenmaass. Will man weiter gehen, so muss man die Scholiasten benutzen, vorzüglich die über Aristophanes. Diese sind aber die allerschwersten. Leichter, und doch gelehrt, sind die von Apollonius Rhodius.

Auch die Scholien über Homer nebst dem Commentar von Eusthatius sind äusserst wichtig für die Sprache. Dieses Studium wurde in mittlern Zeiten zu Constantinopel betrieben, und von dortigen Gelehrten sind viele Schriften aus dem Alterthum gerettet worden.

4) Den *Syntax* anlangend ist Apollonius de syntaxi, Frankfurt 1590 zuletzt gedruckt, ein herrliches Werk. Er ist ein tiefsinniger Grammatiker, ein gedrängt und philosophisch schreibender Gelehrter. In neuern Zeiten schrieben Mehrere über den Syntax, als Manuel Moschopulus. Von ihm ist ein methodus artis grammaticae: de constructione nominum et verborum, Venedig bei Aldus Manutius 1520. Dieser methodus ist eine Grammatik, aber nicht vorzüglich. Einer der frühern Neugriechen war Manuel Chrysoloras, der in Costnitz starb. Er kam im Anfange des 15ten Jahrhunderts nach Italien, lehrte die griechische Sprache, und entwarf dazu ein compendium in Fragen und Antworten. Es heisst ἐρωτήματα, Fragstücke, Venet. bei Aldus 1512. Einige Zeit nachher kam der grösste aller neuen graecati *Theodorus Gaza*, den man neben die Alten stellen muss. Er schrieb γραμματικῆς εἰσαγωγῆς βιβλία τέσσαρα, eine kleine Grammatik. Er geht von der Kenntniss der alten Grammatiker aus und war der gelesenste. Er brüstet sich nicht mit Philosophie, aber Alles ist mit tiefem Raisonnement als Resultat hingeworfen. Sein Buch ist ausserordentlich anzurathen. Es ist öfter gedruckt; die alten Ausgaben sind zum Theil verschwunden. Eine davon ist in Venedig 1556. 8. herausgekommen. Merkwürdig ist, dass über das vierte Buch ein Grieche in einem seltenen Werke commentirt hat: *Neophytus*, der auf dem Berge *Athos* das Griechische lehrte. Er schrieb darüber einen Folianten; herausgekommen in Bukarest 1768. Dieses Buch beweist, dass es noch Leute giebt, welche die griechische Sprache tief verstehen; aber er ist einer der Letzten. Das Werk ist im ältern Griechisch geschrieben, mitunter mit Barbarismen durchflochten. Er hat in demselben weitläuftige Untersuchungen angestellt. Aus dem 18ten seculo hat man eine Grammatik von Michael *Sincellus*, die nur auf den Syntax geht, gedruckt Venedig 1745. 8. Darin hat man auch eine Ausgabe von Gaza's Grammatik. Dann schrieb eine Grammatik *Constantinus Lascaris*, welche die erste war, die man druckte, zu Mailand 1476. Er steht zuerst nach dem Gaza und ist von einem Janos Lascaris, einem andern Neugriechen dieser Zeit zu unterscheiden. Viele von ihnen gaben Autoren heraus. Durch diese Griechen lernten die Occidentalen griechisch, so dass sie bald mehr wussten, als die Griechen selbst. Eine neugriechische Grammatik über die altgriechische Sprache haben wir von Ananias, Venedig 1770. Nach diesen Mustern lieferten nun Gelehrte Gram-

matiken und lexica über die griechische Sprache. Die ersten Grammatiken sind uns aber blos der litterarischen Notiz wegen merkwürdig. Einer der vorzüglichsten, der sich durch Sammlung alter Grammatiken berühmt gemacht hat, ist *Aldus Manutius*. Er gab 4 Foliobände heraus. Der 4te Band heisst: hortus Adonidis und enthält 17 Abhandlungen über die Grammatik. Mit solchen Grammatiken behalf man sich im 15ten und 16ten seculo. Die ersten grossen Männer lernten das Griechische von Griechen selbst, wie Reuchlinus, der auch die Aussprache der Griechen, den Itacismus, nach Deutschland brachte. Aber jene ersten Bücher sind nicht werth, dass man sie ansieht. Erst als die Reformation begann, schrieb man vollständigere, und da hat *Melanchthon*, der sich durch gute Methode und warmen Eifer auszeichnete, grammatische Schriften in Druck gegeben. Allein man lernt wenig Neues daraus. Wichtig noch sind: eine von *Martin Crusius*, Basel 1594, ziemlich weitläuftig, hat aber keine gute Methode. Eine sehr brauchbare ist von *Clenardus*: institutiones et meditationes in graecam linguam; enthält kurze, aber richtig gefasste, Hauptregeln, die mit grossen Commentaren versehen sind von Antesignanus, Sylburg, Henr. Stephanus. Dieses Buch ist in mehrern Ausgaben sehr verschieden; eine der besten ist erschienen in Hanau 1612. 8. Es ist darin Alles so eingerichtet, dass mit grosser Schrift die Hauptregeln vorausgehen. In der märkischen Grammatik ist sie excerpirt. Die Methode darin ist besser, als in der von Jacob Weller, welche mit Lamb. Bos Anhange und mit *Fischer's* Zusätzen und Animadversionen, die manches Gute, collectanea freilich, nicht tief gehende, nicht eigene Bemerkungen enthalten, in Leipzig 1750 erschienen ist. In Frankreich ist Clenardi Grammatik noch eine der gewöhnlichsten. Jacob Greterus schrieb institutiones de octo partibus orationis, Ingolstadt b. Gerhard 1593. 8. *Johann Vossius* schrieb institutiones linguae graecae, wo Clenardus zum Grunde liegt. Sie enthalten manchmal viel Gelehrtes und einsichtsvolle Bemerkungen. Er schrieb sie, als er zu Amsterdam lebte. Daher ist diese in Holland die herrschende. Diese ältern zeichnen sich vor den neuern dadurch aus, dass man in den Declinationen und Conjugationen Veränderungen findet, an die man jetzt nicht mehr gewöhnt ist. Man ordnete die Conjugationen nach den Charakterbuchstaben. Eine bessere Methode wollte *Weller* einführen. Er hatte das Herz, von der gemeinen Methode abzuweichen, so dass man die alten Grammatiker nicht mehr versteht. Die neue Bearbeitung seiner Grammatik zeichnet sich durch eine Menge Exempel aus, und insofern ist sie ein gutes Hülfsmittel. Viel ist übrigens an der ganzen Grammatik nicht Eine andere nicht üble ist von *Verwey* nova via docendi graeca, Amsterdam 1737; besonders eine ältere, *Angelo Canini* hel-

lenismus, London 1618. Dieser hat einsichtsvolle Grundsätze und richtige Etymologie; er gehört unter die Verläufer der Hemsterhuisischen Methode. Auch ist eine brauchbare von Georg Henricus *Ursinus*. Vorzüglich verdient studirt zu werden eine französisch geschriebene, die im Portroyal von Schulmännern unter Aufsicht des *Lanzelot* herausgekommen: nouvelle méthode pour apprendre la langue grècque, grammaire des Messieurs du portroyal. Die Methode darin ist nicht weit her; aber die klein gedruckten Erläuterungen sind das eigentlich Brave. Aus diesem grossen Buche ist hernach noch ein abrégé herausgekommen, woran aber nicht viel ist. Engländer und Italiener haben in grammatischer Hinsicht nichts Merkwürdiges geschrieben. In Deutschland fiel man früher darauf, als in England und Holland, Grammatiken in der Muttersprache zu verfassen. Das vorzüglichste Werk dieser Art ist die *märkische griechische Grammatik*. Es verband sich eine Anzahl Schulmänner, welche sie ausarbeiteten, und sie haben mit Fleiss und wahrer Gelehrsamkeit etwas Vollständiges geleistet. Es herrscht in dieser vollständigen griechischen Grammatik Umständlichkeit und Genauigkeit in den Begriffen. In ihr ist Apollonius und Theod. Gaza fleissig benutzt; sie enthält einen reichen Syntax und manche gute Abhandlungen, die man dort nicht suchen würde. Viel weniger bedeutend ist die *hallische griechische Grammatik* von zwei Professoren, wovon der eine eine Arzt war. Die Methode darin ist nicht schlecht, — es ist die Weller'sche, welche darin befolgt wird. Das Schlimmste ist, dass das neue Testament immer in der syntaxis angeführt wird, wo drollige Exempel sind. Eine griechische Grammatik ohne Accente von *Langbein* wird gerühmt, ich finde aber nicht, warum. Es ist in ihr keine gute Methode. Dann ist eine von *Jehne* in Hamburg, an der aber nichts ist. Vorzüglicher ist *Glandorf's* griechische Formenlehre, voll eigener Bemerkungen, will studirt seyn, ist daher nicht für den Anfänger. Diese Grammatik von *Glandorf* ist zwar recht gut; es kommen aber auch viele Visionen und Träume in ihr vor, und es wird insonderheit gezeigt, wie die Formen durch Veränderungen dieser und jener Laute und Buchstaben entstanden seyn mögen. Sie ist ein curioses Buch eines sinnreichen Kopfes, der mit der Sache bekannt ist. Er sucht die ursprünglichen rohen Stämme auf, um die Formen deutlich zu machen, woraus oft Unsinn wird. Einer, der weiter ist, muss sie lesen, denn es ist auch manches Gute darin. Besser für den Anfang ist *Trendelenburg's* in der 2ten Auflage mit einer weitläuftigen Vorrede, welche aus Hemsterhuisischen Bemerkungen und eigenen Zusätzen besteht, welche viel Unrichtiges enthalten. Es wird in ihr nichts von der Bedeutung der temporum gesprochen. Sonst hat sie viel Gutes bis auf den Syntax. Darin kommen

nicht richtige Beispiele vor und die Analogie wird nicht beobachtet. Um die ersten Anfänger im Griechischen zu unterrichten, dazu ist hinreichend die von *Berghauer*, worin die Methode sehr gut ist, aber nicht die Sachen. Der Anfänger sieht bei den verbis gleich anfangs, was mit ihnen vorn, in der Mitte und am Ende vorgeht. Dies ist durch verschiedene Farben geschehen, wodurch das Conjugiren erleichtert wird. Eine grössere Grammatik ist die von *Hezel*, worin viel Gutes aus den bessern Grammatiken, aber nichts Eignes. Es scheint nicht so ganz sein Fach zu seyn. Sie ist dazu gut, um durch sie verwirrt zu werden. Das einzige Gute in ihr sind die Tabellen der Conjugationen. Viel besser, nur zu kurz für den Anfänger, ist die von *Buttmann*, die sich an die alte gemeine Methode hält, dabei sehr genau ist, das Nothwendigste und Wesentlichste verfolgt und einladet durch die Kürze. Die Formen muss man sich selbst abschreiben, welches besser ist, als alles öftere Nachschlagen. Man schreibe sich dieselben in Tabellen auf, welches für die Methode sehr gut ist; denn wenn diese Formen so zerzettelt stehen, so übersieht man sie nicht. Manchmal kommt doch auch etwas Gewagtes vor, was sich nicht vertheidigen lässt, was aber *Hermann* in Leipzig zu hart tadelte. Jedoch ist sein Werk darüber sehr gut hiebei zu brauchen. Man erwartet von ihm noch eine grössere, worin nach meinem obigen Plane recht Viel wird geleistet werden. Bis dahin muss man sich mit Vergleichung älterer und neuerer begnügen. Eine von *Rampsler* von 1750 ist so gut als die märkische. Auch hat man von ihm eine lateinische.

Will Einer für sich ein ordentliches grammatisches Studium treiben, so lese er viele Schriftsteller; denn aus dem Lesen der Grammatik kommt anfangs nicht viel heraus. Der Anfänger beschäftige sich mit *Berghauer* oder *Buttmann*; dann wende er sich an die grössere *Märkische* und an die *Wellersche* mit *Fischer's* Animadversionen. Damit verbinde er *Hermann* de ratione emendanda grammaticae graecae, worin Vieles in's Licht gesetzt, Vieles aber auch verwirrt wird, weil *Hermann* in zu grosse Subtilitäten einging.

b.

Ueber die Analogie der griechischen Sprache, nebst einer Notiz hieher gehöriger Bücher.

Was die griechische Sprache sehr schwer macht, ist ihre grosse Wörtermenge. Will sich jemand blos mit Aufschlagen im Wörterbuche helfen, so ist dies eine erstaunlich mühsame Arbeit. Aber man kann sich hier helfen; denn die griechische Sprache hat die schönste Analogie. Dies zeigt sich in der *Derivation*, indem der Grundstämme so gar viele nicht sind. Ein

Grundwort wird oft die Quelle von einigen hundert abgeleiteten Ausdrücken. Da man dies frühzeitig bemerkte, so kamen mehrere Gelehrte auf die Idee, die Grundstämme noch auf einfachere Grundlaute zurückzuführen. Man glaubte, es gäbe im Griechischen höchstens zehn Verbindungen von Vocalen, auf denen die ganze griechische Sprache beruhe. Die holländischen Gelehrten gingen davon aus und reducirten alle Stammwörter auf 3, höchstens 4 Buchstaben, und darin sind die Vocale das Leitende. Hierauf hat *Hemsterhuis* sein ganzes System von der Analogie gebaut. Von dieser *Hemsterhuisischen* Methode in der Etymologie hat man Gutes und Nachtheiliges gesagt. Sie suchte die Stammworte vermittelst andrer angränzenden Dialekte, wo Aehnlichkeiten vorkommen. Das Beste hierüber kann man in einem trefflichen Büchelchen von *Michaelis* finden: über die Mittel, die Bedeutung der Worte zu entwickeln. Ver Irrungen mag sich *Hemsterhuis* nicht geschüttet haben; aber das Ganze hat viel Wahres und Gutes, gehört aber nicht zum Lernen der Sprache, sondern für den, der sie schon versteht. Sofern gehört sie auch nicht in die lexica, wo sie *Schneider* eingeführt hat. Dabei muss Alles abgesondert werden, was sinnreich und Muthmassung ist; denn viele Stämme kann man nicht auffinden. Dass vieles Wahre in seiner Methode ist, ist gegründet; aber so weit als Hemsterhuis kann man nicht gehen, sonst nimmt man als facta an, was Hypothesen sind. Hemsterhuis trug seine Ideen in seinen Collegien vor; doch hielt er sie anfangs geheim. *Valkenaer* ging noch weiter in seinen Forschungen; cf. Longus griechischer Roman, herausgegeben von *Villoison*. *Lennep*, einer seiner ersten Schüler, las darüber und ging etwas zu weit; er setzte Manches dazu. Ein Vortrag, der von ihm in Franecker gehalten wurde, wurde fehlerhaft abgedruckt. Darin sind die Valkenaer'schen Vorstellungen. Dann ging man darauf aus, ein ordentliches Buch darüber zu drucken. Ruhnkenius drang nicht so tief ein, behandelte aber die Sache vorzüglich vernünftig, indem er selten Gebrauch davon machte. Scaliger, Salmasius und Casaubonus hatten diese Ideen auch schon, doch arbeiteten sie die Sache nicht so aus, wie Valkenaer. Von ihm haben wir observationes academicae, quibus via munitur ad origines graecas investigandas, und von *Lennep:* praelectiones academicae de analogia linguae graecae. Beide Hefte gab heraus Eberhard *Schuidius*, Utrecht 1790, worin alle Ideen über das griechische etymologische Studium. Es sind eigentlich drei Bücher. Das eine trägt die Theorie vor, und die beiden andere sind ein etymologisches Lexicon nach Hemsterhuisischer Methode, worin die schwierigsten Wörter auf ihre Etymologie zurückgeführt werden. In *Lennep's* Bemerkungen sind viele scharfsinnige; die von *Schuid* kann man ungelesen lassen. Was

das Wahrscheinlichste ist, hat *Schneider* in seinem Lexicon ausgezogen und hat gezeigt, wie das Lateinische aus dem Griechischen entsprungen. Aber man muss die Sache noch auf sichrere Grundsätze bringen, die in ihr selbst liegen. Ohne eine genaue Absonderung derselben von Muthmassungen kommt man sonst auf Grillen. Hierin bleibt viel Willkührliches, das gar nicht in die Grammatik gehört. Für den ersten Ueberblick hat man ein kleines Büchelchen von *Holz* über den Naturgang der griechischen Sprache, Hamburg 1784. 8., worin viel phantasirt ist. Doch kommt darin auch manches Artige vor über die Annäherung an die Natur und es ladet zum Nachdenken ein. Auch ist zu brauchen die Vorrede in *Trendelenburg's* Grammatik. Alles dieses muss man dazu brauchen, um die ganze Masse von Wörtern leichter zu übersehen und um die Bedeutungen derselben desto besser zu fassen. Dieses Studium ist unerschöpflich; denn von vielen Wörtern sieht man leicht den Stamm, von andern nicht. Wenige Grundsätze sind hinreichend, hierüber richtig zu urtheilen, vorzüglich dieser: es ist unmöglich, dass man in einer cultivirten Sprache auf alle ersten Grundstämme zurückgehen könnte. Oft werden falsche, blos phantastische Vorstellungen an die Stelle der wahren gesetzt. Im Hemsterhuisischen Systeme findet man viele dergleichen, und wer hier recht zu Werke gehen will, muss ja auf der Hut seyn, Nichts aus blossen Schlüssen anzunehmen. Man arbeite sich durch die *Derivation* und *Composition* recht durch. Darum muss man die Methode des Derivirens, womit das Componiren zusammenhängt, hier recht kennen lernen. Bei jeder Sprache richtet sich auch die Ableitung der Wörter von den Stammwörtern immer nach Regeln; es herrscht eine Analogie in der Art der Ableitung, und je glücklicher eine Sprache gebildet ist, desto deutlicher ist die Analogie. In den Sprachen kann man die Sache unter wenige Regeln bringen; doch giebt es auch gewisse allgemeine. In den Vocalen liegt eine Grundbedeutung, welche durch die ganze Sprache fortgeht. So findet man selbst im Deutschen, dass gewisse Bedeutungen auf gewisse Hauptlaute hinausgehen. So hat die Idee von Bewegung immer einen ähnlichen oder gleichen Laut, als weben, wickeln, bewegen, wallen etc. So drückt die Endsylbe an den Substantiven *ung* die Handlung als Handlung, *heit* etwas Gemeinschaftliches aus. Wir machen damit Abstractionen. Ein

nahmen sind wenige. Die Verba auf εύω bedeuten ein Seyn oder qualificirt seyn, so wie es die Bedeutung des Hauptwortes mit sich bringt, als τύραννος τυραννεύω. Die Derivation geschieht auf die Weise, dass verba von Substantiven oder Adjectiven, auch von Partikeln abgeleitet werden. Dies muss man sich durch's Deutsche klar machen. Von ἀλαλὰ kommt ἀλαλάζω. Hier muss man den Reichthum und die Biegsamkeit der griechischen Sprache bemerken; dies macht die Sache so leicht. So kommen verba auch von verbis her, manchmal durch eine blosse Vorschlagesylbe, die sich im Griechischen durch den poëtischen numerus einschlich. Diesem hat man Viel in der Bildung der Sprache zu danken; von δόω δίδωμι. Viele andere ähnliche vorgeworfene Reduplicationen giebt's, die man als luxus ingenii ansehen kann. Substantiven kommen von Substantiven und Adjectiven und eine Art Wörter von der andern. Hier muss man die Fälle absondern, welche selten sind, und sich bei denen aufhalten, welche fruchtbar sind. Noch leichter ist die Composition, in welcher der Grieche eine unendliche Freiheit hat, wie keine andere Sprache. Will man sie recht kennen lernen, so muss man sie in den Dichtern, besonders in den tragischen und lyrischen aufsuchen. Das Ganze zeugt von der grossen Bildsamkeit der griechischen Sprache selbst in den ältesten Zeiten schon. Das feine Gefühl der Griechen entwickelte sich dadurch, dass die griechische Sprache zugleich mit der Poësie, mit Musik und Tanz ausgebildet wurde. Ausserdem konnte sich die Sprache auch dadurch sehr verändern und ausbilden, dass es eine lange Zeit keine Schriftsteller gab. Wäre die griechische Sprache frühzeitig geschrieben worden, so würde sich Alles ganz anders gebildet haben. So aber lebte sie lange im Munde der Nation. Im Griechischen finden wir oft zwei bis drei Wörter componirt so, dass Mittelgedanken ausgelassen sind, welche aber der Hörer hinzudachte, und man gewöhnte sich, dergleichen Zusammensetzungen als ein Wort zu betrachten. In dem poëtischen glücklich gebildeten Ausdruck kann die deutsche Sprache am wenigsten fort. Z. B. ἑλικοβόστρυχος. In dieser Rücksicht ist man einig, dass sich weder die lateinische, nach die neuern Sprachen mit der griechischen messen können. Die Lateiner versuchten es einmal, allein es wollte nicht gehen. Ihnen war diese Wörtermasse eine Art von Wunder und unnachahmlich. Zu solchen Compositionen konnten sie sich nicht erheben. Im Griechischen haben oft die frechsten Compositionen die klarste Bedeutung. Eine der vorzüglichsten ist die der vorgesetzten Präpositionen. Was die Verbindung mit Präpositionen betrifft, so ist diese viel schwerer, als die mit andern Wörtern. Darüber hat man ein Buch von einem holländischen Gelehrten: *Hackenberg* de significatione praepositionum graecarum, Utrecht 1721. 8. Es giebt blos

Grundregeln und Fachwerk. Die Präpositionen haben mehrere Bedeutungen und man muss verschiedene errathen. Eine solche Notion sollte man mit Methode bearbeiten. Zur eigenen Anleitung hiezu dient eine griechische Grammatik, in welcher Begriffe über die Präpositionen gegeben werden. Besser aber thut man, wenn man sich beim Lesen mehrere Wörter sammelt, aus welchen man die Begriffe der mit ihnen zusammenhängenden Wörter ableiten kann.

Was die Analogie betrifft, so ist noch eine sehr wichtige Betrachtung für die verba übrig. Es ist bekannt, dass man bei einer Anzahl irregulärer Wörter verschiedene Stämme annimmt, von denen sie abgeleitet seyn sollen. In den meisten Fällen ist diese Annahme richtig und gründet sich auf folgende Bemerkung. In den ältesten Zeiten, ehe die Sprache fixirt war, konnte sie nicht ganz gleich seyn, denn es gab viele Dialekte neben einander. Es hatte also ein und dasselbe Wort in verschiedenen Gegenden verschiedene Formen. Diese brachten abgeleitete hervor und diese mischten sich nachher unter einander, und nun entstund eine Menge neben einander stehender Formen, die doch nicht auf *ein* Stammwort zurückgebracht werden konnten. In neuern Zeiten, wo man in die Officin der Sprache eindrang, fand man, dass sich diese Formen auf gewisse Grundstämme (θέματα) zurückbringen lassen; doch geschah dies anfangs nur bei den irregulären als den auffallendsten. Selbst bei den gewöhnlichen Conjugationen ist eine sonderbare Mischung der alten Grundformen entstanden. Man muss sich an das halten, was zur Formation jedes temporis gehört; nur muss man versuchen, wie es gehen möchte, wenn wir seine Stammwörter suchten. Kann man die alte lateinische Sprache vergleichen, so ist der Weg noch mehr erleichtert. Man muss aber nicht glauben, dass jeder in der Analogie gegründete mögliche Stamm auch allemal wirklich dagewesen sey. Oft ging man auch hier nur nach dunkler Analogie. Ein Stammwort hypothetisch anzunehmen ist erlaubt. Man bediene sich hiebei des etymologicum magnum, eines Lexicons aus dem Mittelalter, welches ganz griechisch geschrieben ist. Ueber die Eigenheiten der griechischen Sprache ist eine sehr gute Preisabhandlung von *Trendelenburg* in den Bänden der Manheimer deutschen Gesellschaft. Der nächste Zweck ist nun, mit Hülfe dieser Regeln und Angaben sich den Sprach-

ist indessen nicht vollständig und manche Regeln sind nicht allgemein. Ueber die Wörterbildung ist auch in *Trendelenburg's* Grammatik ein guter Abschnitt. Das bekannte etymologische Wörterbuch von *Dillenius* ist eins der brauchbarsten Bücher für diesen Zweck. Nothwendig ist, dass man viele Wörter weiss. Man setze sich frühzeitig eine Zeit fest, in der man sich einen recht reichlichen Wörtervorrath verschafft, und man lerne nicht blos bei der Lectüre nebenher Vocabeln, sondern man lerne sich Wörter nach ihren Stämmen, und zwar wähle man folgende Methode. Man nehme Lexica, welche etymologisch sind. Diese sind vortrefflich, copiam vocabulorum zu erlangen. Den Anfang mache man mit den Stammwörtern, deren man täglich ein Zahl lernt. Hier hat man den Trost, dass, wenn man mit 1000 fertig ist, man sicher 8 bis 10000 im Kopfe hat. Hiebei muss man darauf sehen, dass man fruchtbare lernt, solche, die oft vorkommen. Man muss sich Striche mit dem Bleistifte an Worte machen, welche man vorher geprüft hat, und zwar nach der jedesmaligen Absicht. In alten Sprachen wählt man diejenigen aus, welche am gänge und gäbsten sind in Absicht der Bedeutung und solche, wo man sieht, dass von ihnen viele herkommen. Lernt man ihrer täglich acht und schreibt sie auf, so darf man nebenbei die Derivation der Worte nachlesen, und dadurch wird man sich die Regeln abziehen können, wonach die Derivation geschehen. Zu diesem Zwecke ist Dillenius sehr nützlich. Nach Endigung desselben muss man sich vornehmen, einen griechischen Buchstaben durch und durch kennen zu lernen; dann repetirt man und liest ihn im Schneider'schen Lexicon durch. So ist das Lesen in Wörterbüchern wichtig und angenehm. Nimmt man im Griechischen und Lateinischen sich vor, ein Lexicon zu durchlesen, wenn man die Sprache schon kennt, so ist dies ausserordentlich angenehm; es verbindet sich Alles besser und man darf beim Lesen der Autoren nicht zum Lexicon zurückkehren. Durch's blosse Lesen der Schriftsteller lernt man die Worte nicht. Bei Kindern muss sie der Lehrer mitlernen, und bei der Derivation lässt sich viel Nützliches von ihm sagen. Dann muss der Lehrer die Wörter selbst aufsuchen und dem Schüler zeigen, wie er sie aufsuchen soll. Der Lehrer muss Alles so einrichten, dass der junge Mensch sieht, wozu das gut ist, was er gelernt, und das Ganze muss zusammengekettet seyn. Neben dem Lesen muss aber auch Vieles nachgeschlagen werden. cf. *Wyttenbach's* Vorrede zu seinen eclogis historicis, dem man strenge folgen kann, besonders darin, dass er das Wiederholen sehr empfiehlt.

Hauptpunkte der griechischen Grammatik.

Erster Theil.

Formenlehre.

a.
Dialekte.

Was die Sprache selbst betrifft, so muss man sie nicht als *eine*, weder in der Succession, noch zu derselben Zeit ansehen. Es herrschten in ihr mehrere Mundarten zu gleicher Zeit. In Absicht dieses Punkts, dass die Griechen mehrere Mundarten in verschiedenen Gegenden schrieben und bearbeiteten, muss man sich an eine eigene Vorstellungsart gewöhnen. Wie viel es ihrer gegeben, ist eine kaum auflösbare Frage. Man muss die im gemeinen Leben und die generellern unterscheiden; denn speciellere kommen in jedem Districte vor; generelle nach Stämmen. So wird die Lehre von den Dialekten von der einen Seite historisch. Die generellen wurden frühzeitig gleichmässig von Dichtern bearbeitet und dann von Schriftstellern. Das kommt von der ganzen Denkungsart des Griechen in seiner Blüthe der Dichtkunst. Er sang für den Kreis, der ihn umgab. Dies ging eine Zeitlang fort, bis das Wandern der Sänger anfing, die herumziehend Gesänge sangen. Mit der Zeit mussten die Menschen sich gewöhnen, neben dem gemeinen einen gebildeten kennen zu lernen. In Griechenland wurden die verschiedenen Hauptdialekte von Dichtern und Prosaisten gebraucht, ohne dass man darauf dachte, einen Dialekt zu der Sprache des guten Vortrags zu machen. Dies ging ganz natürlich zu; denn da lange keine Schriftsteller waren, und Jeder nur für seine Landsleute redete, so musste er auch in der Mundart derselben ihnen verständlich zu werden suchen. Frühzeitig entstunden in mehreren Gegenden Dichter, welche ihre Mundart ausbildeten, und nebenher wurden mehrere andere Mundarten auch ausgebildet. Eigentlich waren also in Griechenland viel mehr Dialekte, als man geschriebene findet. Als Litteratur entstand, bekamen die Werke eine solche Celebrität, dass der darin enthaltene Dialekt in mehrere Gegenden üblich wurde. Einige unter den vielen Dialekten der griechischen Sprache sind, obgleich sie nur gesprochen wurden, doch auf unsere Zeiten gekommen, z. B. der *lakonische* Dialekt durch mehrere in den alten Schriftstellern eingeschaltete Briefe. Man muss erstlich Hauptstämme der griechischen Sprache annehmen. Aus ihnen gehen hervor der *äolische*, aus dem sich

die lateinische Sprache am meisten bereichert hat, der *ionische*, *dorische* und *attische*, welche sich für die Büchersprache gebildet. Der ionische alte ist von dem verschieden, in dem Herodot schrieb, welcher sich nachher bildete. Jeder derselben hat seine aetates, und dazu kam eine eigene Manier, dass, je nachdem grosse Köpfe einen Dialekt gebraucht, man ihn nachher brauchte, wenn man in der Sprache etwas Aehnliches schrieb oder sang. So schrieb die ganze pythagoräische Schule dorisch. Zweitens muss man annehmen, dass bei diesen Hauptdialekten Subdivisionen statt finden, und auch diese haben ihre Unterabtheilungen. So ist der lacedämonische ein Zweig vom dorischen, und von ihm hat man wieder verschiedene Abweichungen gehabt. Doch diese Dialekte hat man nicht weiter nöthig kennen zu lernen, als insofern sie in Schriften vorkommen. Was die Fortbildung dieser Dialekte betrifft, so ist es eine besondere Erscheinung, dass jeder Dialekt sich nachher wieder sehr verändert hat. Man vergleiche z. B. den ionischen Dialekt im Homer und im Herodot, bei welchem er schon viel gebildeter ist. Beim attischen muss man drei Hauptveränderungen annehmen. Dieser ist endlich die gemeine Büchersprache der griechischen Gelehrsamkeit geworden, bis er zu Alexander's Zeit sich mit dem *Macedonischen* Dialekt zu vermischen anfing. So lange nemlich Griechenland frei und ein Ganzes war, so lange dauerte auch die Bildung der Dialekte. Nach Alexander fällt sie und man bleibt dabei stehen. Von ihm an entsteht ein *Macedonischer* Dialekt, über den man eine eigene artige Schrift hat von *Sturz* de dialecto macedonica. Macedonisch wurde anfangs wie barbarisch angesehen, da das Land selbst in den besten Zeiten von Griechenland nicht mit zu Griechenland gerechnet wurde. Die Macedonier sprachen nicht ordentlich griechisch. Doch in der Zeit der hohen Cultur wurde das Griechische dort herrschend. Aus dem Macedonischen entstund der *Alexandrinische*, als die Cultur nach Alexandrien verpflanzt wurde. Dies ist der gemeine und in ihm ist die Sprache des neuen Testaments und der Septuaginta gebildet. Heinsius betrachtete die Sprache des N. T. als eine ganz eigene und nennt sie lingua hellenistica. Salmasius sagte, von einer solchen Sprache könne man gar nicht sprechen. Die ungriechischen Ausdrücke darin rühren aus der Einmischung der orientalischen Sprache und dem vulgären Griechisch her. Das Griechische des N. T. kann nicht aus Profanscribenten erklärt werden, sondern aus solchen Schriftstellern, welche ähnliche Philosophie und Sprache mit den Aposteln hatten.

Wie soll man in Absicht der vielen Dialekte im Unterrichte theils seiner selbst, theils Anderer verfahren? Das Natürliche wäre wohl, der Folge nachzugehen, wie sich in Grie-

chenland selbst die vorzüglichsten ausgebildet haben und die uns vorzüglicher sind, weil sie nachher in Bücher übergegangen sind. Von diesen sind uns der ionische und attische die merkwürdigsten. Will man sie auf gelehrte Weise kennen lernen, so muss man jeden für sich behandeln, zuerst den ionischen. Man muss mit Homer oder Herodot den Anfang machen, um sich einzuleiten, weil der ionische alle Hauptdialekte enthält. Mit den vollständigen Formen muss man anfangen, nicht umgekehrt. Die vollständigern sind auch die weichern, angenehmen und machen uns mit dem Wohllaut der griechischen Sprache bekannt. Erst dann, wenn man fertig ist im ionischen, muss man zum attischen übergehen. Den dorischen kann man spät und nebenher treiben. Diese und jene Form kann nur bei einem Dialekt möglich seyn. Wenn vom Homer die Rede ist, so sieht man, dass keine Mischung der Dialekte in ihm ist. Aus dem Herodot sollte man Auszüge für die ersten Anfänger machen, da er der Hauptschriftsteller im Ionischen ist. Wäre man schon mit Herodot bekannt, ehe man zum Homer überginge, so würde die Sache dadurch sehr erleichtert. Ein ordentliches Werk hierüber fehlt uns noch. Es müsste ein Werk seyn wie ein lexicon, mit philosophischen und historischen Recherchen. Ein armseliges Ding ist von *Maittaire* collectio dialectorum graecarum; es geht die Dialekte nach einer unphilosophischen Ordnung durch und ist auch nicht vollständig. Aus ihm ist ein Auszug von *Facius*, worin die Hauptsache von dem, was Maittaire hat. Besser ist's, man hält sich an den *Kuhnischen* Corinthius; dies führt viel weiter.

b.

Buchstaben.

Was die Buchstaben betrifft, so ist es ein grosser Irrthum, diese mit der ganzen griechischen Sprache zu vermischen und es ist falch, zu glauben, dass die Sprache der Griechen eben von dorther gekommen sey, von wo die Buchstaben kamen. Die Sprache selbst ist eine ursprüngliche, eine asiatische, aus der Gegend am schwarzen Meere unweit des Kaukasus. Die Reihe von Ausdrücken, welche diese aus jenen Gegenden auswandernden Asiaten mitbrachten, war anfangs klein. cf. *Köppens* Blumenlese 3ter Band, wo eine kleine Abhandlung über die origines der griechischen Litteratur. Die Buchstabenschrift ist später erst in Griechenland aufgekommen, als sich die Sprache schon etwas gebildet hatte. Sie soll von den Phöniziern durch den Kadmus nach Griechenland gekommen seyn. Dies ist aber wohl mehr eine Vermuthung, als ein historisches factum. Kadmus kommt schon einige secula vor Troja's Zerstörung nach Griechenland. Daher lässt es sich nicht erklä-

ren, dass die Griechen schon damals sollten Buchstabenschrift gehabt haben; wir finden wenigstens keine Spur davon. Dass aber die Buchstabenschrift durch die Phönizier nach Griechenland gekommen, ist wohl höchst wahrscheinlich. Ob sie auch die Erfinder derselben gewesen, ist nicht gewiss ausgemacht. cf. *Büttner's* Vergleichungstafeln der Schriftart verschiedener Völker, Göttingen und Gotha 1771. 4. Anfangs wurden wohl nur die Initialbuchstaben gebraucht, die kleinen nebst andern wohl erst einige Jahrhunderte vor Christus. Welchen Gang hat der Gebrauch der Buchstaben genommen? Anfangs hat man sie nur auf schweren Massen, Stein, Metall, Holz zu wichtigen, doch kurzen, Inschriften gebraucht. In den ältesten Gesängen, welche wir haben, kommt nicht einmal ein solches Monument vor. Wenn aber spätere Historiker von älteren Monumenten sprechen, so muss immer erst deren Gewissheit untersucht werden. Seit Homer und Hesiod erst muss dieser Gebrauch, in harte Massen zu schreiben, herrschend geworden seyn. Hierauf ging man weiter zur Buchstabenschrift in leichtere und weichere Massen. Bei den Ioniern kam es auf, auf Felle zu schreiben, die mit Wachs überzogen wurden (διφθέραι). Darauf kamen die ersten Anfänge der Prose vor., fünf oder sechshundert vor Christus. Dieser Gebrauch scheint sich eine lange Zeit erhalten zu haben. Erst nachher, da man schon eine Weile Prose schrieb, muss der ägyptische papyrus in Gebrauch gekommen seyn, und hiermit ist erst die Büchersprache herrschend geworden; denn erst der König Psammitichus eröffnete den Ioniern den Zugang nach Aegypten, und in diesen Zeitpunkt muss die Zurechtmachung dieses Schreibmaterials gesetzt werden. Wahrscheinlich haben es die Griechen selbst den Aegyptern gelehrt. Dies ist beinahe ganz gewiss; denn im Herodot kommt eine Menge von Sachen vor, die aus papyrus gemacht waren; von den Aegyptern erwähnt er gar nichts. Einige nähere Data hierüber finden sich in einem kleinen Aufsatze von *Böttiger* in Wielands deutschem Mercur. Nachher fing man erst an die Buchstaben für den Gebrauch der griechischen Sprache auszubilden; daher kommen nachher noch Erfinder noch neuerer Buchstaben vor. Epicharmus und Simonides haben noch zuletzt einige Charaktere erfunden. Sechszehn Buchstaben, heisst es gewöhnlich, habe Kadmus schon nach Griechenland gebracht, die übrigen entbehrlicheren aber wären viel später erst hinzugekommen. Soviel ist gewiss, dass man Buchstaben erfand, um sich kürzer auszudrücken; für zwei Consonanten oder Vocale brauchte man einen einzelnen Charakter. So ist es, z. B. mit ξ von κσ. γσ. χσ; daher geht bei der Declination das ξ so leicht in κ. γ. χ. über. Solche Consonanten (duplices) giebt es mehrere. Sie sind aber nichts als Verkürzungen in der Schreibart und mögen wohl

nicht immer gleich ausgesprochen worden seyn Solche duplices hat man auch bei den Vocalen, ob man sie gleich nicht so nennt. ε und ο sind ihrer Natur nach immer kurz. Diese dehnte man zuweilen lang in der Aussprache, wie wir es im Deutschen thun, z. B. in dem Worte: leben. Das erste e hat eine viel längere und tiefere Aussprache. Der Grieche stellte in solchen Fällen ein doppeltes ε oder ο. Nun fiel jemand darauf, verschiedene Formen zu erfinden, und so entstand für die zwei ε η, für die zwei ο ω. Dies sind folglich lange Vocale. Die drei übrigen Vocale nennt man ancipites, d. h. in einem Worte sind sie lang, in einem andern kurz. Eine grössere Erleichterung hätte man dadurch geschafft, wenn man für alle ancipites α ι υ auch besondere Charaktere erfunden hätte, wenn sie kurz und wenn sie lang sind. Die Lateiner schrieben, da sie lauter ancipites haben, in den ältesten Zeiten, wo das a z. B. lang seyn sollte, zwei a neben einander. Daher kommt z. B. das eiius (ejus), wie wir's im Plautus finden. Ueber das ν ἐφελκυστικὸν sind noch viele in Ungewissheit. Am Ende eines Verses muss man es immer setzen, wenn es anders stehen kann, auch wenn der folgende nicht mit einem Vocal anfängt; denn jeder Vers bildet gleichsam einen Vers für sich, und dass ν schliesst dann besser, als ein blosser Vocal. Am Ende eines Wortes aber, worauf eins folgt, welches mit zwei Consonanten anfängt, darf es nicht stehen. cf. meine Vorrede zur zweiten Ausgabe der Odyssee. Wir haben noch einige kleine Proben griechischer Schrift vor der Vervollkommnung der Buchstabenschrift. Das älteste Monument ist das, was sich bei Sigaeum im Trojanischen Gebiete gefunden hat und von *Chishull* mit einem Commentar herausgekommen ist. Seitdem man diese Inschrift gefunden, glaubte man nachher noch ältere gefunden zu haben. *Franz Fourmont*, der eine Reise nach Griechenland machte, behauptete dies; allein man merkte bald, dass Windbeutelei dahinter war. *Barthélemy* in seiner Reise des Anacharsis hat sich durch diese Inschriften Fourmont's sehr hinter's Licht führen lassen. Vor Kurzem hat ein Engländer *Rich. Payne Knigth* über die alphabetische Schrift der Griechen geschrieben, und dieser hat vorzüglich den fraudem des Fourmont entdeckt. (Dieser *Knigth* hält die heidnische Religion für die einzig wahre, seligmachende; daher hat er in seinem Hause wirkliche sacella für den Apollo, auf denen er opfert.) Will man den Fortgang in den Zügen der Buchstaben kennen lernen, so gehört dazu eine Menge von Inschriften und zwar in chronologischer Ordnung. Wird darüber commentirt, so nennt man dies *Paläographie*. Es ist etwas Aehnliches mit dem, was wir heut zu Tage *Diplomatik* nennen. Wir haben darüber von *Montfaucon* palaeographia graeca. Darin ist auch eine Abhandlung von *Bouhier* über

die ältesten griechischen und lateinischen Buchstaben. Ursprünglich standen alle Wörter hart an einander weggeschrieben, eine sehr mühselige Art wegen des Lesens. Nach und nach setzte man zwischen die Worte Punkte, und dies hat sich in die Inschriften eingeschlichen. Was die grossen Buchstaben betrifft, so ist aus ihnen Mancherlei zu erklären, besonders was die Interpunction betrifft, so z. B. das dem Griechischen eigene Colon, der Punkt oben. Dies sieht bei der kleinen Schrift sonderbar aus; bei der grossen konnte dies viel mehr auffallen. In den allerältesten Zeiten schrieb man auch in Griechenland, wie im ganzen Oriente, von der Rechten zur Linken; doch hängen die Buchstaben nicht an einander. Nachher erleichterte man sich diese Schrift dadurch, dass man, wenn man an der linken Seite war, wieder umkehrte und furchenweise (βουστροφηδόν) schrieb. So sind noch *Solon's* Gesetze geschrieben. Olymp. 46, 3. ante Christ. 594. cf. prolegomena ad Homerum pag. 69. Nach Christi Geburt entstand aus den grossen Uncialbuchstaben das kleine Alphabet. Um diese Zeit setzte man auch die Wörter gehörig von einander ab, und Interpunction kam auch damals schon auf. Dies alles führt uns auf das Resultat, dass Alles, was zum Schreiben und Lesen gehörte, bei den Alten höchst unbequem war; denn Reden war bei ihnen die Hauptsache. Die Verwandelung der Buchstaben muss man im Unterricht nicht voran weitläuftig auseinandersetzen, sondern erst beim Lesen an Beispielen erläutern. Ist man mit den Declinationen und Conjugationen fertig, so kann man die Lehre von der Verwandlung der Buchstaben ordentlich durchgehen. In *Hermann's* Buche de emendanda etc. ist über diesen Punkt Vieles sehr gut.

e.

Aussprache.

Die Aussprache betreffend, so kann man nicht behaupten, dass man die wahre hat. Jede Nation spricht das Griechische anders. Weder dieses, noch das Lateinische wird irgendwo gesprochen, wie es die Alten sprachen. Es ist überhaupt nicht leicht eine Sprache so zu sprechen, wie sie geschrieben wird. Dies ist kaum möglich; denn es würden der Zeichen zu viele erfordert, um durch sie die Richtigkeit der Aussprache zu weisen. Die Alten haben für ihre Aussprache nicht Zeichen genug erfunden. Wenn wir aber Grammatiker übrig haben, welche uns Manches über die alte Aussprache mitbringen, können wir da nichts festsetzen? Wir können es wohl der Hauptsache nach. cf. *Havercamp* sylloge de pronuntiatione graeca 2, 86., *Wetzstein* dissertatio de pronuntiatione linguae graecae, Basel 1686. Andere Schriften geben

noch eine Nachlese. Einiges Gute ist in allen; aber nichts Erschöpfendes. Man hat immer gefragt: ist der Itacismus oder Etacismus der bessere? Die wahre Aussprache muss aus beiden zusammengesetzt werden, und gewisse Dinge müssen zu beiden noch hinzugethan werden. So viel ist indessen gewiss, die *Erasmische* Aussprache ist der alten am nächsten. Der Itacismus ist die verderbte Aussprache des Neugriechischen. Will man diese Materie durchlaufen, so muss man sich die Consonanten bekannt machen. Dahin gehören Eigenheiten, als die Aussprache des ζ, die lispelnd war, nicht wie das deutsche z, auch nicht wie σδ. Aehnlich ist mit ihm das ϑ, das, wie man sagt, wie das englische th gesprochen wurde. Bei den Vocalen weiss man, dass die Folge derselben eine natürliche Ursache hat. Dies gehört in die philosophische Grammatik. Sie ist in allen Sprachen gleich gegründet; denn die Folge ist die unsers Mundes. Beim α zieht er sich am weitesten auf. In Absicht dieses ist immer eine grosse Aehnlichkeit gewesen. Welche Verschiedenheiten waren in ε und η? Man glaubt, dass wenn ε doppelt gesprochen wurde, der Grieche einen einzelnen Zug dafür erfunden habe, um nicht einen doppelten Buchstaben zu schreiben. Allein ε und η waren diverse Aussprachen. Ob das η nicht ins ι hineingespielt, ist eine andere Frage; aber i ist es nicht. Wenn der Grieche η lang dehnte, so klingt's bei uns nicht angenehm; aber so ist es; das η hat Viel von ε gehabt. Noch ist ein Wunsch übrig, dass wir möchten ein Mittel haben, wodurch wir die alte Aussprache so einführten, dass wir die Hauptsachen eben so wie die Alten aussprächen. Dies würde nicht lange dauern, und wir kämen der alten Pronuntiation näher und die gelehrten Nationen würden vereinigter durch *eine* Aussprache. Dann wäre man im Stande, einen Fremden zu verstehen, was jetzt nicht der Fall ist. Die spanische Nation kommt der alten Aussprache am nächsten. Die *Reuchlinische* Aussprache ist von den Neugriechen entlehnt, doch ist es nicht ganz dieselbe. Sie kam eher in Gebrauch, als die *Erasmische*. *Erasmus* schrieb ein eignes colloquium, warum die Reuchlinische Aussprache wohl nicht in allen Stücken mit der altgriechischen Pronuntiation übereinstimme. Es müssen gewisse Grundsätze vorausgestellt werden, wodurch es nicht schwer wird, auf etwas Entschiedenes zu kommen. Die Sprache der Griechen war wohl zu allen Zeiten nicht dieselbe. Wir nehmen das Zeitalter der grössten Cultur, etwa die Zeit der Alexandrinischen Gelehrten. In mehrern Gegenden muss die Aussprache auch verschiedene Modificationen gehabt haben, selbst nach den Dialekten. Auch hier wird uns Athen der Hauptort seyn. Hier bildete sich die Sprache am feinsten, was selbst bis auf die Pronuntiation ging.

Diese Aussprache ist uns durch die Rhetoren und Grammatiker aufbehalten, so dass man durch Mühe noch die altattische Aussprache herausbringen kann. Die Attiker sprechen in den besten Zeiten so, dass Etwas aus dem Etacismus und Itacismus war. Drei Vocale: ι η υ sprachen sie wohl schwerlich auf eine Art aus. Das ι hatte den feinsten Ton; das η sprachen sie nicht so aus, wie wir; es stellte zwei ε vor. Wahrscheinlich haben die Griechen es mit dem η so gemacht, wie noch heut zu Tage deutsche Völkerschaften es machen, wenn sie zwei gleiche Vocale neben einander setzen. So bleibt das eine zwischen e und i, und auf die Art zog es sich allmählig völlig in das i. ευ wurde wohl auch nicht wie unser eu ausgesprochen, sondern wohl mehr einzeln und zwar so, dass man auf das zweite den Accent mehr legte. Auch in einigen neuern Sprachen werden die Diphthongen mehr einzeln ausgesprochen. Eben so ist es mit dem αυ. Es giebt aber Diphthongen, welche schwer auszusprechen scheinen, z. B. ηυ, wie eu ganz tief. Was die Consonanten betrifft, so haben die Alten den harten und weichen sehr fein unterschieden. β mehr wie w, π viel stärker. ζ wie das französische z. Ueber die Consonanten φ χ ψ ist noch Manches zu merken. χ klang wohl nicht so, wie wir es aussprechen, eben so wenig das φ. Die Griechen erhielten darin ihre ursprüngliche Aspiration; denn diese Consonanten sind Zusammensetzungen aus Consonanten und Aspiration. Sie eilten immer zum zweiten fort; daher auch die Accente und spiritus auf dem zweiten stehen. Aber wie sollen wir jetzt aussprechen? Die Sache ist von grösserer Wichtigkeit, als es scheint. Kann ich nicht mit grosser Leichtigkeit die Sprache lesen, so wird dadurch die Aussprache sehr aufgehalten. Ohne Rücksicht auf die altgriechische Aussprache muss ich mich so einrichten, dass ich so viel wie möglich jeden Buchstaben auf eine verschiedene Art ausspreche. In so fern ist schon die Erasmische Aussprache viel besser, als die Reuchlinische. Um auf solche Art das griechische Lesen bald zur Fertigkeit zu bringen, muss man einige funfzig Verse auswendig lernen und so den Mund daran gewöhnen, noch ehe man sie versteht. Man übe sich durchaus erst, recht genau und fertig zu lesen, welches gewöhnlich sehr versäumt wird. Man wird es zur Fertigkeit darin bringen, wenn man recht viel laut liest und auswendig lernt. Man unterscheide dabei deutlich jeden Buchstaben, lese υ nicht wie i.

Zur Aussprache gehört die *Accentuation*, wenn gleich in alten Zeiten keine Zeichen üblich waren. Ueber die Accente giebt es sehr falsche Begriffe. So meint man, wo die Accente ständen, sollte auch die Sylbe lang seyn; aber Quantität und Accent stehen in keiner Verbindung mit einander.

Im Lateinischen sprachen die Römer ebenfalls nach Accenten, obgleich sie keine besondern Zeichen hatten. Alle alte Sprachen, welche in der Kindheit einer Nation gebildet wurden, hatten ausserordentlich viele Accente; dagegen die spätern mehr durch den Verstand ausgebildeten Sprachen wenige oder gar keine Accente haben. Einige haben ihn auf eine besondere Art eingerichtet und er beruht fast ganz auf der Empfindung und gränzt sehr an den Redeaccent. Im Deutschen kann man selten einsehen, was Accent und Quantität ist, was im Alterthume die Hauptsache war. Der Accent ist keine Verlängerung, sondern eine Art Hervorhebung und Stoss der Sylbe, die oft bei einer langen, oft bei einer kurzen ist. Dieser Accent ist das, was wir in der Musik bemerken. Der acutus ist nur ein accentus, ein Anstossen. Hierdurch entsteht etwas Melodisches in der Aussprache. Neben diesem Accent wurde auch die Quantität beobachtet und auch der rhetorische Accent. Daher muss z. B. ἐπισταμένων' nicht lang gelesen werden, was garstig ist, sondern nur angestossen werden. Woher die übrigen Accente, der gravis und circumflex? Der gravis ist dazu da, dass man sehen soll, dass die Sylbe jetzt nicht acuirt wird, da sie es sonst wurde. Diejenigen Worte, die den Acut haben, mit andern aber zusammenstehen, verlieren ihn und er wird in den gravis verwandelt. Der Grieche fand, dass im Zusammenhange der Rede die acuirten Sylben gegen das Ende hervorstarrten; daher haben wir keinen gravis auf der Sylbe vor dem Ende. Der Circumflex findet nur bei langen Sylben statt, wo ein doppelter Accent stehen kann, er ist ein acutus und gravis. Beide wuchsen in den jetzigen Circumflex, um dem Leser zu sagen, dass er vorne nur den langen Vocal hebe. Diese Ideen finden sich in einer Schrift hinter *Gesners* isagoge, welche zwar dunkel, aber die beste ist. Man muss die Musik zu Hülfe nehmen, weil die griechische Aussprache musikalisch war. Der Grieche sagte: der Accent wäre etwas Hinzugesungenes, d. i. προσῳδία. Alle alten Sprachen, in denen man mit höherer Empfindung sprach, haben diese Accente. Wie soll man sich beim Lesen der Accente verhalten? Viele haben gemeint, dass man sich zu der Aussprache wie im Lateinischen, also nicht zur Accentuation, gewöhnen und die vorletzten Sylben mit Beobachtung der Quantität aussprechen solle. Allein wenn man diese Sylben beobachten will, so ist dies kein richtiges Lesen hinsichtlich der Quantität; die dritte Sylbe würde dann immer verkürzt. So aber haben die Alten nicht gelesen. Es ist auch keine Kleinigkeit, sondern sehr schwer, richtig nach der Quantität zu lesen. Man glaubt diesem Umstande dadurch abzuhelfen, dass, wenn man nach den Accenten lese, man nicht die Quantität beleidige. Beides aber ist miserabel.

Es bleibt Nichts übrig, als dass man, um die Accente einigermassen richtig zu lesen, der Sylbe, die den Acut hat, nur einen Stoss giebt, der aber, welche den gravis hat, nicht, sondern so lese, als ob er nicht da wäre, den Circumflex aber so spreche, als ob die Sylbe zwei moras hätte, wovon die eine den acutus, die andere den gravis hat; denn aus beiden entstand der Circumflex; die Quantität der Sylben kann nebenher gelernt werden. cf. *Glandorfs* Formenlehre. Das Hauptrecept ist: im Griechischen ist das Lesen, wie das Lesen der Muttersprache, schlechterdings nothwendig. Durch vieles Lesen bildet sich der Mund zum Sprechen, und dadurch lassen sich auch die Worte leicht behalten. Demjenigen, dem das Lesen schwer ist, stellen sich unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Lehrer in Schulen müssen hierin nicht leicht darüber weggehen; im Anfange des griechischen Sprachunterrichts müssen Lesestunden gehalten werden.

Auch die *Stellung der Accente* muss man lernen aus *Vigerus* de idiotismis, worüber am Ende dieser Schrift ein kleiner Aufsatz ist, und aus *Reiz's* Abhandlung de inclinatione accentus. Zur Probe seiner Fortschritte und zur weitern Erlernung lasse man sich Griechisches dictiren und schreibe es mit Accenten. In England kam die Weglassung der Accente zuerst in Vorschlag. Allein sie sind in der Sprache gegründet, und gründliche Gelehrte halten sie für einen Theil der Sprache. Die Griechen hatten zwar selbst keine Accentzeichen, aber sie brauchten sie auch nicht, weil es ja ihre Muttersprache war. Nur da sie, wie auch alle Orientalen, sehr stark accentuirten, so waren sie in der Folge sehr nöthig. Die Accente sind also nicht neu, sondern nur die Zeichen dafür. Urheber derselben war *Aristophanes von Byzanz*, Lehrer des *Aristarchus*. Erst nach Sokrates und Aristoteles Zeiten fing man an, bei Worten die sich durch Verschiedenheit des Accents unterscheiden, Zeichen darüber zu setzen; nachher ging man weiter und schrieb über die ganze Sprache Accente. Zur Vollkommenheit der Accente, wie wir sie jetzt haben, ist man wohl nicht vor Christus gekommen; vorher war diese Lehre nur in Schulen eingeschlosssen. Eine gute Abhandlung hierüber ist von *Joh. Foster* über Accent und Quantität, aus dem Engl. 2 tom. 1768. 8. In spätern Zeiten fingen auch in Rom Grammatiker an, an Accente zu denken; doch ist es in der lateinischen Sprache nie zu einem völligen Systeme von Accentzeichen gekommen. Frägt man, *wie viel* es Accente giebt, so kann man eigentlich sagen: *nur einen*, den acutus. Die Griechen fingen aber auch an, auf die Sylben, welche diesen hervorgehobenen Ton nicht hatten, ein Zeichen zu setzen, den gravis. Der *Circumflex*, aus beiden zusammengesetzt, kann nie auf einer kurzen Sylbe stehen. Ein gu-

tes Hülfsmittel hierbei ist, irgend ein gutes Buch, von dem man weiss, dass die Accente richtig übergesetzt sind, in die Hand zu nehmen. Was das Lesen betrifft, so richtet man sich ganz nach den Accenten, auch wenn man allenfalls eine lange Sylbe kurz aussprechen sollte. Man könnte hiebei das Wörterbuch von *Thomas Morell*; lexic. gr. prosodiacum, Eton 1762. 4. brauchen, wo die Quantität eines Worts immer sehr gut angegeben ist. Bei den Dichtern muss man nicht nach den Accenten lesen, sondern sich an die Quantität gewöhnen. Wie Beides zusammen bestehen könnte, darüber findet man Belehrung in der schon erwähnten guten Abhandlung hinter *Gesners* isagoge von einem Schüler desselben.

Mit den Accenten hängen die *Spiritus* zusammen. Auch diese hat man, besonders den lenis, aus der Sprache verbannen wollen. Man hatte, wie in mehrern Sprachen, vorne Hauche, die aber von verschiedener Art waren. In einigen Dialekten sprach man vorne eine ganz starke Aspiration aus, die stärker als unsere jetzige war. So z. B. in Aeolien klang die Aspiration beinahe wie unser w. οἶκος, unde vicus; οἶνον vinum; ἑστία vesta. Die Aeolier und andere Griechen wollten nicht gern zwei Vocale so aussprechen, ohne Etwas in die Mitte zu setzen, was den hiatus verhinderte, z. B. ὠὸν ovum; ὄϊς ovis. Die Gelehrten haben nach und nach ein besonderes Zeichen dafür eingeführt, wie das lateinische F, digamma aeolicum, blos von der Gestalt so genannt, weil es eigentlich ein doppeltes über einander stehendes Γ vorstellte. Dies war das Zeichen für ihren aspirirten Vorlaut. Daraus, dass diese Figur äolisch heisst, sieht man, dass die andern Griechen diese Figur nicht gehabt haben. Diese Aspiration muss sehr rauh gewesen seyn, wie der äolische Dialekt überhaupt der rauhste war. In andern Dialekten war die Aspiration weicher und verlor sich in ein blosses h. Ausser Aeolien schrieb man die Aspiration wie das lateinische H, von wo es in das lateinische Alphabet kam. Unter den Griechen wurde diese Figur für η gebraucht; zur Aspiration halbirte man es, wovon der eine Theil gelinder, der andere stärker war. Auch heut zu Tage haben neuere Völker, wie die Spanier, eine äusserst gelinde Aspiration. Aus den beiden Figuren: ⊢ ⊣ sind nach und nach die kleinen Zeichen ʽ ʼ entstanden. Doch hat man noch Inschriften mit der ältern Art; die neuere Art der Aspiration ist erst unter den alexandrinischen Gelehrten aufgekommen. In Ansehung des Lesens muss man sich frühzeitig gewöhnen, den spiritus gravis seu densus immer stark, wie ein h auszusprechen; nicht aber allein im Anfange, sondern auch in der Mitte, z. B. προορίζω wie prohorizo.

d.
Interpunctionszeichen.

Diese grössere Erleichterung des Lesens haben die Menschen lange Zeit gar nicht gehabt. Bis auf Sokrates und Plato's Zeiten ist an solche Zeichen gar nicht zu denken. Sie kamen erst gegen die Zeit der Alexandrinischen Gelehrsamkeit auf. Man schrieb ein Wort dicht an das andere. Nachher setzte man zwischen jedes Wort einen Punkt von dreifacher Art, einen oben, einen in der Mitte, einen ganz unten. Daher sprechen die Alten von einer interpunctio maior, minor und minima. Davon ist noch unser Kolon übrig, Auch kommt daher der Umstand, dass wir überhaupt keine vollständige Interpunction im Griechischen haben, z. B. kein semicolon, das ein grosser Mangel ist. Die neuere Art der Interpunction entstund, als die Griechen in Italien die griechische Sprache zu lehren anfingen, und man nahm die Zeichen aus alten Manuscripten des medii aevi. Eine besondere Art von kleinem Zeichen ist die διαστολὴ (ὅ,τι — ὅτι), welche nicht mit dem Komma zu verwechseln ist. Solche Wörter, welche durch eine διαστολὴ getrennt sind, sieht man auch für ein Wort an. Ausrufungszeichen sind erst aus dem Mittelalter hineingekommen. In meiner Vorrede zum Herodian habe ich vorgeschlagen, die gewöhnliche lateinische einzuführen. *Locella* in seiner neuen Ausgabe des Chariton hat sie zuerst angewendet.

e.
Orthographie.

Im Griechischen spricht man sonst fast gar nicht davon, wie doch im Lateinischen, was daher kommt, weil die griechische Grammatik zu einer viel grössern Vollkommenheit gekommen ist, als die lateinische. Diese constante und feste griechische Orthographie muss bei der lateinischen zum Grunde gelegt werden, um sich Manches zu erklären. Warum sagen die Lateiner compono und nicht conpono? Weil die Griechen so schreiben, da sich ein n vor einem p oder b fast gar nicht aussprechen lässt, ohne nicht wie ein m gehört zu werden. In einigen ältern MSS. und Ausgaben des Virgilius und Tacitus findet man noch inpono, woraus man sieht, dass es in den ältesten Zeiten so geschrieben wurde. cf. die Vorrede zur zweiten Ausgabe meiner Odyssee. Was die Abtheilung betrifft, so ist man gar noch nicht an bestimmte Regeln gewöhnt. Der Grieche theilte so ab, wie er die Sylben in der Aussprache mit einer andern verband und bekümmerte sich nicht um die Abstammung; auch nicht, ob mit gewissen Consonanten allemal ein Wort anfangen könne, wie wir im

Deutschen thun wollen, κα-τε-βα-λεν, nicht κατ-εβαλεν. So haben die grössten ältesten Buchdrucker, als Henr. Stephanus, Aldus Manutius u. a. m. Einige Fälle können freilich Schwierigkeiten verursachen, z. B. wie soll ich πραγμα theilen? πραγ-μα? So theilt aber der Grieche nicht. Consonanten, die ein Wort anfangen können, müssen auch eine Sylbe anfangen, wie in πρα-γμα. Bei Präpositionen theilt man auch falsch: παρ-εικω, ὑπ-εικω. Die Alten theilten πα-ρεικω, ὑ-πεικω. Einige Buchstaben werden wie zusammenhängend angesehen, dergleichen sind z. B. κτ., στ., γμ. etc. Das Beste ist hier, eine und die andere gute Ausgabe eine Zeitlang genau zu beobachten. Im Deutschen sollte man eben so die zur zweiten Sylbe gehörigen Consonanten bei Apostrophationen auch zum folgenden Worte ziehen, z. B. er lenkt ihn, muss unterschieden werden von: er lenkt' ihn, also muss man dann trennen: er lenk-t' ihn. Was man sonst über Abänderung und Verwandlung vorne in den Grammatiken findet, übergehe ich hier. Nur hüte man sich, so etwas gleich mit Anfängern vorzunehmen. Die Lehre von der Verwandelung der Buchstaben ist etwas sehr Abstractes. Das Dringendste ist, gleich anfangs über Declination und Conjugation die nöthigsten Begriffe beizubringen.

f.

Declination.

Was die Declinationen und Conjugationen betrifft, so ist der grammatische Unterricht nicht alt und gehört nicht in die frühesten Zeiten. Diese Elementardinge sind erst aus der Zeit nach Aristoteles, aus der alexandriner Periode. Im Griechischen hängt das noch mit etwas Anderm zusammen. Obgleich die griechische Sprache schon früh ziemlich constant war, so war sie doch auf der andern Seite in vielen Wörtern sehr schwankend. Viele grosse Schriftsteller haben in ältern Zeiten wirkliche Fehler gegen das gemacht, was nachher festgesetzt wurde. Der erste grosse Grammatiker Aristarchus setzte zuerst feste Regeln und änderte und bestimmte selbst in ältern Schriften, wie Homer, Herodot etc., wo er merkte, dass der Schriftsteller sich wirklich geirrt habe. Man fragte ferner, wie viel Declinationen es geben sollte. Da wurden zehn festgesetzt, fünf für die simplicia und fünf für die contracta. Man muss diese kennen, wenn man alte Scholiasten verstehen will. Man findet sie in Vossii Grammatik. In neuern Zeiten simplificirte man sie. Weller brachte sie zuerst auf drei zurück und machte sich dadurch ein grosses Ansehn. Doch hat man sich in das Simplificiren zu weit eingelassen und man hätte fünf annehmen können. Was das Ganze

betrifft, so sieht man bald, dass Alles auf einerlei herauskömmt. Hauptsächlich muss man bei den Declinationen Acht geben, wie sich die Consonanten verändern und wie der Genitiv laute, woraus man immer auf das erste Stammwort schliessen kann. Hiezu kann *Glandorf* dienen. Eine andere Bemerkung über die nomina ist das genus, die auch eben so wohl ins Lateinische gehört. Man hat in den Grammatiken Regeln, um aus den Endungen zu sehen, ob ein Wort generis masculini oder feminini ist. Nur muss man sich hüten, diese Endung nicht für die Ursache zu halten, warum das Wort generis masculini oder feminini sey. Blos da ist dies der Fall, wo man nach der Analogie verfuhr. Es frägt sich nun: wie soll das genus gelernt werden? Ja nicht durch Regeln. Das Einzige ist, es muss durch den usus gelernt werden. Wie kann das aber geschehen? Im Lateinischen und Griechischen geht es nicht auf gleiche Weise. Im Französischen ist es am besten, wo man ein jedes Wort gleich mit dem Artikel lernen kann. Der Lehrer muss also im Griechischen auch jedesmal den Artikel vorsetzen. Im Lateinischen ist es freilich schlimmer, da hier kein Artikel ist. Man setzte ehedem immer das pronomen hic, haec, hoc vor. Besser ist es, im Lateinischen so früh als möglich immer ein Adjectiv dazuzusetzen. Geschieht dies, so wird einer beim weitern Lesen bald zu einer Festigkeit kommen. Hinsichtlich des Griechischen ziehe man aus den Declinationen die Endungen aus und lasse zuerst den Artikel lernen und mit ihm die Wörter decliniren, welches dem Gedächtnisse viel hilft und wodurch man auch das Geschlecht der Wörter erlernt, weil es schwer ist, dasselbe unter allgemeine Regeln zu bringen. Vom Artikel gebe man zuvor einen richtigen Begriff. Es ist nur einer; denn der postpositivus ist ein pronomen. In diesem Artikel stecken, wenn man ihn lernt, mehrere Formen der Declination; dies erleichtert das Lernen. Die Art zu lernen ist: der singularis, dualis und pluralis. Den dualis muss man auch lernen. Was höchst nöthig ist, ist, dass die Formen der Declinationen bestimmt im Gedächtnisse seyen, und diess muss geschehen mit der Feder in der Hand. Dies muss so weit gehen, dass man alle Formen kann. Die zweite Declination ist die, mit der man anfangen muss; denn sie ist die leichteste und natürlichste. Sie ist sehr einfach. Die dritte Declination macht Schwierigkeit. Will man sie sich leichter machen, so muss man sich selbst die verschiedenen Fälle auf Analogieen zurückbringen, oder man legt eine alte Grammatik daneben und vergleicht. Bei allem Decliniren muss man so verfahren, dass man zum Nominativ den Genitiv lernt; sonst kommt man in wunderliche Verlegenheiten. Nach den Substantiven kommen die Adjectiven und mit ihnen werden die

participia verbunden. Im Anfange hat man Nichts zu thun, als die Formen zu lernen; nachher sehe man auf die Entstehung der Formen und der Quantitäten. Dies thut gute Dienste, tiefer in die Sprache zu blicken und man sieht den Grund der Genitiven ein. Auf diese Art der Formen hat derjenige nicht zu sehen, der anfängt. Die Adjectiven haben wenig Eigenes. Solche Anmerkungen kann man dem Anfänger mittheilen; er sieht dann die Sache besser ein. Bei den pronominibus wird in den Grammatiken nicht Alles ins gehörige Licht gesetzt. Fängt man an, etwas zu lesen, so ist ein kleines Lesebuch von *Hörstel* hiezu sehr gut, wo besonders auf die Grammatik Rücksicht genommen ist. Man beschäftige sich dann im Unterrichte lange mit einerlei Declination und mische nicht die eine in die andere. Mit den Formen der Substantiven muss man auch die der Adjectiven und Participien verbinden, ohne dass man von allen besonders spricht. Hat man sie so durchgegangen, so kann man sie zur Wiederholung einzeln durchgehen; so wird der Schüler nicht irre gemacht. Die pronomina muss man erst nach den nominibus lernen, weil in ihnen viele Abweichungen von den Declinationen sind. Einige derselben sind adjectivisch, als *μόνος*, *αὐτὸς*; andere sind Vicesubstantiva, wie *ἐγὼ*, *σὺ*. Ausserdem ist noch ein Unterschied unter ihnen; denn sie sind entweder *enklitisch* (*ἐγκλιτικὸς*) oder *accentuirt* (*ὀρθότονος*). Die enklitischen sind solche, welche sich ohne Accent an das vorige Wort anlehnen. Dies geschah im Lateinischen so gut, wie im Griechischen. Daher schreiben noch viele Gelehrte zwei Wörter in Eins, welche doch sollten aus einander gesetzt werden, z. B. siquidem sollte si quidem geschrieben werden, da das quidem enklitisch ist. Diese beiden Classen der pronominum unterscheiden sich oft durch den blossen Accent, zuweilen auch durch eine kleine Veränderung in der Form, z. B. *σοι* findet man oft mit, oft ohne Accent. Im Deutschen ist es gerade so und man giebt nur nicht darauf Acht, z. B. die pronomina: mir, dir etc. sind oft accentuirt, oft nicht. Sage ich: er hat mir's gegeben, so ist es enklitisch; sage ich aber: jenem gab er es, mir nicht, so ist es accentuirt. Die Ursache liegt hier im Gegensatze. So ist es auch im Griechischen. *σοὶ* ist ein hervorgehobenes pronomen, *σοι* (ohne Accent) ist nur so beiläufig hingeworfen. Zu diesem Falle, wo auch in der Form ein Unterschied ist, gehört z. B. *μοι* und *ἐμοὶ*, *μου* und *ἐμοῦ*, *με* und *ἐμὲ*; diese sind accentuirt, jene nur enklitisch. Durchaus sind sie nicht völlig einerlei. Wie ist es aber im Lateinischen, da sie für mihi, tibi Nichts haben, was sie dafür setzen könnten, um ihnen einen Nachdruck zu geben? Sie zwingen es durch die blosse Stellung. Das pronomen am Anfange hat immer einen grossen Nachdruck; sol

es ohne Nachdruck stehen, so muss ich es blos verstecken, und in Absicht der Stellung der pronominum ist im Lateinischen eine grosse Feinheit. Mihi mittas hunc librum, d. h. keinem andern; mittas mihi hunc librum; hier ist auf dem ersten mihi der Accent. Was den Gebrauch betrifft, den die Griechen von diesen beiden Arten der pronominum machen, so sieht man, dass sie die accentuirten vorzüglich bei Gegensätzen brauchen, da diese eine besondere Emphasis haben. Oft freilich scheint der Gegensatz nur da zu seyn und ist nicht wirklich da. Dies hängt aber gar sehr von dem verfeinerten Gefühl des Schriftstellers ab. Ein zweiter Fall bei den accentuirten ist, wenn eine Präposition vorhergeht; z. B. ich sage nie: εἴς με, nicht ἐπὶ μοι, sondern εἰς ἐμὲ, ἐπ' ἐμοί; πρὸς macht eine Ausnahme. Nur muss man nicht die Beispiele aus dem N. T. nehmen. Dass die Griechen diesen Unterschied genau eingesehen haben, sieht man schon aus Ilias 1, 20. Auch Apollonius de syntaxi 1, 3. 2, 2. hat die Bemerkung über diesen Unterschied gemacht. cf. *Harris* allgemeine Grammatik, wo auch darauf aufmerksam gemacht wird. Auch im pluralis findet bei diesen pronominibus ein ähnlicher Unterschied statt mit ὑμῖν, ὑμᾶς, ἡμῖν, wo es aber blos auf den Accent ankommt, weil diese keine Abänderung erleiden. In Hinsicht anderer pronomina will ich nur noch erinnern, dass für noster, vester die Griechen sich so ausdrückten: τὸ πρᾶγμα ἡμῶν, welches viel häufiger als τὸ πρᾶγμα ἡμέτερον vorkommt. Dies ist auch in's Lateinische übergegangen. Ich sage z. B. negotium meum, tamquam omnia diligenter curantis. Es ist, als wenn mei stünde, denn so scheint der genitivus curantis von Nichts abzuhängen. Abusive haben die Lateiner auch wohl zuweilen libri vestrum, statt libri vestri gesprochen.

g.

Verbum.

Dies ist der schwerste Theil der griechischen Sprache. Es frägt sich: wie viel haben die Griechen species seu genera verbi? Die nothwendigen Gattungen der verba müssen alle gebildeten Nationen haben und die Griechen haben sie vorzüglich.

aa.

Genera Verbi.

Man unterscheidet:

1) *activum*, das Kraftäusserung (ἐνέργειαν) ausdrückt. Es endigt sich auf ω und μι. Letztere Endigung ist später und

aus der erstern entsprungen. ω ist das gewöhnliche und $\mu\iota$ ist gleichsam nur eine Anhangsylbe dazu, z. B. τίθημι hat im futuro θήσω. Daraus kann ich schliessen, dass das eigentliche verbum θέω geheissen; dafür sagte man θῆμι und dafür τίθημι, und so sind alle verba auf μι Abwandlungen von den verbis auf ω. Wir nehmen hier an, die Endung ω und μι drückt activa aus, und das ist in den meisten Fällen wahr.

2) *passivum*. Der Endungslaut desselben ist μαι. Es frägt sich: soll ich bei den übrigen Classen der verborum auf die Bedeutung oder auf die Form sehen? Sehe ich auf die *Bedeutung*, so werde ich von *verbis neutris* als einer eigenen Classe sprechen. Diese endigen sich aber auch häufig auf ω oder μι, z. B. νοσέω, ὑγιαίνω in der Form ganz activisch. Es giebt auch neutra, die sich auf μαι endigen, als κοιμάομαι. Die verba neutra (οὐδέτερα) lassen sich in Absicht des Conjugirens ganz abschneiden. Noch leichter wird man mit den verbis impersonalibus fertig. In Absicht der *Form* aber hat man im Griechischen noch eine eigene Classe,

3) *medium*. Dieses hat den Gelehrten viele Schwierigkeiten gemacht. media heissen diese verba auf eine seltsame Art, man weiss nicht einmal recht, nach welchem Grundbegriff; vielleicht weil sie zwischen Activ und Passiv so in der Mitte stehen, dass sie Etwas vom Activ und Etwas vom Passiv haben, oder weil sie in ihrer Handlung Etwas vom Passiv und Etwas vom Activ haben. In dieser letztern Bedeutung wären die media reciproca zu nennen. Dieser Begriff würde aber nicht erschöpfend, sondern vielmehr verführerisch seyn. Es finden sich auch media, die wie die passiva μαι haben, bei denen gar keine reciproke Bedeutung in Betrachtung kommt. Diese sind wie die lateinischen deponentia. Es kommt hier Alles darauf an, die Bedeutung des medii so deutlich, als möglich, auseinander zu setzen und einen vollständigen Begriff von demselben zu geben. *Ludolf Küster* hat zuerst in Absicht auf den Gebrauch des medii das meiste Licht in neuern Zeiten verbreitet. Das medium herauszuwerfen, einige tempora unter das activum, andere unter das passivum zu bringen, ist ganz unstatthaft, gerade als wenn ich sagen wollte, im Ganzen haben die Lateiner keinen Ablativ. *Trendelenburgs* Methode ist daher nicht anzunehmen. Nach Küster haben Andere seine Vorstellungen noch weiter ausbreiten und durch mehrere Beispiele bestätigen wollen. Diese sind *Drösig* und *Wolle*. Letzterer ist ein ganzer Sünder. *Drösig*'s Buch ist besser und von *Fischer* (in Leipzig) 1755 wieder herausgegeben. Neuerlich ist auch von *Kistemaker* de origine verborum, Münster 1787. erschienen. In andern Sprachen kommt das medium nicht vor. Man hat es mit dem deponens im La-

teinischen und mit andern Arten von verbis verglichen; allein damit kommt man nicht aus. Bis auf Küster hatte man mangelhafte Vorstellungen von demselben; er gab eine richtige und deutliche, aber nicht vollständige Idee. Seine Schrift de verbis mediis ist methodisch und gut geschrieben. Am besten thut man, wenn man sich eine Zeitlang an ihn hält. Seine Idee ging dahin: die media sind verba reciproca in der Bedeutung. Andere bestimmen es noch genauer mit Rücksicht auf das passivum. In dieser Distinction kommt es bei den meisten Schriftstellern vor und ist immer reciprok. Allein es giebt viele verba media, deren activa wir nicht wissen, und um die reciproke Bedeutung zu entwickeln, muss man die activa kennen. Man nimmt daher alte activa an, und auf diese bringt man die reciproken zurück. In vielen Fällen kann man dies glücklich thun, in vielen nicht, wo man sich auf den Sprachgebrauch verlassen muss. Die media lassen sich bei uns und im Lateinischen nicht immer reciprok übersetzen; gleichwohl kann die reciproke Bedeutung versteckt liegen und andere Sprachen drücken sich nur anders aus. Man muss, wo man kann, das alte activum herauszubringen suchen und die reciproke Bedeutung entwickeln. Hieraus entspringt eine zweite Art, das medium anzusehen. Es hat oft die Form des medii, in der Bedeutung aber ist es activum oder ein verbum neutrum. Das Deutsche entspricht hier oft nicht dem Griechischen. Doch giebt es Spuren, wo die Bedeutung klar ist. Die Griechen nehmen ein verbum, dem sie den vorgängigen Begriff gegeben haben, den es in usu hat. Dass das medium deswegen so benannt werde, weil es gleichsam zwischen activum und passivum in der Mitte stehe, das will nichts sagen; eher, weil einige tempora auf active, andere auf passive Weise geformt werden und einige active, andere passive Bedeutung haben. Die Bedeutung ist reciprok, aber die Formen sind theils activ, theils passiv. Das praesens und imperfectum ist passivisch und das perfectum activisch. Die Vorstellung, dass es zum activum gehöre, nehmen nicht Alle an. Das plusquamperfectum ist von der nemlichen Art. Der aoristus 1. hat die Form des passivi. Die Griechen haben vorzüglich den Aorist reciprok gebraucht. Gänzlich aber fehlt es an Beispielen nicht, wo er auch eine passive Bedeutung hat, und da ist ein wunderlicher Wechsel im Griechischen, dass die aoristi im passivo active Bedeutung und im medio passive Bedeutung haben. Die beiden futura gehören der Form nach zum passivum, so dass, wenn man das medium aufheben wollte, die Formen sich vertheilen liessen. *Trendelenburg* thut dies, aber mit wenig Glück und mit Contradiction der alten Grammatiker, da sie immer das medium angeben. Wir können nicht abweichen von dem hergebrachten Gebrauch der Grammatiker; auch

deswegen nicht, weil es tempora giebt, welche ihre Bedeutung als reciproke zu deutlich an der Stirn tragen, und der usus wird auch nicht dadurch befördert im Lernen. (Die verba auf $\mu\iota$ kann man verschieben, bis man mit jenen fertig ist; man ist schon aufmerksam auf sie gemacht. Ihr Eigenes will nicht viel sagen. Sie machen eine Conjugation für sich, aber nicht in Rücksicht auf characteristische Buchstaben). Das medium hat hiernach zweierlei Bedeutungen, eine reflexive und eine reciproke; jene ist die allgemeine, diese die specielle. Der völlig reciproke, oder doch einigermassen reciproke Gebrauch, d. h. dass sich die Handlung mehr oder weniger auf den, dem sie beigelegt wird, zurückbezieht, ist der allgemeinste und vielleicht der ursprüngliche. Der zweite ist von der Art, dass die Form des medii gar nicht in Betrachtung für die Bedeutung kommt. Was die reciproke Bedeutung betrifft, so gehören dahin

a) solche Handlungen, die man schlechtweg an sich selbst thut. Hier unterscheidet sich das medium offenbar vom activum und passivum, z. B. κείρω ich scheere, κείρομαι ich werde geschoren, κείρομαι ich scheere mich.

b) solche Handlungen, die auf irgend eine Weise auf uns Bezug haben, z. B. μεταπέμπομαι ich schicke zu einem andern hin und lasse diesen zu mir holen. Wenn wir im Lateinischen dafür sagen arcesso, so ist das ein activum; löse ich aber den Begriff im Griechischen auf, so sehe ich, dass sich ihn der Grieche reciprok gedacht hat, wenn wir ihn gleich nicht in einer andern Sprache so ausdrücken können. ἐρίζομαι ich zanke mich mit einem andern, ist auch noch etwas reciprok. κόπτω ich schlage, κόπτομαι ich traure oder ich schlage mich vor Betrübniss, wie im Lateinischen plango, welches auch vom Wasser, das an einen Felsen schlägt, gebraucht wird. Hier ist offenbar eine reciproke Bedeutung, auch wenn wir sie nicht ausdrücken können. In solchen Fällen geht jede Sprache ihren eigenen Weg. φυλάττω ich hüte, φυλάττομαι caveo, ich hüte mich. Im Lateinischen scheint es ein neutrum zu seyn, der Grundidee aber nach bleibt es reciprok. ἐπείγω ich treibe, ἐπείγομαι ich eile, eigentlich, ich treibe mich an. Es giebt aber allerdings mehrere Fälle, wo sich die eigentliche Reciprocität nicht herausbringen lässt. Daher setzt man mit Recht fest, es liegt beim medio häufig keine weitere Bedeutung zum Grunde. Es ist damit gerade so, wie mit den lateinischen deponentibus, und der usus loquendi hat gemacht, dass man gewissen verbis von activer Bedeutung eine passive Form gegeben hat. Schon in den ältesten Dichtern finden wir solche verba media. Man muss daher bei jedem verbum zuerst untersuchen, zu welcher Classe es gehört. Das Conjugiren selbst macht so viele Schwierigkeiten nicht. Springen die

Griechen ins passivum, um das medium auszudrücken, besonders im perfecto und Aorist, so haben diese tempora deponentische Bedeutung.

bb.

Conjugatio.

In Hinsicht der Conjugation muss die Art des Lernens erleichtert werden, und man muss auf die Bedeutung der temporum ein wachsames Auge haben, um zu sehen, was jedes für einen Sinn habe. Auf das Letztere haben die Gelehrten nicht gesehen. Die Lehre von den temporibus ist durch *Hermanns* Werk sehr verdunkelt und viel zu sehr a priori behandelt worden. Was im *Buttmann* vorkommt, ist auch nicht ganz richtig, *Primisser* in einer kleinen Schrift gegen *Trendelenburg* hatte gute Ideen, die man in *Hermanns* Werke benutzt findet. Nach obiger Tabelle stellen wir nun auf

die tempora nach den drei Handlungen:

1) *actio infecta oder imperfecta.*

a) praesens: φιλέω
b) praeteritum: ἐφίλεον
c) futurum hat 2 formas; forma prima futuri: φιλήσω
— secunda — : φιλῶ.

2) *actio perfecta.*

a) praesens: πεφίληκα
b) praeteritum: ἐπεφιλήκειν
c) futurum: ἔσομαι πεφιληκὼς amavero. Hie und da kommt ein Aorist abusivisch vor, und dieser hat die Gelehrten verführt, zu glauben, es gäbe kein solches tempus; das zusammengesetzte haben sie verschwiegen. Der Grieche macht es eben so und spricht: ich werde einer seyn, der geliebt haben wird.

3) *actio inchoanda.*

a) praesens: μέλλω φιλεῖν, ich gehe damit um, ich stehe im Begriffe. Die Alten haben diesen Begriff immer so gefasst, dass es heisst: scheinen; auch kommt's heraus wie unser: mögen.
b) praeteritum: ἔμελλον φιλεῖν
c) futurum: μελλήσω φιλεῖν.

4) *Aoristi.*

a) praesens vel prima forma: ἐφίλησα
b) praeteritum vel secunda forma: ἔφιλον
c) futurum vel tertia forma: πεφίλησομαι.

Das μέλλω hat den Infinitiv nicht blos im praesens bei sich, sondern auch im futuro und Aorist, μέλλω φιλῆσαι. Das dritte futurum exactum kommt unzähligemal in der Topik des Aristoteles vor. Man glaubt, μέλλω mit dem Infinitiv wäre eine Verwechselung oder Eleganz. Der Infinitiv und die Participien sind reicher als im Lateinischen; aber es liegen keine Zeiten darin, sondern blosse Verschiedenheiten der Handlung. In der actio imperfecta heisst er φιλεῖν; in der perfecta πεφιληκέναι; in der actio adhuc inchoanda φιλήσειν, eigentlich μέλλειν φιλεῖν. φιλῆσαι ist eigentlich überreich; der Grieche braucht es für μέλλειν. Die participia in actione

imperfecta: φιλῶν

perfecta: πεφιληκώς

adhuc inchoanda:

aa) φιλήσων (prima forma)

bb) φιλῶν (secunda forma). So kann man begreifen, warum so oft in den Grammatiken steht: deficit. Es war nehmlich da keine Form nöthig, weil keine unterscheidende Handlung ausgedrückt wurde. Dies ist beim Infinitiv, Conjunctiv und Optativ als obliquen Formen unter verschiedenen modis der Fall. Der Aorist ist einfach und hat zwei Formen; dazu kommt noch eine im passivo, wo drei futura, d. h. 3 formae futuri. Die dritte stammt aus dem perfecto. Aus πεφίλημαι ist πεφιλήσομαι geworden. Die forma prima ist φιληθήσομαι, secunda φιλήσομαι. Diese drei Formen sollten nicht Einerlei bedeuten; die dritte hat eine propria significatio und es wurde dieselbe paulopostfuturum genannt. Wenn man auf die Herstammung dieser Form Achtung giebt und Beispiele sammelt, so ist es ein futurum exactum perfecti passivi. Vorher hatten wir das futurum exactum durch Umschreibung; dies wird durch die Reduplication, welche Vollendung der Handlung anzeigt, deutlich.

cc.

Einige Bemerkungen über die abweichende Bedeutung der temporum.

Das Imperfect brauchen Griechen und Lateiner gern vom *Pflegen* und es liegt auch oft darin diese Idee, weil zum Pflegen eine fortdauernde Handlung gehört. Der Aorist verdient besonders bemerkt zu werden. Dieser hat seine zwei Formen, die selten üblich sind bei jedem verbo. Er hat einen eignen Gebrauch. Er bedeutet das historische Tempus und man sagt auch: ein Pflegen; das ist aber nicht wahr, sondern eine solche Handlung, die sonst vorgefallen ist und die wieder vorkommen kann, dass man unsere Redeart hineintragen

kann: der ist wohl eher glücklich gewesen. Er wird so gebraucht, dass alle drei tempora darin zu liegen scheinen, allein dies ist nicht sein Begriff.

dd.

Von den Formen der temporum.

Sie müssen wie die Wörter so früh als möglich auswendig gelernt werden. Bei den Conjugationen ist die Methode schuld, dass nicht Alles vereinfacht ist, und dies ist Ursache, dass es nicht seinen guten Fortgang hat. Es sollte eine solche Classification seyn, dass man keine gemeine Frage schuldig bleibe. Es ist nicht genug, dass man paradigmata hinstellt, sondern Fachwerke müssen aufgestellt werden. Die griechische Conjugation unterscheidet sich von der lateinischen dadurch, dass das verbum nicht blos, wie in dieser, hinten, sondern auch vorne und in der Mitte modificirt wird, und diese Veränderungen müssen nun in die Conjugation gebracht werden. Das Erste, was in die Augen fällt, sind die verschiedenen Endungen, nach deren Verschiedenheit man die verschiedenen Conjugationen gemacht hat. In Absicht der Zahl der Conjugationen hat man sich lange gar nicht um die Endungen bekümmert, sondern das Griechische wird eben sowohl in der Mitte, als am Anfange verändert. Die Termination hat die meisten Modificationen, besonders wenn man die Dialekte mitnimmt. Die Lateiner haben auch in vielen Fällen die griechische Weise; sie verändern oft nicht allein am Ende, sondern fügen auch Buchstaben in die Mitte; z. B. dico — dixi, wie im Griechischen λέγω — λέξω, und schieben in beiden Fällen noch ein s ein. So giebt's im Lateinischen auch Veränderungen vorne, von curro cucurri, von parco peperci. Diese drei Veränderungen am Anfange, in der Mitte und am Ende haben verschiedene Benennungen. Die erste heisst: *Augment*, die zweite: der *Charakterbuchstabe*, die dritte: die *Termination*. Die Veränderung vorne besteht durch das *Augment*. (Vorher muss man die Sache erklären). Der Grieche ändert vorn durch Zusetzung von einem ε, wie der Deutsche von geben gegeben. Das ε fügt er vor in den praeteritis temporibus; zuweilen kommt noch ein Buchstabe vor. Man spricht von einem doppelten Augment, was wunderlich ist; man sollte von einer doppelten Art der Veränderung sprechen, die eine augmentum syllabicum, die andere temporale genannt. Das tempus (χρόνος — jede Verweilung, die ich auf einer Sylbe mache, nennt der Grieche ein tempus, — eine lange Sylbe hat zwei kurze tempora, daher nennt man auch das η eine δίχρονος vocalis) zeigt eine Quantität an, also temporale ein Quantitätsaugment, syllabicum ein Sylbenaugment. Beide sind

hinkende termini technici. Das ε ist syllabicum und dieses steht vor den verbis, die sich mit einem Consonant anfangen. Wenn das verbum sich mit einem Vocal, wie z. B. das ε ist, anfängt, so tritt noch eins hinzu und es wird verlängert durch η. Fängt also das verbum mit einem Vocal an, so wird der Vocal lang durch Hinzusetzung eines neuen. Aus ο wird ω. Dieses letztere Augment haben die Lateiner ganz vorzüglich, dass sich der kurze Vocal im praesens in einen langen im praeterito verwandelt, z. B. comĕdo comēdi, vĕnio vēni. Nur hatten die Lateiner keine besondern Unterscheidungszeichen dafür. Aus dieser Art von Aehnlichkeit sieht man, dass die Sache da ist, auch wo man sie nicht vermuthet. Das syllabicum erfordert noch eine neue Veränderung. Wenn es in die vollendete Handlung eintritt, so muss der erste Consonant vor dem Augment noch einmal wiederholt werden, was die Grammatiker *Reduplication* nennen. Das plusquamperfectum kriegt noch das augmentum praeteriti. Der Attiker setzt zuweilen ein doppeltes Augment.

In der Mitte gehen auch Veränderungen vor dadurch, dass man Buchstaben abändert, welche man zur Erlernung der tempora braucht. Diese nennt man *Charakterbuchstaben*, litterae characteristicae, ein schicklicher Name. In den meisten Fällen sollte es heissen: Buchstaben, welche zugesetzt werden. Wenn ich dixi sage, so setze ich zu dico ein s, und σ ist im Griechischen gewöhnlich der Charakterbuchstabe, wenn er gleich der kürzern Schreibart wegen oft in einen andern Consonant verwandelt wird. Beim futuro ist dieser Buchstabe ganz gewöhnlich. Aus dem futuro geht das sigma mit in den aoristus 1 über; im perfecto ändert es sich wieder, und hier entstehen die meisten Veränderungen. Diese Charakterbuchstaben, oder die Verwandlung der Buchstaben in einen andern, erfolgen nach gewissen allgemeinen Regeln, welche in unsern Organen gegründet sind. Je nachdem im praesenti dieser oder jener Consonant ist, wird ein Charakterbuchstabe anders. Der Charakterbuchstabe geht immer vor der Endung her, und kann nie anders als ein Consonant seyn. Die Aenderungen am Ende nennt man *Termination*. Von der in der Mitte und hinten muss Rath herzuholen seyn, wenn man frägt: wie viel Conjugationen giebt's im Griechischen? Die alten Grammatiker richten sich nach den Veränderungen in der Mitte, welche darin bestehen, dass die Consonanten vor der Endsylbe in den verschiedenen temporibus, welche vom praesens abstammen, auf mannichfaltige Art verändert werden zur Charakterisirung der verschiedenen temporum; deswegen litterae characteristicae genannt. Sofern lassen sich die verba in fünf Classen eintheilen und die Charakterbuchstaben gehören in das futurum und

perfectum. Der des Futuri ist ein σ, d. h. es steckt im Worte. Im perfecto ist bald φ, bald χ, bald $\varkappa$. Nun sind

1) diejenigen verba, welche im praesens zum Charakterbuchstaben β, π, φ haben, von einer Classe. Man rechnet dazu noch $\pi\tau$, aber die sollte man nicht dazu rechnen, weil das τ in solchen Fällen nicht in Betrachtung kommt.

2) diejenigen verba, welche den Laut von γ, $\varkappa$ haben, d. h. wo der Charakterbuchstabe γ, $\varkappa$, χ ist.

3) diejenigen, welche ein δ, ϑ, τ zum Charakterbuchstaben haben.

4) diejenigen, welche ein σ oder das verwandte τ haben. Dazu kommt noch ζ, also ζ, $\sigma\sigma$, $\tau\tau$.

5) die sogenannten verba λ, μ, ν, ϱ. Dazu kommen

6) alle die verba, die vor ihrer Endung keinen Consonant, sondern einen Vocal haben. Hiernach wären sechs Conjugationen. Wären die griechischen Endigungen gleichförmig, so hätte man in diesen den Eintheilungsgrund gesucht. Allein man fand, dass sich dieses nebenher bemerken liesse nnd es besser wäre, sich an die Termination zu halten. Man hätte aber zeigen sollen, wie das Lateinische dieses alles auch, wie im Griechischen, wenigstens im Einzelnen, hat. Die Terminationen sind höchstens dreierlei. Man sagt, die verba auf ω im praesens machen eine Classe aus, und die zweite entsteht durch die verba in $\mu\iota$. So gäbe es zwei Conjugationen. Allein die verba auf ω unterscheidet man in zwei Classen.

a) diejenigen, die ein ω impurum haben, welchen ein Consonant vorausgeht. Dies sind die verba barytona, die den accentus gravis auf der letzten Sylbe haben. Wenn die letzte Sylbe nicht den acutus hat, so hat sie den gravis. In diesem ist auch der Fall, dass das ω ein unreines ist.

b) die, wo das ω ein purum ist, wenn ein Vocal vorausgeht. Da das ist, so kann man sie contrahiren, d. h. verba contracta auf $\varepsilon\omega$, $\alpha\omega$, $o\omega$. Daher giebt's Contractionen im attischen Dialekt. Ein toller Gebrauch ist, dass man die contracten Formen hat lernen lassen und die andern nicht. Natürlicher ist's die ionischen lernen zu lassen, denn die ursprünglichen geben den Schlüssel zu allen. Man bekommt drei Conjugationen; die erste: non contracta auf ω; die zweite: contracta auf $\varepsilon\omega$, $\alpha\omega$, $o\omega$. Diese sind in Rücksicht der Termination einerlei Art, wenn man gleich wohl thut, jede für sich durchzugehen. Drittens die verba auf $\mu\iota$, die manche Besonderheiten haben. Sie qualificiren sich, zuletzt gelernt zu werden; doch braucht man sie in der ersten Conjugation, denn in ihr sind Formen auf $\mu\iota$. Nach der Mannichfaltigkeit der Formenlehre kann man hinten das verbum auf verschiedene Weise verändern; die verba auf $\mu\iota$ lassen sich auf die von ω zurückbringen und sind später.

Vor Allem muss man sich die Charakterbuchstaben recht bekannt machen. Das futurum hat σ, das verschiedene Veränderungen erleidet. Die verba auf λ, μ, ν, ρ sind zu merken, die vorne keine Veränderung haben, sondern hinten verlängert werden. Schwieriger zu merken ist der Charakterbuchstabe im perfecto. Wo ein ψ im futuro ist, da ist in demselben φ; wo ein ξ war, ist χ; wo σ war, ist am häufigsten κ, dass am häufigsten im perfecto herrscht; auch bisweilen χ. Dies ist eine Hauptregel im Griechischen, sieben tempora sich hinter einander weg zu sagen und die Einrichtung der Buchstaben in der Mitte zu wissen, weil dies den Schlüssel zum übrigen Conjugiren enthält. Im Griechischen sind sieben Formen: 1) praesens als die Stammform; 2) futurum 1; 3) forma 1 aoristi; 4) perfectum activi; 5) perfectum passivi; 6) aoristus 1 im passivo; 7) futurum 1 passivi.

Hieher gehört das, was von der Hemsterhuisischen Schule über die Ableitung der verborum auseinandergesetzt ist. Was die Formation betrifft, so hat Hemsterhuis in diesem Fache die grössten Verdienste. *Lennep* lieferte etwas Umständliches darüber, das aber nachher durch die Schnidischen Schriften de analogia sehr entbehrlich gemacht ist. cf. Villoison's Noten über Longus und zum ersten Anlauf die Vorrede in *Trendelenburg's* Grammatik, wo Auszüge aus Schnidius nur mit einigen Unrichtigkeiten sich finden. Was ich für Träumerei halte, übergehe ich. Man muss bei allen verbis wahrnehmen, dass der Grieche, da er seine Sprache mit der Poesie bildete, eine ausserordentliche Biegsamkeit der Formen hat und die Form verändern kann, wie es dem numerösen Schritte des Hexameters gemäss ist. Darin liegt ein Hauptgrund der Veränderung der Worte, die entweder zugleich entstunden oder verändert wurden. Ist es natürlich, dass sich die Dichter eine neue Sprache verschafft haben? Bei uns ist es umgekehrt. Allein man muss einen Unterschied machen zwischen den Zeiten, wo die Sprache schon fest gegründet und hartnäckig war, Etwas anzunehmen, und der, wo sie ihre Bildung durch die Sänger (die frühen Sänger sollte man nie Dichter nennen) erhielt. Denkt man, dass die frühere Zeit ihr Bestreben auf die Gesänge wandte, so ist es natürlich, dass die Sprache sich zum Behufe des Gesanges bildete. Dies hat der griechischen Sprache den Vorzug des Wohlklangs vor allen andern gegeben. Die Hauptsache war: es gab keine andere Sprechart, als die der alten Sänger, die rhythmische. Hätte sich früher eine prosaische ausgebildet, so wäre Alles ganz anders. Wie konnte aber der usus loquendi so etwas bestätigen? Ehe sie geschrieben wird, ist sie biegsamer, als wenn dies nicht ist, wenn sie fixirt ist. Dann hat die Sprache noch unbestimmte Formen, die noch nicht abgesondert sind, so dass eine für

die richtige erklärt würde. Die alten Sänger wagten, ob dies und jenes den numerus füllen würde. Dies vorausgesetzt, ist es natürlich, dass man beim verbo so verfahren hat; man hat einem verbum vier bis fünf Formen gegeben. Dabei aber, um sich die Sache zu erleichtern, muss man auf die kürzesten Formen, als die ursprünglichen fortgehen. In den meisten Fällen sind längere Formen durch Anfügungen und Zusätze erweitert aus kürzern entstanden. Die angesetzten Formen können aus vielerlei Sachen entstanden seyn, so dass oft Einiges auf dialektische Veränderungen hinausläuft. Manches ist nicht historisch zu erweisen. Wo Anomalien erscheinen, ist oft Analogie, die man oft nicht historisch nachweisen kann. Oft kann man es; man sieht, dass alte Stämme im Gebrauch waren, nachher aufhörten und die Abkömmlinge blieben. Es sind der Stämme mehrere abgekommen, als man hat, und die Irregularität ist zu erklären. Ein Anderes ist es, wie man die Sprache anfangs lernen und wie man darüber philosophiren kann. Eine bedenkliche Frage kann es seyn, ob man von den Stämmen weitläuftig sprechen soll, oder geradezu sagen: das ist irregulär und muss gelernt werden. Wie weit muss es dem Anfänger gesagt werden? In gewissen Fällen, wo es sich historisch nachweisen lässt und man sagen kann: diese Form ist zuweilen da, in den frühern Dichtern, als ἅπαξ λεγόμενα; in der spätern Gräcität sind sie nicht. Es kann einem ganz natürlich der Stamm bei der Ableitung einfallen, welches sogar das Conjugiren erleichtert. Hier kann ich rückwärts gehen und die abspringenden irregulären Formen zusammenstellen, und aus diesen auf die Stammform schliessen lassen. Es kommt hinzu, dass zu einer und derselben Zeit, während der gebildeten griechischen Sprache, gar nicht alle die tempora neben einander sind gebräuchlich gewesen, die aufgestellt sind. Man muss sie daher aufstellen, um die Formation zu zeigen. Allein daraus muss man nicht schliessen, dass jedes tempus auch immer im Gebrauch gewesen ist. Hievon finden wir ungeheure Abweichungen, und zwar bei den Aoristen; da ist immer nur einer üblich. Hieraus kann man sehen, dass sie nur zwei verschiedene Formen sind. So ist es auch in Absicht der futura. Es waren wohl zu einer Zeit ein paar Formen da, aber nicht immer, und alle Formen waren nicht zu gleicher Zeit, sondern rühren aus verschiedenen Zeitaltern. Valkenaer hat gezeigt, dass der aoristus 1 passivi die Form in alten Zeiten war, und dass man sich nachher mehr des aoristus 2 bedient habe. Die grössere Härte der Form des aoristus 1 assignirt sie auch den ältern Zeiten. Hier haben wir im Griechischen schlechte Hülfsmittel. Im Lateinischen ist man in Rücksicht der Grammatik weiter; der Grund ist, weil man in ihr schrieb. Es muss Jemand eine Zeitlang in einem Zuge (uno tenore) fortgehen und

eine Reihe Ideen immer treiben, wenn er Fortschritte machen will. Aber es kommt auf richtige Principien an. Will man sich über die beiden letzten Punkte selbst das verschaffen, so erfordert es eine lang fortgesetzte Anstrengung, nemlich, dass man im Griechischen wüsste, welche Formen in den Schriftstellern vorkommen. Wir müssten lexica haben, welche bei jedem verbo die vorkommenden Haupttempora angäben. In *Reiz's* Schrift de temporibus et modis verbi gr. et lat. 1766—82. 2 diss. 4 ist ein Anfang dazu gemacht. Hätte man die richtige Art zu conjugiren inne, so könnte man dann auf die Stämme zurückschliessen.

Einzelne tempora betreffend, so kam vom praesenti das futurum, das man immer wissen und annehmen muss. Der Charakter ist σ. Man spricht noch von einer zweiten Form des futuri. Diese rührt aus einer ionischen Form des futuri her und ist von der ersten nicht verschieden. Mit diesem ist der attische Dialekt verwandt, nur dass er verkürzt und contrahirt. Dies sieht man bei τύπτω, wo man τυπέω annimmt. Die Contraction ist tief gegründet in der Analogie der Sprache, und nicht blos so angenommen. Das futurum 2 hatte auch sein σ, es ist nur herausgetrieben, und ist also nicht verschieden vom futurum 1. Dies geht so weit, dass man im Attischen futura 2 findet, welche man attisch nennt, und man sagt, die Attiker hätten sie allein. Das futurum 2 ist das contracte futurum. Das Nemliche hat auch statt im passivo und medio. cf. *Hemsterhuis* über Aristophanis Plutus p. 217. und 397., *Pearson* (Valkenaer's Schüler) über Moeris Atticista p. 17. und 124., *Dawes* miscellanea critica p. 74. Dawes zeigt den Unterschied des Optativs und Conjunctivs sehr richtig. Der Conjunctiv steht im Griechischen, wo im Lateinischen das praesens conjunctivi steht, und der Optativ, wo im Lateinischen das imperfectum conjunctivi steht. Also steht der Conjunctiv im Griechischen, wo präsentische tempora vorangegangen sind; auch geschieht es nach dem Aorist, wenn die Handlung noch als fortgehend angesehen werden soll. cf. *Hermann* in den Noten zu Euripidis Hecuba im Anfange.

Beim imperfectum ändert sich Nichts, als dass die Augmentation hinzugesetzt wird. Eine Aehnlichkeit mit ihm hat der aoristus 2. Er ist der Form nach ein wahres imperfectum, nur von einem veränderten Stamm abgeleitet. Hier hat man den Fehler gemacht, dass man gesagt, die aoristi 2 wären imperfecta; allein dies ist unrichtig. Man hat hier die Form nicht von der Bedeutung abgesondert. Das Nemliche ist der Fall im medio, dass der aoristus 2 aussieht wie ein imperfectum, aber nicht im Particip. Da es nicht durchgeht, so muss man jene Gleichheit der Formation als eine blosse Nebensache ansehen. Was die aoristi im passivo betrifft, so sieht

man, dass sie in eine ganz andere Conjugation gehören. Die Endungen ην ης η finden sich sonst nicht bei den verbis auf ω. Diese Formen kommen her von verbis auf μι. ἐτύφθην kommt her von einem verbo τύφθημι. Ueber die Abänderung der Consonanten darf man sich nicht wundern.

Das Nemliche ist der Fall bei dem aoristus 2. Es frägt sich: kommt dieser Aorist im Gebrauch vor? Das ist aber etwas Andres; man muss Alles durchweg conjugiren können. Hiernach ist nun eine Mischung bei den verbis auf ω. Die Bedeutung ist passivisch, doch nicht immer, und in beiden aoristis kommt hie und da die active Bedeutung vor, obgleich die Form passivisch ist.

Ein andres schwieriges tempus ist das futurum 3 im passivo. Andre nennen es auch emphaticum. So viel lehrt die Form, dass eine Reduplication geschehen ist. Woher diese? Man kann Verschiedenes dabei denken. 1) Sie könnte aus einer neuen Form des praesentis herstammen, was möglich erscheint; doch ist viel aus dem Gebrauch dagegen einzuwenden, so dass man nicht diese Form annehmen darf. Natürlich ist 2) weil sie aus dem perfectum ist, so möchte sie ein futurum der vollendeten Handlung ausdrücken bei den spätern Autoren, in den ältern nicht, die sie promiscue brauchen. cf. *Simonis* introductio in linguam graecam pag. 147. Man muss annehmen, es kommt uns oft die dritte Form des futuri vor, besonders im Homer, die eben nicht unterschieden ist in der Bedeutung. Es kommen aber auch Stellen vor, wo es in seiner eigentlichen Bedeutung gebraucht ist, und es ist so viel, wie im Lateinischen: dictum erit, und hiezu kommt, dass man die Bestimmung der Bedeutung nicht anders ausdrückt. Dieses futurum kommt im neuen Testamente nur ein einziges Mal vor. cf. Luc. 19, 40., wo man κεκράξονται findet, dass man von κεκράγω herleiten muss. Im Plato und andern prosaischen Schriftstellern habe ich häufig gefunden, dass es immer das futurum actionis perfectae ist.

Noch muss ich eine Bemerkung machen über einen Sprung, den der Grieche aus dem passivum in's medium macht. Es giebt nemlich Fälle, wo das perfectum passivi für das medium, d. h. deponentialisch steht. So steht ἐψηφισμένος nicht in passiver Bedeutung; es heisst einer, der votirt hat. Der Hauptgrund ist oft, weil eine Form im medio fehlte. Oft ist es eine blosse Unart der Sprache.

Dies sind die nöthigen Grundideen, um sich mit dieser Sache bekannt zu machen. Hat man erst mit kleinen Büchern den Anfang gemacht, so kann man zu Schuidius übergehen.

Um sich eine feste Termination einzuprägen, so muss man sich um die Herleitung, wie ein tempus aus dem andern komme, bekümmern, und man muss immer die tempora zusammen

nehmen, die gleiche Termination haben. Man lerne zuerst die Formen recht vollständig; dann, um sich die Sache recht eindrücklich zu machen, nehme man verschiedene Wege, um sie dem Anfänger recht deutlich zu machen. Besonders ist das Abschreiben der Termination zu empfehlen. Um sich die Formen recht einzuprägen, lerne man zuerst einige Formen, wozu die Tabellen in der *Hegel'schen* Grammatik sehr gut sind. Man übe sich dann, sie aus dem Kopfe aufzuschreiben und applicire ähnliche Worte darauf. Der Lehrer muss hier vorarbeiten durch Anschreiben und aufschreiben lassen und Winke und Bemerkungen geben, wie dies leicht zu behalten sey, und zwar so früh als möglich, denn sonst hält's im Lesen auf. Dann gehe er in irgend einem Lesebuche auf Nichts als die Formen, analysire ganz genau, und zwar so weit, dass der Schüler jedes verbum im lexicon finden kann. Dies muss besonders im Unterrichte geübt werden. Der Lehrer setze Formeln auf, worin ein verbum in allen verschiedenen Zeiten vorkommt und lasse diese übersetzen aus dem Deutschen in's Griechische. Das öftere Lesen solcher Formeln, das Corrigiren und Durchgehen derselben ist sehr vortheilhaft; denn man lernt dadurch die Grundregeln und man wird in der Aufmerksamkeit auf's Grammatische gehalten. Wenn man sich die Formen eingeprägt hat, so frage man nach der Ableitung und nach dem: warum? wozu Schuldius de analogia ling. graec. sehr nützlich ist. Zum Lernen der Formen ist *Buttmann's* Grammatik recht gut, besonders *Berghauer's*, die vorzüglich im Unterrichte zu benutzen ist. Das Beste ist aber eigner Fleiss. Man schreibe sich die Formen recht oft auf und in mancherlei Ordnung. Nachher ist es recht gut, einen etymologischen index eines Wörterbuchs vorzunehmen, aber blos das erste Wort zu lesen, es dann zu analysiren und dann im Buche nachzusehen, ob man recht derivirt hat.

ee.

Ueber die verschiedenen Arten der verba nach ihrer Bildung in Rücksicht auf die Verschiedenheit der Bedeutung.

Es giebt Verba, aus deren Formen man die Bedeutung entdecken kann, weil durch eine kleine Veränderung in der Flexion die Idee umgebeugt wird. Sie drücken die Bedeutung oft sehr kurz aus. So hat man

1) *verba imitativa*, die ein Nachahmen, Nachäffen oder überhaupt Annäherung bezeichnen. Sie endigen sich auf ζω und werden von allerlei Wörtern, besonders von Substantiven abgeleitet. Z. B. πλατωνίζω ich ahme dem Plato nach, wie wir nach griechischer Art sagen: göthisiren; γοργιάζειν nach Art

des Gorgias nach Figuren und Bildern haschen. Im Lateinischen hat man sso so gebraucht, besonders isso, und nach der ersten Conjugation flectirt; aber sie haben diese schöne Analogie nicht häufig befolgt. σικελίζειν, auf sicilische Art leben, sicilissare. Daraus sieht man, dass im ζ etwas Scharfes von s liegen musste. So ist ἑλληνίζειν nach griechischer Art leben, denken, handeln. ἀττικίζειν, unde ἀττικισμός; atticissare hat Plautus sogar gewagt. So sagt Demosthenes von der Pythia, sie halte es mit dem Philipp, φιλιππίζει.

2) *Desiderativa.* Die Form ist σειω und sie kommen vom futuro 1 her mit dem Beisatze ειω, andere haben ιαω. Die griechische Sprache ist so bildsam, dass man gar nicht sagen kann, wie viel solcher verba existiren. Man behält aus dem futuro 1 den Charakterbuchstaben und hängt σειω an, z. B. πολεμησείω es wandelt mich die Lust an zu kriegen; στρατηγιάω ich habe Lust, Stratege zu werden; ἀπαλλαξείω ich suche mich loszumachen, ich wünsche befreit zu werden. ὠνητιάω ich habe Lust zu kaufen. cf. Valkenaer ad Phoenissas 1214 et ejusdem observationes ad nov. test. pag. 343. seq. eine treffliche Stelle. Zu den Exempeln, die er giebt, lassen sich noch viele sammeln. Die Lateiner haben auch verba, womit sie diese Lust ausdrücken; aber sie brauchen sie selten. Die Endung ist bei ihnen urio, wo das u immer kurz ist, z. B. bellurio, esurio, emturio. Cicero hat ein sehr glückliches Wort gebildet: sullaturire von Jemand, der Lust hat, ein Sulla zu werden. Dies kann man im Scherz nachbilden. Sonst sind viele solcher Wörter verloren gegangen, z. B. adolescenturire, das Nonnus aus dem Laberius anführt.

3) *Inchoativa*, deren es nicht so viele giebt, als man denkt. Man sagt, es sind die, welche sich auf σκω endigen; allein die Form ist ohne besondere Bedeutung, und nicht alle verba auf σκω sind inchoativa. βρόω giebt βρώσκω, φάω φάσκω. Diese Verben drücken kein Inchoiren aus. Wirkliche inchoativa sind die, wie γηράσκω, im Lateinischen senesco. Diese endigen sich wie im Griechischen, woraus man sieht, dass sie aus dem Griechischen entlehnt sind. Gut ist's, wenn man bei solchen Untersuchungen das Lateinische zu Hülfe nimmt; da entdecken sich angenehme Gleichheiten; nur muss man in's alte Latein hineingehen. Nosco, cognosco ist offenbar aus dem Griechischen γιγνώσκω. Für diese Form sagte man γνόω und auch ohne γ, wie man aus νοῦς sieht. Der Lateiner hatte früher auch dieses γ; so sagte er gnascor, gnatus für natus, ignotus für innotus von gnotus; so sagt man ignosco, cognosco. Daher solche verba in alten Dichtern mit g geschrieben werden müssen. Dies ist die Grundform. So kommt pasco von πάω. Oft aber hat sich die ursprüngliche Form verloren.

h.

Partikeln.

Bei den *adverbiis* muss man auch auf die Formen der Comparation Rücksicht nehmen, welche leichter sind, als bei den adjectivis, die irregulär sind und aus alten Stämmen, welche wir nicht kennen, herrühren und auch aus Substantiven gebildet sind. Beim Anfange muss man nicht auf die Entstehung derselben sehen, sondern sie dem Gedächtnisse einprägen.

Bei den *Präpositionen* hat man viel Mühe, denn sie sind zu schwankend, obgleich generelle Ideen zum Grunde liegen. Bei den Anfangsgründen muss man sich nur auf die Hauptbegriffe jeder Präposition hinsichtlich der casus einlassen und sie sich aus dem Deutschen und Lateinischen deutlich machen. Die Bedeutung derselben muss gelernt werden. Dieser Artikel ist in der hallischen Grammatik am übelsten abgehandelt. Das Erste, was man sich einprägen muss, ist: zu wissen, welche Rection der casus sie haben und nach diesen Rectionen die Bedeutungen. In grössern Grammatiken giebt's treffende Beispiele. Hier ist folgende Regel für alle Grammatik zu merken: man muss keine Regel fassen, ohne ein Beispiel sich einzuprägen; denn das Beispiel ist Regel. Ein solcher Gedanke hält sich besser im Gedächtnisse. So muss man die Grammatik in lauter Exempeln fassen. Im Lateinischen ist der Fall eben so. Es ist eine befriedigende und angenehme Manier, sich die Beispiele tief einzuprägen. Das Beste ist dann, wenn eine Anzahl Beispiele gefasst ist, dass der Lehrer darauf ausgeht, ähnliche machen zu lassen. *Glandorf* hat in der Formenlehre damit den Anfang gemacht. Dies kann noch einen Nebennutzen haben. Danach werden die Verse nach dem Metrum ausgesprochen. Bei den Präpositionen ist das Ding am meisten nöthig.

Die *Conjunctionen* machen mehr Schwierigkeiten, weil sie von andern Sprachen abweichen, und weil ihre Rectionen noch gar nicht recht untersucht sind. Gleichwohl ist die Kenntniss derselben höchst nothwendig. Das Erste ist, man muss die modos kennen, die von den Conjunctionen regiert werden, und was sie nach Verschiedenheit der Rection für Bedeutung haben. Dann muss man darauf sehen, aus welchen Worten sie entsprungen sind, und zu welchen Bestandtheilen sie gehören. Ohne dieses kann man auch die Rection nicht einsehen. Es giebt solche, die oft ganze Sätze ausmachen. Solche componirte Worte müssen nach dem Wesentlichen der Grammatik angesehen werden. Diese Worte müssen in ihre Grundbedeutung aufgelöst werden, was schwer, aber zum Verständniss des Sinnes nothwendig ist. Es kommen kleine Partikeln vor, bei denen es schwer ist in andern Sprachen eine bestimmte Be-

deutung damit zu verbinden. Man nennt sie expletivae. Sie sind verschieden: 1) solche, die etwa in den ältesten Zeiten vorkommen, aus der Sängersprache hervorgehen, und nachher nur bei Dichtern und zwar bei epischen vorkommen; 2) die späterhin im Attischen herrschend wurden. Diese wurden ein Theil der Sprache und blieben darin. Die erstern betreffend, so halte ich sie für complementa numeri, kleine Füllsteine, welche dem numerus seine Rundung geben. Nachher brauchte man sie als Worte, die anfangs einen dunklen Sinn hatten und legte in sie einen bestimmten Sinn. Da manche aus der Sprache gefallen, so ergiebt sich, dass sie noch keine feste Bedeutung hatten. So drückt man κεν des Homer nachher durch ἄν aus. Dagegen ist die zweite Classe von der Art, dass man sie in einer andern Sprache nicht gut ausdrücken kann; daher nannte man sie expletivae; allein darin ist ein Irrthum; es ist immer ein Sinn darin; die Prose würde es auch nicht leiden. Diese Partikeln sind daher nicht expletivae, nicht Füllsteine und Zierrathen, sondern significativae. Es ist ein falscher Grundsatz, zu sagen, was ich nicht in andre Sprachen übertragen kann, sey keine Idee. Gewisse Partikeln sind im Griechischen so fein, dass man sie gradehin nicht mit einem Worte wiedergeben kann, aber entwickeln lassen sie sich wohl. Sie haben ihre bestimmte Stellung und Gebrauch; sie sind das Feinste, der Geist in der Verbindung. Der Grieche bildete diese Partikeln besonders im Dialog aus, nachdem sie frühe schon entstanden waren, aus dem Grunde, weil der Grieche feiner organisirt war und seine Empfindungen selbst in Worten ausdrücken wollte. Besonders beim Lesen des Plato sehe man auf die Bedeutung der Partikeln. So giebt es Empfindungen, die in andern Sprachen durch Gesticulation wiedergeben werden. Diese hat der Grieche durch ein sonderbares artificium mit Worten ausgedrückt. Der Deutsche ist hierin glücklicher als der Lateiner, und die deutsche Sprache ist andergleichen Partikeln reicher, als jede neuere Sprache. Dem Anfänger kann man die Sache aus dem Deutschen deutlich machen, nur ja nicht philosophisch, sondern vor der Hand nur durch's Gefühl. Dagegen drücken wir oft durch Achselzucken und Winke der Augen Etwas aus, was der Grieche mit Worten fasste und dem Leser gegenwärtig machte. Conjunctionen wie ὅτι, ἐπεὶ sind leicht in's Lateinische zu übersetzen; nur muss es richtig geschehen, was aber nicht möglich ist, wenn man die lateinischen Conjunctionen selbst nicht genau kennt. So ist quoniam ἐπεὶ oder ἐπειδή. Dass man solche Partikelchen an Conjunctionen setzt, fällt im Griechischen auf, ist aber auch im Lateinischen, z. B. quandoquidem, simodo. Andere aber sind völlig abweichend und lassen sich im Lateinischen nicht wiedergeben. Im Deutschen kann man eher noch der-

gleichen ausdrücken, z. B. *eben* hat häufig eine schwankende Bedeutung, aber zuweilen eine bezeichnende; eben so das *so*. Es entwickeln, ist schwer. Der Grieche konnte vermittelst seiner vielen Partikeln die vornehmsten Zustände der Empfindungen ausdrücken eben so gut wie seine Gedanken, wo andre Sprachen sie mit Mienen begleiten müssen. Dies ist eine Unvollkommenheit der Sprache, wenn man es mit den Wörtern nicht so weit treiben kann. Der Grieche hat's. Z. B. *γε*. Das lateinische quidem ist viel zu grob für die Schattirung der Empfindung. So kommt das *ἄν* auf Arten vor, dass man es nicht ausdrücken kann. Oft kann man unser *wohl* damit vertauschen. (*Wohl* ist ein dunkles *vielleicht*, wohl ist bene.)

Ein andrer Punkt dieser Partikeln ist die Rection, bei welchen temporibus sie stehen, bei welchen nicht. Kein einziges macht mehr Schwierigkeit, als das Partikelchen *ἄν*. Dieses ist das schwerste Wort in der griechischen Sprache; es greift tief in dieselbe. In seinen Gebrauch haben sich treffliche Männer, wie *Brunck* und andere nicht finden können, und in Grammatiken wird diese Sache schlecht behandelt. Wir finden in den Büchern nicht Alles, was zur Sache gehört. Vollständig abgehandelt, macht dies zehn Bogen aus. *ἄν* bestimmt die modos des verbi; man findet es beim Indicativ, es bildet aber auch den Subjunctiv. Hievon hängt eine Reihe schwerer Constructionen z. B. die hypothetischen ab. Verschiedene Arten der hypothetischen Structuren betreffend cf. in *Vater's* Ausgabe der Ethik des Aristoteles meine Anmerkungen. Von alten Büchern halte man sich an *Devarius*, welcher sich recht tief in diese Lehre hineingearbeitet und die Partikeln meisterhaft abgehandelt hat. Diesen muss man öfter lesen. Um sie richtig fühlen und übersetzen zu können, so muss man sich dazu treffende Beispiele sammeln. Devarius schrieb de particulis graecae linguae, Rom 1588. 4., repetirt von *Reussmann*, Leipzig 1775. 8. mit kleinen Noten, welche die Stellen nachweisen, wo er die Exempel hergenommen; sonst ist nichts an dieser Edition. *Devarius* Untersuchungen, in denen ein feiner philosophischer Geist weht, sind an mehrern Stellen ganz vortrefflich und lassen oft gar nichts zu wünschen übrig. Unter seiner Anleitung lernt man recht über die Sprache philosophiren. *Hoogeveen* fasste die Sache in einem weit grösseren Umfange in seiner doctrina particularum linguae graecae 2 B. 4. Delft 1769. Diese Schrift enthält eine Menge Beispiele und hat auch einen weitschweifigen Vortrag. In der Untersuchung ist er nicht Philosoph genug, hat auch nicht immer grammatisches judicium, wirft unter einander. Aber die Materie, die Beispiele, sind viel werth. Man muss mit seinen Exempeln anfangen. *Schütz* hat ihn in's Kurze gezogen, aber nicht verändert (auxit et breviavit), Dessau 1782 und 1788. Dieser

Auszug ist gut genug, obgleich, wenn es auf schwierige Dinge ankommt, Hoogeveen gebraucht werden muss. Was gut ist, ist dieses, dass auf's Deutsche Rücksicht genommen worden ist. Es ist aber nicht genug, dass man diese Bücher ganz auf einmal durchliest, sondern theilweise bei Gelegenheit. Ueber die Präpositionen ist ein Buch von *Hakemacher*, das nicht so gut ist. Ein Ungeheuer von Gelehrsamkeit ist die Schrift über den Artikel ὁ, ἡ τό im N. T. von *Kluit* in Utrecht, einem Grillenfänger.

Zweiter Theil.

Syntax.

Den Syntax muss man meist durch den usus lernen, doch so, dass man sich erst einige allgemeine Regeln bekannt macht aus grössern Grammatiken und aus den Büchern über die Idiotismen. Die Verkettung der Perioden, wie sie im Lateinischen ist, ist im Griechischen nicht. Die besten griechischen Prosaisten haben Nichts davon. Es kommt hier darauf an, die Verbindung von Wörtern und Sätzen zu erfahren; doch von den letztern spricht die Grammatik wenig. Was man hier vorzüglich lernen muss, ist das Abweichende von der allgemeinen Grammatik und dann die Abweichungen von der Muttersprache. Da wir mit dem Lateinischen schon bekannt sind, wenn wir das Griechische anfangen —, was gar nicht gut ist, man sollte mit dem Griechischen anfangen —, so wird es höchst nothwendig seyn, dass man gleich anfangs blos auf das Rücksicht nimmt, was vom lateinischen Gebrauch abweicht und die Regeln kurz durchläuft und dann, was mit dem Lateinischen übereinstimmt, und dies immer mit Beispielen belegt. Dahin gehört der Artikel, den wir in den Dichtern selten, erst später finden. Er hat manche Feinheiten. Aber in der Stellung desselben herrscht keine Eleganz, sondern ein bestimmter usus. Noch besser, wenn man das Griechische mit dem Deutschen vergleicht, welches das Griechische erleichtert. Hat man diese Gleichheit durchlaufen, so geht man auf das über, was dem Griechen eigenthümlich ist, idiomata. Diese machen das Schwere und Interessante aus, woraus man den Geist der Sprache lernen kann. Man nennt sie auch idiotismos, was aber ein falscher Gebrauch ist; denn *Idiotismus* ist gewissermassen eine Redefigur, welche von dem Redner gebraucht wird, wenn er sich zuweilen zum Volke herablässt und dessen Sprache annimmt, also die Art zu reden, wie ungebildete Leute sprechen. *Idiomata* heissen die Eigenthümlichkeiten der Sprache. So hat auch *Charisius* sein Buch betitelt: de idiomatibus ling. lat. Im Attischen Dialekt giebt es besonders viele Idiotismen, besonders

bei den Schriftstellern, die im Gesprächston schreiben, als Xenophon, Plato, Aristophanes. Man muss sich früh mit ihnen bekannt machen. Ueber diese hat man im Ganzen brauchbare Bücher, und wenn mit diesen dasjenige, was man über die Lehre von den *Ellipsen* hat, verglichen wird, so hat man das Nothwendigste. Auch sollte noch von den *Pleonasmen* gehandelt werden. Dann ist es gut, mit einem kurzen Syntax anzufangen. Ueber den Syntax im Ganzen hat man von *Lambertus Bos* syntaxis graeca hinter *Weller's* Grammatik, ungemein kurz, aber für den Anfang gut. Ist der Anfänger weiter, so muss man ihm die grosse Verschiedenheit der lateinischen und griechischen Sprache zeigen. Hülfsbücher sind: *Posselii* syntaxis graeca, Wittenberg 1622, mit einer Rede von *Schurzfleisch*, Leipzig 1692, ein ziemlich weitläuftiges Chaos. Man laufe es einmal durch und bemerke sich die Regeln, die man noch nicht weiss, mit Bleistift und lese sie wieder; er hat gute Beispiele. Er hat auch eine calligraphia oratoria geschrieben, welche Phraseologien und viele gleichbedeutende Redensarten, deren feinen Unterschied man entdecken und dadurch seine copia im Ausdrucke vermehren kann, für's Griechische enthält. Dies scheint freilich überflüssig zu seyn, da man heut zu Tage nicht mehr in's Griechische übersetzt; aber so ganz unnütz ist es doch nicht. Man sollte diese Uebung nicht ganz vernachlässigen, da man dadurch häufig auf Regeln aufmerksam gemacht wird, die sonst nicht so auffallen würden. Besonders für den Kritiker und den, der tief in die Sprache gehen will, hat sie einen gewissen Nutzen. Von *Eckard* ist ein compendium syntax. graec. Leipzig 1728. 8., woran aber nicht viel ist.

Die idiomata betreffend, so sammelte dergleichen zuerst *Wilhelm Budeus*, der erste grosse Kenner des Griechischen, in seinen commentariis linguae graecae, Paris 1529 fol., nachgedruckt in Basel 1556 fol. Dies ist das erste treffliche Buch zu einer genauen Kenntniss der attischen Sprache und dessen, was zu seiner schönen idiomatischen Phraseologie gehört, mehr zum Lesen, als zum Nachschlagen, weil die Anordnung der Artikel etwas unbequem ist. Es hat in der Einrichtung Viel von einem lexicon, doch nicht Alles. Man durchlaufe es in müssigen Stunden. Ein Auszug daraus ist *Francisci Vigerii* Buch de praecipuis gr. dictionis idiotismis, Paris 1627, vorzüglich gut edirt von *Hoogeveen*, Leiden 1766. 8., dessen Noten besser sind als der Text, der dürftig ist. Diese Ausgabe wurde

er gegen *Schütz* über dessen Auszug über die Partikeln geschrieben. In Allem sieht man den grammaticus, der die Miene des philosophischen Sprachforschers annimmt. *Zeune* ist ein Schmierer. Noch ist zu merken ein kleines Büchelchen, das wenig in Deutschland bekannt ist, von *Furgault*: les principaux idiotismes de la langue grecque 1784. 8. — Hat man Budei commentarii und Vigerii Buch gelesen, so hat man die Quintessenz. Anfänglich muss man aus diesen Büchern blos die Exempel aufsuchen und sich dann die Regeln abstrahiren; hier ist besonders die Kenntniss der Analogie der Sprache wichtig.

Ein andrer Punkt im griechischen Syntax ist der über die *Ellipsen*, ja er ist fast der allerbedeutendste Haupttheil der Gräcität und Latinität. Mit ihnen ist die Lehre von den *Pleonasmen* verwandt. In den Ellipsen zeigt sich das Eigenthümliche jeder Sprache und das Abweichende der alten Sprachen von den neuern. Ohne dass die Deutlichkeit leidet, wird die Sprache durch sie kräftig. Es kommt aber sehr viel darauf an, ob ein Ausdruck blos Zusatz ohne eine neue Idee ist, oder ob in demselben blos Kraft und Nachdruck liegt. Dies richtet sich nach den Zeitaltern. Man unterscheidet bei ihnen eine zweifache Art. Eine, wo sich aus den alten Schriftstellern selbst erweisen lässt, dass Etwas, was oft unvollständig ausgedrückt wird, bisweilen auch vollständig vorkommt. Diese könnte man Ellipsen willkührlicher Art nennen. Hier kommt es auf Jeden an, ob er elliptisch reden will oder nicht. In solchen Fällen ist die Ellipse wirklich erweislich. Eine zweite Art ist so, dass wir nur muthmasslich angeben können, hier ist dieses oder jenes Wort ausgelassen. Diese letzteren braucht man am häufigsten und sie werden sehr häufig in den syntaktischen Regeln angewandt. Auch im Deutschen kommen Ellipsen dieser vor, obgleich unsere Sprache gar nicht reich an Ellipsen ist. Man muss Acht geben, ob das ausgelassene Wort auch manchmal vorkommt. *πόσου*, um wie viel hast du das gekauft, kommt von dem ausgelassenen *ἀντὶ* her, woraus quanti im Lateinischen entstanden. Vielleicht mag in ältern Zeiten diese Redensart vollständig gewesen seyn; doch darf man das mit keiner Gewissheit annehmen. Gewisse Ellipsen sind gleich mit der Sprache entstanden. Es ist aber erlaubt, sich nach den Regeln der allgemeinen Sprachlehre solche Ellipsen zu suppliren; nur muss man nicht sagen: hier fehlt das Wort, sondern, so könnte es nach der Analogie heissen. Derjenige geht hier am besten zu Werke, der sich in die alten Zeiten versetzt. Hin und wieder findet man in den Alten selbst, wenn man nur genau Acht giebt, Vervollständigungen der Ellipsen. Die Ellipsen sind behandelt und gar nicht schlecht, obgleich es an Philosophie der Ausführung fehlt, von *Lambertus Bos*

in seiner Schrift ellipses graecae oder mysterium ellipseos graecae, welche lexikalisch eingerichtet ist. Sie ist edirt von *Schoettgen*, am besten von *Schrevel*, Nürnberg 1763. 8., auch von dem ältern *Michaelis* in Halle mit Zusätzen, die auf's N. T. gehen. Ein dickes Buch. Durch Ordnung würde es mehr gewinnen. Auch sollten canones festgesetzt werden, wenn der Grieche sich elliptisch ausdrückt. Jeder muss sich die Ellipsen auf neue Art ordnen. Man lese jenes Buch durch und bringe Alles unter allgemeine Gesichtspunkte; dort steht Alles nach dem Alphabete. Unter den Beispielen, die dort vorkommen, ist ein grosser Unterschied. Einige kommen sehr selten vor; man hat unter ihnen oft nur fünf nöthig, wozu Lambertus Bos zwanzig anführt. Zuerst muss man sich die bekannt machen, welche in den Attikern häufig vorkommen. Auf die Wahl der Beispiele kommt ausserordentlich viel an in Grammatiken, wo sich auch der grammatische Kopf zeigt. Das Beispiel muss nicht schielend seyn. Hier kann man das judicium ungemein bilden.

Zusätze, betreffend das griechische Sprachstudium.

1.

Ueber die Dialekte alexandrina und macedonica und lingua hellenistica.

Wenn man die griechische Sprache ordentlich studieren will, so ist die *Dialektenlehre* sehr wichtig. In dieser Sprache wurden auf eine eigene Art mehrere Mundarten zum öffentlichen Vortrag gebraucht. Weil aber die Griechen lange Zeit nicht Bücher schrieben, sondern der Vortrag ursprünglich an Zuhörer gerichtet war, so wurde Jeder gezwungen, sich in seinem vaterländischen Dialekte auszudrücken. Natürlich musste dieser auf diese Art veredelt werden, besonders durch die Sänger. Da nun nicht in allen Gegenden eine gleiche Cultur entstund, bildete sich ein Dialekt vor dem andern aus. Zu einerlei Zeit ging aber die Bildung bei verschiedenen Völkerschaften nicht vorwärts. Ein ursprünglicher Stamm aber von allen Dialekten gehört in die Zeit, wo man noch gar keine mündlichen Vorträge machte. Er ist vorzüglich im Altäolischen zu suchen, mehrere secula vor Troja's Zerstörung. Aber nur durch schwache Vermuthungen können wir sagen: so und so muss sich der alte Grieche ausgedrückt haben. Die eigentliche Ausbildung der Dialekte zum Vortrage gehört nach Troja's Zerstörung. Da haben sich einige zu verschiedenen Gat-

tungen des Vortrags verschiedentlich gebildet: der äolische, dorische, ionische und attische Dialekt. So wie aber eine ganze Sprache in der Progression der Zeit Abänderungen erhält, so auch die Dialekte. Dies ging besonders von der Zeit aus, da man noch gar keine Bücher in's Publicum brachte. Die Dialekte theilt man daher wieder. Man spricht von zwei bis drei attischen und ein paar ionischen Dialekten. Der *ionische* Dialekt ist der, welcher sich in den ältesten griechischen Barden befindet, besonders im Homer und Hesiodus. Er ist auch in andern Gegenden, z. B. in Sparta, verständlich gewesen. Nach diesen Dialekten richteten sich daher alle andern nachmaligen Sänger, die wie die Homeriden sangen. Was die ältere Zeit dieses Dialekts betrifft, so können wir sie auf Homer, Hesiod und einige Orakel einschränken, die im Herodot vorkommen. Im zweiten ionischen Dialekte haben Hippocrates und Herodotus geschrieben. Auch nach Christo haben noch Schriftsteller darin geschrieben, theils Aerzte, um sich nach dem Hippokrates zu richten, theils andere. Dieser Dialekt giebt die Formen am verständlichsten und hat die mehrste Weichheit. Dies liegt im Charakter der Nation selbst. Mit diesem muss man den Anfang machen. Mit dem ionischen Dialekt hat der später gebildete *attische* die meiste Aehnlichkeit. Den beiden andern Dialekten merkt man es bald an, dass sie von nicht so gebildeten Nationen gesprochen wurden. Im Aeolischen Dialekt haben Alcaeus und Sappho geschrieben. Wir haben aber nur wenige Fragmente aus diesem Dialekte. Der *dorische* ist auch wichtig für unsere Büchersprache. In ältern Zeiten wurde er vorzüglich in Sicilien und Gross-Griechenland von den Pythagoräern ausgebildet. Auch die Komiker in Sicilien brauchten diesen Dialekt. Ferner haben ihn lyrische Dichter ausgebildet, da er mit dem äolischen die grösste Aehnlichkeit hat. Pindarus hat grösstentheils in diesem Dialekte geschrieben. Alle Chorstücke zu den dramatischen Stücken sind in diesem Dialekte, da sie lyrisch waren. Divers von diesem alten dorischen ist der neuere dorische Dialekt im Theocrit, Bion, auch im Archimedes. Da diese zwei Dialekte solche sind, die zusammengehören und einerlei Grundformen haben, so müssen sie auch zusammen studirt werden. Der *Attische* Dialekt hat auch mehrere Perioden. Zur ersten Periode desselben rechnet man z. B. Thucydides und die tragici; zur zweiten Xenophon, Plato; zur letzten die ausgebildetesten Redner. Die Grammatiker haben hier jede Kleinigkeit unterschieden. Um mit den Dialekten fertig zu werden, so muss man eine Zeitlang blos auf diesen Punkt sehen. Ausser diesen vier Dialekten ist noch einer als ein wahrer Dialekt zu bemerken, der *alexandrinische* oder *macedonische*. Was man dialectus poëtica nennt, ist gar nichts. Man hat darunter eine Menge For-

mein verstanden, welche die Dichter brauchen. Eher lässt sich noch das hören, was man von einem dialectus communis sagt, worunter man aber auch nur vorzüglich den alexandrinischen verstanden hat. Dieser ist nach Alexander's Tode erst in die griechische Sprache gekommen. Die Macedones sprachen so unverständlich, dass selbst die Griechen sie barbari nannten. Im Heere Alexander's aber, worin so viele Macedonier waren, fing sich an mit der Verbindung der Griechen ein Mischmasch zu bilden. Diese Gattung Sprache wurde mit Alexander's Zügen nach Asien gebracht; von dort kam sie sogar bis nach Athen und ihre Eigenheiten flossen in den Atticismus. Nach Alexander's Tode wurde die griechische Sprache die herrschendste der alten Welt. Seit der Zeit fing sich an ihre dialektische Verschiedenheit zu verlieren, da allenthalben Griechischredende existirten. Aus dem attischen Dialekte wurde ein fonds gezogen zu der nunmehrigen Sprache, der vermischt wurde mit besondern Formen, so dass die Sprache nicht so ganz wie in Attika aussah; besonders aber bildete sich in Alexandrien durch die Grammatiker ein gemeines gewöhnliches Griechisch aus, das zu keinem Dialekt gerechnet werden konnte, und man nannte es den dialectus alexandrina, und da er von Macedonien ausgeht, so heisst er auch macedonica. Darin schrieben die spätern Schriftsteller, die nicht die Absicht hatten, ältere nachzuahmen. Solche schrieben attisch oder ionisch. Die letzten Komödienschreiber brauchen häufig aus diesem Dialekt Etwas in ihren Komödien. Der reine attische Dialekt, wie er zu Demosthenes und Plato's Zeiten war, fing sich an zu verlieren. Nach Alexander's Tode ging erst die rechte Periode der Erudition an; nun schrieben Rhetoren, Philosophen etc. sehr viele Werke. In diese kam der ausgeartete Dialekt als Büchersprache. Von Polybius an finden wir keinen reinen attischen Schriftsteller mehr. Daher muss man diesen, den Diodor, den Dionysius von Halikarnass und andre mehr nicht im Anfange lesen. Wo der Alexandrinische Dialekt am meisten gebraucht wurde, war in der Dollmetschersprache der 70, von wo er in's N. T. überging. Was diesen Dialekt in seiner ganzen Rohheit betrifft, so unterschieden ehedem Gelehrte diesen ganz von der eigentlichen griechischen Sprache unter dem Namen: lingua hellenistica. Hinter dieser lingua hellenistica liegt keine reelle Sache, sondern ein Gedrechsel von *Daniel Heinsius*, wobei wohl ein Anlass deutlich zu erkennen ist, der von Wahrheit ausgeht; allein man übertrieb die Sache, und so wurde sie zu einer falschen Vorstellung gemacht. Man bemerkte nemlich, dass in der griechischen Version des A. T. und im N. T. ein besonderer Ton ist, der in keinem guten alten Autor vorkommt; denn der ganze Ton ist abhorrent von allem guten Griechisch; es ist hebraisirendes Griechisch. Von jüdi-

scher Denkart und Sprachweise, geht der Ton jener Schriften aus. Kein Grieche hat je so etwas gelesen, auch nicht curiositatis causa. Einige neue, treffliche Gelehrte bemerkten, dass es eine besondre Sprache war, was die Juden aus ihrer Sprachmanier mit der griechischen Sprache in Alexandrien zusammengemengt, und nannten sie nach dem Ausdrucke, der Act. 6, 1. vorkommt: ἑλληνισταί, welche Juden der Religion, der Nation nach Griechen sind, lingua hellenistica. cf. Fabricius biblioth. graec. 3, pag. 520. und *J. Chr. Wolf.* curae philolog. in Act. 6, 1. Diesen Ausdruck brauchte *Scaliger* im Vorübergehn und schien sagen zu wollen, dass sie taliter qualiter hellenistisch wäre und nannte sie hellenistica. *Heinsius* führte dies in seinem Aristarch aus und behandelte es so, als wenn es eine besondere Sprache wäre. Darüber machte sich *Salmasius*, der besonders Streitschriften schrieb, mit seiner entlegenen Gelehrsamkeit her, fasste den Heinsius und schrieb einen commentarius darüber de ling. hellen., Leiden 1643. 8. Nun gab's von der andern Seite Gegenschriften und es wurde über diese lingua hellenistica ein förmlicher Kampf gehalten, wobei aber vieles Unverständliche und Schwankende zum Grund lag. Nachher kamen mehrere Schriften theils für, theils wider Salmasius heraus, cf. *Simonis* introductio etc. Endlich behielt Salmasius Recht mit seinem funus et ossilegium linguae hellenicae, worin er auch die Aehnlichkeit der griechischen Sprache mit der persischen und deutschen zeigte. Seitdem hat man nicht mehr darüber, als über eine besondere Sprache gesprochen. Noch sind alberne Menschen aufgetreten, welche meinten, das Griechische im N. T. wäre gut. — Salmasius muss übrigens zweimal gelesen werden, ehe man ihn versteht. cf. über Thomas Magister pag. 417. Ueber die macedonische Mundart hat man nachher einzelne Bemerkungen gemacht; am besten *Sturz* (in Gera) in einigen Schriften de dialecto alexandrina, wo eine Menge Wörter angeführt sind, die hieher gehören. Das Studium der Dialekte hat grossen Einfluss auf das griechische Studium überhaupt. Dazu geben die alten lexica über den Cyprischen, Cretensischen und andre Dialekte gute Hülfsmittel an die Hand. Ausserdem giebt's im Hesychius, Suidas und andern eigene Artikel, wo die Dialekte angeführt sind, die nie Büchersprache geworden sind. Dies gehört aber zur letzten Ausbildung der Sprache. Man hat über diese Materie viele Schriften, wovon die älteren wenig Verdienst haben. Eins der besten ist: *Maittaire* gr. ling. dialecti, wieder herausgegeben von *Reiz*, Haag 1738. An richtigen Vorstellungen aber fehlt es sehr darin, besonders, was das Allgemeine betrifft. Man muss sich zuvörderst einen Entwurf über die Dialekte machen, die an den Hauptorten herrschend waren. Daraus kann man begreifen, warum dieser und jener Schriftsteller in

dem oder jenem Dialekte geschrieben hat. Dabei muss man immer auf die Aussprache sehen, welche die Verschiedenheit der Dialekte oft sehr viel näher bringt. Man muss dabei immer zwei Grundstämme annehmen, ionisch und attisch, äolisch und dorisch. Ein Auszug aus Maittaire ist gemacht von Fidius, Nürnberg 1782. 8.

2.

Ueber die Prosodie und die metra.

Vielen ist dieser Artikel ganz entbehrlich. Die Prosodie muss freilich Jeder wissen, um auch nur richtig aussprechen zu können. Im Griechischen helfen freilich die Accente; doch ist diese Aussprache im Ganzen genommen nicht völlig richtig. Eine lange Sylbe muss man, auch wenn sie keinen Accent hat, doch nie kurz aussprechen. Man muss eine grosse Menge von Sylben lernen und es behalten, dass diese lang, diese kurz sey. Hier ist es gut, eine Zeitlang aus dem Skandiren der Dichter lesen zu lernen. Bisweilen trifft es sich wohl, dass man Wörter findet, die nicht grade häufig in Dichtern vorkommen. Wir haben im Griechischen ein Werk, das den Dienst thun kann, wie im Lateinischen der gradus ad Parnassum. Dies ist *Thomas Morelli* thesaurus graecae poëseos seu lexicon gr. prosodiacum; Eton 1762. 4. In England ist freilich ein andrer Zweck eines solches Buchs, da dort noch heut zu Tage sehr Viele griechische Verse machen. In England werden häufig auch englische Gedichte in's Griechische und oft mit vielem Glück übertragen. Man muss hier auch bemerken, dass die alten Dichter selbst in Ansehung der Quantität mit einander im Streite liegen. Will man sich mit den metris selbst beschäftigen, so entsteht freilich eine Menge von intricaten Untersuchungen, besonders da die Abschreiber so häufig die metra verstümmelt haben. Man muss sich aber mit den leichtesten Versen zuerst beschäftigen; diese sind der iambus und hexameter. In diesen beiden Versmaassen sind auch die meisten Verse geschrieben; dann können die trochaici folgen und endlich die schwerern Sylbenmaasse in den lyricis.

Schriften über die Prosodie und die metra.

Die einzelnen Winke sind hier fast das Vorzüglichste. Dahin gehört Alles, was von Valkenaer im Euripides vorkommt; ganz vorzüglich auch das, was *Bentley* oft so hinwirft in seinen kleinen Schriften über Menander und Philemon. Nicht völlig so gut ist der Engländer *Paw* in seinen Noten zum Aeschylus und Pindarus. Besser ist, was in *Dawes* miscellan. critic. vorkommt, und vorzüglich alles das, was *Brunck* in seinen Ausgaben der Tragödien von Aeschylus, Sophocles, Euri-

pides und Aristophanes beibringt. Wenige Fälle ausgenommen hat *Brunck* durchaus die richtige Idee. Auch *Vauvilliers* in seiner Ausgabe des Sophocles. Brunck hat ihn berichtigt. Vor einiger Zeit erschien von *Gottfried Hermann* ein Buch über die ganze Metrik der Alten, ein förmliches System, dergleichen wir noch gar nicht hatten. Es ist sehr gelehrt und geht tief in die Sache hinein. Dieser Verfasser scheint Alles gelesen zu haben, was über diesen Gegenstand handelt. Nur muss man sich davor in Acht nehmen. Er geht von eigenen Grundsätzen aus, die den alten Traditionen von Hephaestion und andern ganz zuwider sind. Mit diesen geht er fast zu hart um. Fehler sind freilich auch im Hephaestion, wie in andern. Ausserdem kommen viele treffliche Emendationen der Alten und sehr gute Recherchen vor.

8.

Lexicographie.

Sie muss mit der Grammatik zu einer vollkommenen Kenntniss der Sprache verbunden werden. Die Wörter und ihre Bedeutungen gehören nicht zur Grammatik, sondern nur ihre Form und die Art und Weise, wie man sie gebrauchen soll. Die copia vocabulorum muss man mitbringen. Die ganze Wortmenge und die Kenntniss ihrer Bedeutung ist ein Theil für sich, folglich nicht Anhang zur Grammatik. Dies die *Lexicologie*. Zu dieser gehören die lexica, wie die Grammatiken zur grammatischen Theorie. Nothwendig ist's, die vornehmsten lexica für die Anleitung zum ersten Gebrauch anzuführen. cf. die Vorrede zur zweiten Ausgabe des Schneider'schen lexici. Unter *Lexiologie* befassen wir die Kenntniss der Wörter und Redearten oder phrases, genera loquendi, welche aus Verbindungen von Worten zuweilen einen Gedanken zusammenbringen, den man nicht in einzelnen Worten gefunden hätte. Nächst dieser Kenntniss kommt die von der Bedeutung beider, so dass man sie in eine andere Sprache übersetzt oder durch umständliche Erklärungen ihren Sinn deutlich macht. Dies ist nothwendig zur Lesung der Schriftsteller, wie die Kenntniss der Grammatik. Aber schwieriger ist das Studium der Lexicologie, als die Grammatik, und es lässt sich noch schwieriger und gelehrter einrichten, wenn es ordentlich soll getrieben werden, weil die Bedeutungen nach und nach verändert worden sind und sich neue Worte eingeschlichen. Noch mehr wird dies der Fall, wenn fremde Einfluss haben auf die Sprache, so dass Ausdrücke im Griechischen aus dem Lateinischen müssen erklärt werden. Denkt man dies, so entsteht die Regel: man muss in der Lexicologie auch die Geschichte der Worte verfolgen d. i. ihre Entstehung und abwechselnde Bedeutung.

Hülfsmittel giebt's hiezu nicht. Dies muss Jedem zum eigenen Studium überlassen seyn. Hier wird die Art und Weise klar, wie man die Autoren lesen muss. Die Manier, chronologisch von den ältesten Zeiten bis auf die spätern, die Worte zu verfolgen, ist eine unter den mehrern. Für die Sprache ist dies durchaus nothwendig und eine der fruchtbarsten, die Lesung in einer Reihe fort, wodurch eine Menge Mühseligkeiten wegfällt, und heraus zieht man interessante Resultate. In alten Commentatoren findet man wenige Bemerkungen hierüber. Hier sind wir noch ungemein zurück. Wo das Vorzüglichste ist, ist in den Anmerkungen von Hemsterhuis und Valkenaer, besonders von letzterm, der mehr griechisch wusste, als sein Lehrer. Seine Bemerkungen über Sprache sind sehr reich in kleinen Noten. Auf seine Manier muss man die Sache angreifen.

Ein andrer Punkt kommt nun noch in Betrachtung in Hinsicht der lexica selbst und der Art, wie man dabei verfährt, sie benutzt und wie man ein vollständiges erhalte. Es giebt noch ganze Autoren, die noch nicht sind durchgelesen worden zum Behufe eines Wörterbuchs. Wegen der ungeheuren Menge der Wörter ist das etwas Eigenes. Durch ihre Composition kann sie nicht erschöpft werden. Wenn es um Vollständigkeit zu thun ist, so sollte man Alles darin mit anführen. Allein dies ist zu schwer. Die griechische Sprache hat einen solchen Reichthum, dass man sie für dreimal wortreicher halten muss, als unsere deutsche und neunmal mehr, als die lateinische. Wäre Alles übrig, so müsste der Vorrath bei weitem grösser seyn. Des Henric. Stephanus thesaurus sind 4 fol. und zu einer vollständigen Behandlung gehörte mehr, als noch einmal so viel. Man hat dazu noch 2 fol. Supplemente und es gehörten noch zwei dazu, denn es fehlen dem Stephan'schen lexico noch 6000 Wörter. Wie weit ist es nöthig für die Spracherlernung, sich mit einem solchen Buche zu befassen? Diejenigen Bücher müssen am meisten ausgeschöpft seyn, welche man am meisten liest. Wenn dies geschehen soll, so bedarf der Anfänger ein besonderes lexicon. Zu einem vollständigen lexicon gehört eins nach Zeitaltern, eins für die Barden, eins für die Komiker, eins für die Philosophen etc. Dies ist objectiv sehr wichtig. Zur objectiven Verbesserung ist eine Hauptsache, dass man die verschiedenen Classen und Zeitalter einzeln vornehme. In die Periode der ältesten Sänger gehört Homer, Hesiod und Fragmente, die in spätern versteckt sind, Orakel und alle spätern Werke, die im ionisch-poëtischen Ton verfasst sind bis Quintus Calaber. Seltsam ist, dass der, der etwas Vollständiges hätte machen können, den richtigen Blick nicht that, *Damm*, der den Pindar mit Homer verband; denn Pindar hat eine ganz diverse Sprache von Homer. Er hätte sollen den Hesiod mit ihm verbinden. Besser ist's, man liest diese Schriftsteller und

macht sich ein lexicon selbst. Von Lyrikern ist zu wenig übrig und Pindar würde die Hauptsache machen. Im Tragischen haben wir viel übrig, an vierzig Trauerspiele. Eben so muss es im Komischen gehen, wenn man auch alle drei Classen unter den Komikern zusammennähme, denn die Komiker haben einen andern Charakter, als die Tragiker. Eben so muss es in der Prose gehen, und so würde man vierzehn Particularlexica erhalten, aus denen sich erst ein Ganzes machen liess. Von Aristoteles an würden besondere entstehen, eins der alexandrinischen Gelehrsamkeit, späterhin der Sophisten, die viel Eigenthümliches haben. Anfänge dazu hat man. Dies sind die indices hinter den Autoren, wie die *Fischer'schen*, vollständig und mit Wortgelehrsamkeit versehen. Bei den Rednern hat *Reiske* den schönen Gedanken ausgeführt, aber nicht gründlich und nicht mit der grössten Genauigkeit. Seine indices gehen alle auf die Sprache. So hat man eins vom Plato versprochen. Eben so nothwendig wäre eins über Aristoteles in Rücksicht auf Sprache und Philosophie. Wenn man einen Autor liest, so mache man sich ein lexicon über ihn; man streiche sich das an, was ihm eigenthümlich ist, und wer weiter kommen will, muss sich das lexicon durchschiessen lassen.

Aus dem griechischen Alterthum haben wir lexica übrig, die Erklärungen vieler seltenen Worte enthalten und neue, die in den übrig gebliebenen Werken nicht vorkommen. Beim Verluste der Autoren haben wir auch Wörter verloren. Solche lexica fingen die Griechen schon gegen Alexanders Zeit zu machen an. Mit Homer fing man an. Es waren solche, wie wir glossaria haben über alte deutsche Schriftsteller aus dem 13ten seculo. Die Griechen mussten dies thun bei veralteten Dichtern, die damals nicht üblich waren. Von so alten haben wir Nichts. Das älteste ist von *Apollonius Rhodius* über Homer aus August's Zeiten, aber sehr verstümmelt. Auf einen Autor gehende haben die Grammatiker viele gemacht und sie haben immer λέξεις geschrieben, d. i. solche Worte, die schwer und dunkel waren, nicht simplicia vocabula. Nachher als man sie in Alphabete brachte, nannte man sie lexica, so viel als glossaria, d. i., weil λέξις ein seltenes Wort ist, Sammlungen seltener Wörter. Die Menge ungewöhnlicher Wörter in der Sprache, gaben den ersten Anlass zu Wörterbüchern. Diese ungewöhnlichen Wörter heissen auch γλῶσσαι. Unsere Wörterbücher müssten onomastica heissen, denn dies ist allgemein, und unter ὀνομαστικὸν verstunden die Griechen auch solche, wo gewöhnliche Wörter hineinkamen. Waren alle gesammelt, so hiess es onomasticon, worin die Wörter nach den Sachen geordnet wurden. Die, worin die Wörter nach der Ableitung stehen, heissen etymologica. Die alte Le-

xicographie hat der neuern den Weg gebahnt; ohne sie würden unsere Wörterbücher noch lange nicht das seyn, was sie uns sind. Wer in der griechischen Sprache recht fortkommen will, muss sich an die lexica der Alten halten, besonders an die von holländischen Gelehrten, besonders von der Hemsterhuisischen Schule. cf. *Maussaci* Abhandlung über diesen Punkt hinter der Ausgabe des Harpocration. Wie man mit den alten lexicis umgehen muss, darüber haben wir eine gute Anleitung vom seligen *Ernesti* vor *Alberti's* Ausgabe des Hesychius tom. 1. Wenn man bedenkt, wie die altgriechische Litteratur fortging, so wird bald deutlich, dass schon zu Sokrates Zeiten eine Menge von Wörtern aus Homer, Archilochus u. a. unbekannt war. Darauf wird auch in den alten Schriften selbst angespielt. Bald hub man nun, besonders in Schulen, die ältesten unbekannten Wörter aus und setzte Erklärungen dazu, und nannte sie γλῶσσαι oder γλωσσήματα. Anfangs schrieb man sie blos an die Ränder; nachher sammelte man sie entweder nach der alphabetischen oder der Realordnung. Solche Wörterbücher bezogen sich aber blos auf Homer. Dann ging man weiter und verfertigte lexica über die lyrici, Aeschylus, Pindarus. Nachher kamen grammatici auf den Gedanken, alle Wörter aus den tragicis und lyricis zusammenzunehmen, und so entstanden schon etwas grössere lexica. Schade, dass wir von diesen aus der Zeit nach Christus nicht alle übrig haben. Viele solcher lexica liegen noch in MSS., besonders in den Bibliotheken zu Paris. Man sammelte nach Christi Geburt diese lexica zusammen, aber noch nicht zu allgemeinen, sondern alle lexica über die lyrici, tragici und alle homerischen. Von Harpocration haben wir eins über die griechischen Redner. Er hat pure Worte aus den Rednern, aber mit Sachen. Es gab Viele, die über die medicos schrieben, auch über die chemischen Schriftsteller. Man hat glossaria über die römisch juristischen, aber griechisch schreibenden Autoren. Ein Hauptwörterbuch über die Glossen der alten Schriftsteller, das wir noch haben, ist von *Hesychius* 2 fol., herausgegeben von *Alberti*, geendigt von *Ruhnken*, eine sehr schätzbare Ausgabe. Hier sind Worte aus Poëten und Prosaisten alle zusammengeworfen. Unter den Stellen, die sich auf Homer, Sophokles und andere beziehen, sind auch viele glossae sacrae über das N. T. Schade, dass die beigesetzten Erklärungen abgekürzt sind. Ihre Ausdrücke und Erklärungen beziehen sich auf gewisse Stellen in einem Buche, und diese muss man wissen. Früher ist es nicht, als das zehnte seculum und abgekürzt. Viele dialektische Wörter kommen auch im Hesychius vor, und es wäre zu wünschen, dass sie einmal einzeln gesammelt würden. cf. *Ernesti* über den rechten Gebrauch der Glossarien, eines seiner besten Pro-

gramme. Sehr brauchbar in grammatischer Rücksicht ist das Etymologicum magnum von einem unbekannten Sammler, zwar erst aus dem 10ten seculo, aber aus ältern Urquellen, besonders einem alten lexicon von *Orion*, das noch im MS. in Paris liegt. Vieles ist blos aus Scholiasten abgeschrieben. Die beste Ausgabe davon ist die von *Sylburg* 1594. Schade, dass es nicht gehörig bearbeitet ist. Eins von grösserem Alter ist das Onomasticon von *Pollux* oder *Polydeukes*, welches auf Wörter aller Art geht, geordnet nach Sachrubriken. Eine gute Ausgabe ist von *Lederlinus* und *Hemsterhusius*, Amsterdam. 1706. 2 fol. Die Alten hatten auch solche Wörterbücher, worin viele historische Namen eingetragen sind. Von der Art ist noch ein grosses Excerptenbuch übrig, das selbst bei vieler Confusion immer noch viel Werth hat. Dies ist das des *Suidas* aus dem 9ten sec., das auch zur Litterärgeschichte und zu den Realkenntnissen gehört, von *Küster* in einer ziemlich guten Edition, Londin. 2 fol. mit einer lateinischen Uebersetzung. Bei solchen lexicis muss man sich vorzüglich mit der Kunstsprache der alten grammatici bekannt machen. Man hat auch gewisse glossaria von unbekannten Verfassern lange nach Christi Geburt, welche dem Cyrillus und Philoxenus beigelegt werden und andern. Sie sind mit raren und neuern lateinischen Worten versehen, so dass das griechische mit einem lateinischen erklärt wird, worauf im Hesychius Rücksicht genommen ist. Diese glossaria Cyrilli, Philoxeni aliorumque sind edirt von *Labbaeus*, Paris 1679. Aus Hesychius hat man die Glossen ausgezogen, welche für die Bibel gehören: glossae sacrae, vom jüngern *Ernesti*, sehr nützlich. Der Gebrauch dieser Wörterbücher ist nicht für den Anfänger. Es frägt sich, ob es nicht besser wäre, ein lexicon zu haben, worin auf 30 Autoren die genaueste Rücksicht genommen ist? Die vollständigen thun dies nicht. Froh müssen wir seyn, dass die lexica zu einer ziemlichen Vollständigkeit gelangt sind. Zum Studium der griechischen Sprache ist sehr zu rathen: Hesychius, Moeris, Thomas magister und für den Plato Timaeus.

Die neuern Wörterbücher betreffend, so muss ein lexicon vor Allem Vollständigkeit, Genauigkeit und richtige Angabe der Bedeutungen nach Zeitaltern enthalten. Unter Vollständigkeit verstehen freilich viele blos die Zahl der Worte. Es kommt aber mehr auf die Art als die Zahl an. Wörter, die Jeder durch die Zusammensetzung gleich kennt, sind lange nicht so nothwendig, als manche unbekannte selten vorkommende. cf. *Wyttenbach* praef. ad eclog. hist. Wichtiger ist der Gesichtspunkt, dass auf die Verschiedenheit der Zeitalter gesehen werde. Die Wörter ändern sich erstaunlich in den Bedeutungen ab. Dies merkt man schon, wenn man Bücher in die Hand nimmt, welche vor etwa 70 Jahren geschrieben wur-

den. Manches Wort, wie z. B. im Deutschen Geselle, Fräulein, wird unedel, das es sonst nicht war, und so umgekehrt. Bedenkt man dies bei den Griechen, so fällt es auf, dass diese sich noch vielmehr müssen verändert haben. Eigentlich also sollte ein lexicon nach den Zeitaltern und nach den Classen der verschiedenen Schriftsteller eingerichtet seyn. Mit lexicis über einzelne Autoren, wie *Fischer* es mit dem Palaephatus, Theophrastus etc. sehr gut gemacht hat, kann man den Anfang machen. Die Hauptsache wäre, eine Reihe von Classen zu machen. Die erste Classe müsste ein solches lexicon seyn, worin die alten Barden etwa bis auf die Zeiten des Archilochus enthalten wären. Dies müsste vorzüglich den Homer und Hesiod enthalten. In der zweiten müsste alles das zusammengenommen werden, was von den lyricis an Fragmenten übrig ist, am vollständigsten Pindarus. Die dritte enthielte die Tragiker. Die vierte den Herodot und die Schriftsteller, welche seinen Dialekt nachgeahmt haben. Die fünfte den Hippocrates, denn dieser macht ein ganz eignes Feld von Gelehrsamkeit aus. Die sechste enthielte alle Attiker, und zwar a) die Philosophen Plato und Aristoteles, dessen Schriften wieder eine eigne Classe ausmachen; b) die Redner, für welche Reiske schon vorgearbeitet hat. Die siebente enthielte die Reihe von Historikern seit Korinths Zerstörung, von Polybius, Diodorus bis auf Zosimus und Herodian. Die achte die Sophisten.

Die wichtigsten neuern sind folgende: ein griechisch geschriebenes von Varius *Phavorinus Camers*, der ein neuer Italiener aus dem 16ten sec. war, ein Schüler von Politian und Joh. Lascaris. Er sammelte ein ziemlich brauchbares Wörterbuch vermittelst der alten glossaria, Rom 1523. fol., vermehrt und verbessert Basel 1538. Die Philologen citiren es selten und gehen lieber zu den Quellen. Es verdiente weiter ausgebildet zu werden. Das des *Budeus* ist kein vollständiges, aber nützliches. Er nahm noch Antheil an einem andern, dem lexicon septem virorum. Diese septem viri waren Budeus, Hadrianus, Junius etc., welche sich vereinigten, ein vollständiges griechisches Wörterbuch zu Stande zu bringen. Aus ihren einzelnen Arbeiten wurde ein Ganzes gemacht: lexicon septem virorum Basiliense, Basel 1537. fol., besser 1560. Dieses Buch arbeitete dem Henricus Stephanus vor, hatte aber viele Fehler. Braucht man den Stephanus, so muss man dieses daneben haben, denn er verweist darauf. Dazu kam eins, welches einige Gelehrte, wie Xylander, durch ihre Zusätze vollständiger machten, Basel 1584. fol. Wenn man dieses nicht hat, so reicht man aus mit dem von *Robertus Constantinus*, dictionarium linguae graecae, Genf 1562, vorzüglicher 1592. Hierauf folgt der thesaurus linguae graecae von Henricus Stephanus im 16ten seculo, nach einer langen und mühseligen Arbeit, die

ihm Kummer verursachte und ihn an den Bettelstab brachte. Es bestund aus 4 fol.; einen appendix gab er in klein fol. 1572. In seiner Druckerei war *Scapula* einer seiner Gesellen; dieser machte einen Auszug und dieser kam rasch heraus, als das des Stephanus 1579 erschien. Das des Stephanus blieb liegen und er bekam die Kosten nicht heraus. Daher hat er schimpfende Verse auf den Scapula gemacht. Er starb im Hospitale auf eine traurige Weise. 1652 hat man in Amsterdam Zusätze zum Scapula gemacht und dies ist ein nützliches Buch zum Gebrauch; es ist nach etymologischer Ordnung. Stephanus schien eine Zeitlang vollständig. Weiterhin fing man an Supplemente zu machen. 2 fol. sind von *Daniel Scottus*, an dem nichts ist, London 1745. In vielen und bedeutenden Autoren kommen Wörter vor, die nicht im Stephanus sind. Man sehe nur die Fischerschen Indices, wo bei den Wörtern ein * steht. Hinter seinem lexicon sind sehr schätzbare Schriften über die Dialekte. Noch fehlt es uns an einem guten Handwörterbuche, worin alle Stammwörter stünden, mit der Anweisung, Wörter im Griechischen zu bilden. Das von *Schrevelius*, einem armen Priester, das viel aus Homer und für ihn enthält, ist nicht gut; denn er kann nicht conjugiren, giebt die Formen falsch an und verstund das Griechische nicht. cf. *Wyttenbach's* eclog. histor. Die Bedeutungen der Worte sind mangelhaft und zu kurz. Besser ist das von *Robertson*, thesaurus ling. graec. London 1676. 4. Das von *Benjamin Hederich*, der während der Schulstunden lexica schmierte, ist ärmlich; es enthält Worte, die er selbst gemacht hat. Ueber die Fehler hat gehandelt Ernesti in der Vorrede. Ernesti wurde angegangen, es zu verbessern; jüngere Gelehrte machten es und er machte eine Vorrede, die artig ist. *Wendler* hat es vervollständigt und correkter gemacht. Der lateinisch-griechische index ist albern; es sind zu wenig Redensarten, und Sacherklärungen sind gar nicht darin. Das von *Zimmermann*, Stuttgart 1747, mit einer Vorrede von *Peter Miller*, ist nicht schlecht; die Sachen sind gut, aber die Sprache traurig. *Vollbeding* gab ein Ding heraus, worin er zehn Schulautoren umfasste; aber es ist mit vielen Fehlern und groben Irrungen durchflochten. Eher verdient das von *Dillenius* bemerkt zu werden, wegen der Etymologie; es dient dazu, sich Wörtervorrath zu verschaffen; zum Lernen der Vocabeln ist es vortrefflich. Das von *Hase*, worin nomina propria zu finden sind, enthält viel Unnützes, fremde orientalische Worte; die septuaginta gehören nicht in die lexica. Für die septuaginta gehört der thesaurus von *Swizer*. *Schneider's* Lexicon ist das vorzüglichste. Es empfiehlt sich dadurch, dass ausser der grossen Vollständigkeit auch auf die Methode der gelehrten Ableitung gesehen worden ist. Was es vorzüglich und ein-

sig schätzbar macht, sind die umständlichen Sacherklärungen und Erläuterungen, die in die Classen von Litteratur einschlagen, welche er cultivirt; man findet darin herrliche Resultate von Forschungen und die Forschungen selbst. Uebrigens kann man sich darauf verlassen, man hat den Henr. Stephanus in nuce. Für den Anfänger ist es nicht, sondern für den, der weiter ist. Ein Mann in Deutschland arbeitet seit 20 Jahren an einem lexicon, das wahrscheinlich in 12 fol. B. herauskommen und gewiss sehr gut seyn wird.

4.
Methodik.

Im Unterrichte oder Studium fängt man am besten mit wenigen und den nothwendigsten Regeln und Dingen an. Dahin gehört zuerst das Auswendiglernen der vielen Formen; daher auch das Griechische dem Latein bald nachgehen muss. Dann kann man schon mit der Lectüre anfangen. Hat man mit der Buttmann'schen Grammatik etwa angefangen, und sich schon Einiges aus der Lectüre gemerkt, so gehe man in der Grammatik weiter. Nachher halte man sich eine grosse Grammatik, zu der man sich Alles anmerkt. Man muss also von einem kleinen grammatischen Buche zu einem grössern fortgehen, und so mehrere durcharbeiten, und dann seine eigene Grammatik sich daraus bilden. An *ein* Buch muss man sich nicht halten, sondern aus mehrern suchen das System zu entwickeln, das die Alten in ihren Schriften in Rücksicht auf Grammatik befolgten. Gut wäre es also, wenn der Lehrer könnte seine Schüler aus der Lectüre sich die Grammatik selbst bilden lassen; nur müssen die Formen vorher gelernt seyn.

Eine andere Regel für den Unterricht ist, dass man zuerst mit den Dingen beginnt, die sich auf die Dialekte beziehen. Beim Anfange nehme man Rücksicht auf den, welcher der vollkommenste und am wenigsten contrahirte ist, auf den ionischen. Daher wäre es sehr nützlich, aus dem Herodot einzelne kleine Perioden auszusuchen und eine Chrestomathie daraus zu bilden, welche zuerst gelesen werden müsste und zum Homer am besten vorbereitete. Dadurch bekömmt man den ursprünglichen griechischen Dialekt reiner, und sieht die andern Dialekte besser ein. Man kann auch eine Sprache nicht besser erlernen, als wenn man sie von ihrem Ursprunge an verfolgt. Dies wird auch dadurch erleichtert, wenn man die Autoren nach ihren Zeitaltern liest, nemlich die ältern zuerst. Hierin wird sehr gefehlt. Schriftsteller, wie Herodian, sind nur für Leute, die schon mehr gelesen haben. Zuerst

lese man also den Herodot, dann den Xenophon, und zwar zunächst die Anabasis und dann die Cyropädie. Damit verbinde man die Lectüre des Homer. Dies ist jedoch nur für die erste Nothdurft. Wer darüber schon hinaus ist, muss mit dem Homer von vorne anfangen und dann immer der Zeit nach fort, und zwar auch ihren verschiedenen Werken nach; als: die Tragiker zusammen, die Historiker zusammen, die Redner zusammen. Unter einer Gattung muss man dann keinen aus einer andern Gattung lesen, nicht unter den Rednern den Homer. Bei Alexanders Zeit kann man dann stehen bleiben. Hierdurch gelangt man zu einer historischen Ansicht der ganzen Sprache, welche erst recht belohnend ist. Dadurch fällt das Vorurtheil weg, dass die griechische Sprache in allen Autoren dieselbe sey. Wir lernen bei dieser Lectüre alle Umformungen derselben kennen, denn wirklich hat sie ganze Umformungen erlitten. Nach Alexander ahmen die Autoren blos die vorigen nach; man kann also bei ihnen stehen bleiben, und ihre Lectüre ist nur Wiederholung der vorigen. Diese Methode empfiehlt auch Hemsterhuis zum etymologischen Studium der Sprache. Die ersten Formen sind wahrscheinlich orientalisch, nur bald besonders formirt, und von diesen gingen dann alle andern Wörter aus. Dazu muss das Studium der alten Grammatiker, Scholiasten und Lexicographen kommen. Dadurch entsteht historische Kenntniss der griechischen Sprache. Um von allem diesem einen schicklichen Gebrauch zu machen, muss man bald mit der Grammatik Lectüre verbinden, und zwar zuerst solche, welche die Grammatik nur erläutert. Daher wäre eine Grammatik praktischen Inhalts sehr zu wünschen. Einen kleinen Anfang hat *Hörstel* in seinem Buche gemacht. Andere Lesebücher haben nicht diesen Zweck. Diejenige Lection in Autoren wäre nach Hörstel's Manier sehr nützlich, wenn der Lehrer dem Schüler Stücke aus ihnen dictirte. Hat man nun ein Lesebuch durchgelesen, so halte man sich an Homer und Herodot, und lese anfangs immer mit Rücksicht auf die Grammatik; jedoch braucht man jeden derselben nicht ganz zu lesen. Dann lese man den Xenophon und Plato auszugsweise. Darauf eile man endlich, die Schriftsteller in gewisser Ordnung der Reihe nach zu lesen. Hiebei lese man aufs neue die Grammatik, nebst den wichtigsten Auslegern und Erklärern, d. h. solchen, die nicht blos die Autoren, sondern auch die Sprache erläutern. Die wichtigsten derselben sind Engländer, besonders die Holländer. Man fange mit den griechischen Lexicographen und Grammatikern an, und mit den Ausgaben von Hemsterhuis, Valkenaer, Ruhnken, Toup, Wesseling. Neben diesen lese man die leichtern Griechen cursorisch, wozu besonders Isokrates dienlich ist, der leicht und angenehm ist, und sehr viele oratorische Schönheiten hat;

nur die Geschichte macht ihn schwierig. Sein panegyricus ist das Schwerste von ihm. Dann gehe man zum Demosthenes. Wer in ihm einigermassen fortkommt, ist fast schon an der Spitze. Bei der ersten Lectüre wird man nicht Alles verstehen; aber das schadet nichts; man lese nur weiter und nur erst das Buch ganz durch. Bei der wiederholten Lectüre wird Alles deutlich seyn.

B. Von der mittelgriechischen Sprache.

Das Altgriechische wurde im medio aevo verderbt, indem viele barbarische Völkerschaften, die Verkehr hatten mit den Constantinopolitanern, Kriege und mehrere Arten Vermischungen nach und nach ungewöhnliche Ausdrücke und Formen absetzten, wodurch die Reinheit der Sprache verlor. Es wurde durch die verschiedenen Arten von Vermischungen schon der Grund früh gelegt zur Entstehung des Neugriechischen; nur mussten diejenigen, welche schrieben, immer etwas Besseres haben, als diejenigen, welche blos redeten. Wer schrieb, richtete sich nach den besten Mustern des Alterthums. Man las die Schriften der Attiker und ahmte sie nach, wie im 7ten seculo Cicero gebraucht wurde. Daher war's begreiflich, dass Autoren noch im 10ten seculo so gut altgriechisch schrieben, als Eutropius im Lateinischen. Dies konnte geschehen, während um sie herum viel Barbarisches gesprochen wurde. Gleichwohl musste schon ein Autor gewisse Dinge, wenn er sie recht benennen wollte, mit einem barbarischen Worte benennen. Folglich kam es darauf an, worüber sie schrieben. Diejenigen, welche über Gegenstände der Literatur schrieben, konnten sich vor der Vermischung der Barbaren hüten. So finden wir im *Eustathius* selten einen Ausdruck, der nicht auch in den ältern Griechen vorgekommen wäre. Eben so geben die scriptores historiae Byzantinae zwar einzelne Spuren der verderbten Gräcität, im Ganzen aber nicht. Die *Anna Komnena* schreibt im Ganzen sehr rein; sie hat ihr Schreiben durch die Lesung der Alt-Griechen gelernt. Sobald aber solche Autoren auf Dinge kommen, die in ihr Zeitalter einschlagen und sich genau ausdrücken wollen, geben sie barbarische Wörter. Diese sind lateinische mit griechischen Endungen. Viele von diesen mussten bei Wanderung des Throns von Rom nach Constantinopel entstehen. Sie wurden nicht übersetzt, sondern graecisirt, z. B. saluto te, σαλούτω σε. In einem Buche von *Reiske*, über die Ceremonien des byzantinischen Hofes, kommen Gesänge vor, welche an demselben gesungen wurden, die lateinisch sind mit Griechisch untermischt. Eigentlich barbarische Ausdrücke kamen aus Asien hinzu, und diese sind die schlimmern, und auf ihren Fond hat sich nach

und nach das Neugriechische gebildet. Mitunter kommt Mittelgriechisch auch einzeln bei Scholiasten vor, d. h. solches, welches anfängt verderbt zu werden. Das Hauptbuch hierüber, das auch ziemlich vollständig ist, ist von *Charles du Fresne* s. *du Cange* glossarium mediae et infimae graecitatis (infimae ist hier mittelgriechisch), Lyon 1688. 2 fol., mit einer Vorrede über die Entstehung des Mittelgriechischen, welche dunkel und schlecht lateinisch geschrieben ist. Man muss es zur Hand haben, um theils die Grammatik, theils die sonderbaren neuen Wörter, die ins Griechische kamen, kennen zu lernen. Dieses Lexicon hat man noch sehr oft nöthig zum Gebrauch.

C. Von der neugriechischen Sprache.

Das Neugriechische ist nicht gelehrte Sprache; es verhält sich zum Altgriechischen, wie das Italienische zum Latein. Der Fall kommt selten vor, dass Jemand Etwas darin läse. Sie hat viel Leichtigkeit, diese Sprache, hilft aber nicht viel. Grammatiken und lexica hat man auch darüber, und kennt man diese, so ist man im Stande, sich so viel davon zu verschaffen, als man nöthig glaubt. Die Art der Bildung, die das Neugriechische erhalten hat, ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden gewesen, und es hat lange gedauert, ehe diese Bastardsprache ihre ordentliche Bildung gewonnen hat. Da, wo man das Altgriechische am trefflichsten sprach, herrscht jetzt die grösste Barbarei. Am besten mag sie noch auf dem Berge Athos gesprochen werden. Die Verschiedenheit giebt zu erkennen, dass es eine neue Sprache ist. Die Pronunciation ist beinahe noch dieselbe mit einigen Besonderheiten. Es ist der Itacismus; dadurch erhält sie etwas Sanftes und Girrendes. Die Gravität, der Adel und die Würde ist in ihr entfernt. Mancher Buchstabe, als δ und ϑ haben etwas Besonderes. Sie werden mit einen sibilus ausgesprochen, wie die Engländer ihr th. Das ist nicht neu, dass sie das δ mit einigem sibilus aussprechen. Die Spartaner haben aus δ zuweilen σ gemacht. Das ϰ wird sehr weich ausgesprochen und das β wie ein w. Dadurch bekommt sie einen ziemlichen Wohlklang. Schlimmer ist, es wird keine Quantität mehr in der Aussprache beobachtet. Dies geschah schon um das 11te und 12te secul. cf. *Reiz's* scripta prohomerica, homerica und posthomerica. Es kam auch eine Art von versus politici auf, die sich sogar reimen; wahrscheinlich von πόλις, so viel als vaudeville. Eigentlich ist die Hauptsache, man respectirt den Accent und braucht ihn für Quantität. In Absicht des Wörtervorraths giebt's eine Anzahl, die mit geringen Veränderungen aus dem Alterthume sind; aber mehrere sind ganz corrumpirt. Es wer-

den die casus anders formirt; in den Conjugationen wird vieles Barbarische gefunden. Für ein Wort aus dem Altgriechischen sind neun unter zehn, die neu sind. Hinsichtlich derjenigen, die noch aus dem Altgriechischen übrig sind, würde sich durch Reisen viel für diese gewinnen lassen. Sonst ist die ganze Grammatik so umgeformt, dass sie ein gräuelhaftes Ansehn hat. Sie haben den Infinitiv ganz verloren, und man muss sich mit einer Präposition *να* helfen, die nicht altgriechisch ist, sondern aus China, so viel als ut. Z. B. *ναβουλομαι* für *βούλεσθαι*. Nimmt man etwa ein kleines Buch, das nicht schwer ist, und liest man es mit Hülfe einer Grammatik und eines lexici, so kommt man so weit, dass man fortlesen kann. Eine Grammatik, die besondern Ruf hat, ist von *Lange*: philologia barbarograeca, Nürnberg 1708. 4. Darin kommen auch kleine Stücke zum Uebersetzen vor, unter welchen auch die Batrachomyomachie übersetzt ist. Von Büchern ist eine Uebersetzung von *Voltaire's* Buch sur la tolérance, von *Eugenius Bulgaris*, einem sehr gelehrten Manne, der in Halle und Leipzig studirt hat und nachher Bischof im Chersones war, worin er so viel als möglich vom Altgriechischen beibehalten hat; es ist nicht so grob neu, sondern mit Altgriechischem gemischt: *περὶ τῶν διχονοιῶν τῆς ἐκκλησίας τῆς Πολονίας*, sur la dissension de l'église polonaise. Dieses Buch kann den Uebergang machen vom Altgriechischen ins Neugriechische. Ausserdem schrieb er noch zwei interessante Sachen, ein Buch über die ganze Mathematik, welche er bei *Segner* gehört und ins Griechische übersetzte, und eine Logik, welche er griechisch vorträgt, die noch viel schöner ist. Auch hat er die Aeneïs in griechische Hexameter übersetzt. Diese Uebersetzung, welche *Potemkin* splendid drucken liess, hat oft glückliche Stellen, ist aber im Ganzen kein Meisterstück. Nebst diesem lassen sich noch andere Bücher brauchen, als: die Uebersetzung vom Tode Abels, von *Gesner*. Etwas älter ist die Uebersetzung des N. T. Halle 1710. 12. Dann muss man zwei lexica brauchen, die beide sehr gut sind; eins von *Somavera*, einem Italiener, della lingua greca volgare (italienisch geschrieben) Paris 1709. 2 B. 4. Im Neugriechischen herrscht viel Italienisches, weil die Italiener viel dahin handelten. Kleiner als dieses ist das von *Weigel*: Neu-Griechisches lexicon, Leipzig 1796. 8. Aus diesem sieht man, dass viel Italienisches ins Neugriechische gekommen ist. Wer als Gelehrter unter diesen Griechen erscheinen will, muss auch Altgriechisch verstehen; denn die Gelehrten, die dort noch in gelehrten Sprachen schreiben, schreiben darin. Die Prediger unter den Neugriechen bedienen sich eines Dialekts, der näher ans Altgriechische gränzt. In den Schulen wird die altgriechische Sprache als eine fremde angesehen. Zur Einlei-

tung ins Ganze und hinsichtlich dessen, was bisher gesagt ist, dienen: *Simonis* introductio in linguam graecam, Halle 1752. 8.; ein fleissig gemachtes Buch für diese Zeit, wo gute Literarnotizen und vom Allgemeinen der Sprache, ihrem Ursprunge und Alter gehandelt ist. Kürzer und für die Schulen das Nützlichere ist: *Walch's* introductio in linguam graecam, Jena 1772, wo eine hübsche kleine Anzeige über Schriftstellerkunde ist, die man zum Grunde der Litteratur legen kann, de fontibus linguae graecae. Sie giebt Notiz von den besten griechischen Schriftstellern.

4.
Lateinische Grammatik.

Einleitung.

1.
Ueber die erste Bildung der lateinischen Sprache.

Wie entstund sie und wie kommt's, dass so Viele glauben, sie hänge mit der griechischen zusammen, was auf den ersten Anblick nicht scheint? In der Syntaxis leuchtet es zwar bald ein; allein das reicht nicht hin zu einer Conformität beider Sprachen, und man findet, dass das Lateinische mehr vom Altgriechischen habe. Um dies einzusehen, muss man den Gang der lateinischen Sprache kennen. Ihr Ursprung ist eben so alt, als der der griechischen. Beinahe eben so lange, als sich Völkerschaften in Griechenland etablirten, sassen auch Stämme in Italien. Die Urstämme gehörten zu einem Volke, das nicht griechischer Abkunft war, zu den Ausones; daher Ausonia für Italia gesagt wurde. Diese Ausones waren celtische Völkerschaften, d. h. solche, die Gallien bewohnten und früh über die Alpen gegangen waren. Von diesen ist der erste Fonds der lateinischen Sprache. Nach und nach kamen griechische Colonisten nach Italien, in grossen und kleinen Haufen. Durch diese wurde Altgriechisch hinzugemischt. Im ältesten Griechenland war weder Ausbildung des ionischen Dialekts, noch des attischen. Dagegen sind der dorische und äolische die ältesten rohen Sprachen, und diese gehören zum Fonds des Altgriechischen. Aeolisch ist derjenige Dialekt, der in grösserer Rauhigkeit, als der uns'rige, nach Italien wanderte. Sofern wäre Griechisch in einem grossen Theile des

Lateinischen. Wenn sich das Griechische abänderte, so wird Manches im Latein übrig seyn, was wir nicht mehr im Griechischen finden. Die Kenntniss des Lateinischen giebt uns also hie und da einen Aufschluss über das ursprüngliche Griechisch, und man kann aus diesem auf die alten Stammworte schliessen. Viele andere lateinische Worte sind durch Verwirrung der Buchstaben entstanden. Dies ist in den Büchern, welche die Etymologie behandeln, dass man aufs Griechische zurückgewiesen wird, besonders in Valkenaer's Schriften. Im Lateinischen ist also ein ansehnlicher Theil griechisch; aber der erste Stamm ist nicht griechisch, sondern barbarischen, celtischen Ursprungs. Auf diesen ist Griechisch der ältesten Art gepfropft, und hieraus ist Manches zu erklären, was man sonst nicht kann, z. B., dass die Lateiner keinen Dualis haben, dass im Altlateinischen kein Ablativ und kein Artikel ist. Diese Bildung des Lateins geht bis vor Roms Ursprung zurück. Hernach gingen einige secula ohne alle Bildung hin. Da hat man eine ausonische Sprache, die lingua Osca. In einer solchen Sprache wurde geschrieben. Nachher aber kamen sehr viele griechische Wendungen und Constructionen ins Lateinische, als man aus dem Griechischen zu wörtlich und sklavisch übersetzte. Erst in Sylla's Zeitalter wurde die Sprache gebildeter. Man sieht also, dass sie eine Tochter der griechischen ist, doch dass ein Fonds zum Grunde liegt, der ursprünglich ist. Daraus sieht man, dass man keine gelehrte Sprachkenntniss, d. h. eine solche, welche in die Gründe eindringt, erhalten kann, wenn man nicht das Griechische versteht, weil die ganze Sprache mit ihr in genauer Verbindung steht. Aus eben diesen Datis wird die Bemerkung deutlich, dass Geschichtschreiber und andere Schriftsteller den römischen Staat als eine griechische Colonie aufführen. Man treibt zwar diese Ideen ein wenig zu weit; aber wegen der vielen Einflüsse der ältern Griechen auf die Italiener ist kein Zweifel, dass viel Griechisch in Sitten und Institutionen nach Rom überging. Hiermit steht in Verbindung, dass das älteste Latein und Altgriechische, das im gemeinen Gebrauche war, ausserordentlich viel Aehnlichkeit mit einander hatte, und griechische Kenntniss nichts Fremdes in Rom war. Aber es ist ein Unterschied zwischen Kenntniss der Sprache und Litteratur. Jene konnte ihnen bekannt seyn. Um dies zu verstehen, muss man bedenken, dass wir von dem Latein abstrahiren, das wir vor uns haben, und in Absicht des Griechischen muss man ans Aeolische denken. Weil die lateinische Sprache nicht von *einem* Stamme herkommt, so kann ihr Ursprung nur durch viele gelehrte Forschungen herausgebracht werden. An die ersten Quellen können wir nicht kommen. Lange vorher, ehe Griechen nach Italien einwanderten, war schon eine ge-

wisse rohe Sprache in Italien herrschend. Mit dieser mischte sich pelasgisches Griechisch; doch scheint nicht sehr viel in die lateinische Sprache geflossen zu seyn. Blos Formen kamen aus der griechischen Sprache hinüber. Die Sprache der Ausones verbreitete sich vorzüglich in Campanien. Hier war ein wichtiger Stamm derselben, die *Osci*, deren Sprache (lingua Osca) sich lange neben der lateinischen erhielt. Die oscische aber konnte keine allgemein herrschende seyn; doch war sie eine der wichtigsten. Von ihr stammt die *albanische*. Gegen die Zeit der Stiftung von Alba longa kamen mehrere Haufen Griechen, deren Jeder etwas Griechisches mit übertrug. So modificirte sich die oscische Sprache nach der griechischen. So ist die lateinische, welche aus der oscischen herstammt, eine Mischung mehrerer Sprachen. Die frühesten Stämme, die rohesten Bewohner Griechenlands, brachten die Dialekte dahin, die mit dem äolischen die meiste Aehnlichkeit hatten. cf. Quintil. 1, 6. und andere Römer geben diesen Umstand ganz entschieden an. In einer andern Gegend aber und unter andern Umständen, bildet sich natürlich Vieles ganz um. — Die Entstehung der Schriftzeichen in Italien, machen Einige aus Vorurtheil eben so alt. Liv. 1, 5. 7. setzt das Alterthum der römischen Buchstabenschrift sehr hoch an. 60 Jahre vor Troja's Zerstörung soll Evander, der eine Colonie aus Griechenland nach Italien führte, auch die Buchstabenschrift dahin gebracht haben. Dies ist aber schlechterdings nicht zu denken. Tacitus drückt sich fast eben so aus, cf. annal. 11, 14. Die eigentliche Zeit in Italien, da die Buchstabenschrift herrschend wurde, ist im blühenden Etrurien, kurz vor Rom's Entstehung, um welche Zeit sie auch in Griechenland herrschend wurde. Dies muss man immer mit einander verbinden. Etrurien ist für die Litteratur und Cultur überhaupt sehr interessant. Wäre es nicht durch die Römer zerstört worden, so würde es gewiss eine grosse Kenntniss in Künsten und Wissenschaften erhalten haben. Besonders haben die Antiquarii die Etrusker der vorzüglichsten Aufmerksamkeit werth gehalten. Durch ihre Buchstabenschrift, die wir noch in ziemlicher Menge haben, sind sie uns noch merkwürdig. Ueber die etruscische Litteratur haben wir ein neues Werk von *Lanzi*: saggio di lingua Etrusca, Rom 1789. 3 B. 8. Dies kann als Einleitung für die ganze römische Litteratur dienen. Ein Hauptmonument sind die tabulae Eugynae, welche in Euguium gefunden wurden, grösstentheils in etruscischer Sprache geschrieben. Nach diesen und alten Inschriften ist klar, dass, ehe Rom noch entstand, die Buchstabenschrift besonders in Etrurien wichtig war. Bei Roms Entstehung war diese Kenntniss, selbst schon unter den ersten Königen; selten aber war wohl ihr Gebrauch, daher die Monumente unter den Königen

sehr selten seyn müssen. Als man nun eine Zeitlang in Rom die ursprüngliche und mit der oscischen sehr ähnliche Sprache geredet hatte, kam man mit cultivirten Griechen in Bekanntschaft. Nun bildete sich die lateinische Sprache von neuem griechisch, und zwar vorzüglich im Syntax; doch wurde die Gleichheit nie so gross, dass nicht beide Sprachen häufig abweichen sollten. Gegen die Zeit des zweiten punischen Kriegs fing man in Rom an Griechen, und zwar Dichter, zu übersetzen, besonders dramatische. Der älteste Dichter in Rom, Livius Andronicus, übersetzte aus griechischen Dichtern; die Modernisation aber muss sehr roh gewesen seyn. Hier muss man die sklavische Treue bemerken, mit der man Wort für Wort übertrug. Und dies geschah in Rom wohl ein seculum hindurch. Nun bildete sich der lateinische Syntax ganz nach dem griechischen; daher kommen die vielen Graecismen in der lateinischen Sprache. Da die Römer etwas weiter gingen, so suchten sie auch eigene Bildung; doch sind sie darin nicht weit gekommen. Ihre Litteratur ist grösstentheils nur ein Nachhall der griechischen. Eine Anzahl originaler Köpfe giebt es freilich wohl unter den Lateinern, selten aber sind diese viel werth. *Horazens* Oden gehören grösstentheils nach Griechenland. Am *Ovid*, der weit mehr Original ist, ist ein Mangel an ächtem Künstlersinn zu finden. Auf der andern Seite muss man aber auch die lateinische Litteratur nicht zu sehr herabsetzen. Die lateinischen Historiker übertreffen gewiss die griechischen. Mit einem Schriftsteller wie Tacitus scheint kein Grieche zu vergleichen zu seyn. Unter den Rednern gab es vielleicht auch sehr grosse Männer; schade nur, dass so äusserst wenig von diesen übrig ist. Andere Gattungen sind bei den Römern äusserst wenig ausgebildet; unter diesen am wenigsten die Philosophie, für welche sie kein Genie hatten. Im Ganzen bewiesen sie nur darin Genie, was mit ihrer Staatslage am meisten Zusammenhang hatte. Und zum Unglück wurden die Römer zu früh reich und gross. Ueberhaupt hält es für eine Nation äusserst schwer, sich original zu zeigen, wenn eine andere Nation, von so erstaunlicher Cultur, wie die Griechen, vorhergegangen ist. Mathematik war auch nicht in Rom zu Hause. cf. Virg. Aen. 6, 852, wo er den Charakter der Römer ganz vortrefflich schildert. In Absicht ihres Fortganges zeichnet sich die lateinische Sprache auf eine eigene Art aus. Was man latinitas nennt, ist auf sehr wenige secula und auf einen kleinen Distrikt eingeschränkt. Die Sprache, die sich in Latium (unde latinitas) ausbildete, hatte den Hauptsitz in Rom, als der Hauptstadt. Der usus der gebildetsten Menschen in Rom, machte bald die Regel aus. In Athen ging es ja fast eben so, ob dies gleich nicht für eine besondere Hauptstadt gelten kann. Daher finden wir in der

lateinischen Sprache keine Dialekte, in denen geschrieben wäre. Nie aber ist das römische Publicum zu dem Geschmack in der Sprache gekommen, wie das attische. Auch hier lag der Grund wohl im Luxus. Daher konnte die lateinische Sprache nie die Progressen machen, wie die griechische. Indessen kam endlich eine Zeit, da man anfing auf eine feinere Art die Sprache auszubilden.

Will man die Geschichte des Lateins als Sprache verfolgen, so muss man von Livius Andronicus ausgehen, und periodenweise die Hauptveränderungen der Sprache für sich, ohne Rücksicht auf Litteratur, untersuchen. Dies ist wenig noch geschehen. Einige kleine data findet man für den Anfang in *Walch's* (des Aelteren) introductio in linguam latinam, wo sonst allerlei Aufsätze vorkommen, die aber nicht befriedigend genug ausgearbeitet sind; und in *Nahmmacher's* Einleitung in die Geschichte der lateinischen Sprache. Etwas Grosses und Ganzes hat man noch nicht hierüber. Ich rede hier von der Geschichte der Sprache von Anbeginn bis Ende, und diese kann man sich durch das chronologische Lesen der Schriftsteller verschaffen. Eine Hauptperiode ist von Livius Andronicus bis Augustus. Seit ihm stieg der Geschmack in der Litteratur fast noch mehr; denn gerade in der Periode der ersten Cäsarn hat die Latinität an Genauigkeit sehr gewonnen. Hier zeichnet sich ein Zeitalter epochenmässig als Unterabtheilung, das des Ennius, aus; als Schluss desselben ist anzusehen das augustische Zeitalter. In diesem bildet sich nach der griechischen Manier geformte Poesie und correkte Sprache. Wie die Dichter die Sprache anfingen zu modeln, blieb sie im Ganzen im zweiten Zeitalter von Augustus bis in den Anfang des 2ten seculi. Richtet man die Augen auf die Sprache, nicht auf den Geschmack, so muss man sagen, die Sprache geht vorwärts; sie wird correkter und bestimmter in synonymis, aber der gute Geschmack in der Manier des Schreibens scheint zu sinken. Diese beiden Ideen hat man vermischt. Dann geräth man auf eine wunderseltsame Art, in der dritten Periode bis ans Ende der im Munde lebenden lateinischen Sprache, d. i. secul. 6. Da fängt man an, auf's alte Latein zurückzusehauen, und da blickt Tacitus durch, durch seine Liebe zum Alten. Die Schriftsteller suchen, um neu zu scheinen, das ganz Alte hervor und werden deshalb dunkel, brauchen zu dem Ende Komiker und Tragiker, und ziehen Worte an's Licht, die nicht im Gebrauche waren. Dies thut Apulejus, Gellius. Die Prosaisten gingen darauf aus, etwas Neuscheinendes, Glänzendes zu schreiben. Quintilian fing an, den Geschmack von neuem zu wecken. Seit seiner Zeit ging die Latinität den Rückweg. Im 3ten seculo nahmen Viele Barbarisches in's Latein auf, und obgleich sich mancher Autor bildete, und die

Sprache viel Richtigkeit und Genauigkeit in den Ausdrücken erhielt: so sieht man doch keine gleichmässige, homogene Art der Bildung. Die Kraft, welche Cicero bei seiner lebhaften Sprache hat, hat Lactantius nicht. Im 4ten seculo geht es weiter, und schlimmer wird's im nächsten. Das Latein hört auf im Munde der Nation zu leben, und lebt blos fort durch Begünstigung der Kirche, denn in kirchlichen Sachen blieb die lateinische Sprache; es wurde sogar darin gepredigt, doch auf eine Art, dass einem schaudert, wenn man das, was man davon übrig hat, liest. Auch die Päbste haben der lateinischen Sprache vielen Schaden gethan, denn sie liessen oft ganze Bibliotheken verbrennen, weil sie glaubten, dass diese dem Studium der Bibel nachtheilig seyn würden. Artig und ein Werk der Vorsehung ist's, dass Römisch und Griechisch ein quasi Leben fortführten. Auf diese Art mussten sich die Grundbedeutungen in den Köpfen der Menschen erhalten. Wären sie ganz ausgestorben, so würde der Schlüssel dazu verloren gegangen seyn. Nach dem sechsten seculum geht die grosse Barbarei der Litteratur an. Im 11ten und 12ten seculo fing die neue Morgendämmerung an; aber aus dem ganzen medio aevo haben wir nicht ein Dutzend grosser Köpfe.

2.

Bücher zur Kenntniss der lateinischen Sprache und zur Bildung des grammatischen Studiums.

Die lateinische Sprache lässt sich als eine todte und als eine lebende betrachten. Beide Gesichtspunkte verlangen ein verschiedenes Studium. Jedoch wird es gut seyn, auch für den, der das gelehrte Studium treibt, diese Sprache erst wie eine neuere lebende zu lernen, und für den Nichtgelehrten ist die letztere Art des Studiums hinreichend. Beim gelehrten Studium muss man historisch und kritisch zu Werke gehen, und man muss die Grammatik nach ihren verschiedenen Autoren historisch studiren. Dieses Studium kommt aber allein dem Philologen zu. Mit dieser gelehrten Grammatik muss Hermeneutik und Kritik verbunden werden. Anfangs lasse man sich also blos auf das ein, was in den neuern Autoren üblich ist, und lese auch gute neuere Schriftsteller, besonders solche, die in Rücksicht der Sachen gar nicht aufhalten. Zu diesem Zwecke wird man mit einer Grammatik, wie die Bröder'sche, und mit einem Wörterbuche fertig; bei dem gelehrten Studium aber muss man mit den alten Grammatiken anfangen. cf. *Ruhnken* in der Vorrede zu seinem Apulejus.

Als die Sprache ausgestorben war und nur noch in Klöstern lebte, wo sie meist schlecht betrieben wurde, so erhielt sich doch einige Grundkenntniss grammatischer Regeln. Eine genauere Kenntniss der Sprache war seit dem 6ten seculum bei nur äusserst wenigen Menschen. Ueber Grammatik wurde in dieser Zeit entweder gar nicht, oder doch nur äusserst Unbedeutendes geschrieben. Einige alte lateinische Autoren wurden aber doch gelesen, besonders Virgil, der fast vergöttert wurde. Die grammatischen Schriften unter den Alten betreffend, so bekamen die Römer das grammatische Studium als ein eingewandertes von den Griechen. Sie haben viele Kunstwörter blos wörtlich aus der griechischen Grammatik übergetragen in die ihrige. cf. *Suetonius* de illust. grammat. Seit dem Zeitalter *Aristarch's* verbreitete sich das grammatische Studium unter den Römern, besonders durch seinen Schüler, *Krates*, der nach Rom kam. Nun legten sich Einige auf das Grübeln über grammatische Gegenstände. Allgemein aber verbreitete sich dieses Studium nicht. Der erste grosse Untersucher in diesem Fache war *Varro* in Cicero's Zeitalter, ein grosser philologus. Er schrieb ein Werk: de lingua latina, von dem sich aber nur einige Bücher erhalten haben. Es ist keine der leichtesten Schriften des Alterthums und verdiente wohl noch besser behandelt zu werden. Es ist aber kein Buch, um viel für die Sprache daraus zu lernen; denn es enthält etymologische Grillen und viele Träume. Doch hatte Varro gelehrte Grammatiker unter den Griechen gelesen. Nachher haben sich die grössten Römer mit diesem Studium beschäftigt. Caesar schrieb: de analogia linguae latinae. Seit Varro aber hat sich eine Menge leider verloren. Besser wäre mit *Quintilian* anzufangen im ersten und zweiten Buche, wo manches Nützliche vorkommt. Er urtheilt als ein sehr verständiger Mann. Er fällte das richtige Urtheil: diese Kenntnisse haben vielmehr in recessu, als sie von aussen zu seyn scheinen. Seine beiden ersten Bücher sind sehr lesenswerth. Auch im Gellius sind manche Kapitel für dieses Studium zu brauchen und sind merkwürdig für lateinische Ausdrücke. Hierauf folgt eine ganze Reihe späterer Grammatiker, aus denen die neuern geschöpft haben, weil sie treffliche Notizen zur gelehrten Kenntniss der Sprache geben, da sie aus guten Autoren excerpirten. Sie sind herausgegeben von *Godofredus* in kl. 4.: auctores ling. lat. in unum redacti corpus adjectis notis, Sedan oder Paris 1614; und vollständiger, aber ohne alle Anmerkungen, von *Putschius*, grammaticae lat. auctores antiqui, Hanau 1605. 4. Die Texte sind noch corrumpirt, es lässt sich aber Viel aus ihnen schöpfen. Der allbekannteste und einer der berühmtesten ist *Priscianus*, von dem noch ein ganzes Werk übrig ist. Eben so *Diomedes*, *Charisius*. Diese und

noch einige verdienen vor den übrigen gelesen zu werden. Wenn man mit neuern Büchern vertraut ist, bekommt man durch sie einen tieferen Blick. *Nonius Marcellus* hat mehr alte Wörter gesammelt. *Sosipater*, *Charisius* und viele andere sind voll interessanter Ideen. Einer ist darunter, der auch sehr bekannt ist, *Donatus*. Es gab ihrer zwei. Der eine, *Aelius Donatus*, ist ein sehr gelehrter Mann, Scholiast zum Terentius; er schrieb eine Grammatik in zwei Theilen. Ein anderer, *Tiberius Donatus*, später und viel schlechter, sammelte eine vitam Virgilii. Nachher folgt noch eine sehr grosse Menge.

Die neuern Grammatiker haben eine philosophischere Ansicht der Sprache. Unter ihnen kann man mehrere Classen machen, weil sie sehr verschieden sind. Einige sind blos für die Anfänger, und gewöhnlich steht in allen dasselbe, ohne Rücksicht auf Beweise oder Gründe. Bei den Anfangsgründen der Sprache kommt es auf die Methode an; die grössern Grammatiken sind auch für den Lehrer. Erst bemächtige man sich der Sachen, denn die Kenntniss derselben ist die Hauptsache; die Methode findet sich dann von selbst. Die vorzüglichsten unter den neuern Grammatikern sind folgende. Der erste berühmte ist *Julius Caesar Scaliger*. Er schrieb: de causis linguae latinae ad filium Sylvium, Lyon 1623. fol., nachher in 8. gedruckt; ein sehr gelehrtes Buch, eine Metaphysik der Sprache, in einem harten Styl geschrieben. Es enthält die Basis der ganzen Grammatik. Neben manchen nützlichen Sachen sind auch darin wunderliche, schiefe Gesichtspunkte; es ist ein Buch zum Nachlesen, nicht zur Einleitung, durchaus nicht für den, der nicht schon viel über die Sprache gedacht hat; sonst sehr schätzbar. Ohne andere Bücher muss man sich nicht mit demselben befassen. Das Wichtigste sind die Schriften von *Gerhard Johann Vossius* sub tit. Aristarchus (d. i. eine Menge von grammatischen Schriften); besonders de constructione, theils in seinen operibus, theils auch in besondern Editionen in 4. Er belegte alles mit Beweisen und fasste die Grammatik historisch. Der Styl ist besser als im Scaliger. Es herrscht in seinen Schriften ein präciser Ton. Man lernt aus ihnen viele historische Begriffe über das grammatische Studium. Sie sind jetzt noch zu gebrauchen, um tief in die Latinität hineinzugehen. Vossius handelt von der Etymologie oder Formenlehre der lateinischen Sprache, wo Alles vorkommt. Zum Nachschlagen ist sein Aristarch unentbehrlich. Es ist allenthalben Kritik angewendet. Hinsichtlich mancher Dinge, über welche man dubia hat, muss man zu diesem Buche gehen, weil man in diesem, wie nicht in irgend einem andern, Aufschluss findet. Was die allgemeinen philosophischen Gegenstände der Untersuchung betrifft, so geht er

nicht tiefer ein, als es nöthig ist zum praktischen Gebrauche. Tiefer in diese Ideen geht *Sanchez* oder *Sanctius* in seiner Minerva sive de causis linguae latinae, worin viel Subtilität der Philosophie ist, aber scholastische. Dieses Buch ist von *Perizonius* mit gelehrten Noten ausgerüstet, und auch *Bauer* hat eine neue Auflage mit eigenen Noten herausgegeben. Bis jetzt sind es die Perizonischen Noten, was das Buch vortrefflich macht. Sanctius selbst ist ein wunderlicher Kopf und fängt Grillen; doch ist das Studium desselben werth, um die Art zu lernen, wie man bei dergleichen Untersuchungen zu Werke geht; man lernt kritisiren und prüfen. Perizonius hat so viel, das die Grammatiken vervollständigt und ist unentbehrlich. Es ist das Beste, was er geschrieben. In *Bauer's* Ausgabe ist viel, aber Vieles auch trübe und dunkel, und oft gar nicht mit gehörigem judicium gemacht. Angenehmer ist *Scheid's* Ausgabe. Auch *Scioppius*, der berüchtigte Grammatiker, famosus canis, der keinen leicht verschonte, aber ein vorzüglicher Kenner des alten Lateins und feiner Eleganz, hat ihn mit Zusätzen herausgegeben. Eben so nützlich, als Sanctii Minerva, ist des *Scioppius* grammatica philosophica linguae latinae. Er schreibt zwar das Latein nicht so vorzüglich, und hat eine gewisse Härte im Styl, keine Gleichheit des Tons und der Sprache; aber als Kunstrichter über die lateinische Sprache ist er schätzbar; auf die Methode hat er einen glücklichen Blick geworfen. Die Abschnitte in seiner Grammatik, von dem pleonasmo und der ellipsis, müssen vorzüglich studirt werden, weil in ihnen sehr viel Wahres steckt. In manchen Stücken ist diese Grammatik gar nicht übertroffen. Er hat aber auch manche wunderliche falsche Subtilitäten. Dahin gehört die Grille mit den verbis impersonalibus, denen er Personen unterlegt. Der nemliche Fehler herrscht auch oft in den Ellipsen. (Man sucht Ellipsen, wodurch man sich deutlich machen will.) Doch ist seine Grammatik ein sehr gutes Buch, herausgegeben von *Herzog*, Augsburg 1742. Ausserdem hat er paradoxa litteraria sub tit. Crasippus geschrieben, wodurch er sich viele üble Nachrede zugezogen. Sie betreffen Kritik des Lateins, als Sprache, und zeigen Fehler, die selbst Cicero gegen die Sprache gemacht. Er war ganz ins Latein eingedrungen, obgleich er es selbst nicht gut schrieb. Sie können einen auf tiefe Ideen führen. Hieher gehört auch das artige Büchelchen von ihm: infamia Famiani, gegen den Jesuiten *Famianus Strada*, welcher eine Geschichte schrieb, welche die Jesuiten sehr priesen, und welcher grossen Lärm schlug wegen seines guten Lateins. Da kam Scioppius, holte ihn herum Seite für Seite, und zeigte, dass Strada gar kein Latein schreibe. Diese infamia ist ein Buch, woraus man selbst gut Latein schreiben lernen kann. Es ist ein praktisches judi-

cium über die Purität der lateinischen Sprache. Hinter dieser infamia ist noch Etwas über die lateinischen Historiker, worin er dem Tacitus sehr zu Leibe geht. Alles, was Scioppius geschrieben, ist sehr zu empfehlen; denn aus der Art seines Urtheils lässt sich sehr viel lernen. Alle seine Bücher haben Etwas, das man nehmen kann, um sich mit Grundsätzen der Sprache zu bereichern. Dann ist eine Grammatik von *Ursinus*, institutiones plenissimae linguae latinae, Regensburg 1701. Er hat es mit Perizonius zu thun, daher muss Sanctius daneben gebraucht werden. Er ist zwar vollständig, hat aber nicht die Kritik und den Scharfsinn. Perizonius ästimirte ihn ziemlich genug, und hielt ihn selbst für einen seiner besten Gegner, kann ihn auch nicht immer bezwingen. Ursini Grammatik ist die letzte grosse vorzügliche. Eine ziemlich vollständige mit guter Methode geschriebene ist eine von den Messieurs du Port-royal: nouvelle méthode pour apprendre la langue latine, die im Ganzen sehr schätzbar ist; nur sind die Regeln in versibus memorial. Die folgenden sind fast alle nicht so gelehrt. Man ging mehr darauf aus, zur Erleichterung in Absicht der Erlernung der Sprache beizutragen. Die märkische lateinische ist nicht so gut als die griechische. Gemein ist die von *Lange*. Die von *Johann Conrad Schwarz*, Coburg 1732, gehört nicht unter die schlechtesten; sie ist voll guter Bemerkungen über die Eleganz der lateinischen Sprache. Einige sind in Absicht der Methode artig, wo aber wenig Vollständigkeit der Data ist. Dahin gehört *Rambach's* lateinische Grammatik. Die grössere von *Scheller*, welche viel Genauigkeit und Fleiss in Sammlung der Hauptsachen enthält, hat einen Fehler, dass sie nicht auf's Griechische sieht und eine Menge Regeln nicht auf ihren Grund zurückgeführt werden. Sonst ist Vieles darin sehr gut entwickelt. In der von *Kistemaker* sind richtige Grundsätze über die Methode; aber über das Griechische ist Nichts darin. Die von *Plagemann* hat eine erleichternde Methode; was er geschrieben, ist gut. Die beste zum gemeinen Gebrauch, wo Accuratesse in den Grundsätzen und gute Methode, die auf Gründlichkeit angelegt ist, ist die von *Bröder*, ein Buch, das mit recht viel Verstand gemacht ist, das sich auch durch die vielen schicklichen Exempel empfiehlt. In vielen Stücken ist dieser noch vorzuziehen die von *Meierotto*; sie geht auch von Beispielen aus und ist dazu, dass der Lehrer auch allenfalls aus den Beispielen die grammatikalischen Regeln selbst entwickeln kann. Gut sind auch die von *Bernhardi* und *Wenk*. *Seyfert's* auf Geschichte und Kritik gegründete lateinische Sprachlehre in 5 B. Brandenburg 1798, ist ganz nach dem alten Sinne gearbeitet und auf etliche Cursus im Lateinischen beabsichtigt. Der letzte Theil ist für den ersten Cursus; daher man dieses Buch von

hinten lesen muss. Es ist auf historisch-kritische Bearbeitung gesehen, und für die jetzige Zeit ist es das, was Vossius für seine Zeit schrieb. Es enthält grosse Gelehrsamkeit, nur ist es manchmal geschmacklos. Für den Lehrer selbst ist Nichts so nöthig, als sich mit Lesung einiger der wichtigsten dieser Grammatiken abzugeben.

Hauptpunkte der lateinischen Grammatik.

Erster Theil.

Formenlehre.

a.

Aussprache des Lateinischen.

Dass das Latein von jeder Nation verschieden ausgesprochen wird, ist bekannt. Die alte Aussprache ist verloren und lässt sich nicht wohl aus Grammatiken erlernen und wiederherstellen. Unsere Organe sind auch schlechterdings nicht qualificirt, die Aussprache der Alten völlig nachzuahmen. Man hat schon lange gewünscht, ungefähr wenigstens zu wissen, wie die Alten ausgesprochen hätten. Daher haben verschiedene Gelehrte darüber geschrieben, als *Lipsius* de recta pronuntiatione linguae latinae; *Erasmus* in dem Dialog de recta latini graecique sermonis pronuntiatione; *Mekerchus* de pronuntiatione graec. et lat.; *Henricus Stephanus*, *Scioppius*. Ueber gewisse Dinge kann man einig werden und auf eine gewisse Menge Unarten merken, die man begeht. Zu wünschen wäre, dass man sich zu einer allgemeinen Aussprache, welche der alten am nächsten kommt, vereinigte. Worüber man überall übereinkömmt, sind einige Buchstaben, die ganz von unsern heutigen abweichen. Die Vocale müssen wohl ziemlich so gelautet haben, wie jetzt bei uns. Blos vom u wissen wir mit völliger Gewissheit, dass die Römer es wie das französische u gelesen haben, daher Sulla wie Sylla ausgesprochen wurde. Mit den Diphthongen ist es schon schwieriger, und mit völliger Gewissheit lässt sich nichts ausmachen. Zu den ausgemachtesten Sachen in dieser Hinsicht gehört Folgendes: etiam, wie wir lesen, ist ganz falsch. Eben so falsch und am garstigsten ist die Aussprache des c vor e und i; der Lateiner sprach es immer als ein doppeltes k aus, weil es un-

mittelbar aus dem Griechischen kömmt. In ältern Zeiten schrieben die Römer auch k statt c; in einigen Wörtern ist es sogar beibehalten, wie in kalendae und karthago. Dicis lasen sie wie dikis. Die Aussprache des k schien für die verweichlichten Menschen zu hart. So machten sie es auch mit t vor einem Vocal, wie in consentio, das die Römer nicht wie consencio aussprechen. Die Diphthongen machen die grösste Schwierigkeit; denn bei den Lateinern hat es grosse Verschiedenheiten gegeben. Die Vocale sprach man in den Diphthongen einzeln hinter einander. Es kam aber Alles darauf an, worauf vorzüglich der Ton lag. Die Italiener und Franzosen sprechen sie auch so aus, aber nur zu schnell. Aus der Verschiedenheit der Aussprache der Diphthongen sind besondere Formen in den derivatis hergekommen. So finden wir au oft in o verwandelt, so dass es scheint, die Aussprache des au ist die französische, z. B. aula olla, welches einerlei ist. Die Vocale haben weniger Distinction gehabt; doch sind sie bald härter, bald weicher gesprochen worden. Qu lasen die Lateiner wie ein halbes k; quum wird wie kum gelesen, qui wie ki, quod wie kod. Daher finden wir viele Wörter auf beide Art geschrieben; coquus, auch cocus. Das g hat ebenfalls eine ähnliche Aussprache, wie das k, selbst vor dem n, dignus, ja nicht dingnus. Die ältern Römer schreiben oft ein c dafür, dicnus für dignus. m muss am Schlusse der Worte einen eignen Laut gehabt haben, oft gar keine Hörbarkeit. Daher wird es in Versen nicht geachtet, und wie ein Vocal angesehen. Das Griechische hat mit dem Lateinischen viel Aehnliches, obgleich die lateinische Sprache männlicher und derber, aber nicht so melodisch war. F klang wie w. Diesen Buchstaben hatten die Griechen nicht und konnten ihn daher nicht aussprechen. *Seyfert* hat Unrecht, wenn er sagt, dass die Lateiner c wie z und t vor i auch wie z ausgesprochen hätten. St muss man nicht wie scht, sondern wie st aussprechen. Schola sprachen die Römer durch den Gaumen aus, wie scola. Unter allen neuern Sprachen hat keine so viel aus der lateinischen übrig behalten, als die spanische. Man merkt hier, dass jede von den neuern Sprachen, welche sich nach der lateinischen gebildet, auch Etwas aus der Aussprache angenommen habe. Im Ganzen aber ist die lateinische Aussprache wohl sehr verweichlicht.

Zur Pronuntiation gehört auch die *Accentuation*. Im Lateinischen und Griechischen herrscht sie noch mehr, als bei uns. Es gab kein Wort, das man nicht mit Accentuation sprach. Auch die Römer haben so gut wie die Griechen nach Accenten gelesen, wiewohl sie keine Accentzeichen hatten. Daran muss man sich nicht kehren, dass sie nicht geschrieben werden. Die Sache blieb blos in den Schulen. Die Römer

hatten den gravis, acutus und circumflex, so dass neben der Quantität immer noch diese Hebungen und Depressionen statt fanden. Man kann darüber noch eine ziemliche Menge Regeln zusammenbringen. Aber woher die Regeln der Accentuation? Es giebt ein System, das im Ganzen mit dem griechischen Aehnlichkeit hat, doch im Einzelnen abweicht. Das Griechische muss man zuerst kennen und dann muss man in die alten Grammatiker gehen. Im Quintilian kommt Manches davon vor und in der grammaire du Portroyal. Da die Accentuation Etwas ist, das unser Mund selten wiedergeben kann im Griechischen, so verhält es sich auch so im Lateinischen, wenn man auch die Regeln kennt. Dies ist ein Hauptgrund, warum wir die wahre Aussprache nicht wiedererlangen können. Wir können den acutus und die lange Sylbe nicht unterscheiden. Dominus sprach der Lateiner domminus; homines wurde kurz ausgesprochen, hŏmines, nicht hōmines. Was am meisten hier auffällt, ist, dass im Lateinischen der Accent dem Aeolischen ähnlich gewesen. Der Accent läuft immer neben der Quantität her. Heut zu Tage sorgt man nur immer dafür, dass man die Quantität der vorletzten Sylbe weiss; aber auch dies ist nicht überall so leicht; man muss auch die Quantität der übrigen Sylben kennen und daher muss man Prosodie studiren. Die alte Aussprache lässt sich mit Genauigkeit nicht wieder einführen; allein darüber haben wir uns verglichen, dass wir die vorletzte Sylbe nach Länge oder Kürze hervorheben. Man muss ein Buch haben, wo die Quantitäten angegeben sind. Der Worte ist eine grosse Menge, wo man Fehler hört. In manchen Worten richtet man sich nach dem griechischen Accente; allein auch das ist nicht hinreichend; denn nach Accenten richtet man sich nicht. Sinōpe, nicht Sinŏpe muss man aussprechen. Eine andere Menge Worte werden auch unrichtig ausgesprochen: derīvo, irrīto, instīgo. Bei gewissen Worten hat das praesens und perfectum eine diverse Quantität, die zu beobachten ist, weil man sonst dem Andern nicht deutlich wird. Die Contractionen, die Verlängerung machen, müssen bemerkt werden. Das beste Mittel ist, dass man bei den Dichtern auf die Quantität achtet und sich Verse einprägt, die keine schwankende Quantität haben.

b.

Orthographie.

Diese kommt im Lateinischen mehr, als im Griechischen in Betracht; ein Beweis, wie genau die griechische Sprache durch Grammatiker bestimmt ist. In der Orthographie richten wir uns nach dem gebildeten Zeitalter; die früheren Zeiten hatten viel Schwankendes, und das Zeitalter des August ist

die Epoche der guten Orthographie. Diesen Unterschied sehen wir nicht in allen Fällen deutlich, weil uns ältere Monumente fehlen, und die wir haben, sind übersetzt. Doch haben wir Nachrichten von der alten Orthographie. So schrieb man sehr oft zwei Vocale neben einander, um gewisse Casus zu unterscheiden; nachher liess man es seyn und blos durch die Sprache erkennen. Dass man die natürlich lange Quantität mit zwei Vocalen schrieb, war natürlich. So schrieb man ehedem omneis für omnes. Dies war nur der Fall bei Worten, die im Genitiv pluralis um eine Sylbe wachsen. Der Grund ist dies davon nicht, aber man merkt sich dadurch die Sache. Nachher sagte man omnis und dann omnes. Dieses is ist nur im accusativo der Fall, nicht im nominativo. Etwas Anderes ist in der zweiten Declination im genitivo ein ii, wo sich früher ein blosses i fand in den Schriftstellern vor dem augustischen Zeitalter bei den Wörtern auf ius, als Tullius Tulli. Dass man ein grosses i schreibt, ist falsch, denn das ii ist erst später hineingekommen, aber blos bei den substantivis; denn bei den adjectivis war es schon. Die substantiva haben sich nach der Analogie der Adjectiven gerichtet. Diese Bemerkung hat man nicht gemacht, bis Bentley darauf aufmerksam machte in Terentii Andria act. 2 scen. 1. Properz ist der erste, der auch schon ii braucht; Ovid braucht's noch öfter. Doch brauchen sie auch noch i. Sie haben nur zuerst das neumodische ii. Die adjectiva betreffend, so haben diese immer ii. Ein einziges Beispiel ist im Ennius, wo Tarquinii vorkommt, das gegen diese Regel zu seyn scheinen könnte; allein das Tarquinii ist dort Adjectiv. Dadurch fällt im Cicero und Sallustius das ii in substantivis weg und es muss blos i seyn. Dies gehört zur historischen Grammatik. — In den Handschriften herrscht oft eine verschiedene Orthographie. supellex muss es heissen, nicht supp.; ferner pedisequus, nicht pedissequus.

Ein Andres ist, wenn ich von der Sprache für den heutigen Gebrauch rede; da muss ich das beste Zeitalter nehmen. Die Orthographie betreffend, cf. das beste Buch hierüber: *Cellarii* orthographia latina 2 B. 8. Altenburg 1768. Abgekürzt wäre das Buch sehr nützlich. Das lexicon von *Noltenius* enthält eine clavis für die Orthograhie, die hinreichend ist. Besser ist, dass man sich im Anfange an die Ausgaben hält, wo genauer Druck ist, dass man zu einem gleichen Blick gewöhnt werde. Man muss nicht affectiren und nicht eine alte Schreibart einer neuen vorziehen. Um den Doppelsinn zu vermeiden, so unterscheide man cum von quum. Dieses brauche man für die Conjunction, jenes für die Präposition; nur dass man quum nicht *kwum* spreche, denn qu wurde wie k gesprochen. Das p lasse man in sumptus nicht weg. Die Monumente haben

immer mpt. — Ueber viele Wörter hat man noch keine festen Grundsätze.

In Hinsicht des Schreibens oder vielmehr des Rechtschreibens muss man auch auf die Theilung der Sylben sehen. Die Consonanten, die vorn im Worte zusammenstehn, müssen auch in den Sylben zusammenstehn. Jedoch hat man auf die Ausnahmen hievon zu merken. Wir haben zwei s, ein langes und ein kurzes; man muss daher im Lateinischen auf den Stamm Achtung geben und daher nicht schreiben dispargo und nicht abtheilen dis-pargo, sondern di-spargo und dispargo; nicht dis-tringo, sondern di-stringo, aber auch nicht di-sputare, sondern dis-putare. Bei einigen Wörtern ist dies nicht gleich einleuchtend, wie in dis-ceptio. Man muss ferner die Consonanten bei einander lassen, die vor der Contraction zusammengehörten und nicht einen Consonans bei der Contraction zurückziehen, wie z. B. po-test, nicht pot-est, denn es kommt von po-tis est her; das t gehört also nicht zur ersten Sylbe, sondern zur zweiten und also hier zu der aus tis und est contrahirten Sylbe test. Die Lateiner fügten am Endvocale von Sylben des Wohlklangs wegen ein d hinzu, wie in Inschriften librod für libro steht und in prodest gehört es zur ersten Sylbe; daher prod-est so getrennt werden muss. Dieses d ist dem französischen t in a-t-il ähnlich. Animadverto muss man theilen ani-madverto; denn m und ad ist contrahirt; also gehört m zur Sylbe ad. Griechische Wörter müssen wie im Griechischen getheilt werden, wie homo pra-gma-ticus, weil im Griechischen γμ zusammengehören, obgleich kein Wort im Griechischen mit γμ anfängt.

e.

Rechte Art zu interpungiren.

Sie muss sehr genau beobachtet werden. Man suche nur erst im Deutschen recht fest darin zu seyn, dann wird es im Lateinischen weit leichter werden. Im Deutschen hat man von *Moritz* eine Anweisung zum Interpungiren. Im Lateinischen fordert die Interpunction einige Abänderung von der in neuern Sprachen. Man hat im Lateinischen zweierlei Systeme. Das eine ist das, wo man sich blos nach der Muttersprache richtet, welches aber fehlerhaft ist und nicht überall angeht. Das andere ist das, welches wir in den Lateinern vor einigen Jahrhunderten finden, das aber oft gar sehr von unserm System abweicht. Man gehe daher mitten inne. Einige meinen nun, die Interpunction soll uns die ganze Construction vorlegen, andere richtiger, sie soll uns das Lesen erleichtern. Wenn man nach dem frägt, was die Alten hierin thaten, so erfährt man, dass sie früher gar keine Interpunction hatten. Das Vorlesen

war daher sehr schwer, zumal da die Wörter nicht getrennt waren. Allein eben wegen der Schwierigkeit dabei lernte man es vielleicht recht gut. Nach Christo kam erst einige Interpunction auf. Man machte zwischen zwei Wörter, die zweideutig waren, einen Punkt. σστιναξιος schrieb man εστι. ναξιος, er ist aus Naxos, damit man nicht εστιν αξιος las. Nachher machte man zwischen jedes Wort einen Punkt. Später nahm man drei Punkte an, einen oben, einen in der Mitte und einen unten am Buchstaben, die alle verschiedene Bedeutungen hatten. Als die Druckerei erfunden wurde, machte *Aldus Manutius* zuerst unsere Interpunction, führte erst das Kolon und dann das Semikolon ein, und nach dieser Manier sollte man sich richten. Damals blieb man sich in dieser Methode sehr gleich. Ernesti hat im Cicero zu viele Kommata. Hauptregel dabei ist, dem Leser die beste Art von Aussprache zu erleichtern. Z. B. scio te hoc fecisse sprach der Römer in Einem fort. Dies ist daraus klar, weil der Accusativus cum Infinitivo eigentlich nur ein Substantiv ausdrückt. Wenn ein Substantiv oder pronomen vor einem relativum hergeht, steht im Deutschen ein Komma, aber im Lateinischen nicht; also nicht is, qui est, sondern is qui regulas observat, semper sibi constat; woraus man sieht, dass das Komma nicht wegen der Interpunction stehen muss, sondern blos wegen der Aussprache. Eben so: Caesar qui eum illud fecisset, vidit eum, nicht qui, cum etc. Also zwischen qui und einer Conjunction darf kein Komma stehen. Die Alten pausirten nicht so oft in der Rede, wie wir; man hat also im Lateinischen nicht so viele Kommata nöthig.

d.
Genera.

Die genera betreffend, so herrschen hier viele Schwierigkeiten. Die wenigen ganz allgemeinen Regeln führen nicht weit. Hier muss man durch Beispiele bei allen generibus dem Gedächtnisse helfen, wozu es sehr gut ist, das pronomen hic, haec, hoc, jedem Substantiv beizufügen. Nun hat man gar nicht mehr vom genus viel zu sprechen, so wenig man im Französischen davon spricht. Man muss nur im Lesen genau Acht geben. Anfänger fehlen oft in gewissen Fällen, wie z. B. bei Dramen, wo die Römer immer Fabeln denken und es daher als femininum behandeln, als Plautus scripsit Trinummum suam, nicht suum.

e.
Declinationes.

Hinsichtlich der Declinationen fange man mit der zweiten, als der leichtesten, an. Der Lehrer sehe besonders dabei auf das,

was aus dem Griechischen kommt und auf die Declination solcher Wörter als griechischer Eigennamen. Der Lateiner hat gewisse gemeine Formen eingeführt, welche von den griechischen abweichen, und welche solche sind, die durch die Komödie dem römischen Publicum bekannt wurden. So ist Phaeder die gewöhnliche Form, Phaedrus aber die gelehrtere, die besonders in Trauerspielen der Römer vorkommt. Besonders in der dritten Declination haben die Römer aus ων blos o gemacht, am meisten, wenn im Genitiv blos ωνος, nicht οντος war, wie aus δρομων, ονος dromo wurde. Gelehrtere Römer behielten die griechische Form aber auch hier bei, wie Virgilius. Die Römer sagten z. B. Pluto aus πλούτων, Solo aus Σόλων. War dagegen ein τ im Genitiv, so nehmen auch die Römer das n im Nominativ an, als Phaëthon, ontis. *Fischer* und mehrere Andere verwirren hier sehr viel, weil sie dies nicht ganz wussten. In der ersten Declination haben wir gewöhnlich auch bei den griechischen Wörtern m, als Aeneam, aber gelehrtere Römer erlaubten sich die griechische Form *an*. Die Lateiner liebten also zweierlei Formen, die gelehrte, welche die griechische ist, die meist in Dichtern herrscht, und die gewöhnlichere, welche in Prose vorkommt. Noch sind allerlei andere Sachen zu bemerken. Dii z. B. sagt kein Dichter, sondern di oder dei, eben so nicht diis, sondern deis oder dis. Es giebt ferner Wörter, die zugleich substantiva und adjectiva sind, und bei diesen unterscheidet man im Vocativ das Substantiv mit e, das Adjectiv mit us. Z. B. wenn pius ein nomen proprium ist, so hat es pie und zum Unterschiede des Adjectivs setzt man pius im Vocativ. Jedoch gilt dies nicht von Positiven, nicht von Superlativen. Es giebt also Beispiele, wo der Vocativus bei Adjectiven us behält. Die Substantiva auf ius hatten erst nur i im genitivo, kein doppeltes, als Virgili; die adjectiva hatten aber immer ii. Erst Propertius bringt auch bei Substantiven i und ii auf. Bentley zum Terenz macht diese Bemerkung zuerst. Man meinte, im Ennius komme Tarquinii vor, allein Tarquinius ist ein adjectivum, ein Tarquinier. So hat Virgilius Clarii Apollinis, wo Clarius ebenfalls adjectivum ist. Ovidius aber braucht schon den genitivus auf ii auch bei Substantiven. Wir haben von Manilius ein Gedicht: Astronomicon, welches kein Alter citirt und man stritt daher, ob es wirklich aus dem Zeitalter August's sey, dem dieses Gedicht gewidmet ist. Bentley fand, dass nicht ein Substantiv auf ius sich auf ii im Genitiv endigte und schloss daher mit Recht, dass Manilius wirklich aus August's Zeitalter ist; denn diese Kleinigkeit hätte wohl kein interpolator durchgeführt. Die nomina auf ius haben eigentlich ie, nur fand man es dem Wohllaut gemässer, dass das e wegbliebe, wie Gellius sagt, der erklärt, dass man in solchen Wörtern den Accent auf die pen-

ultima, also auf i gelegt habe, und dann wird es sehr wahrscheinlich, dass man das e verschlang und also aus Virgilie Virgili werden konnte, wodurch sich auch dieser Vocativ vom Genitiv unterschied, wo der Accent vorn lag, als Virgili. Dass deus im Vocativ deus hat, kommt daher, dass man im Griechischen oft den Nominativ für den Vocativ setzt, welches die Römer hier des Wohllauts wegen beibehielten. Im genitivo pluralis haben die Wörter der zweiten Declination auch im Griechischen om, als deom, woraus deūm wurde. Wenn ein v vorherging, behielt man ōm bei, als divōm. Dies ōm und ūm hatte man auch in der ersten Declination, als von caelicolae, ūm. In allen diesen Fällen findet nicht contractio statt, sondern es sind alte griechische Endungen. Uebrigens zeugt der gewöhnliche genitivus pluralis auf arum und orum ganz von der Härte des Lateins. Das Accentuiren von ūm mit ^ als ûm ist nicht alt, sondern blosse Hülfe für Anfänger, wo es nicht schaden kann; nur muss man es z. B. im ablativo der ersten Declination nicht setzen blos um sich deutlich zu machen; denn man muss durch den Styl selbst deutlich werden, nicht durch solche Zeichen. In Frankreich sind diese Zeichen sehr gewöhnlich und durchaus herrschend. Am besten ist es, man gewöhnt sich nicht an solche Hülfsmittel.

Die dritte Declination enthält viel Schwieriges. Die Hauptsache ist immer der genitivus. Für den Anfänger muss man das Gedächtniss nur nicht durch die Forschungen über den Genitiv aufhalten, sondern die Sachen blos lernen lassen und kein Wort ohne seinen Genitiv aussprechen. Die griechische Form springt oft in die lateinische ein. Die nomina auf a als poëma haben im Dativ und Ablativ zwar ibus, aber lieber noch is, als poëmatis, und dies findet bei allen neutris auch statt. Wörter, die im Griechischen α haben und neutra sind, gehen im Lateinischen auch in Wörter der ersten Declination über, als σχῆμα, schema. Wörter, die eigentlich ium im genitivo pluralis haben sollen, springen oft in die zweite Declination und haben iorum, als sponsalia, orum, ibus; vectigal-iorum; saturnalia, iorum, ibus; ancilia, iorum, ibus. Im Suetonius kommen diese Formen oft vor. Die grösste Schwierigkeit ist in Hinsicht auf e und i im ablativo Singularis. In vielen Fällen ist i und e gleichgültig, wie vetere und veteri more. Andere Wörter haben nur i, wo wir es kaum glaubten, als civis, a civi. Dagegen haben andere blos e, wo wir i erwarten, als aedilis, ab aedile. Einen Unterschied macht der Gebrauch des ablativus von einem Particip und der von einem Adjectiv. Alle Participien haben e, als regnante, veniente; sind die Wörter Participien und Adjectiven zugleich, so gebraucht man im ablativo i. Allein hier giebt es viele Ausnahmen. *Bentley's* Anmerkungen zum Horaz sind hier sehr gut. Es giebt noch meh-

rere solche streitige Fälle, z. B. ob die Lateiner poëseos im genitivo setzen. Bei allen solchen Wörtern, die noch nicht in den allgemeinen Gebrauch übergegangen sind, ist die griechische Form gewöhnlich; allein ist das Wort ganz herrschend, so wird es lateinisch declinirt, als poësis, im genitivo poësis. Der accusativus pluralis hat oft is aus eis, aber nur, wenn der genitivus pluralis um eine Sylbe wächst. Daher sagt Sallustius omnis homines. Unter August bildete man erst auch von solchen Wörtern es. Bei der vierten Declination ist die Contraction von ui in u zu merken, als für fructui fructu, wie Caesar immer schreibt. Uum geht auch zuweilen in ūm über. Eigentlich ist die vierte Declination nur eine Ausnahme von der zweiten und dritten.

Die fünfte ist nur Ausnahme der dritten. Manche Wörter schwanken zwischen der dritten und fünften, wie plebs, wovon man auch plebei im Genitiv und selbst im Nominativ Singularis plebes findet, woraus eigentlich plebs entstand. Die alten Lateiner werfen oft das i weg und sagten fide statt fidei, vid. Gellius 9, 14. Sallustius braucht diese Form noch oft, wodurch eine Aehnlichkeit mit dem Ablativ entsteht. Es giebt hier viele Anomalieen, welche im Schreiben immer beobachtet werden müssen. Am besten unterrichtet man sich über dieselben durch die Lectüre. So giebt es Wörter, die heteroclita genannt werden in den Declinationen und die oft ganz irregulär declinirt werden. So kommen manche Formen nur in der Sprache des gemeinen Lebens vor. Man fehlt darin oft. So sagt man heute immer scientiae, welches nur einmal in den Lateinern vorkommt, da hingegen scientia das Wissen ist und die Wissenschaften durch doctrinae und artes ausgedrückt werden. Spreche ich aber: die scientia des Caesar und Tacitus, dann kann ich wohl sagen scientiae; besonders braucht man es spottweise. Oft sind die Wörter nach den numeris in der Bedeutung verschieden. So heissen fortunae Vermögensumstände, nicht aber fortuna; horti ist ein Garten, hortus aber nur ein Theil desselben, ein grosses Beet. Majores sind Ahnen, aber nicht major. Bei spätern Autoren ist major der Lehrer. Daher sagt Apulejus: Socrates major meus. Quirites sind Römer im Friedenszustande, nicht im Kriege. Quiris ist blos dem Dichter erlaubt. Aedes im Singulari ist ein Saal, ein Tempel; im plurali ein Haus. Blanditiae kommt von blanditia, aber von fruges kommt der Singularis nicht in eben dem Sinne von Erdfrüchten vor. Induciae kommt selten, aber doch einigemal im Singulari vor. Praestigiae kommt auch im Singulari vor, auch scopa, auch selbst tenebra.

f.

Verbum.

Man sondere die modi und tempora und dann die verschiedenen Classen der Verben von einander ab. Was die tempora betrifft, so berufen wir uns auf obige Bestimmung. Nur hinsichtlich des Schreibens ist Einiges zu merken. Der usus ist nemlich oft der Grammatik entgegen. In Ansehung der Folge der temporum macht man oft sehr viele Schwierigkeiten. Man muss aber nur immer auf den Begriff der tempora selbst Rücksicht nehmen. Oft aber kommt es darauf an, wie ich ein tempus fassen will. Ich kann einige Handlungen schlechthin ohne Rücksicht auf die Dauer erzählen, oder ich kann auf die Dauer Rücksicht nehmen. Ich kann dieselbe Handlung im imperfecto oder im aoristo (perfecto) erzählen. Meine Willkühr aber muss ich hier nach dem Zusammenhange der Gedanken bestimmen. In vielen Fällen kann dies keine Schwierigkeit haben. Die Alten wechseln den aoristus oft mit dem imperfecto ab. Hier kommt es aber immer auf die Dauer an. Oft muss actio perfecta folgen, und zwar da, wo ich mir durchaus nicht mehr die Handlung in der Dauer denken kann. Wie erfahre ich aber, ob z. B. dixi das praesens rei perfectae oder der aoristus ist? Folgt ein imperfectum, so ist es der aoristus; folgt ein praesens, so ist es das perfectum. Schwieriger ist die Frage: Wie soll ich mich bei der Wahl betragen? Es kommt hier auf den Zweck an, den ich jedesmal habe. Das imperfectum muss man nie leicht anders setzen, als wo man wirkliche Dauer bemerkt. Je nachdem ich die Dauer einer Handlung anzeigen will, je nachdem muss ich auch das imperfectum öfter oder weniger gebrauchen. Das plusquamperfectum ist sehr leicht zu brauchen. Man darf nur bedenken, dass hier immer eine vollendete Handlung sey, doch in Relation. Schwerer ist das futurum der vollendeten Handlung. Hier drücken wir uns oft im Deutschen gar nicht so aus, wie wir sollen, z. B. wenn ich ihn sehen werde, statt, wenn ich ihn werde gesehen haben, cum eum videro. Das futurum kann auf dreifache Art nach Beschaffenheit einer Absicht ausgedrückt werden; ich kann sagen: volo dicere, dicam, dicturus sum. Die grössere Genauigkeit wird oft auch in den besten Lateinern verletzt. Aber aus einer Handlung in die ganz entgegengesetzte zu springen, ist hiermit nicht gemeint. Oft ist es blos Kürze des Ausdrucks, die zu einem kleinen Fehler nöthigt oder vielmehr verleitet. Z. B. scribam für scripturus sum, scripsi für scribebam, weil der Autor oft den Begriff nicht genau unterscheidet. So setzt einer, der bescheiden seyn will, von seiner Arbeit das imperfectum, wodurch der Begriff ausgedrückt werden soll, der Künstler wollte nicht sagen, er habe das Werk

durchaus vollendet. Von andern Werken steht wieder der Aorist, welcher nicht eben das bedeutet, was das Imperfectum, sondern blos den Begriff nicht so genau unterscheidet. Heute könnte ein scribebam auf dem Titel eines Buchs lächerlich werden; dagegen, wenn z. B. Fragmente eines Mannes herausgegeben werden, dann kann man sagen scribebat, er schrieb davon. Oft wird das futurum der währenden Handlung für das futurum der vollendeten gesetzt. Im Lateinischen wird scripserim, das perfectum conjunctivi und das futurum exactum scripsero oft ganz gleich gebraucht, welches auf die Idee führen kann, die Alten haben diese tempora vermischt. An mehrern Stellen wissen wir gar nicht, ob es der Conjunctiv oder das futurum ist, wie in der zweiten und dritten Person singularis. Viele halten auch scripsero für den Conjunctivus futuri; allein man wird es nicht ganz beweisen können; denn solche Wörter wie scripsero kommen nicht mit Conjunctionen vor, die sonst einen Conjunctiv bei sich haben. Daher ist wohl eher anzunehmen, dass die Römer da, wo sie die tempora für einander setzten, die Begriffe verwechselten. Oft ist man ungewiss, was die Alten in einzelnen Stellen schrieben, z. B. gleich im Anfange des Livius steht si perscripserim und in alten Ausgaben si perscripsero. Letzteres ist richtiger, aber Ersteres konnte sich Livius erlaubt haben, da sich's die Römer oft erlauben, diese tempora zu verwechseln. Solche Dinge muss man nicht nachahmen; andere aber allerdings. Z. B. in Briefen drückt sich der Römer von Allem, was er erzählt, im imperfecto aus, nicht im praesens, als rumor erat, es ist das Gerücht, d. h. es war das Gerücht, als ich dies schrieb. Dies wird bei allen Dingen beobachtet, die schnell vorüber gehen können. Man muss auch hier die Umstände und Handlungen unterscheiden, z. B. pater moriebatur und mortuus est ist zweierlei. So sagt Cicero einmal in den Briefen ad Atticum blos ganz kurz: pater meus mortuus est. In manchen Verben sind diese, in manchen andere tempora üblich, die man durchaus in den Briefen am besten kennen lernen kann. So schrieben die Römer unter jeden Brief: dabam, ich habe ihn dem Sklaven zum Abtragen gegeben. Besser würde dedi stehen; aber dabam ist einmal gebräuchlich.

Ueber die Art der Behandlung der Conjunctionen mit den temporibus kann ich hier nur einige Regeln geben. Die praesentia haben einen strengern, eingeschränkten Gebrauch, die praeterita einen freiern. In den praeteritis kann ich aus dem Indicativ in den Conjunctiv übergehen. Cum macht hier die meiste Schwierigkeit. Ist es causale, so steht immer ein Conjunctiv; ist es temporale, so steht ein Indicativ dabei. Die Fälle, wo cum als blosses temporale vorkommt, haben die eigene Manier, dass in allen praesentibus nur der Indicativ folgt,

cum video, vidi, profecturus sum. Bei den praeteritis kann Indicativ und Conjunctiv stehen; ich kann eben so wohl sagen: cum viderem, als cum videbam, als ich sahe. Dies kommt daher, weil der Begriff der Zeit und der Begriff der Veranlassung und Ursache so sehr in einander fliessen. In der vergangenen Zeit wird das Zusammenfliessen noch auffallender; daher dieser Gebrauch. Ueblicher ist nach Cicero und Andern der Conjunctiv. Doch giebt es hier sehr feine Regeln darüber. Bei kleinen schlichten Sätzen steht gewöhnlich der Indicativ, bei mehr verbundenen der Conjunctiv. Nach den verschiedenen Zeiten sind auch hier Veränderungen vorgegangen. Bei einigen Conjunctionen kann man ganz sicher seyn. Quia hat immer den Indicativ bei sich, wenn gleich cum (weil) den Conjunctiv hat. Dies liegt grösstentheils im Sprachgebrauch. Ebenfalls regiert quoniam und quod den Indicativ. Uebrigens ist ein grosser Unterschied zwischen quoniam und quia. Quoniam ist das griechische ἐπειδή.

In Hinsicht der modorum muss man das ältere Latein von dem neuern unterscheiden. Man bildete sich hierin erst später nach den Griechen. Plautus braucht oft den Indicativ, wo später der Conjunctiv stehen muss. Die Herausgeber haben oft den Conjunctiv in den Plautus hinein corrigirt. Hieher gehört auch sunt mit dem Conjunctiv. Vor Cicero sagte man allgemein sunt qui putant; erst nachher dachte man das Verhältniss anders und brauchte den Conjunctiv. Cicero denkt sich's so: es giebt Menschen solcher und solcher Sinnesart, kurz talis kommt hinein. Die Dichter blieben beim Alten. Wo das Sylbenmaass es litt, hat man den Conjunctiv hinein corrigirt; aber es ist falsch, denn der Dichter hält sich an alte Formen. Qui hoc viderunt, sunt illico, ist wohl ein andrer Satz. Man muss also die Natur der Sätze in ihrem möglichen Verhältnisse aushorchen. Ist man damit fertig, dann frägt man: was ist bei den Römern usus?

Hinsichtlich der verschiedenen Classen der Verben waren viele in frühern Zeiten nicht deponentia, die es später wurden. Besonders haben die participia passivi von vielen deponentibus passive Bedeutung, wie interpretatus. Bei vielen ist man hierin ungewiss, und kommt nur ein Beispiel auch bei einem guten Autor vor, so muss man es nicht nachahmen. Die Analogie reicht hier nirgends hin, sondern der usus muss es bestimmen. In den ältesten Zeiten hatten viele verba, die später deponentia sind, active und passive Form und auch beide ihre verschiedenen Bedeutungen. Nachher verloren sich oft die activen Formen und ihre Bedeutung ging auf's Passiv über; so entstanden deponentia. Dass man in den participiis perfecti oft die passive Bedeutung beibehielt, war wegen sonst nöthiger Umschreibung sehr natürlich. In Absicht auf die Formen

sind manche bei vielen verbis nicht üblich; aber dies zu bestimmen, ist sehr schwer. Z. B. orior hat ortus sum. Davon kommt das praesens und futurum rei inchoandae; es sollte also heissen orturus; statt dessen heisst es oriturus, was ganz irregulär ist. Der Dichter darf auch nicht Eins für das Andere brauchen. Pario partus sollte parturus haben, allein man findet pariturus. Ueber solche Formen haben sich die Grammatiker schon sehr gestritten und haben sie nach der Analogie modeln wollen. So hat Cornel. Fronto über parco geschrieben. Von parco, peperci hatte man auch parciturus und parsi, wovon parsurus, welche Form noch am ersten im Gebrauche war. Praesto, consto und mehrere composita von sto haben praestiti; ob durchaus? ist nicht zu beweisen. Viele Neuere nehmen auch praestavi, constavi an, aber herrschender war bei den Alten immer stiti, und dennoch ist praestaturus häufiger als praestiturus. Hingegen bei exstare ist exstiturus gewöhnlicher, als exstaturus. Oft kann man gar nicht bestimmen, welche Form die gewöhnlichere war. In solchen Fällen muss man, als Anfänger besonders, sich im Schreiben nach dem richten, was unter den mehrern Neuern üblich ist. Recenseo hat recensus und recensitus. Manche Stellen hierüber stecken in den Pandecten; sie haben oft gutes Latein, indem Manches aus der alten Sprache in ihnen vorkommt; auch haben wir gute codices von ihnen.

Der Anfänger muss sich recht lange mit dem verbum beschäftigen. Es wäre zu wünschen, dass man eine hinreichende Menge kleiner Formeln hätte, welche das ganze Verbum in allen Veränderungen enthielten, und wo möglich unter einander zusammenhingen; nur müssten die andern Wörter, die nur zur Hülfe angeführt werden, ganz leicht seyn.

g.
Conjunctionen.

Bei diesen ist zuerst immer etwas Logisches zu untersuchen, die Beschaffenheit der Sätze selbst und der Ausdruck der richtig gefassten Gedanken. Hier fällt die Verschiedenheit der Redesätze ein, z. B. ich sage: wenn dies ist, so etc. und hier habe ich einen bedingten Satz; oder: mag es immer seyn, dass, wenn — so etc., hier habe ich einen concessiven Satz. Diese verschiedenen Sätze kann man auf wenige Arten zurückbringen, wie überhaupt die Sprache in allen Stücken sich der Kürze befleissigt. Daher haben wir weit weniger modos in den verbis, als nach den vielen verschiedenen Arten von Sätzen seyn sollten. Wir finden jedoch unter den Sätzen, die mit einerlei modus ausgedrückt werden, immer eine gewisse Aehnlichkeit. Auf dieser Lehre von der Verschieden-

heit der Gedanken und Sätze beruht die Lehre von der Rection der Conjunctionen, nicht aber auf den Conjunctionen selbst, die oft fehlen und dennoch steht der modus, den sie regieren. Man sagt, in solchen Fällen sey die Conjunction ausgelassen; allein dies ist nicht nöthig, sie braucht gar nicht immer zu stehen. Dass oft eine Conjunction verschiedene modos regiert, zeigt noch deutlicher, dass gar nicht ihretwegen, sondern des Gedankens wegen dieser oder jener modus steht. So tritt in allen indirekten Reden der Conjunctiv ein und steht dann z. B. hinter quia, welches kein Mensch für eine Conjunction, welche den Conjunctiv regiere, halten wird. Cum hat den Conjunctivus und Indicativus; ist es causale, den Conjunctivus; temporale den Indicativus. Ferner si mit dem conjunctivus setzt voraus, das man zweifelt, dass die Sache so ist, als: si ea ita se haberent, sc. equidem puto, ea ita se non habere. Aber mit dem Indicativus steht si, wenn durchaus kein Zweifel vorhanden ist. Z. B. si deus est, sc. — id etiam esse debet; wobei man denkt: deus vero est, ergo id etiam est. Es kommt auch darauf an, von welcher Seite man Etwas ansieht, als: tu si hic sis, aliter sentias sagt Terentius; bei andern Autoren heisst es aber: si tu hic esses, aliter sentires. Wenn ich sage: si tu hic sis, so ist keine Unwahrscheinlichkeit, dass der Andere an meiner Stelle wäre; aber wenn ich sage: si tu hic esses, so heisst das: wenn du an meiner Stelle wärest, wohin du aber vielleicht wohl nie kommen möchtest; so ist hier keine Wahrscheinlichkeit, dass der Andere in meiner Lage seyn könnte. Also hängt hier die Verschiedenheit der temporum blos von der verschiedenen Ansicht ab. Hieher gehören auch die Sätze, wo der Grieche ἄν setzt, als: wenn ich das hätte, so würde ich dies sagen, wo ἄν gar nicht vorn steht, sondern erst im Nachsatze. Im Lateinischen spricht man mit zwei Imperfecten oder plusquamperfectum conjunctivi. Unser *obgleich* ist ähnlich mit etsi und quamvis. Wenn man aber sagt: quamvis sit dives, tamen hoc facere non licet, so wäre dies: wäre er auch noch so reich, so etc. Eine feine Abstufung der Ideen findet man bei mehrern Partikeln und Conjunctionen. Viele, wie quia, quod, quoniam, quandoquidem, siquidem können wir noch gar nicht gehörig unterscheiden; das genus ihrer Bedeutung ist causal, aber unter sich sind sie verschieden. In quandoquidem spielt der Zeitbegriff in den Causalbegriff, als: da wir doch jetzt nach so langer Trennung so zusammengetroffen sind, so etc. quandoquidem etc. In siquidem spielt der Begriff der Bedingung ein: wenn das so ist, siquidem. Quia ist ὅτι, quoniam ist unser: sintemal, ἐπειδή, da die Umstände so sind; es sagt nichts als eine suppositio, und eine eigentliche Ursache kann man nicht damit angeben. Es ist das, was im Französischen puisque. Man muss voraussetzen, jeder dieser Ausdrücke

Schriften über ächte und feinere Latinität.

Folgende Bücher müssen mit den Grammatiken verbunden werden, denn sie gehören zur Syntaxis. Ein altes Buch, das fleissig gebraucht wurde, ist von *Thomas Linacre*, einem der ersten Restauratoren der Wissenschaften und einem feinen Kenner des Lateins, de emendata structura latini sermonis mit schönen Beispielen. Einige sind zwar aus alten Ausgaben, aber es sind ihrer viele. Will man es nützlich machen, so muss man nach diesen Beispielen sich gleich ähnliche machen. Dies ist das rechte Imitiren. Man kann einzelne Wendungen auf etwas Anderes übertragen und sich zum Schreiben bilden. Es dient zum Latein im Allgemeinen. Ueber die Ellipsen ist noch nichts so Gutes als im Griechischen. Das Beste ist von *Lindner* über die lateinischen Ellipsen, Frankfurt 1780; nur sollte es etwas ausführlicher seyn. Man kann es sich zum Grunde legen, um dazu zu sammeln. Am besten sammelt man durch Lesung der Komiker und schreibt das Gesammelte an den Rand. Das Hauptbuch über die Partikeln ist: *Horatii Tursellini* de usu particularum latini sermonis. Die neuen Ausgaben haben Vermehrungen. Eine ist von *Schwarz* und *Facciolati* (einem der feinsten Kenner des Lateins) mit Noten unter Ernesti's Namen herausgekommen, Leipzig 1769. Die Beispiele sind gut und auf diese muss man sehen, denn die allgemeinen Angaben sind mit wenig philosophischer Präcision gemacht. Das Gefühl wird dadurch geschärft. *Tursellinus* ist kein grosser Kenner des Lateins, aber ein guter Stylist. Sein Latein ist ein bischen enge, ohne viele copia, hat aber Eleganz und Nettigkeit. Von ihm ist auch die Geschichte vom Hause von Loretto. *Schütze's* Werk: doctrina de particulis linguae latinae, Dessau 1784, ist noch nicht geendigt. Für den zweiten Theil ist etwas über die consecutio temporum versprochen. Ueber eleganten Syntax und Feinheiten in der Latinität. cf. *Laurentius Valla* de elegantiis latinae linguae, ein nützliches Buch, wovon aber nur die Hälfte gedruckt ist, woraus ein Holländer *Ketelius* einen Band geschmiedet hat. Ferner: *Hadrianus*, (den das Latein weit brachte, denn er wurde Pabst; er ist Hadrianus der 6te), de sermone latino et modis latine loquendi. Es ist sehr gut geschrieben, und es ist darin besonders auf Correktheit des Lateins gesehen. *Hadrians* Schrift ist in *Ketel's* Sammlung: scr. selecti de comparanda elegantiori latinitate, Amst. 1713. 4. enthalten. *Giphonii* observationes singulares in linguam latinam, Altenburg 1760, ist nützlich. *Goclenii* observationes ling. lat., Leipzig 1724. Von *Vavassor*, einem Jesuiten, der sehr gut Latein schreibt und von dem auch de ludicra oratione d. i. von der burlesken Art des Vortrags ist, de vi et usu quarundam particularum lat., worin treff-

liche Ideen sind. Abgedruckt ist dieses Buch in der Schrift de ludicra dictione sub nomine Antibarbarus, Leipzig 1722. Sein Latein ist zwar ein französisches Latein, man merkt doch aber bald den Kenner. — *Vorstius* de latinitate falso et merito suspecta, Franecker 1698. 8. und de latinitate selecta, Berl. 1718; ed. *J. M. Gesner* 1738. Die Schrift: de latinitate falso suspecta enthält eine Parthie scheinbarer Germanismen, die es nicht sind; die de latinitate merito suspecta ächte Germanismen; weniger gut ist die letztere Schrift von ihm de latinit. select. — *Johann Michael Heusinger* observationes antibarbarae lat. serm. hinter seinem liber animadversionum, Gotha 1751. Mehrere dieser Bücher stehen in der Sammlung von *Ketelius*; neuere fehlen darin. Wie man die Alten lesen muss, um sich die Kenntniss vom Schreiben zu erwerben, cf. *Joh. Nic. Funck* de lectione auctorum classicorum ad comparandam facultatem lat. ling. necess., Lemgo 1745. 4. enthält zwar gute Ideen, ist aber schlecht geschrieben. (Auctor heisst nicht ein Schriftsteller, was scriptor heisst, sondern ein Geschichtschreiber.) Dann sind zwei lexica neben einander: *Noltenii* lexicon l. l. antibarbarum, Berlin 1780. 2 B. 8. und *Jani's* philosophisch-kritisches Schullexicon, lateinisch und deutsch, worin er angiebt, diesen und jenen Ausdruck auf gute lateinische Art auszudrücken. Die Kritik darin ist nicht weit her; besser ist das Noltenische Wörterbuch. Doch hat *Jani* die Schriftsteller über die Eleganz der lateinischen Sprache studirt und bringt recht gute Sachen mit. Verkürzt wären sie sehr nützlich. Sie bestehen aus gesammelten Bemerkungen Andrer und gehen auf gute Latinität. Es wird in ihnen gezeigt, was eine gute Schreibart ist. (Barbara latinitas heisst schlechtes Latein.) Die meisten Schriften von *Cellarius*, der ein vorzüglicher Schriftsteller ist, sind hier eingetragen. Bei ihm läuft Alles darauf hinaus: ist das altes Latein? Sein Styl hat nicht die völlige Farbe und Schönheit des Lateins; aber im Einzelnen ist sein Ausdruck ächt lateinisch. Er ging auch darauf aus, immer den alten ächten Ausdruck zu finden. Cellarius brachte hinsichtlich der Barbarismen Vieles auf's Reine; Manches gab zu Streitigkeiten mit *Borrichius* Anlass. *Reiz* schrieb ein Buch über Wörter, die ganz entgegengesetzte Bedeutung haben, de ambiguis, mediis et contrariis vocabulis, Utrecht 1736. 8., welches gut ist. *Laurembergii* antiquarius, ein älteres Buch in lexikalischer Form, zur Entdeckung feiner Wortbedeutungen, bei den frühern Autoren besonders brauchbar. *Valckenaer* de vera ratione informandae pueritiae ad elegantiam latini sermonis, nachgedruckt Leipzig 1729, ist ein gutes Buch in Hinsicht auf Unterricht; nur ist fehlerhaft pueritia für pueri, wie er es gebraucht. Es enthält zugleich Collectaneen von reinen und barbarischen Wörtern. Zur Politur des

einzelnen Ausdrucks ist die neue Ausgabe des *Muretus* von *Ruhnkenius* das Beste wegen der kurzen Anmerkungen über den Ausdruck, die doch etwas flüchtig sind. Es wäre noch Manches beim Muretus zu erinnern. Für den ersten Anfang ist sehr gut: *Schori* phrases linguae latinae. *Ernesti* initia doctrinae solidioris ist sehr nützlich. Im Titel ist ein Fehler: solidior. doctrin. soll strengere Wissenschaften bedeuten. — In den Verbindungen der Wörter macht man noch heute viele Fehler, z. B. wenn man sagt: pro tempore rector. Das kann heissen: weil die Zeit so schlecht ist, hat man mich zum Rector gemacht. Ferner sine omni dubio für sine ullo dubio, succedente tempore etc. Ueber Alles, was im lateinischen Barbarei heisst, fingen die Gelehrten schon im 15ten sec. an gelehrte Untersuchungen zu machen. —

Im Lateinischen herrschen bestimmte Phrasen. Diese muss man theils beim Lesen lernen, theils auch besonders sich mit ihnen beschäftigen und Phraseologieen über ganze Autoren durchlaufen. Hiezu ist gut *Schori* phraseologia latina, hauptsächlich ciceroniana, welche man in's Deutsche übersetzt hat. Ehemals hatte man noch von *Nizolius* ein lexicon über Cicero: thesaurus ciceronianus, cura *Facciolati*, Padua 1784, eine Concordanz über Cicero, welche beim Lesen desselben gute Dienste thut. *Schori* Schrift: de docendis et discendis litteris graecis et latinis ist sehr gut. Aus *Hoogeveen's* doctrina particul. ling. gr. kann man auch die Lateinischen kennen lernen. Man zeichne sich beim Lesen der Autoren die Stellen unter gewissen Rubriken an, wo man gewisse Partikeln nicht versteht und lese dann alle die Stellen noch einmal.

Zusätze, betreffend das lateinische Sprachstudium.

1.
Ueber Synonyme.

Synonyme sind diejenigen Wörter, welche sehr verwandte Bedeutungen haben und daher für gleichbedeutend gehalten werden. Allein gleichbedeutend sind sie nicht; denn die besondern Dialekte sind besondere Sprachen und es giebt immer feine Unterschiede unter ihnen. Die Nüancen derselben sind das Interessanteste für den philosophischen Forscher. Es ist höchst interessant, die Unterscheidung dieser Worte so fein und subtil als möglich zu machen, aber an der Hand des Sprachgebrauchs. Man muss nicht bei allgemeinen philosophischen Wünschen stehen bleiben. Die Dialekte betreffend, so

sind sie als besondere Sprachen anzusehen, und in dieser Rücksicht finden wir, dass in der allgemeinen Sprache ganz gleichbedeutende Worte sind. Im Griechischen kann man das verfolgen, wo die besondern Mundarten geschrieben wurden. Aber in der Sprache selbst ist der Fall, dass die synonyma Diversitäten haben. Die poëtische Sprache macht eine besondere Sprache. Sie hat veredelte Ausdrücke in gleicher Bedeutung mit den prosaischen. Sie hat sie oft. Aber oft finden wir auch, dass der Dichter sinnlichere Ideen in diesem Worte und grössere Annehmlichkeiten hat. Diese poëtischen Worte sind gewöhnlich alt, um dadurch ihren Worten den Anschein der Alterthümlichkeit zu geben. Kommt man zurück auf die allgemeine Büchersprache einer Nation, so ist der Satz ausgemacht: es giebt so viele Nüancen in den synonymis, dass keine gleichbedeutend sind. Man muss daher diese Gegenstände untersuchen, sonst kann man nicht deutlich schreiben. Diese Uebung des Kopfes beim Lesen der synonymischen Worte ist eine der vorzüglichsten. Nicht blos zum Schreiben, sondern auch zum Verstehen muss diese Untersuchung vorgenommen werden. Dann erst erschöpft man die Idee des Autors. Der Hauptfehler ist das Uebersetzen, das man dem Erklären substituirt, welches geschieht beim ersten Uebersetzen. In den meisten Fällen muss man den ganzen Umfang auseinandersetzen, um den ganzen Begriff zu fassen. Man sucht sich die Vorstellungen aufzuschliessen, welche ein Volk bei einem Gegenstande hatte. Schade, dass wir im Lateinischen nichts Vollkommnes haben; doch haben wir mehr als im Griechischen. Hier müssen lexica besonderer Art darüber seyn. Die rechte Art, die Synonymen in einer ausgestorbenen Sprache zu bestimmen, ist schwerer; in einer neuern Sprache sind wir zufrieden, den jetzigen Sprachgebrauch zu geben. Da die todte Sprache eine historische Untersuchung ist, so muss man die Bestimmung der Bedeutungen nach Perioden und Zeitaltern festsetzen. Die Hauptsache ist, die bedeutenden Schriftsteller in dieser Rücksicht durchzuarbeiten. Dann muss man beim Lesen und Erklären der Autoren darauf ausgehen. Das beste Mittel hierüber leisten die Philosophen neuerer Zeit in neueren Sprachen. Man lerne ihnen die Manier ab. Ueber die Synonymen im Lateinischen haben wir noch sehr wenig. Der erste Versuch von *Ausonius Popma* de differentiis verborum, wobei auch ein Aufsatz über den sermo latinus, ist mangelhaft; herausgegeben von *Messerschmidt*, Leipzig 1769. 8. In der Synonymik sind willkührliche ärmliche Bestimmungen und nicht von Bedeutung, nicht weit her, blos zum Durchblättern. *Braun* gab ein Buch über die Synonymen der lateinischen Sprache heraus, aber herzlich schlecht. Das Ganze ist nicht viel werth. Weit besser für den Handgebrauch ist ein französisch geschriebenes Buch,

nach *Girards* Manier, aber nicht mit seiner Accuratesse: Synonymes latins et de leurs significations von *Gordin Dusmenil*, Paris 1777, übersetzt ins Deutsche in Leipzig, ein nothwendiges Buch, dass man bei allen seinen Fehlern haben muss. Der Exempel sind viele, man suche die besten heraus. Ein ganz lateinisch geschriebenes dictionarium universale latino-gallicum von *Joh. Boudot*, Paris 1789, welches einen Anhang von den differentiis synonymor. lat. hat, wird gelobt.

2.

Ueber Lexicologie.

Die Synonymik ist der Uebergang zu derselben, da die lexica in derselben Theile sind von allgemeinen lexicis. Diese betreffend, so scheint's, als wären wir weiter darin, als im Griechischen. Doch sind wir noch nicht da, wohin wir kommen sollten. Allein es ist keine Kleinigkeit für einen Menschen, ein lexicon zu schreiben und jeden Autor in dieser Absicht zu lesen. Dazu gehörte eine sehr ausgebreitete Kenntniss der Gegenstände, auf welche die Schriftsteller kommen. An eine solche Vollständigkeit ist im Lateinischen nicht zu denken, dass ein lexicon Alles, und zwar eine vollständige Auskunft und Berichtigung der Ideen enthielte. Vorgearbeitet ist gut, und es giebt gewisse Autoren, mit denen man fertig ist. Gleichwohl haben sie doch Ausdrücke, welche eine sorgfältigere Untersuchung verdienten. Zu der Etymologie ist der Weg durch die griechischen Untersuchungen eröffnet. Wichtig ist es, überall die erste Abstammung zu entdecken. weil man dadurch auf die erste Bedeutung der Wörter kömmt. Hiebei muss man aber so hoch in die Sprache hinaufgehen, als möglich. Aus dem Plautus kann man in dieser Hinsicht viel lernen. Auch die Fragmente des Ennius und Pacuvius enthalten hiefür sehr viel. Eben so auch die Schriftsteller des 3ten und 4ten seculi, die etwas darein setzten, die obsoleten Wörter hervorzusuchen. cf. *Beckmann's* manuductio ad ling. lat. inprimis de originibus ling. lat., Hanau 1629. 8. Ein Hauptwerk in dieser Materie ist: *Gerh. Joh. Vossii* etymologicum ling. lat., mit Zusätzen des Italieners *Mazochius*, Neapel 1762. 2 fol. Vossius hat eine vorzügliche Lectüre in den alten lateinischen Fragmentisten. Schade, dass dieses Wörterbuch so rar ist; ein Auszug daraus würde vielen Nutzen stiften. In *Christian Daum's* de caussis omissarum quarund. lat. l. radicum, Zwickau 1642. 8., sind viele gelehrte Ideen. Ausserdem muss man auf die alten Commentatoren Salmasius, Casaubonus und andere Rücksicht nehmen. Etwas kann hier auch aus den Alten gebraucht werden, doch mit grosser Behutsamkeit. Die

Alten haben sich schon damit beschäftigt auf den Fuss der Griechen, dass sie die seltenen alten Wörter erklärten, andere, die ihnen Mühe machten, wo Gelehrsamkeit anzubringen war. Zwei der Art sind merkwürdig: *Nonius Marcellus*, de proprietate sermonis, ein interessantes Wörterbuch für die ältern lateinischen Fragmente; und des *Sext. Pompejus Festus* Auszug aus M. *Verrii Flacci* Werk über die Bedeutung der Wörter, welcher uns den Verlust anderer ähnlicher Werke ersetzen muss; er ist der ganzen Alterthumskunde halber merkwürdig. Nonius ist von eingeschränkterem Gebrauche, als Festus und noch nicht gehörig bearbeitet. Durch ihn erhalten wir eine Menge Worte aller Art aus den Dramatikern. Festus ist bearbeitet von *Dacier* in usum Delphini. Für die Sprache ist sehr wenig in diesen lexicis. Da sich das Latein im Mittelalter erhielt, war es nicht sehr dringend, für dasselbe ein lexicon zu machen; doch findet man zuweilen eins erwähnt. Diejenigen, die im medio aevo herausgekommen sind, sind wenig werth. Nach der Restauration der Wissenschaften machten sich Gelehrte darüber, lexica für die Anfänger zu machen, wie *Reuchlinus*. Damals waren sie gut; jetzt aber sind sie dürftig. Grosse Gelehrte gaben sich mit so Etwas ab, selbst colloquia zu schreiben, wie *Erasmus*. Aber es war vernünftig, dass die weisesten Menschen dies thaten. In jener Zeit blieb man Menschenalter lang bei solchen Büchern. Das erste von Bedeutung war *Perotti* cornucopiae s. ling. lat. commentarii, ein drolliges Ding; packt eine Parthie Epigramme aus Martial und nimmt die Worte und erklärt sie. *Calepini* lexicon ist schon geordneter. Gelehrte haben Zusätze dazu gemacht. cf. *Noltenii* lexicon antibarb. 2ter Theil, wo eine Notiz von den damaligen Lexicographen, die im 15ten und 16ten Jahrhunderte herauskamen, steht. Die kleinen Wörterbücher, die ehedem für den gemeinen Gebrauch gemacht wurden, verdienen gar nicht gemerkt zu werden. Rechte lexica nennt man die, die ganz lateinisch sind, und durch ganz Europa gelten. Die ersten bessern solcher Art wurden aus ältern zusammengezogen. Ein Hauptlexicon legte *Robertus Stephanus*, Paris 1531, an. Dieses ist in spätern Zeiten fleissig benutzt worden, denn es war von grosser Bedeutung und hatte eine ansehnliche Vollständigkeit. Erst späterhin ist es brauchbar geworden. Die Anlage war in Rücksicht auf Sprache allein gemacht. Gelehrte haben dieses Buch erweitert, so dass es zu 4 fol. erwuchs; in London erschien 1731 eine Edition von demselben. Nach der Zeit kam *Basilius Faber*, ein braver Gelehrter, und gab einen thesaurus ling. lat., Wittenberg 1571 heraus zum Schulgebrauch, gelehrt genug, aber nicht so weitläuftig als jenes. Nachher kamen Gelehrte darüber und trugen ihre Bemerkungen hinzu, und so

wurde daraus ein thesaurus eruditionis scholasticae. Die verschiedenen Bemerkungen zerstörten sich manchmal; es war kein allgemeiner Blick im Ganzen. Gesner überarbeitete es in 2 fol., Leipzig 1750. Dieses Buch ist für den Gebrauch beim Erklären des Lateins nützlich, da Worte, welche in die Geschichte gehören, erklärt sind. Dann entschloss sich *Gesner* zu einem eignen thesaurus, wobei der des Robertus Stephanus zum Grunde liegt. Er setzte zwölf Jahre daran, und 1749 erschien in Leipzig in 4 fol. die neue Ausgabe: novus linguae et eruditionis rom. thesaurus. Dieses lexicon geht blos auf die Sprache, enthält appellativa, besonders viele epitheta bei Substantiven und Redensarten bei den verbis. Dabei sind die Stellen der Alten genau angezeigt, und wo er sie nicht gleich finden konnte, hat er ein kleines Loch gelassen. Im Ganzen herrscht grössere Ordnung und Reichthum; aber doch ist es sehr mangelhaft und schränkt sich zu sehr auf Phraseogie ein. Die Erklärungen sind dürftig und kurz. Gewisse Autoren sind gut weggekommen, besser als in andern. Man kann es oft als Commentar brauchen, z. B. beim Lesen des Persius. Ueber Cicero stehen darin eine Menge Emendationen. Viele Autoren sind wenig benutzt, z. B. die scriptores rei rusticae; hier fehlt es noch sehr an Wörtern. Aus vielen aber sind die vorzüglichsten Stellen nach den Kapiteln angegeben. Neben diesem kam ein anderes Wörterbuch in Italien heraus, von *Facciolati* in Verbindung mit *Forcellini*, einem Mönche, der 40 Jahre daran arbeitete: totius latinitatis lexicon, Padua 1771. 4 fol., befriedigender und im Ganzen so befriedigend, dass es zu verwundern ist, dass man es nicht nachgedruckt oder ausgezogen. Es sind darin häufig die römischen Ausdrücke auch erläutert und Manches beigebracht, dass es den Titel thesaurus eruditionis verdient. Es ist gut, dass man durch das *Scheller'sche* lexicon viele Artikel daraus bekommen; er hat es abgeschrieben auf Antrieb von Ruhnkenius. Seine Zusätze sind alle aus Facciolati, die er mit eigenen Bemerkungen versetzt, wodurch die Sache schielend wird. Nützlich wäre ein Auszug aus jenem lexicon. Seit den grossen Wörterbüchern hat man mit kleinen nachgearbeitet, bei denen man aber nicht die rechten Ideen vor Augen gehabt hat. Ein andres ist eins der römischen Gelehrsamkeit und eins für den Jüngling, das ihn leiten soll. Man treibt das Latein, es zu schreiben und zu reden. Dafür sind die veralteten Worte gar nicht. Der Jüngling muss die Sprache erst im gebildeten Zeitalter kennen lernen. Wenige sind von dergleichen Ideen ausgegangen. Mehrere wollten dicke Wörterbücher haben. Die alten seltenen Wörter, die Namen aus Geschichte und Geographie könnte man anfangs ignoriren. Besser man lässt sich auf das ein, was Sprache ist, schliesst Eigennamen aus und

alles das, was in einen ausführlichen Vortrag von Alterthum, Litteratur und Kunstgeschichte gehört. Sachkenntnisse gehören gar nicht hieher. Man sieht, dass hier keine Gleichheit der Arbeit statt finden kann. Da merkt man, es ist kein fester Plan, und bis jetzt hat es allen an einem bestimmten Plane gefehlt. So haben wir im Scheller'schen eine Menge Namen, die unnütz sind. Besser wäre es, die lexica zum gelehrten Gebrauch lateinisch zu schreiben und die Einleitungen in die Autoren deutsch. Auch muss eine Classe seyn, wo das Deutsche voransteht, wodurch dem Kenner des Lateins ein fremdes Wort zugeführt wird. Wie sie eingerichtet werden müssen, darüber hat man noch nicht nachgedacht. Im Ganzen hat man mehrere Handlexica. Das von *Scheller* ist dasjenige, das unentbehrlich ist. Bei seiner Compilation ist es um so nothwendiger. In der letzten Ausgabe ist es reich genug. Worauf man sich zu schicken hat, ist, dass man, wo eigne Vorstellungen des Herausgebers liegen, prüfen muss. Eine Anzahl kritischer Bemerkungen darin ist sehr unkritisch. Für den Anfänger ist es das nützlichste. Neben ihm sind einige andere herausgekommen, die Vorzüge haben sollen. Jenes giebt mehr, als es geben sollte. Von diesem wende man sich dann an *Gesner* in Rücksicht der feinern und tiefern Bedeutung der Wörter. Was die Wörterbücher für's Lateinschreiben betrifft, so ist es eine falsche Manier, ein lexicon bei den exercitiis zu brauchen. Dadurch kommt falsches Latein in die Köpfe und man gewöhnt sich an Wortkrämerei. Man gebe sie Anfängern nicht in die Hand; dadurch bekommen sie nicht die Farbe des Lateins. Man lasse über Sachen schreiben, worüber man schon in guten Schriftstellern gelesen hat. Besser ist, das, was man im ächten Latein gelesen hat, lateinisch zu repetiren. Man lasse aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen und aus diesem wieder ins Lateinische. Dies die beste Uebung, welche lange fortgehen muss. Abgeändert muss dies nach der Verschiedenheit der Köpfe werden. Man ziehe die Wörter und Ideen heraus, und die Verbindung alsdann zu einem römischen Ganzen ist das, was man machen muss. Wenn man lateinisch ausarbeiten soll, so müssen die Wörter schon im Kopfe seyn. Sonst wird ein armseliges Latein daraus, wenn man dabei immer das Lexicon braucht. Greift man lieber nach Redensarten, als Ausdrücken, so kriegt man einen Schwall von Worten, die nicht passen. Späterhin ist's nothwendig, ein lexicon zu haben, um ein seltenes Wort aufzuschlagen. Daher hat man Anhänge an Wörterbüchern, die nicht viel werth sind. Ein Anhang ist beim Scheller'schen, das nicht das beste ist. Besser ist das von *Bauer* mit eingestreuten Bemerkungen über gute Latinität, mit verschiedenen ins Kleine gehenden Bestimmungen, so dass man es brauchen

kann zur tiefsten Kenntniss der Latinität. Alles, was er geschrieben, ist recht gut, besonders seine Anleitung zum richtigen und guten lateinischen Ausdruck. Hat Jemand die Exempel darin richtig übersetzt, so hat er das Latein ziemlich in seinem Umfange kennen gelernt und auch Feinheiten dieser Sprache. Für die Synonymen haben wir ein lexicon von einem Franzosen: dictionarium universale latino-gallicum. Das von Ernesti, Leipzig 1797, ist das brauchbarste. Es giebt auch Indices über die Schriftsteller, und hier haben sich die sehr verdient gemacht, welche grosse Indices über die Autoren gemacht haben. Man hat oft alle Redensarten eines Autors ausgezogen, aber ohne Erklärung, z. B. bei der neuesten Ausgabe des Celsus in Holland, wo der index so gross ist, wie der autor selber. Bessere Register hat man mit Worterklärungen. Einige Gelehrte haben vorzüglich Wörterbücher über einzelne Autoren herausgegeben. Darunter ist eins der allervorzüglichsten Ernesti's clavis ciceroniana, vorzüglich in der ersten Ausgabe, denn die letzten sind nicht mit grossem Fleisse gearbeitet. Im index geographic. und histor. ist Wenig zu brauchen. In Rücksicht des ciceronianischen Lateins ist es sehr gut. Ein anderer Ernesti hat über den Livius etwas Aehnliches geschrieben, das ein nützliches Hülfsmittel für denselben ist. Ein ähnliches hat er auch beim Ammianus Marcellinus gemacht. Eine Menge solcher glossaria hat *Schmidt* gemacht, besonders eins für die scriptores rei aug.

3.

Von der Latinität des Mittelalters.

Das Latein wurde in demselben verderbt. Wir haben Historiker, in denen man nicht merkt, dass sie den Cicero gelesen. Harter Styl ist bei den besten, und bei schlechten Barbarei. Theils der Geschichte, theils der Diplome wegen ist es nothwendig, dieses Latein zu kennen. Ja es ist Manches aus ihm in das Unsrige übergegangen, und man kann es brauchen, sofern es auf Sachen geht, welche die Alten nicht hatten. Besser man wähle ein schlechtes Wort, als viele Umschreibungen bei neuern Sachen, denen man erst in neuern Zeiten eine Benennung gegeben hat. Von *du Fresne* haben wir ein sehr gutes Buch: glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis, supplem. *Carpenterii*, Paris 1766. 4 fol. Daraus ist ein Auszug gemacht von *Adelung*, Halle 1772. 8., als Handlexicon für diese Schriftsteller sehr nützlich. Unter den neuern Autoren giebt es für die Geschichte sehr schätzbare Männer, und aus diesen lässt sich die Geschichte des me-

dii aevi am besten studiren. Hieher gehört auch Saxo Grammaticus, den *Klotz* herausgegeben hat.

Hinsichtlich der Geschichte der lateinischen Sprache in grammatischer Hinsicht müssen gelesen werden:

Walchii historica critica linguae latinae, Lipsiae 1761, worin etwas vorkommt über die Art, die Alten zu imitiren.

Nahmmacher's Anleitung zur kritischen Kenntniss der lateinischen Sprache, Leipzig 1768. 8., worin auch ein index der besten lateinischen Autoren.

Scheller's Anleitung, die Alten richtig zu erklären, Leipzig 1783. 8., mit einer Vorrede von *Klotz*; — ein recht gutes Buch.

Bauer's Uebungsmagazin zum Lateinisch-Schreiben, Breslau 1787. 8.

— Anleitung zum richtigen und guten Ausdrucke in der lateinischen Sprache, 3te Aufl. Breslau 1798. 8.

Nimmt man aus diesen Büchern nur das Vornehmste, so kommt man bald über die ersten principia hinweg.

4.
Doctrina metrica.

Sie ist sehr nothwendig bei Lesung der Dichter. Sie hat zwei Hapttheile, die Lehre von der Prosodie und die Lehre von den Versarten. Die Prosodie ist die Kenntniss der Quantitäten der Sylben. Die Accentuation hat einigen Einfluss hierauf, geht uns aber nichts an, da durch einen scharfen Accent keine Sylbe lang wird. Es frägt sich: welche Quantitäten haben die Sylben? Die Quantitäten der Wörter im Lateinischen betreffend, so lernt man etwas mehr als im Griechischen. Sehr viele allgemeine Regeln giebt es hier nicht; das Meiste kommt auf auctoritas an; diese lässt sich aber nicht unter Regeln bringen. So ist es mit den vordern Sylben. Man mache sich die Regeln früh bekannt. Im Griechischen ist dies leichter als im Lateinischen. Es giebt aber keine sicheren Regeln. Es giebt aber Bücher hierüber, um zu sehen, wie die Alten die Sylben gebraucht haben. Ueber das Griechische ist das beste: *Morelli* thesaurus poëseos graecae 4 B. 1762; mit vielen epithetis und Redensarten versehen. Das Schlimmste ist, es sind absurde Arten von Versen, wo man sehen soll, wie die Sylbe ist. Diese Verse sind oft aus Ausgaben, wo sie noch nicht emendirt sind. Eine Vorrede ist über die metra darin, welche aus ältern Schriften gezogen ist, worin

manches Gute. Besser wäre es, sich an vorzügliche Editoren zu halten, besonders englische und holländische, und nächst diesen an *Brunck* in seiner Ausgabe des Aristophanes. Da wird Vieles gesprochen über die schwierigen Punkte, und diese Bemerkungen muss man herausziehen und den Grund zu einer Sammlung legen. cf. *Dawes* miscellanea critica, Oxford 1781, wo Vieles hierüber vorkommt. Die Prosodie muss durchweg von vorne ausführlich behandelt werden. Das Meiste über Metrik findet sich hinter grössern Grammatiken. Im Lateinischen ist ein Buch, das verwirrt geschrieben ist, aber Vieles enthält: poëtica major, Giessen 1607. Es enthält manche seltsame Ideen. Vorne herein ist's am meisten zu brauchen; den zweiten Theil kann man eher entbehren. Neben diesem Buche müssen alle vorzüglichen Interpreten gebraucht werden und gewisse Ausgaben, bei denen absichtlich davon ausgegangen wird, z. B. Bentley's Terenz. Bei den hexametrischen Dichtern sagen die Interpreten selten Etwas hierüber, ausser *Voss* in Virgils Eclogen. Man bringe sich diese Noten zusammen und sammle sie in Eins. Diese Lehre muss man nicht auf einmal lernen wollen, sonst ist's ein mühseliges Geschäft. Man muss seinen Blick hierauf richten, indem man andere Sachen treibt, es aber nicht vernachlässigen, denn sonst ist man nicht im Stande, zur fehlerfreien Aussprache der vorletzten Sylben zu kommen. Gut ist's, sich anfangs fleissig an die composita zu halten, diese richtig auszusprechen. Dadurch lernt man die Quantitäten; denn diese zeigen an, wie die einfachen verba müssen ausgesprochen werden. Nächst dieser Hülfe, sich composita ins Gedächtniss zu fassen, muss man die Wörter, welche aus dem Griechischen kommen, nebenbei lernen, um durch diese Vergleichung mit dem Griechischen das Lateinische einzusehen. Auch muss man Verse auswendig lernen, so oft man kann, welches zugleich eine interessante Beschäftigung ist. Dadurch wird das Gedächtniss gestärkt.

Unter der res metrica versteht man die Lehre von der Verbindung der Füsse zu Versen. Eine interessante Sache. In unserer vaterländischen Poësie hinken wir den Alten nach. Die Sylbenmaasse betreffend, so haben wir wenige, die nicht in Betrachtung kommen. *Moritz* über deutsche Prosodie, führt auf gute Gedanken. Diese Schrift ist sehr gedankenreich und enthält feine Raisonnements. Durch Hülfe dieses Buchs kann man weiter kommen. Wie die Poësie beider Völker, der Griechen und Römer, einzeln genommen werden muss, so kann man die Lehre von den Sylbenmaassen vereinigen, weil die Römer hier ganz Nachahmer der Griechen sind; nur sind sie nicht in die künstlichsten Sylbenmaasse hineingegangen, weil sie theils in ihrer Sprache zu grosse Schwierigkeiten fanden, theils auch die Poësie nicht mehr in der natürlich-schönen

Lage hatten, wie die Griechen, als Poësie mit Tanz und Musik verbunden war. *Horaz* hat einige griechische Sylbenmaasse gewagt, aber im Einzelnen, und hat sich schlecht dabei benommen aus Mangel der Kenntniss des griechischen numerus. Die Griechen sind hierin Meister. cf. hierüber *Hermann* de metris Gr. et Rom., Leipzig 1796. 8. und sein Handbuch der Metrik. Er ist mit vieler Tiefe und ächter Kritik in diese Materie zuerst eingegangen. *Bentley* spricht nur immer abgebrochen über die Theorie der metra, ausser in der Abhandlung über die metra des Terenz licht und hell. Sie ist angehängt an *Reiz's* Plautinischen rudens, wo ein Stück von *Faernus* über die Sylbenmaasse der Komiker. Was *Bentley* sagt, ist kaum mit Ausnahme eines einzigen Satzes wahr und zuverlässig. Als er dies damals schrieb, verstand man es nicht. *Burmann* der ältere machte wunderliche Anmerkungen darüber. Darauf schrieb *Reiz:* Burmannum de metris Terentii judicare non potuisse. *Hermann* in Leipzig schrieb vor etlichen Jahren de metris in 3 B., ein gelehrtes Werk im antiken, richtigen, schönen, gelehrten Styl, aber nicht für den Anfänger, der durch Discussionen aufgehalten wird. Hermann hat in der Einleitung die Theorie durch eine Theorie aus der Kantischen Philosophie verdunkelt. Er hat auch ein deutsches Buch für den Anfang geschrieben, welches das beste ist und das man brauchen muss: Handbuch der Metrik, Leipzig 1799. Es ist kürzer als das grosse Werk mit Weglassung von Discussionen, netter, deutlicher und zuweilen auch vollständiger; Manches ist darin berichtigt. Dieses muss man vorzüglich brauchen. Die ersten capita lese man kurz überhin, das Folgende aber drei- bis viermal, studire die Beispiele und suche sich dieselben aus Dichtern zusammen.

Einiges von den bekannten Sylbenmaassen, um in den Dichtern vernünftig zu lesen.

Man hat die schlechte Manier, Dichter zu lesen wie Prosaisten, ohne dass man die Sylbenmaasse unterscheidet. Verzeihlich wäre die Sache bei solchen, wie bei Phaedrus, welche in den untersten Classen gelesen werden. Um hier die Grundsätze zu fassen, so muss man sich die Füsse bekannt machen, ihre Namen und Beschaffenheiten. Der Füsse giebt's eine grosse Zahl, zwei-, drei-, vier- und mehrsylbige, welche letzteren im ersten Anfange nicht brauchen gelernt zu werden. Die andern aber sind nothwendig. Man fasse sich von jedem ein Wort ins Gedächtniss. Von zweisylbigen giebt's den Spondeus, Pyrrhichius, Trochaeus und Jambus. Der Trochaeus heisst auch Choraeus. Der Choriambus besteht aus einem Choraeus und Jambus. Nächst diesen kommen acht drei-

sylbige Füsse; der tribrachys aus drei kurzen, molossus drei langen, dactylus, anapaestus oder umgekehrte dactylus, amphibrachys fund und kurz, amphimacer lang kurz lang; häufiger nennt man ihn creticus, bacchius oder bacchaeus, antibacchaeus oder palimbacchius zwei Längen und eine Kürze. Dann kommen sechszehn viersylbige Füsse, so dass acht und zwanzig Füsse herauskommen: dispondeus, dijambus, ditrochaeus, choriambus, antispastus, proceleusmaticus, ionici a minore, ionici a majore, vier welche paeon und vier, welche epitriti heissen. Um sie sich in den Kopf zu fassen, so bemerke man, in den Päonen regieren die kurzen und in den Epitriten die langen. Im paeon primus ist die erste Sylbe lang, im secundus die zweite lang etc. Mit den 5, 6, 7 sylbigen Füssen darf man sich nicht abgeben. Wenn zwei Füsse zusammengefügt werden, so nennt man's διποδία oder συζυγία. In gewissen Versmaassen wird immer per διποδίαν scandirt, so dass man immer zwei Sylben zusammennimmt. Es giebt eine gewisse Anzahl Kunstwörter, die man wissen muss. Man nennt Verse besonders, je nachdem der letzte Fuss vollständig ist oder unvollständig, ἀκατάληκτικὸς und καταληκτικός. ἀκαταληκτικὸς heisst der, der keine κατάληξις hat, d. i. eine Sylbe, die über einen Fuss hinüberhängt, und der zweite der, wo es nicht ist und wo ein Fuss vollständig ist. Jeder Hexameter ist ein unvollständiger Vers; in ihm muss der letzte Fuss ein spondeus seyn. ὑπερκατάληκτος, wo noch eine Sylbe überhängt, wird auch oft ὑπέρμετρος genannt. Die sämmtlichen Verse und pedes bestehen nach den Vorstellungen der Alten und nach dem Gefühl aus kurzen und langen Zeiten. χρόνοι (tempora) werden die morae genannt, welche man bei der Aussprache der Sylben beobachtet, so dass jede kurze Sylbe ein tempus heisst. Zu einer langen gehören zwei tempora, und hierauf beruht die commutatio pedum unter einander selbst. Zwei kurze Sylben werde ich daher in eine lange verwandeln können, wenn der Rhythmus nicht dawider ist, das selten der Fall ist. Hiernach werden die Füsse bei den griechischen metricis benannt. Man spricht von dreizeitigen Füssen. Hiernach rechnen die Alten häufig, wenn sie einen Vers angeben. Der Hexameter, sagen sie, hat vier und zwanzig Zeiten, in jedem Fusse sind vier Zeiten.

Der *Rhythmus* oder numerus ist etwas Allgemeines und geht weiter als die Metrik. Er ist durch die ganze Natur ausgebreitet. Wir finden überall gleiche Abtheilungen von Zeit, die unser Ohr auf angenehme Weise afficiren. Wir finden dies in den Füssen der Tanzenden, bei Schmieden und Dreschenden. Hiernach ist die Succession von Zeitabtheilung nach einem bestimmten modus der numerus. Dies ist der weiteste Umfang der Idee, und Metrik ist ein Theil davon. In

Absicht der Succession der Zeitabtheilungen giebt's eine grosse Verschiedenheit vom schnellen zum langsamen Uebergehen oder umgekehrt. Gewisse Empfindungen werden hiernach in der trochäischen vorgetragen. Ich kann sehen, dass es nicht auf die Abmessung der Zeiteintheilung ankommen kann, wenn ich Füsse vertauschen will. Hieraus entstehen Oberabtheilungen in der Metrik. Es ist eine andre der jambische, eine andre der anapästische, etc. Nach dieser Verschiedenheit muss man sich die Sylbenmaasse ordnen. Eine Streitfrage ist, ob der jambische und trochäische nicht einerlei ist. *Bentley* hat dies angefangen und *Hermann* bestätigt, dass der jambische unter den trochäischen gehört. Hiergegen ist aber sehr viel einzuwenden. Von der gewöhnlichen Weise darf man nicht abgehen, um die neue Vorstellung anzunehmen; welche Bentley angenommen und welche die Alten nicht dafür angenommen haben. Ich kann ja auch die Trochäen unter die Jamben bringen; es kommt nur auf den ersten Einschritt an. Beim ordentlichen richtigen Lesen ist ein Unterschied vom schnellen zum langsamen und umgekehrt. Jeder Vers hat gewisse ictus, und diese treten in den Anfang eines Fusses ein, oder bei Versen, die nach Dipodien gemessen werden, in den Anfang einer Dipodie. Diese Bestimmung der alten Grammatiker befolgen auch die Neuern. Hier muss ich mit der Stimme eine gewisse Hebung machen. Dies nennen die Grammatiker *ἄρσις*. Da, wo die *ἄρσις* ist, nehmen sie den ictus an. Bentley und Andere erklären es vom Stoss, wie beim Taktschlagen. Dieser trifft mit Verstärkung der Stimme zusammen, und Verse, die man den Anfänger will lesen lehren, bezeichnet man mit einer Art Accent. Bentley hat diese ictus in seinem Terenz darüber gesetzt. Nächst der *ἄρσις* kommt Etwas, welches mit geringerer Anstrengung gesprochen wird. Es ist in den meisten Fällen die zweite Hälfte des Fusses, und diese Sylbe heisst *θέσις*, von einem Niederlegen. In jedem Fusse lässt man die *ἄρσις* hören, in einigen aber ganz vorzüglich. Dies sind die Stellen, wo wichtige Hauptheile des Verses abgesondert werden, wo die Hauptcäsur ist. Diese fällt in guten Hexametern da, wie in cano im ersten Verse der Aeneïs. Durch diese Ruhepunkte wird der sonst langsame Vers dem Ohre auf angenehme Art abgetheilt. Diejenigen Verse sind unangenehm, die halbirt sind. Hier kommt es auf die Cäsur an, um den Hexameter kennen zu lernen. Die ersten vier Füsse haben abwechselnd Daktylen und Spondeen. Der fünfte Fuss ist ein dactylus. Der sechste besteht aus einem spondeus und da, wo die letzte Sylbe kurz ist, muss man denken, dass dergleichen Ruhepunkt, den ich machen muss beim Ausgange eines Verses, der Kürze eine mora giebt und die Kürze eine Länge wird. Die letzte Sylbe kann gleichgültig seyn,

aber diese Adiaphorie wird gehoben durch die Aussprache. Diese Ruhe bringt eine Verstärkung oder Verlängerung. Die zwei letzten Füsse betreffend, so kann der fünfte Fuss auch ein spondeus seyn, und diese Verse heissen spondiaci. Diese Versarten werden gebraucht, um Etwas zu mahlen; oft werden sie gebraucht, auch wenn sie nicht mahlen. Die Alten ahmten durch diese Verse nach; daher im Homer in solchen alle Füsse Spondeen sind. Gewöhnlich wird mit ihnen gemahlt. cf. Ilias ψ, 221. Doch kommen auch in der Odyssee solche Verse vor, die nicht mahlen. In der Ilias sind sechs, die aus lauter Spondeen bestehen, und einer vom Ennius. Wenn der Hexameter schön werden soll, so werden dazu Cäsuren erfordert. Die metrici sind darüber uneinig, wie viel es ihrer gebe und was dazu gehöre. Die gewöhnliche Idee ist, wenn Theile der Rede sich in einem Fusse enden, so ist dies eine Incision, so dass der Anfang in einen neuen Fuss einschneidet. Dieses Einschneiden, meinen Einige, wäre die Cäsur. Andere haben eine richtigere Vorstellung und nehmen unter der Cäsur das Endigen eines vollständigen Wortes, nach einem gewissen tempus der vier und zwanzig tempora des Hexameters. Der Hexameter hat 24 Zeiten, zu Anfange eine lange Sylbe und in dieser zwei Zeiten. Hiernach sind 16 Cäsuren möglich. Die erste Cäsur ist nach der zweiten Zeit; die zweite Cäsur nach der dritten Zeit. Die vierte Cäsur muss in die sechste Zeit einfallen; die fünfte nach der siebenten, die sechste nach der achten, die siebente nach der zehnten. Dies die gewöhnlichste penthemimeris. Diese Benennung rührt von der verschiedenen Art, den Vers sich vorzustellen, her. Unter πενθημιμερής versteht man die vier Hälften und dann noch eine besondere von einem Fusse, und jeder Fuss wird in zwei Hälften getheilt. Diese Cäsur fällt nach dem fünften Halbfusse. Nun sind die übrigen sämmtlichen Cäsuren möglich, und werden eben von Dichtern gebraucht und thun wunderschöne Wirkung, und geben dem Hexameter eine solche Mannichfaltigkeit. Man kann mehrere Rhapsodien lesen und man ermüdet nicht, wohl aber, wenn man viele und reine Jamben liest. Daher schrieben auch die Alten ihre Schauspiele nicht in reinen Jamben. Die erste Cäsur, die nach der zweiten Zeit eintritt, kommt oft im Homer vor und thut sehr grosse Wirkung. Nach der dritten Zeit entsteht ein geringer Effekt und diese Cäsur kommt selten vor. Die dritte Cäsur, nach der vierten Zeit, thut grossen Effect und die Lateiner und Griechen lieben sie. cf. Ilias ω, 500. Dies kann auch statt finden in einem Fusse, der blos spondeisch ist. cf. Virgilii georg. 4, 195. Nach der sechsten Zeit ist wieder ein Einschnitt, der sehr angenehm ist, wenn ich in der zweiten ἄρσις absetzen muss. Nach der siebenten und achten Zeit

weniger angenehm. Die Cäsur nach der zehnten Zeit ist die häufigste. Die Cäsur nach der elften Zeit κατὰ τρίτον τροχαῖον. Nach der zwölften Zeit ist eine Cäsur, wie in Aeneïs 1, 589, wobei man ein oder zwei Worte braucht. Die zwölfte Zeit endet die Hälfte des Verses und ist nicht häufig. In der Mitte darf kein Daktyl seyn, der aus einem einfachen Worte besteht, sondern ein spondeus; wo aber ein Daktyl ist, muss sich das Wort an ein anderes anschliessen, und dann kann es wunderschöne Wirkung thun. cf. Georgic. 1, 357. Man erschrickt, dass der Vers in der Mitte schon aufhört. cf. die Note von *Voss* daselbst. Nach der funfzehnten Zeit ist die garstigste Cäsur; nach der sechszehnten ist die schöne Cäsur, welche die bukolische ist, so dass die vier ersten Füsse ein Ganzes machen, τετραποδη βουκολικὴ, worüber die römischen Grammatiker Viel haben, als Victorinus Terentianus Maurus in Putschii gr. Theokrit liebt diese Cäsur sehr, Virgil weniger. Er hat sie gar nicht für das bukolische Gedicht nothwendig gehalten. Wo er sie hat, wie in Aeneïs 1, 405, ist sie ihm blos zufällig gekommen. Für die epische Gesangsart würde sie zu verweichlicht und zart seyn. Die übrigen Cäsuren sind: die dreizehnte; diese muss nach der achtzehnten Zeit im fünften Fusse eintreten, die vierzehnte nach der neunzehnten Zeit, die funfzehnte nach der zwanzigsten Zeit und die sechszehnte, z. B. procumbit humi — bos, nach der zwei und zwanzigsten Zeit. Dieser Fall ist auch sehr selten, dass da eigentliche Cäsur ist. Die Alten mahlten zuweilen auch da, wo es nicht viel darauf ankam. cf. hierüber *Vossens* georgica in der Vorrede, die ziemlich schwer ist, was von seiner gedrängten Art zu schreiben herkommt. Es ist dort Alles vollständig abgehandelt. Man muss dort sehen auf die Kunst der Auswahl der einzelnen Worte, dass jedes Wort einen solchen oder solchen Fuss bildet. Die Worte müssen besser mit einander abwechseln in grösserer oder kürzerer Sylbenzahl, d. h. in Länge oder Kürze. Diese Art von Mischung kann man sehr weit treiben, und die Alten haben es weit getrieben und *Voss*, vor dem man keine Hexameter machen konnte; sie haben blos sechs Füsse, zuweilen auch sieben. *Klopstock* ist der feinhörendste Mensch in der Metrik, wie kaum einer; gleichwohl ist er in seinen Hexametern neu, eigenthümlich und nicht im Geschmacke des Alterthums. Unter hunderten ist kaum ein vollkommener. Man liebt, wo es möglich ist, dass mehr als eine Cäsur von der oben beschriebenen Art im Hexameter statt finde. Z. B. donec eris felix, multos numerabis amicos. Dies ist eine angenehme Mischung. Man liebt auch den ersten Fuss als einfaches Wort, den Daktyl zu bilden. Wenn solche Dinge stark gemischt werden, so entsteht hieraus die grosse Mannichfaltigkeit des Hexameters. Im fünften Gliede soll nach

der gewöhnlichen Bestimmung durchaus ein Daktyl seyn, ausser es soll etwas Feierliches gemahlt werden. Dies kann auch im Spott seyn zuweilen. Eigentlich muss sich der Hexameter nicht mit einem einsylbigen Worte endigen, ausser wo gemahlt werden soll. Dagegen ist's erlaubt, mit zwei einsylbigen Worten den Vers zu schliessen. Man will, es sollen keine solchen Verse eintreten, die in der Mitte und am Ende sich reimen; dergleichen war den Alten zuwider. Diese Reimerei ist auch in Asien. Der gereimte Vers ist eine Spur der Barbarei und ist nicht so alt, als man ihn hält. Dergleichen Verse sind erst im Mittelalter entstanden und man hat sie *leoninos* genannt. Die Ursache davon weiss man nicht. Auch guten Römern entschlüpfte zuweilen ein solcher Vers, wie z. B. dem *Ovid*. Selbst in guten alten griechischen Dichtern giebt's ihrer zuweilen, z. B. im Homer. Auch findet sich der Fall, dass sich zwei Verse hinter einander am Ende reimen. Noch führt man auf alberne Weise manche Regeln in den Grammatiken an über den Hexameter, z. B., dass man ein Wort nicht trennen soll. Im Ennius giebt's einen; *Horaz* tadelt ihn deswegen und Horaz hat wirklich Recht, wenn er alle die vorigen für unvollendet und unvollkommen hält und dafür ausgiebt. Er ist nicht partheiisch in dieser Rücksicht.

Ueber den Pentameter.

Der Hexameter war die älteste Art und dieser ist die nächste Art, die man ausbildete. Anfangs würde er einzeln gebraucht und dann machte man ein Stück in einzelnen Pentametern. Dies konnte nicht lange dauern, da man einsah, dass es schön sey, den Hexameter mit dem Pentameter zu vermählen. Diese Verbindung macht die disticha. Distichon ist auch sonst zwei Verse vereinigt. Die Alten nannten diese Verbindung ein metrum elegiacum. Man verstund darunter ein in Hexametern und Pentametern geschriebenes Werk von allerlei Gegenständen und nicht das, was man heute darunter versteht. Das wurde angenommen, dass man unter *Elegie* ein Gedicht verstund, das der Ode ähnliche Empfindungen, aber sanftere, ausdrückte, und insonderheit zärtliche Liebe wurde der Gegenstand desselben, daher die poëtae amatorii. Ovid ist ein grosser Künstler hierin. Der Pentameter hat auch sechs Füsse, allein der dritte ist eine und nur eine lange Sylbe. Der letzte Fuss hat auch wieder eine Sylbe, die gleichgültig ist. Da er ein fünffüssiger Vers heisst, so gab's Alte, die ihn anders scandirten. Sie scandirten ihn von der Mitte an anapästisch, so dass sie die zwei langen Sylben mit den zwei kurzen verbanden. So hat auch Terentianus Maurus scandirt. Wäre nichts dagegen einzuwenden, so könnte man diese Scan-

sion beibehalten. Dieser Vers ist ein nachhinkender, da er dem Hexameter um einen Fuss nachhinkt. *Hermann* hat sehr viel gegen diese Scansion gesagt und, dass wir bei der gewöhnlichen Scansion bleiben müssen. Im Pentameter sind die zwei ersten Füsse entweder Spondeen oder Daktylen, aber der vierte und fünfte Fuss muss immer ein dactylus seyn, denn sonst wird er um seine Schönheit gebracht. Nach der mittelsten Sylbe muss beständig die Cäsur fallen. Die Elision kann zwar auch da eintreten, allein darauf wird nicht gerechnet. Man sieht, wie die Römer choquirt wurden durch die hiatus und es musste elidirt werden: nur in seltenen Fällen elidiren sie nicht. Dass das m im Lateinischen elidirt wird, ist ein Fall, der nicht im Griechischen ist, ein Beweis, dass man das m anders gelesen hat oder ausgesprochen. Es setzt aber voraus, dass man es schwach angestossen hat.

Versus iambicus.

So heisst ein jeder Vers, der aus Iamben besteht; er kann mehrere oder wenigere Füsse haben. Er ist zwar aus Iamben bestehend, aber in Absicht der Füsse ungleich. Der herrschendste ist, der aus sechs Füssen besteht. Senarius nennen ihn die Lateiner, die Griechen τρίμετρος, weil sie zu einem metrum zwei Füsse rechnen, d. h. weil der jambicus nach Dipodien construirt wird. cf. Horatii ars poëtica v. 257 et interprett. Da metrum so viel ist als zwei Füsse, so ist trimeter ein sechsfüssiger. Lateinisch scheint man nach einzelnen Füssen gemessen zu haben. Der iambicus tetrameter hat acht Füsse. Es ist kein Unterschied, ob er catalecticus oder acatalecticus ist. cf. die herrlichen Verse in Catulli Cir. 23. Nächst diesen hat man noch längere iambicos. Die senarios betreffend, so ist das beste Exempel Phaedrus. Sie werden gewöhnlich trimetri oder senarii genannt. Sie haben folgendes Sylbenmaass. Es sollte im ersten immer ein Iambe seyn; allein in den fünf ersten regionibus können auch andere statt finden, aber der sechste muss ein iambus seyn; die vorletzte Sylbe muss immer eine kurze seyn. Dadurch lernt man eine erstaunliche Menge Wörter von kurzen Sylben. Alle sechs regiones liessen sich mit iambicis füllen, — dann heisst man es *reine* iambische Verse; dergleichen sind recht selten. In den Epoden des Horaz kommen sie einigemal vor; sie gehören zu den iambischen. Archilochus ist der auctor davon. Eben so hat ihrer auch Catullus, z. B. beatus ille. Andere Exempel giebt's viele im Seneca tragicus. Für die Tragödie sind sie garstig. Man sieht da den Verfall der Poësie. Die *unreinen*, d. i. solche, wo in den fünf ersten sedes oder regiones auch keine iambici seyn dürfen, sind sehr schwer und

zum Lesen derselben gehört viel Mühe und ein agibles Maul. Die lateinischen Komiker haben eine grosse Freiheit, dass sie Sylben, die positione lang sind, kurz machen können. Es ist nothwendig, sich durch lautes Lesen lange zu üben. Man muss bemerken: es ist ein andrer Rhythmus, wenn ich von kurzen zu langen und von diesen zu jenen übergehe. Dies hat Einfluss für die Sylben, die surrogirt werden. Die fünf Regionen enthalten folgende: nächst dem iambus finden statt der Spondeus, Daktyl, Anapäst und Tribrachys. Hiebei sind allerlei Bemerkungen. Nicht in jeder der fünf Regionen finden sie statt, sondern man macht den Unterschied von paribus 2. 4. 6. und von impares sedes, d. i. 1. 3. 5. Der tribrachys im Allgemeinen kann in allen fünf Regionen Platz haben; dagegen der spondeus hat nur in impari sede einen Platz, also im 1. 3. und 5. Fusse; eben so auch Daktyl und Anapäst. Ob diese nicht auch ausser den imparibus Platz haben, ist eine andere Frage. Spricht man im Allgemeinen, so kann man sie nicht abläugnen. In den ältesten tragicis herrschen nicht ganz reine iambische Verse. Im Aeschylus trifft man zwar hin und wieder einen reinen iambischen Vers, aber sie sind schon untermischt, vorzüglich mit dem spondeus, und dieser gab den Iamben ihre Schönheit für das Trauerspiel. Es ist eine Schönheit, wenn er durch den spondeus fest und schwer auftritt, sonst wird er zu hüpfend. Die Mischung mit Spondeen macht, dass der Vers fester und ordentlicher auftritt. Bei den übrigen Sylben wird noch über Manches gestritten, Manches änderten die Komiker nachher, denn sie nahmen sich viel Freiheit. So ist eine Frage, warum im Euripides in 1. 3. und 5. der Anapäst statt finden könne. Der Fall ist nicht häufig, wo in andern als im ersten Fuss der Anapäst statt fände. Der Daktyl ist häufig bei den tragicis, vorzüglich im dritten Fusse. Dagegen solche Freiheiten nimmt man sich nicht, wie Spondeen im zweiten und vierten Fusse. Ein solcher Vers ist nicht ächt. Die Freiheiten der Komiker betreffend, so wollen sie den jambischen Vers der Rede näher bringen; daher haben sie sich diese Freiheit erlaubt, doch mit Sorgfalt und feinem Gefühl des Rhythmus. In einem Trauerspiele wird der Anapäst wenig gebraucht, in der Komödie häufig; am falschesten ist er im Trauerspiele in der vierten Region. Menander admittirt ihn in der vierten Region. Selbst der senarius comicus hat im zweiten Fusse einen Anapäst, was der Tragiker nie thut. Brunck spricht zwar dagegen; cf. Aristophanis ran. 286 und Hermann pag. 150. Die lateinischen comici und tragici haben sich sehr viele Freiheiten genommen, bis im augustischen Zeitalter mehr Kunst eingeführt wurde. Die spätern und verbesserten kunstreichen jambici poëtae nahmen sich die Freiheiten, die sich griechische comici nahmen,

z. B. Phaedrus. Manche Verse in ihm lassen sich sehr schwer lesen.

Quaternarius ist ein dimeter, der vier Glieder oder zwei Dipodieen enthält. Man muss immer fragen: ist es ein catalecticus oder acatalecticus. Letzterer ist ein vollständiger. Der Iambicus tetrameter catalecticus besteht aus acht Füssen; der achte aber ist nur eine Sylbe. Wiefern muss man die iambischen Verse auf trochäischen numerus reduciren? Bentley meint, man könnte nicht nach dipodiis trochaïcis lesen, sondern nach iambicis, was drollig ist. Er frägt nicht: warum? Er meint, das Gefühl würde es geben. Die Ursache ist, weil ein solcher Vers, wie der tetrameter catalecticus als ein iambischer gemessen vorzügliche Concinnität hat. Diese kommt daher, weil hier eine Cäsur eintritt gerade nach dem vierten Fusse. Dieser vierte Fuss muss gewöhnlich ein iambus seyn und ist selten ein tribrachys. Die beiden Sylbenmaasse würden zu sehr einerlei werden, wenn sie nicht unterschieden würden. Jede Empfindung hat ihre eigene Art Sylbenmaass. Der iambische Vers und der trochäische, jeder von ihnen hat seinen eigenen Rhythmus; denn wozu hätten beide, die lateinischen comici und tragici. sie verschieden gebraucht? Wenn wir den tetrameter acatalecticus machen, so bekommen wir acht Füsse.

Scazontes.

In diesen regiert der iambus auch sehr und das Sylbenmaass ist dieses: sechs Füsse. In den ersten vieren können Iamben statt finden; im fünften muss ein iambus seyn; im sechsten muss ein spondeus oder trochaeus seyn. Wenn ein trochaeus oder spondeus den Schluss macht, so ist's, als wenn er hinkte; daher seazontes; auch heissen sie choliambi. Man kann sie auch trimetros claudos nennen, d. i. die vorletzte Sylbe lang habend. Im Theokrit und den Epigrammen giebt's Skazonten, die im fünften Fusse Spondeen haben, was nicht angenehm ist. Andere Füsse, die hier statt finden, sind in den ersten vier Regionen: der spondeus, jedoch mehr in impari sede, d. h. in der ersten und dritten Region. Ferner zuweilen der Anapäst und auch der Tribrachys, jedoch mit eigenen Bestimmungen. Ein Beispiel hiezu ist der prologus zu Persii satyr.

Von den versibus trochaïcis.

Trochaïci sind, wo Trochäen sind und trochäischer Rhythmus ist. Sie haben acht Füsse. Ein tetrameter catalecticus ist das, worin das pervigilium Veneris geschrieben ist. Er ist ungemein angenehm. Die Römer bedienten sich desselben zu

Gassenliedern und die Soldaten. Wenn der achte Fuss vollständig ist, so hat der Vers einen feierlichen Gang; indess bleibt sein Schritt natürlich. Sie haben ihre commutabiles pedes und es ist ein Gegensatz gegen den iambischen Vers. Auch der spondeus hat Eingang in den trochäischen Vers in 2. 4. 6. und kurz in imparibus. Sonst leidet er auch den Daktyl, Tribrachys, manchmal den Anapäst. Bei den Komikern ist der Daktyl häufig in locis imparibus, sehr selten bei tragicis. Im Aristophanes ist kein sicheres Exempel vom Daktyl in loco impari. Alle längere Verse, iambische und trochäische, haben ihre Cäsur und häufig ist sie nach dem vierten Fuss, und, soll der Vers schön seyn, so muss es so seyn. Ignoranten hat dies bewogen, dergleichen Verse zu theilen. In comicis ist die Cäsur gewöhnlich, die tragici observiren sie nicht genau. Man hat auch trochaïci pentametri catalectici; diese haben zehn Füsse —; ein fataler Vers.

Diese Sylbenmaasse reichen nicht hin in den dramatischen und lyrischen Dichtern. Die lyrischen Sylbenmaasse sind componirt aus jenen. Seltener sind:

Das *metrum creticum*, an und für sich eine leichte Gattung, besteht aus pedibus creticis, d. i. einer langen, kurzen und langen. Man hat kürzere und längere versus creticos. Manche haben nur zwei Füsse, manche sechs Füsse. Man hat auch einen pentameter creticus. Man hat sie katalektisch und akatalektisch. Der Gang dieser Verse ist sehr klar, z. B. in Plauti captiv. act. 2. gleich vorn herein. Da haben wir tetrametros creticos und wo die ictus bezeichnet werden, müssen wir vier haben. Ein geradeweggehendes Sylbenmaass mit wenigen Veränderungen. Besonders findet es sich im Cicero.

Versus bacchiaci bestehen aus bacchiis. Von diesem Sylbenmaasse hat man früher keine Notiz genommen, bis Bentley in seinen Noten zu Dawes Cicero deutliche Vorstellungen gab. Er fand, dass im Terentius in einer einzigen Stelle, Andria act. 3, sc. 2, bacchiaca vorkommen; in *Plauti* Rudens act. 4, scen. 2, principio. Der Text von Reiz ist deswegen gut, weil die ictus darüber sind und alle Sylbenmaasse da sind, die vorkommen, und die Abhandlung von Bentley. Der ictus liegt auf der zweiten Sylbe und die erste ist ein Vorschlag. Die zwei Längen können auch aufgelöst werden in einen Anapäst, Tribrachys und auch in einen trochaeus. In den alten Komikern der Römer ist dieses Sylbenmaass hin und her. Weiterhin hat man es selten gebraucht.

Die *anapästischen Verse*, eine schöne Gattung, welche einen angenehmen Effekt macht, sind bald kürzer, bald länger. Durchaus haben sie etwas Sprungähnliches und nehmen sich bei einem halbfeierlichen Wesen sehr angenehm aus, beson-

ders die tetrametri catalectici. Der Anapäst herrscht nicht in allen Füssen. In den ersten Füssen wird er commutirt mit andern, mit spondeus und dactylus. Aber gegen Ende will jeder Vers in Absicht seines wesentlichen Charakters recht gehört seyn. Der siebente Fuss muss ein Anapäst seyn. Man spannte immer die Aufmerksamkeit aufs Ende. Ein solches langes Stück ist in Aristophanis nub. v. 263. Dieses Versmaass sieht leicht aus wie ein Hexameter, weil der siebente Fuss ein Anapäst seyn muss. Cäsur ist mit dem Ende des vierten Fusses und es giebt nicht viele Exempel, wo man abweicht. Der Vers ist zu lang, als dass man keine haben sollte. Kürzere giebt's auch. In den lateinischen anapästischen Versen im Plautus wird das Lesen manchmal sauer; unsere Zungen sind zu schwer. Der Komiker imitirte die Sprache des gemeinen Lebens; daher haben sie mehr Freiheit, als die epischen Dichter.

Metra choriambica werden um viel reiner gegeben, als andere Verse. Man hat sie auch kürzer, oft aus zwei Füssen; dies sind dimetri. Man zählt hier nicht nach Dipodieen. Man hat tetrametri, auch sechsfüssige catalectici; cf. Horatii od. 1, 8., wo er eine trochäische Dipodie anbringt.

Ionici a minori und a majori sind länger und kürzer. cf. Horat. carm. 3, 12., wo ein Beispiel. Für uns ist dieses Sylbenmaass nicht angenehm. Aeschylus wirft ihrer vierzig hin. Die a majori haben den entgegengesetzten Charakter, da sie mit zwei Längen anfangen und mit zwei Kürzen schliessen. Vollständige gehen einen schwerfälligen Tritt. Vorzüglich schwere sind die versus antispastici. In diesen liegt ein Hauptpunkt, um den sich das ganze Hermann'sche System dreht. Man mache sich daher mit diesen zuerst bekannt, um manche Bemerkungen besser zu verstehen. Der antispastus ist eine kurze lange, lange und kurze Sylbe. Es treten zwei ictus ein, beide langen Sylben haben ihren ictus. Wegen dieses Revoltanten des Verses wechselt man mit andern Versen; daher verwechselt man diese Antispasten. Hierdurch ist das ganze Sylbenmaass verdunkelt und in vielen Dichtern verkannt worden.

Einige untergeordnete Sylbenmaasse.

Eins der gewöhnlichen ist das metrum priapejum; es hat viele Aehnlichkeit mit dem Hexameter einer gewissen Art. Es besteht zwar aus andern Füssen, aus sechs Füssen, die in zwei Sectionen abgetheilt sind, und durch die Abtheilung erhält der Vers eine Weiblichkeit. Der erste Fuss ist ein trochaeus, der zweite dactylus, der dritte amphimacer, darauf ist die Cäsur. Dann folgt loco 4 ein trochaeus, loco 6 ein spon-

deus. Dieses Sylbenmaass ist in der Sammlung der priapejorum manchmal, z. B. 85 und 86tes Stück. cf. Virgilii aeneid. 9, 525.

Ein artiges Sylbenmaass ist das *phaläsische*, ein sehr nettes, z. B. das Gedicht im Catullus ni te etc. — eine Gattung, die besonders in den Epigrammen geliebt wurde. Daher viele im Martial. Gewöhnlich nennt man's hendecasyllabum. Die meisten Sylbenmaasse haben ihre Benennung von ihren Erfindern oder denen, die sie häufig gebraucht. Der erste Fuss ist ein spondeus, trochaeus oder dactylus; dann kommt ein dactylus und dann gehen trochaici fort. *Ramler* hat dieses Sylbenmaass in seiner Uebersetzung des Sperlings des Catull.

Unter den schwerern, aber artigen Versen ist das *eupolideische* Sylbenmaass, das aber Aristophanes erst ausgebildet. Man nennt es ein choriambisches, aber mit Unrecht. Es besteht aus zwei Trochäen, einem Choriamben, drei Trochäen und einer überhängenden Sylbe. Für die Trochäen loco 1. 2. 4. 5. können Spondeen stehen und im 1 und 4ten Fuss auch tribracheis und selbst Iamben. cf. Aristophanis nubes 518 seq. In der Mitte fehlt die Cäsur gewöhnlich.

Das *galliambische metrum*, worin mehrere alte, aber verlorene Gedichte gemacht sind, worin der furor Cybeleus athmete. Neben der darin enthaltenen insania drückt der Vers auch etwas Weichliches aus. Wir haben nur ein einziges Muster davon übrig, eins der schönsten lyrischen Stücke im Catull, in der Mitte desselben, das Gedicht auf den Atys. Von *Werthes* ist eine deutsche Uebersetzung, die sich gut liest, auch etwas über das Sylbenmaass; allein letzteres ist nicht richtig. cf. Petrus Victorius in seinen variis lectionibus. Dieser traf es noch nicht richtig. Muretus ging weiter und machte selbst einen galliambus, der in seinen Gedichten hinter seinen Reden steht. Es besteht dieses metrum aus einem Daktyl, wofür auch ein proceleusmaticus stehen kann, zuweilen auch ein spondeus. Auf diesen Einschritt folgt ein iambus, der auch ein tribrachys seyn kann. Durch die Kürze wird der Vers weichlich. Der dritte Fuss ist ein iambus; im vierten ist eine lange Sylbe und die Cäsur, im fünften ein Anapäst, dafür auch ein spondeus, im sechsten ein tribrachys oder iambus, im siebenten ein iambus oder pyrrhichius.

Versus Saturnius, eine Gattung, welche blos die Römer hatten und nur in der ältern Zeit üblich war, als die Sprache ungebildet war. Zu August's Zeiten machte Niemand dergleichen mehr und zu Asconius Pedianus Zeiten kannte man sie nicht mehr. cf. not. über die erste Verrina. Diese Versart, die vom alten Saturn so heisst, so viel als altitalisch, (denn er ist ein heros italicus,) ist ein Beweis von der ältesten Rohheit der Römer, und gleichwohl brauchten sie diese Verse, bis En-

nius den Hexameter einführte. In solchen schrieben die frühern Dichter, als Livius Andronicus und Naevius, und erst graecia capta. cf. Horatii ep. 2, 1. initio: horridus defluxit d. h. sie verloren sich. Cicero im Brutus 18. spricht hievon. Die ältesten vaticinia waren darin gemacht. Man kann sie vergleichen mit den heutigen Knittelversen gegen die gebildeteren Verse. Es ist ein garstiges Versmaas, worin kein numerus und keine Abwechselung ist. Vorn sind drei Iamben und eine gleichgültige Sylbe; jedoch kann die erste Sylbe lang seyn. In der zweiten Hälfte gehen drei Trochäen fort; die letzte Sylbe ist ἀδιάφορος. Der Vers hat drei ictus. Die Römer haben sich hier grosse Freiheiten genommen und lange Sylben in kurze aufgelöst. So kommen auch Daktylen in den Vers durch die Auflösung der Füsse; die eigentlich nicht hineingehören. cf. das epitaphium des Naevius im Gellius 1, 24., das er sich selbst gesetzt:

> Mortalis immortalis flere si foret fas,
> Flerent divae camoenae Naeviom poëtam,
> Itaque postquam est Orchino traditus thesauro,
> Oblitei sunt Romae loquier Latina lingua.

In diesem Sylbenmaasse war auch das Gedicht des Naevius auf den punischen Krieg geschrieben.

5.

Methodik oder über die Art und Weise, die lateinische Sprache für sich zu tractiren, und beim Unterricht in gelehrter Rücksicht zu verfahren.

Derjenige, der aus dem Latein ein Studium macht, wie soll er es machen? Das Latein muss er in Verbindung mit dem Griechischen studiren, denn sonst gelangt er nicht auf den Grund und viele Dinge bleiben ihm dunkel. Sobald man einige Kenntnisse im Griechischen im Allgemeinen hat, so ist's am besten, den Syntax beider Sprachen zugleich zu studiren und die besten Bücher neben einander zu gebrauchen, Hat man im Griechischen einige Kraft, so muss man darauf ausgehen, einiges Latein in's Griechische überzutragen, um tiefer in die Ideen einzudringen. Es giebt Lateiner, die von der griechischen Sprache sehr abhängig sind, und die Dichter sind in den Constructionen Schüler der Griechen; sie tragen oft wörtlich über. Will man daher das Latein recht verstehen, so muss man zum Griechischen gehen. Dazu ist nützlich *Jani's* grammatica latina poëtica, welche zu verbinden ist mit *Vechneri* hellenolexia. Selbst Prosaisten sind im Lateinischen nicht hievon frei, besonders die des silbernen Zeitalters; sie haben

Manches, was poëtisch ist. Derjenige, der in den Wörterbau eindringen will, muss das Griechische zu Hülfe nehmen. Da wird er überrascht werden durch Stämme, die sich blos im Griechischen finden. Hiezu dient *Vossii* etymologicum linguae latinae, eines der nüchternsten Etymologen im Lateinischen. Ferner muss man sich nicht auf ein Zeitalter einschränken, sondern die besten Zeitalter nach und nach alle umfassen und dazu die Wahl der Lectüre einrichten. Uebrigens ist diese Wahl nach Verschiedenheit der Zwecke verschieden. So lange man das Latein zum Schreiben treiben will, muss eine vorzügliche Auswahl aus den besten Zeitaltern getroffen werden. In dieser Rücksicht muss Plautus und Tacitus nicht gebraucht werden, sondern diejenigen Schriftsteller, die in der Mitte liegen. Gar nicht lesen darf man den Florus, bis man so weit ist, dass man befestigt ist in den Grundsätzen des guten Lateins. Die Litteratur kennen zu lernen in ihren besten Produkten, muss man nach Verschiedenheit der Zwecke weiter gehen. Legt es einer auf Kenntniss der ganzen Sprache an, so muss er mit den Alten anfangen, um die Quellen und ursprünglichen Elementarkenntnisse der Nation kennen zu lernen. In der Rücksicht ist Plautus äusserst nothwendig; denn dieser besitzt die eigentliche proprietas sermonis. Ein solcher gehe chronologisch zu Werke, nachdem er früher die Schriftsteller nicht nach der Zeitordnung gelesen. Dann muss er die Autoren lesen, welche Materialien der Kritik und über Styl an die Hand geben durch Unrichtigkeit und Geschmacklosigkeit. Man muss, um dabei recht zu verfahren, eine doppelte Lectüre veranstalten, die *statarische* und *cursorische*. Die letzte soll nicht oberflächlich seyn, dass man nichts daraus lernte, sondern sie soll sich nicht lange aufhalten beim Entwickeln der Gründe. Es soll nemlich dadurch Uebersicht des ganzen Plans erhalten werden, raschere Lectüre grösserer Werke, wo keine Ruhepunkte sind. In manchen Stücken ist es besser, unvollkommen zu verstehen, als ein kleines Stück in den Augen zu behalten und niemals weiter zu kommen. Diese Manier muss auch in Schulen beobachtet werden. Ehedem beging man diesen Fehler, dass man lange über einem kleinen Stücke las. cf. Gesneri praefatio zum Livius. Die beste Art ist da auseinandergesetzt. Hin und wieder ist sie mit Laune geschrieben. Wenn man dabei noch eine media lectio hinzufügt, so wird sich dies leicht von selbst ergeben. Dies richtet sich aber nach den Umständen, nach der Verschiedenheit der Schüler und den Fähigkeiten des Lehrers. Es müssen gewisse Schriftsteller langsam gelesen werden und dazu wähle man diejenigen, welche kein grosses Ganze ausmachen. Dies muss ausgemacht bleiben. So muss Livius cursorisch gelesen werden; nur müssen dazu den Schülern Anleitungen gegeben werden, in's Ein-

zelne zu gehen. Auch für das eigne Studium ist diese doppelte Lectüre höchst nothwendig. Beide müssen verbunden werden. Hat man eine Zeitlang cursorisch gelesen, so ist es zwischendurch nützlich, Monate lang über kleinen Stücken zu studiren, so dass einem nichts dunkel bleibt. Nur muss man bei beiden Lectüren nicht Uebersetzungen brauchen; dadurch wird man der Sprache nicht kundig und man gewöhnt sich daran, dass man nichts ohne sie lesen kann. Uebersetzungen erleichtern die Uebersicht des Ganzen und, ehe man den Autor liest, lese man die Uebersetzung vorher; aber das einzelne Vergleichen mit der Uebersetzung, ist eine schändliche Methode. Dadurch kommt man nicht zur festen Kenntniss der Sprache und nicht zum rechten Ton und zur Farbe des Lateins. Derjenige, welcher Unterricht giebt, hat allerlei zu bedenken. Etwas, was man übersieht, ist das eigne Arbeiten der Schüler in den höheren Classen im guten und gelehrten Erklären, so dass es auf's Papier gesetzt wird, nachdem der Lehrer den Ton und die Art vorher angegeben hat. Es ist das beste Mittel, eignen Geschmack an solchen Sachen zu erregen; nur muss es auf die rechte Art geschehen. Das Erste ist, dass der Lehrer ein paar Wochen vorher in jeder Stunde selber vorausgehe, den Autor selbst auslege, den Ton angebe, die Hülfsmittel; in der letzten Hälfte der Stunde muss es dann den Schülern abgefragt werden. Hier sündigt man in den obern Classen dagegen, dass man diese Methode nicht einschlägt. Diese Regel aber muss man beobachten. Den Ton und die rechte Weise muss der Lehrer selbst zeigen, und dann nach einiger Zeit können die jungen Leute selbst erklären. Es ist nicht grade nothwendig, dass der Lehrer die Stunde durch ununterbrochen selbst spricht; er kann den Vortrag zuweilen durch Fragen unterbrechen. In untern Classen aber darf dies nicht geschehen. Nachher aber ist es gut, wenn junge Leute Aufsätze über einzelne Stellen machen. Hiezu muss man ihnen Commentare rathen, wo Apparat zum Urtheilen ist, wie die von Lambinus, Torrentius und den Zeitgenossen. Diese geben den meisten Anlass zum Nachdenken und verführen nicht durch schlechte Latinität. In frühern Jahren sind blosse Texte hinlänglich oder ächt *Minellische* Ausgaben oder die von *Farnabius*, worin blos der Wortverstand kärglich erläutert ist. Dann gehe man zu solchen Ausgaben, wo auf die Sachen tiefere Rücksicht genommen wird; früher aber nicht. Sollen sie Aufsätze machen, so müssen die Materialien aus einer Hand in die andere gehen und die jungen Leute müssen unter Aufsicht des Lehrers ihre Aufsätze einer den des andern beurtheilen, nicht der Lehrer selbst. So muss man auch verfahren beim Lesen der Autoren; es müssen einige statarisch gelesen werden, und zum Privatfleiss muss der Lehrer seine Schüler

dadurch, dass er Auszüge aus grössern Schriftstellern machen lässt, zur cursorischen Lectüre zwingen. Dadurch wird viel mehr gelesen. Das Grammatische betreffend, so muss es auf gelehrte Weise fortgesetzt werden. Der Lehrer muss ein interessantes Kapitel aus *Sanctii* Minerva durchgehen, die Sachen nach Gründen entwickeln und damit die Schreibübung in Verbindung bringen, Gewöhnlich ist letztere sehr schlecht. Bei den sogenannten Exercitien kommt nichts heraus. Wird das Schreiben mit dem Lesen verbunden und wählt man die rechten Gegenstände und die rechte Methode, so kann man weit kommen. Aber alle Wochen muss ein Aufsatz geliefert werden, wenn man Fertigkeit darin erlangen will. cf. *Pauli's* Methodologie, Tübingen 1785. 8., ein sehr gutes Buch in Absicht der Unterweisung in der lateinischen Sprache und Litteratur.

Einige Regeln, wie man beim Unterricht in der lateinischen Sprache zu Werke gehen muss.

Wer in der lateinischen Grammatik unterrichten will, muss sich die Kenntniss von der Sprache zuvor selbst verschaffen; d. h. man denke eher daran, die Sachen zu lernen, als an die Manier und Methode, die Sachen vorzutragen. Um die Sachen sich zu verschaffen, dazu dient die Bröder'sche Grammatik. Beim Fortgehen in's Gelehrtere dient *Sanctii* Minerva und der Aristarch von *Vossius*. Mit jungen Leuten muss man nicht mit der Grammatik zuerst anfangen, sondern vorher muss man praktische Bemerkungen sammeln, die zu Regeln werden; man muss vom Besondern zum Allgemeinen gehen, nicht umgekehrt. Ist die deutsche Sprache bekannt, so muss man mit kurzen Sätzen anfangen, Fabeln und Erzählungen ohne Regeln übersetzen lassen. Es ist sehr gut, mit gut organisirten Köpfen eine neue Sprache anzufangen und, nachdem man ein Stück gelesen, die Regeln und Formen und so auch die ars grammatica selbst herauszubringen. Wenn man den Zweck und die Bedeutungen im Uebersetzen eingesehen hat, so ist das Zusammenstellen der Casus für den Verstand und die Urtheilskraft, und nachher erst lässt man die Declinationen und Conjugationen auswendig lernen. Dies bleibt aber die Hauptregel: vom Einzelnen auf's Allgemeine zu gehen, aus einzelnen Exempeln allgemeine Regeln zu bilden und die Miene anzunehmen, als wenn man sie zuerst bildete; man bildet dann mehrere ähnliche Exempel danach und diese sind der Beweis. Kann der Schüler ähnliche Exempel machen, dann hat er die Regel gefasst. Die Wahl der zu lesenden Stücke kann Schwierigkeit machen; aber im Anfange kommt es nicht darauf an, ob die Stücke elegant sind, So kann man im Griechischen zu Anfange das N. T. lesen. Die Bücher aber müssen nicht

von solchem Inhalt seyn, wo die Sachen dunkel sind. Die Sprachregeln sind ja schon an sich trocken. Man muss daher nicht Widerwillen gegen Kenntnisse im Anfange einflössen, an denen man in der Folge Vergnügen finden soll. Folglich muss Nepos und Eutropius wegbleiben. Das Lesen derselben ist ein unsinniges. Im Lateinischen fehlt es an Autoren, mit denen der erste Anfang zu machen wäre. Indessen Auszüge aus den Alten sind dazu nützlich. Zu den besten gehören die selectae historiae von einem Franzosen, nachher von *Fischer* aufgelegt. Die leichtern suche man aus und die schwerern lasse man bis auf ein andermal. Zuerst gehe man auf das Eigenthümliche der Sprache, dann in's Feine. Hier giebt's so vielerlei Methoden, als es verschiedene Köpfe giebt. In Absicht auf's Unterrichten mit einzelnen jungen Leuten können verschiedene befolgt werden. Hat man viele, so muss man deutlich seyn, nichts hinstellen, was nicht schon präparirt ist. Man nehme eine kleine Reihe Sachen, auf die man immer wieder zurückkommt. Man muss daher nicht Wörter auswendig lernen lassen, die erst nach langer Zeit angewendet werden, sondern man muss sie gleich anwenden; dann kriegt der junge Mensch Festigkeit. So lässt sich die ganze Syntaxis in den Kopf bringen. Jede Regel erläutere man mit vier Beispielen. Aber man muss die Grammatik nicht so lernen, dass man sie durch Nachschlagen lernen will. Liest der junge Mensch die ganze Grammatik nachher erst, so kennt er dies alles schon und es gewährt ihm angenehme Empfindungen und er liest gern grammatische Bücher. Er sieht sich geschmeichelt, dass er Alles schon durch Exempel kann. Am Ende der Woche oder des Monats repetire man die Regeln, die in Beispielen vorgekommen sind. Der kein Beispiel machen kann, dessen Kopf ist verschlossen. Dann lese man darauf los und erkläre das Grammatische. Die Regeln auswendig lernen zu lassen, ist die verdammteste Methode; denn die feinern Regeln sind falsch gefasst. Das Vocabelnlernen betreffend, so muss man die Stammworte wissen, dann die, welche am häufigsten vorkommen. Jeder muss die Wörter im Kopfe haben, jeder muss die Vocabeln lernen. Wie? welche ist die beste Art? Im Anfange kann man sie nicht auswendig lernen lassen, denn Anfänger haben von den darunter liegenden Ideen keine Vorstellung. Der Lehrer muss Anleitung dazu geben und beim ersten Anfange muss nicht an Auswendiglernen gedacht werden; sondern, wenn gelesen wird, müssen voraus die Bedeutungen gesagt werden. Ehe man erklärt, muss es gesagt seyn, nicht beim Erklären, denn sonst wird's schwer und der Zuhörer lernt nicht combiniren. Nach einigen Monaten geht man ein Dutzend Vocabeln durch; sagt sie vor, verbindet sie mit Adjectiven und stellt sie in verschiedene Gesichtspunkte, und nachher lässt man diese auswendig

lernen. Man lasse die Wörter auswendig lernen, die bald vorkommen. Nothwendig ist, sich auf die Stammwörter einzulassen. Diese lasse man auswendig lernen nach einer Art *Cellarius*, zuerst die, welche viele Ableitungen geben. Die abgeleiteten lasse man lesen, um allgemeine Ideen für die Sprachbildung zu bekommen. Das Reden im Latein kommt hinzu als Hülfsmittel, nicht beständiges Lateinreden. Wenn der Lehrer sich grammatisch ausdrücken kann, so ist nichts einzuwenden, wenn er viel spricht. Doch spreche er nur bei oft vorkommenden Dingen nothdürftige Formeln. Er könnte das Latein oft in's Deutsche hineinwerfen, um in einem jargon zu sprechen. Wenn's auch toll klingt, so liegt nichts daran. Dadurch lassen sich über grammatische Regeln eine Menge dunkler Gefühle wecken. So etwas muss vorausgehen bei einer gewissen Classe von Köpfen, bei denen man sicher ist, dass der usus haftet. Dies kann sehr weit getrieben werden und spasshaft werden; die Schüler können auch so sprechen. So lässt sich lernen, ohne die Absicht haben zu lernen. Das leichte Fassen und Behalten zu lernen ist die Absicht, die ich dadurch erlangen will. Je trockner gelernt wird, desto schwerer ist's zu behalten. Dieserlei Dinge kann man als Spiele erlauben, denn es liegt etwas Ernsthaftes zum Grunde. Ist einer weit, so kann man fordern, dass er stückweise ein Wörterbuch durchläuft, und man kann nachher die Begriffe in ihrer Vollständigkeit durch Beispiele entwickeln. Viva vox ist mehr werth, als das Aufschlagen. Man lasse also den jungen Menschen im Wörterbuch ein Stück lesen und gehe es dann in einer öffentlichen Stunde durch. Hinsichtlich der Formenlehre giebt es viele Dinge, die selten vorkommen, und diese muss der Lehrer nur bei schicklichen Fällen angeben; das aber, was gewöhnlich vorkommt, muss durch Beispiele und Repetition zur Fertigkeit gebracht werden. Auch das, was seltner vorkommt, muss bis zur Fertigkeit geübt werden, damit der Schüler nie fehle. Zu letzterm gehören z. B. Wörter, wie respublica, jusjurandum etc. In der Formenlehre muss man durchaus auswendig lernen lassen. Wer eine gewisse Begierde zu lernen hat, lernt solche Formen gradezu auswendig ohne weitere Hülfsmittel. Allein da man dies bei Kindern nicht fordern kann, so muss der Lehrer sich dazu allerlei Mittel bedienen. Eine gute Methode ist hier das Sprechen, wie schon *Gesner* empfiehlt, und dieses muss mit dem Lesen verbunden werden und hiermit dann das Auswendiglernen der Formen aus guten Tabellen und durch Abschreiben aller Formen. Man lese zuerst leichte zur Uebung in der Grammatik angelegte Beispiele. Der Lehrer wähle dazu Stellen aus einem kleinen Lesebuche und lasse sie die Schüler selbst abschreiben. Bald darauf kann der Lehrer über solche gelesene Dinge etwas spre-

chen, ohne dass jedoch die Schüler sprechen dürfen, denn woher sollen diese es können? Er nehme z. B. ein Wort und sage es ihnen in verschiedenen Redensarten durch alle Casus durch. Der Lehrer muss Alles mit den Schülern thun und mitlernen. Durch verschiedene Beispiele und durch die verschiedene Art, wie er es sagt, kann er sich das Langweilige dabei sehr gut vertreiben. Das blosse Aufgeben gewisser Formen, als der Declinationen ohne weitere Erklärung, ist nicht gut. Beim Sprechen aber muss der Lehrer ja sich hüten, nichts Unrichtiges zu sagen; er muss nicht blos von allgemein vorkommenden Dingen sprechen und in den Beispielen blos auf passende grammatische Sätze sehen, wo nicht viel Ausserwesentliches zu erklären ist. Man untermische also immer Deutsch, sobald man sieht, dass diese Wörter lateinisch erst einer langen Erklärung bedürften; er sage also immer: es ist heute multum nivis gefallen, ich würde hunc amicum erlangt haben etc. Wenn dies dem Anfänger erlaubt ist, so wird er bald Lust bekommen, auch lateinische Wörter mit einzumischen, und sagt ein Anfänger z. B. coelum ist heute serenum, so setzt dies schon eine deutliche Vorstellung voraus, und dass er manche Regel kennt. Der Lehrer muss immer in Beispielen herumgehen, die auf eine Regel abzielen, ohne dass es aber grade der Schüler merkt. Durch solche Uebungen müssen sich wohl die Formen einprägen. Eine besondere Schlauheit des Lehrers ist das, dass er das, was in der Folge bald vorkommen soll, schon im Anfange durch seine Beispiele präparirt. Dieses Eingreifen einer Bemerkung und Regel in die andere ist sehr gut. Man muss aus Beispielen bei Anfängern die Regel abstrahiren und sie blos in Grammatiken nachschlagen. Damit verbinde man bald eine Uebung im Schreiben, wenn es auch nur die Uebung wäre, ein Wort in allen verschiedenen Casus zu setzen mit kleinen Zusätzen, so dass immer ein Sinn herauskömmt. Wer sich selbst in den Formen noch zurückfühlt, dürfte sich nur immer die vorzüglichsten Köpfe denken, denen er Unterricht geben sollte. Dabei wird er mit Hülfe einiger guten Werke bald recht weit kommen, und findet er Formen, die ihm noch nicht klar sind, so kann er im Unterricht wohl sagen, das gehöre nicht zur Sache. Nur was wirklich zur Sache gehört, muss er wissen.

Ueber die Methode im Latein hat man in neuern Zeiten sehr viel geschrieben; man hat aber die Regeln gemeiniglich übertrieben und überhäuft. Gute Methodik gründet sich aber nur auf wenige Regeln. Einer der ersten Grundsätze ist der: man kann keine Norm finden, die für alle Köpfe gleich gut seyn sollte; man muss jeden nach seiner eigenen Denkweise behandeln. Hat jemand mehrere vor sich, so muss er die Sache von mehrern Seiten angreifen und mehrere Arten der

Methode mit einander verbinden. Der Regeln, nach denen er beim Unterrichte zu Werke gehen muss, sind äusserst wenige. Eine der ersten ist: man muss dem Anfänger gleich anfangs so viel als möglich Lust zu machen suchen, wogegen sehr oft gefehlt wird. Der Lehrer muss daher gelegentlich viel über das Volk reden, dessen Sprache ehedem gesprochen worden ist; freilich in gelehrte Untersuchungen darf er sich hier nicht einlassen. Dann muss man Sachen, besonders historische, lesen, die man vorher deutsch erzählt, und eine solche Chrestomathie muss noch gemacht werden. Das Geschichtsstudium muss verspart werden bis zu der Zeit, wo man die Sprache lehren will. Bei Lesung eines solchen historischen Buches muss die Manier nach sehr bestimmten Grundsätzen eingerichtet werden. Der vorzüglichste ist hier: man muss vom Besondern ausgehen, um so auf's Allgemeine zu kommen, nie aber umgekehrt. Auf diese Art, wenn sich der Schüler selbst das Allgemeine abstrahirt, wird das judicium sehr geschärft. Ob man den Anfänger Vocabeln soll lernen lassen, darüber hat man eine Schrift von *Ehlers:* Gedanken über das Vocabelnlernen, Altona 1776. Ohne viele Wörter kann man in der Sprache nicht fortkommen. Es giebt gar zu viel Ausdrücke, die ausser dem Zusammenhange gelernt werden müssen, wo das lexicon nicht helfen kann. Man muss also viel auswendig lernen. Ob es gleich im Anfange nützlich wäre, lexica in dieser Rücksicht durchzulesen, wäre noch die Frage. Den Anfänger muss der Lehrer keine Wörter auswendig lernen lassen, von denen der Schüler nicht bald selbst einsieht, wozu sie dienen. In Erlernung einer Sprache kommt es immer auf den nächsten Zweck an. Daher muss der Anfänger die Wörter vorzüglich lernen, die am häufigsten vorkommen. Ferner muss er sie in Rücksicht auf Abstammung und Composition lernen. Zuerst muss eine Reihe Stammwörter gegeben werden, die man ihm am besten dictiren kann. Ein wirkliches Auswendiglernen von Wörtern ist also durchaus nothwendig. Man hat zwar eingewandt, dass dadurch blos das Gedächtniss, nicht aber das judicium geübt werde; aber das ist auch grade der beste Weg. Das Gedächtniss ist beim Knaben äusserst stark, und ist es anfangs durch das Erlernen einzelner Wörter geübt, so kann man ihn dann auch schöne Stellen auswendig lernen lassen, besonders wenn er schon einen kleinen Anfang mit Versen gemacht hat. Das judicium ist ein erbärmliches Ding, wenn der Mensch nicht vorher Materialien dazu durch das Gedächtniss erhalten hat. Der Anfänger muss ferner lernen die Wörter in einem Wörterbuche selbst aufschlagen. Hat man auf diese Art den Knaben eine kurze Zeit so die Wörter auswendig lernen lassen, so kann man es nachlassen. Der Lehrer muss ferner, wenn der Knabe so weit ist, dass er etwas exponiren kann, gleich

die Wörter erklären, die in dem vorkommenden Stücke enthalten sind. Die einzelnen Wortbedeutungen müssen erläutert werden, aber nicht blos für den vorliegenden Fall, sondern auch in extenso. Auch die schwerern Constructionen müssen beiläufig erläutert werden. Dies kann am besten durch Exempel geschehen. Andere Sachen, die in der Verbindung der Gedanken liegen, müssen hinterher erklärt werden. Doch muss anfangs Alles nur nothdürftig, nicht weitläuftig, oder gelehrtscheinend vorgetragen werden. Ist man weiter, so rathe ich durchaus grössere lexica ganz durchzugehen. Hiezu kann man besonders die überflüssigen Minuten und Viertelstunden anwenden. Am meisten muss man die Artikel in den lexicis durchlesen, wo sich viel Phraseologie findet. Dies Lexicon-Lesen wird dadurch erleichtert, wenn man alle die Artikel weglässt, die zweifelhaft sind oder wenig Autorität haben. Ist man über diesen Wortmangel weg, so muss man an das Schreiben oder Aufsätzemachen im Latein gehen. Die gewöhnliche Art von Exercitien, wo man hübsches Deutsch dictirt, um es wieder in hübsches Latein zu übersetzen, ist äusserst unzweckmässig. Das beste ist, ein Stück aus einem lateinischen Autor, der vor Kurzem gelesen ist, wieder zu dictiren. *Ernesti's* Methode, die er als Rector an der Thomasschule befolgte, ist sehr vortrefflich. Etwas davon findet sich in seiner narratio de J. M. Gesnero ad Ruhnkenium. Das Uebersetzen muss anfangs immer unter der Aufsicht des Lehrers geschehen; es kann erst dann unterbleiben, wenn der Lehrling schon weiter gekommen ist. Anfangs müssen zu solchen Exercitien historische, oder, wenn er etwas weiter ist, philosophische Stücke genommen werden. Eine besondere Aufmerksamkeit des Lehrers verdient das, dass nach und nach in die Exercitien alle Regeln des Syntax hineinkommen. Das ganze Schreiben aber ist nur eine Sache für denjenigen, der tiefer in die Sprache eindringen will. Für manche Stände ist es ganz überflüssig. Neben diesem Schreiben müssen Autoren gelesen werden; aber anfangs nur der Sprache wegen. In den Jahren, in welchen der Schüler die Anfangsgründe lernt, geht Alles darauf hinaus, bei der Sprache blos an die Sprache zu denken. Es ist aber eine unglückliche Methode, sehr viele Autoren neben einander zu lesen. Drei sind das Allerhöchste. Billig sollten immer nur zwei, ein Dichter und ein Prosaist gelesen werden. Anfangs sollte man nur Prosaisten, und zwar aus dem historischen Fache, lesen. Hierdurch könnte man zugleich die römische Geschichte für den Anfänger hinlänglich genug lehren. Cornelius Nepos taugt für den Anfang gar nicht; Aurelius Victor, der noch nicht sehr gebraucht wird, wäre in dieser Rücksicht viel besser. Etwas weiter muss man zum Livius gehen, welcher cursorisch gelesen werden muss. Ist man mit einem

guten Stücke in solchen Autoren fertig, so ist es sehr gut, sich aus ihm Auszüge zu machen, wodurch das Ganze viel verständlicher wird. Der poëtische Schriftsteller muss schon viel langsamer gelesen werden, wobei man schon etwas Kritik mit einbringen kann. Ausser den beiden schon genannten Arten der Lectüre, der statarischen und cursorischen, müsste eine dritte so eingerichtet werden, dass der Lehrer dem Schüler zum Privatlesen einen Autor gäbe, mit dem er sich in den Publikstunden nur höchstens eine Stunde beschäftigte, blos zum Erklären schwierigerer Stellen. Mit der Lectüre der alten Autoren kann man auch bald die neuerer guten lateinischen Schriftsteller z. B. Mureti verbinden. Eine Hauptregel für die ganze Methode ist: ja nicht viel Zeit auf Sachen zu verwenden, die der Schüler leichter für sich treiben kann. Was das Sprechen des Lateinischen betrifft, so haben einige geglaubt, hierdurch könne die ganze lateinische Grammatik erlernt werden. Hiezu ist das einzige Mittel, dass Lehrer solche Sachen, die mit der Alterthumswissenschaft zusammenhängen, etwa lateinisch repetirten. Hierdurch kann man sich eine kleine Fertigkeit in der Sprache erwerben, die für den Zweck, warum man lateinisch schreiben und sprechen lernt, hinlänglich ist. Ueber Methodologie verdient ausser *Pauli's* nachgelesen zu werden *Sulzer's* Anweisung, die classischen Schriftsteller mit der Jugend zu lesen.

6.
Anhang über die Bildung zum lateinischen Styl.

Was die Theorie hierüber sagt, ist kurz; die Uebung aber, die jeder anstellen muss, ist sehr lang. Thut man nicht alle Wochen selbst etwas, und setzt man nicht etwas lateinisch über diese oder jene Materie auf, so kann man nicht fortkommen. Diese Uebung aber verschafft eine Fertigkeit im richtigen und eleganten Schreiben. Dass die Theorie nicht weitläuftig werden darf, ist begreiflich. Der Regeln selbst sind nicht viele; ein allzugrosser Haufe verwirrt. Wie man zu diesen Manieren und Arten durch diese und jene Uebung, deren es viele giebt, gelangt, werde ich angeben und zugleich die Muster, nach denen man sich bilden kann.

Was nun die Erlernung eines guten lateinischen Ausdrucks und Styls anbelangt, so habe ich schon davon gesprochen, dass das Schreiben einer fremden Sprache nicht zum ganzen Studium gehört. Man kann das Alterthumsstudium übersehen und ist nicht im Stande zu schreiben. Man könnte nun glauben, dass man sich davon dispensiren könnte; allein die eigne Fertigkeit im Schreiben muss uns die Augen über die Schönheiten in den Werken der Alten öffnen. Wer nicht im Stande

ist, etwas Aehnliches zu machen, wie der Autor, der hat nur eine dunkle Einsicht in ihn. Dies erhellt, wenn man mit dem Autor um die Wette schreibt. Dies geht so weit, dass es bis auf den kleinsten prosaischen Aufsatz auszudehnen ist, und wenn man sich nicht diese Fertigkeit verschafft, so wird man Alles in der Alterthumswissenschaft auf den historischen Gesichtspunkt referiren, und dieser ist ein einseitiger. Da würden wir die meisterhaften Kunstwerke der Alten nicht schätzen können. In dem Maasse, dass wir tiefer in die Alten eindringen, müssen wir die Manier zu schreiben erlernen. Die Kunst, lateinisch zu schreiben, kann man nennen ars latine scribendi, nicht praecepta styli, auch nicht eloquentia; denn das ist etwas Verschiedenes. Die Alten schrieben wenig und das Meiste bestund im Vortrage. Orationen zu halten, haben wir wenig Gelegenheit mehr. Wir schreiben, und reden gar nicht. Was wir reden, ist Conversationsmanier. Daraus erhellt, dass wir Vieles, was die Alten über die Beredsamkeit geschrieben, nicht brauchen können, um es in die ars latine scribendi zu bringen. Noch mehr ist das der Fall, wenn man die griechischen Rhetoren in die Hand nimmt. Eher kann man hiezu etwas benutzen im Cicero und Quintilian. Was die Lateiner *Styl* nennen, ist das, was man seit *Winkelmann* in der Kunst Styl nennt, d. i. die verschiedene Eigenthümlichkeit und Manier von ganzen Zeitaltern und Schulen der Künstler. So ist's zu verstehen, wenn man vom stylus bei den Alten reden hört, vom stylus asiaticus etc. Diese gehen auf die drei entstandenen Arten zu reden und unterscheiden sich durch grössere Gedankenfülle und durch das Gegentheil. In der Rücksicht sagt man stylus und es ist ein glücklich gewählter Ausdruck; er ist so, wie wir unsern Ausdruck *Feder* brauchen, z. B. mit einer spitzigen Feder, d. h. satyrisch, schreiben. Stylus ist etwas Einzelnes, eine Eigenthümlichkeit, und daher kann man nicht sagen: stylus latinus, denn ein Volk hat Vortrag. Fundamenta ist noch toller, als praecepta; die Römer haben nie gesagt praecepta styli. Dies wäre grade so, als wenn man sagen wollte: praecepta aratri, Anweisung zum Landbau. Praecepta artis scribendi ist gut. Bene latinus verbanden die Römer nie; sie sagten blos latinus, minus latinum oder non latinum. *Latinitas* heissen die der lateinischen Art gemässen Ausdrücke. cf. in *Wyttenbach's* vita Ruhnkenii eine Anmerkung über bene latine scribere. Die praecepta artis scribendi betreffend, wo wird man sie herholen? Aus allen solchen Schriften, die auch in neuern Sprachen verfasst sind, wo man Anleitung zu einem guten Vortrage erhält, um zuerst das Allgemeine des guten Vortrags zu lernen. Man muss schon wissen, was schreiben heisst, und sich in einer andern Sprache geschickt ausdrücken können, ehe man lateinisch schreiben will. Hieher gehören alle Schrif-

ten über Schreibart überhaupt von Engländern und Deutschen, z. B. Adelung über Styl. Sehr gut thut man, man hält sich an das Allgemeine und bekümmert sich nicht um die in's Kleine gehenden Raisonnements und sucht sich die guten Grundsätze durch Lesen guter Schriften selbst zu verschaffen. *Hugo Blairs* Vorlesungen sind nährend und entwickelnd für den Kopf und zünden das Feuer zum guten Schreiben an. Hiermit muss man Uebung verbinden nach einer guten Ordnung und zwar unablässig. Ohne viel zu schreiben, schreibt man nie gut. Durch öfteres Schreiben gelangt auch der mittelmässige Kopf zur Fertigkeit. Um in's Innere der Theorie zu gehen, nutzt Folgendes: ein allgemeines Buch, die Schönheiten des lateinischen Ausdrucks kennen zu lernen, ist von *Berger*, dem Lehrer *Ernesti's*: de naturali pulchritudine orationis, Leipzig 1720. 4. Ueber die gute Auswahl und Stellung der Worte von *Strevaeus* de electione verborum, Köln 1582. Daran hängt de oratoria collocatione verborum. *Buchner's*, von dessen eignem Latein nichts zu halten ist, de commutata dicendi ratione, geht auf die Art, wie man einen und denselben Gedanken auf verschiedene Weise wenden kann, um einen Gedanken auf mehrere Weise darzustellen; die Exempel darin sind sehr gut. Darauf geht auch *Major* de varianda oratione, Breslau 1684, theils die Alten zu verstehen, theils sich in puro sermone zu üben. Ueber den numerus oder schöne Harmonie in Stellung der Worte und Sätze: *Rapicius* de numero oratorio, in gutem Latein geschrieben, mit *Strevaeus*, Köln 1632. 8. Dann gehe man *Heineccii* fundamenta styli cultioris (in jedem Worte ist hier ein Fehler) mit *Gesneri* Noten durch. Er enthält nützliche Ideen; aber von seinem Latein muss man sich nicht verführen lassen; denn er hat einen ekelhaften Styl, keinen natürlichen und römischen Ton und geht immer geputzt. Wegen der vielen Bemerkungen und Sachen ist er zu lesen. *Ernesti* initia rhetorica, voll Inhalt und gut geschrieben, enthält eine Rhetorik für alle Exercitationen des Vortrags. Das Kapitel de elegantia gehört besonders hieher, von dem man sonst so viele falsche Begriffe hat. *Scheller's* praecepta styli bene latini ist recht nützlich, grösstentheils ist's grammatisch, enthält viele grammatische Regeln und dient, dasjenige, was sprachmässig ist, zu befördern. Den schönen Ausdruck aber lernt man nicht daraus, denn das Buch ist selbst schlecht geschrieben. Auszüge aus den Alten enthält *Wiedeburg's* praecepta rhetorica, aus Griechen und Lateinern zusammengestellt als eine Chrestomathie, und ein ähnliches Buch von *Gierig*: praecepta et exempla bene dicendi, Lipsiae 1792. 8., woraus man gutes Latein lernen kann.

Es kommt bei diesen Uebungen Alles darauf an, wie weit einer ist, dass er die verschiedenen Methoden befolgen kann.

Ist Jenes nicht bestimmt, so helfen diese Regeln nichts. Erst muss man einige Fertigkeit in der Sprache haben, ehe man an's Schreiben geht. Exercitien sind gut, aber sie müssen anders eingerichtet seyn, als die gewöhnlichen; es muss auf Sprache und gute Manier des eignen Vortrags dabei gesehen werden. Dies geht aber nicht von statten, wenn die Exercitien aus guten deutschen Mustern aufgegeben werden, denn dies ist am schwersten. Soll es geschehen, so muss das Deutsche dem Lateinischen ähnlich seyn.

Wie muss man es aber anfangen, die grammatischen Regeln und Feinheiten in Fertigkeit zu bringen? Man übersetze *Bauer's* Anleitung zum richtigen und guten Ausdrucke der lateinischen Sprache durchgängig; sie enthält eine Grammatik in Rücksicht auf das heutige Schreiben, giebt die Regeln auf eine philosophische Art, womit Exempel verbunden sind. Damit fange man an. Hat man es durchgearbeitet, so kann man fortgehen zum *Revertiren*, d. i. das Uebersetzen eines übersetzten Stücks eines Schriftstellers wieder in das Original, welches auf verschiedene Art geschehen kann. Man kann eine gedruckte Uebersetzung nehmen. Allein das würde schwer seyn und allen Muth niederschlagen. Man mache sich daher die Uebersetzung selbst aus leichten Autoren, zu deren Styl man die meiste Neigung hat. Man halte sich an solche Autoren, die vollständig und deutlich schreiben, also nicht an den jüngern Plinius. Aus ihnen nimmt man Stücke und überträgt sie ziemlich wörtlich in's Deutsche, liest das Original mit Aufmerksamkeit, analysirt es und löst alle Constructionen auf, schreibt sich aber aus dem Original nichts auf, und es kommt dann darauf an, wie viel man behalten. Man darf nicht darauf sehen, wie schön die Uebersetzung ist, sondern dass sie treu ist und anfangs voll Latinismen, die wieder an andere erinnern. Ist dies bei einem leichten Alten noch zu schwer, so wählt man sich einen neuen Latinisten. Da kommen Sachen vor, für die man sich leichter interessirt, welche in unsern Culturkreis gehören. Sofern ist eine solche Wahl desto nützlicher und man lernt daraus sehr das Grammatische. Wer das mit einem Bande aus *Muretus* Schriften ein halbes Jahr gethan, ist auf dem besten Wege. Dazu ist sehr nützlich *Klose's* neulateinische Chrestomathie, Leipzig 1795, wo jedoch nicht alle neuern Lateiner elegant sind. Die Art und Weise dieses Revertirens ist leicht. Das lexicon muss man zuweilen wählen, aber selten; man excutire sich vorher recht, ob man nicht einen Ausdruck finden kann, den man gelesen, und seine rechte Bedeutung. Wie früh die Reversion gemacht werden muss, kommt aufs Gedächtniss an, worauf auch in Schulen gesehen werden muss, welche Methode da nützlich ist. Ist das Gedächtniss gut, so muss man länger damit warten. Ist das Zurückübersetzen ge-

schehen, so ist es gut und angenehm, sein eigner Lehrer seyn zu können, wenn man das Seinige mit dem Original vergleicht. Anfangs wird man finden, dass man Alles viel schlechter hat; weiterhin wird man sich nicht so genau an das Original zu kehren haben. Mit dieser Uebung muss die verbunden werden, dass, wenn man fertig ist, man die nemlichen Stellen der Originale auswendig lerne, und zwar Tiraden aus Cicero mit lauter Declamation. Dies wirkt ausserordentlich für guten Ausdruck. Man versuche es mit kleinen Reden des Cicero, z. B. mit der pro Archia, mit den an Caesar gehaltenen und mit Stücken aus andern Reden. Hat man dies ein halbes Jahr gethan, so fühlt man, wie viele Fortschritte man gemacht hat. Mit blossem Lesen kommt nichts heraus; denn dadurch wird nicht die Empfindung geweckt und, ist dies nicht, so geht es nicht. Die Eindrücke dauern dann auf immer. Ist man weiter, so wäre es eine nützliche Uebung, dass man aus solchen Stücken der Alten und Neuen blos periodenweise die Hauptsätze herauszöge und auf freie Weise hinschriebe, um sich vom Uebersetzen los zu machen und seine Gedanken lateinisch auszudrücken. Man setze den Hauptsinn der Periode hin. Von einem ganzen Bogen wirft man die Hauptgedanken hin, da hat man Ordnung. Aus den längern Perioden zieht man die Hauptgedanken und übersetzt die Zwischensätze wörtlich und arbeitet dann das Stück aus, aber früher noch, als beim Revertiren, und sehe dabei auf Nachahmung der Bilder. Das Original lerne man nachher auswendig und verzweifele in keiner Uebung, so schwer es auch in der ersten geht. Ohne hier in dieser Stufenfolge fortzugehen, hilft Alles nichts. Die fünfte Uebung besteht im *Variiren* der Gedanken von einem und demselben Autor, wozu man am besten alte Schriftsteller wählt. Man mache es so: man nehme ein Stück Geschichte oder der Geschichte Aehnliches oder Moral, arbeite es genau durch, erkläre es sich und suche es sich mit andern Worten zu sagen. Dabei kann man Achtung geben, wie verschieden die Bedeutungen der Worte seyen, welche Synonyme zu seyn scheinen. So lernt man die passendsten Ausdrücke durch Vergleichung des Autors am besten finden. Dazu dienen die Ausgaben von Minellius; da lassen sich ähnliche Worte finden. Man variire aber nicht blos die Worte, sondern auch die Wendungen und Sätze. Dies führt auf copiam vocabulorum, auf Gewandtheit im Ausdrucke, spannt die Aufmerksamkeit beim Lesen mehr auf die Verschiedenheit der Bedeutungen, wie denn überhaupt das Schreiben in einer Sprache mehr anstrengt und hellere Einsicht verschafft, als das blosse Lesen. Hiezu lassen sich Chrestomathieen benutzen, als die von *Nölting* aus Cicero, die man auch beim Revertiren gebrauchen kann, oder die kleine Chrestomathie von *Sorgel* oder die selectae histo-

riae. Damit lässt sich verbinden eine sechste Uebung, die prosaische Behandlung von poëtischen Stücken, um die Poësie in die Prose überzutragen, eine der ersten Uebungen, wenn man sie auch anfangs mit Hülfe der Commentatoren macht. Hiezu müssen solche Stücke gesucht werden, die nicht zu poëtisch sind, nicht lyrische, sondern wie die Aenëide und die georgica. Hier lässt sich eine Erzählung gut daraus entwerfen. Wenn man den Dichter so studirt, dass man auf Alles Achtung giebt, wie verschieden seine Sprache von der der Prose ist, so wird man alle Sätze umwerfen müssen, und dies zeigt den Unterschied vom poëtischen Styl. Ja, was da zuletzt steht, wird man hier oft zuerst setzen müssen. Dazu dienen Paraphrasen von alten Dichtern, die zu diesem Zwecke gut sind. Dadurch dringt man besser in's Original. Hiernach finden sich feinere Uebungen von selbst. Es ist hier viel zu thun beim Uebertragen in die Prose, so dass man nicht mehr den Dichter erblicke. Eine siebente Uebung ist die: wer das Griechische mit studirt, kann eine neue Uebung machen durch das Uebersetzen des Griechischen in's Lateinische, wo es gute lateinische Uebersetzungen giebt, die man nicht ansieht, um die Uebung wie beim Revertiren zu machen, dass man den Uebersetzer vergleicht. Da die griechische Sprache so viel Aehnliches im Syntax hat mit der lateinischen, so sieht man recht deutlich den Gang der letztern. Hiezu dient am besten Lucian, den *Gesner* übersetzt hat, Demosthenes, trefflich übersetzt von Hieronymus Wolf, Herodian übersetzt von Politian frei und bisweilen abweichend, und von Bergler, wörtlicher und treuer. Man kann auch aus einem Griechen übersetzen in's Lateinische, der aus dem Lateinischen in's Griechische übersetzt worden ist, z. B. Julius Caesar, den Planudes übersetzt hat. Uebrigens ist Xenophon und Plato zu dergleichen Uebungen geschickt. Eine achte Uebung ist das Uebertragen aus einer Art des Styls in eine verschiedene, so dass blos auf die Gedanken gesehen wird, so dass man den Tacitus nehme und ihn in den Cicero übertrage. Hier sind die Unterschiede nicht so grell, sondern feiner. Sein gedrängter und erschöpfender Ausdruck muss aufgelöst werden; aus einzelnen Worten muss man Sätze machen. Dazu aber muss man den Styl dieser Autoren genau kennen. Dazu kann auch Florus dienen, und man lernt dadurch die Charaktere der Schriftsteller kennen, lernt dadurch sich in einen Charakter finden, was anfangs nicht der Fall ist. Es ist hier wie in der physischen und moralischen Welt; man bekommt nicht eher einen Charakter, als bis man ausgebildet ist. Im Anfange ist es daher gut, man löst die Töne der Schriftsteller mit Annäherung von Neigung auf. Aber man muss ja nicht glauben, dass man sich an *einen* Styl halten müsse; dies verführt und hilft gar

nichts. Erst wenn man mit sich fertig ist, kann man einen eigenen Styl zusammenusetzen. Man muss immer auf das ausgehen, was allgemeine Analogie d. h. Sprachähnlichkeit ist. Es muss nichts daran liegen, wenn man für eine Idee keinen Ausdruck hat, den Cicero nicht hatte und man zu den späteren gehen muss. Wenn man viere von diesen Uebungen recht fleissig getrieben, dann suche man Gelegenheit zum Sprechen. Diese giebt dem Style Leichtigkeit und hardiesse. Hat man Gelegenheit zu sprechen, so ist das Organ gelöst. Ja selbst nur sprechen zuzuhören, ist ausserordentlich vortheilhaft. Das Sprechen kann leicht eingerichtet werden, wenn man sich vornimmt, Stunden zu bestimmen und nicht über neue Gegenstände darin zu reden, sondern über gewisse in einem lateinischen Buche allgemein bekannte, nicht schwere wissenschaftliche Materien, wo man theils repetirt, theils beurtheilt. Es müssen historische Gegenstände seyn oder moralische. Treibt Jemand den Kreis der strengen Wissenschaften, so passt *Ernesti's* Buch: initia doctrinae solidioris. Dieser Titel ist übel gewählt, denn solidus ist entgegengesetzt dem vanus; es ist das, was Grund hat. Solida gloria ist ein solcher, der nicht auf Schattenbildern beruht. Bei den Wissenschaften nennt man die gründlichen und tiefern subtiliores. Wenn man dieses Buch in den Vortrag bringt und es ausführt, so hat man da viele Materialien. Das Erklären von leichten Stücken im Griechischen und Lateinischen in lateinischer Sprache ist eine noch bessere Uebung. Wenn man auch anfangs vitiös spricht, so schadet das nicht. Schon das Anhören von Lateinsprechen kann einen sehr daran gewöhnen. Das Beste ist, dass Angelegenheiten kommen, wo man lateinisch sprechen und schreiben muss, und für einen guten Kopf ist dies ausserordentlich nützlich. Wenn nun daneben Bücher gelesen werden von neuern Autoren, die über bekannte Gegenstände geschrieben sind, die Sprache nicht schwer und auch die Sachen nicht schwer sind, und man liest es laut, so kommt man in den Ton und Gang des Lateinschreibens. An *Muretus* haben wir einen Matador. Vorzüglich sind seine variae lectiones, epistolae, aber auch die orationes, nur nicht alle; denn manche sind blos Declamationen. Hat man seine vier Bände gelesen, so stehe ich dafür, dass man sprechen und schreiben kann. Seine Art ist liebenswürdig schön, er hat Geschmack und Feinheit. An ihn muss man sich eine Zeitlang halten. Daneben ist anzurathen *Paulus Manutius*. Er gehört auch unter die schönen Latinisten, obgleich er nicht den freien natürlichen Ton des Muretus hat. Er hat in seiner Latinität einen gezwungenen und schwierigen Ton. Leichter ist er in seinen Noten zu den Autoren. Man vergleiche beide. Einen andern Ton hat *Lambinus*, einer der schönsten Lateiner. Seine Noten sind vorzüg-

lich und seine Dedicationen, wie die vor Lucretius, sind meisterhaft. Er schreibt in einem weit rednerischern Tone und hat nicht die Simplicität des Muretus, die wir brauchen. Wollen wir noch über Muretus hinaus, so ist ein grosser Stylist, der zu seiner Zeit lebte, *Petrus Perpinianus*, ein Spanier. Diesen kann man von Seiten der Eleganz und Simplicität für den grössten halten, ein wahrer Julius Caesar. Man hat von ihm eine Parthie orationes über unfruchtbare Gegenstände, Lobreden auf Heilige. Besser ist von ihm eine vita der Königin Elisabeth von Portugall; das Beste von ihm ist über die Beredtsamkeit und die Art zu studiren. Ein berühmter Stylist ist *Palearius*, der viel numerus oratorius hat, von dem wir Orationen haben. Facciolati hat römische Eleganz. Dann lässt sich im Anfange *Tursellinus* gebrauchen, dessen historia universalis und die Geschichte des Hauses von Loretto. In unserm Zeitalter muss man sich ein wenig in Acht nehmen; denn wie man sich vom sechszehnten seculum entfernt, wird gute Latinität seltener; doch kann man sich Allem, was *Ernesti* geschrieben, anvertrauen. Er schreibt correkt, in einem ciceronianischen Ton, hat grosse Ausführlichkeit und Helligkeit, wodurch er so viel geleistet. Daher ist er oft brauchbar, um Reversionen zu machen. cf. seine opuscula oratoria et philologica. Ferner gehört hieher Bentley und Markland, welche eine scharfe Genauigkeit in Gedanken und Präcision im Ausdrucke haben. Markland hat viel Aehnlichkeit mit Bentley, nur fehlt ihm die Fülle des Scharfsinns. Ferner: *Ruhnkenius*. In Allem, was er geschrieben, verbindet er mit ächter Kritik eine vortreffliche Sprache, Accuratesse und Ton. *Gronovius*, obgleich einer der grössten Kenner des Lateins, schreibt doch so, dass man es nicht aushalten kann. Diese sind die vorzüglichsten Stylisten; mehrere, die aber nicht so vorzüglich sind, nennt *Heineccius*. Durch alle diese Uebungen kommt man tiefer in das Studium der Alten.

Das Lateinschreiben ist eine Sache der Fertigkeit, bei der Kenntnisse zum Grunde liegen müssen. Hat Jemand aber auch noch so viele Kenntniss, wird er ohne viele Uebung dennoch nicht Stylist werden, denn das Schreiben ist eine Fertigkeit. Sie gehört nicht für Jeden. Im Ganzen ist es das Erste, die Muttersprache zu lernen, und das Lateinschreiben ist nicht eines jeden Sache. Im Ganzen muss man seine Gedanken deutlich und ordentlich vortragen. Wer dies im Lateinischen thun will, muss erst in der Muttersprache Ideen und einen guten Styl erlangt haben. Man muss viel gelesen haben und viele schöne Stellen sich so zu eigen machen, dass man ein Gefühl für das Schöne und Vollkommene des Styls der Alten bekommt. Die gewöhnlichen Exercitien stiften mehr Schaden als Nutzen. Durch sie entsteht ein wörtliches Uebersetzen und

der Bau der fremden Sprache entsteht gar nicht. Für sich selber kann man weiter kommen, wenn man Folgendes bemerkt:

1) zu Sätzen, welche man in den Alten findet, bilde man sich ähnliche ganz nach dem Muster der Alten und baue auch ihre Perioden. Hierdurch kommt jemand aus eigner Erfindung zum Antiken, Richtigen und Schönen. Die Aehnlichkeit solcher Sätze muss so gross seyn, dass man jede Formel in Rücksicht auf die tempora und dann wieder auf die Conjunctionen reducirt. Ehemals wurden in Schulen imitationes der Alten gemacht. Beim Lesen gebe man Acht, ob man nicht in jeder halben Stunde einen solchen Perioden finden kann.

2) Man revertire sorgfältig, welches leicht und angenehm ist. Hat man ein Stück richtig verstanden, so übersetze man es in's Deutsche, wenn auch nicht schön, lasse es dann vierzehn Tage liegen und dann übersetze man es in's Original. Dann bemerke man sich am Rande Wörter und Phrasen aus dem Original und so gehe man fort, dass man frei übersetzen kann und doch dem Römer ähnlich sieht. In Ansehung der Wahl der Stücke brauche man nicht die Alten, es müssten denn etwa Stellen seyn, welche hinsichtlich der Sachen leicht wären. Die Neuern qualificiren sich noch besser zu solcher Uebung. Alles Leichte lasse man von den Schülern mündlich erst verfertigen. Wo mehrere beisammen sind, muss man Alles, was zur grammatischen Eigenheit gehört, laut übersetzen lassen. Ist man weiter, so kann der Lehrer nur das Deutsche vorsagen aus dem lateinischen Buche in der Hand. Dies wird nun von mehrern verschieden übersetzt; Fehler werden auf der Stelle verbessert. Sind mehrere Perioden durch, so wird das Beste niedergeschrieben. Diese Methode hatte schon Ernesti. Der Lehrer muss dabei alle Sachen erläutern. Man lernt dabei Vieles, was grade nicht zu den jetzigen Perioden gehört. Aus einem ganzen Stücke muss man sich bei eignem Fortschreiten blos die Gedanken herausziehen und, kann man es, so thue man es lateinisch. Eine kleine Historie qualificirt sich hiezu am besten. Man muss aber hier schon weiter seyn, weil man den Lehrer nicht so nahe hat als beim Revertiren. Hiermit verbinde man die Uebung, alle schönen prosaischen Stellen auswendig zu lernen und sie laut mit der richtigsten Declamation zu declamiren. Dadurch erlernt sich die Kunst des Baues der Sätze der Alten. Mit diesen Uebungen, muss etwas Theorie verbunden werden, wozu man sonst in Schulen Rhetorik trieb. Freilich hatten die meisten den Zuschnitt aus den Alten; aber es kam doch viel Schönes vor. An diese Stelle müsste etwas gesetzt werden, was eine ausführliche und mit Exempeln der Alten versehene Anweisung zum Styl und Vortrage enthielte. Bis jetzt hat man hierüber noch nichts Vollständiges.

Styl bezeichnet eigentlich das, womit die Alten schrieben, dann die Manier und Eigenthümlichkeit, die Jeder in seiner Schreibart beobachtet. Alles, was in der Grammatik vorkommt, muss Allen gemeinschaftlich seyn. Das *Eigenthümliche in der Manier* besteht in der verschiedenen Entwickelungsart, die man seinen Gedanken und Vorstellungen giebt, und in der verschiedenen Darstellungsweise, mit der man eine jede Materie behandelt. Wenn man von einem sagt: er schreibt gedrängt, oder im Conversationstone, so ist dies sein Styl. Aber dieser Ausdruck: *Styl*, ist kein passender; die Römer brauchen ihn nie. Es giebt verschiedene genera des Schreibens. Ein andres ist die Rede, ein andres der Brief. Styl kann Jemand haben, der sich oft noch ungrammatisch ausdrückt. Freilich wird er kein Stylist seyn. Das Eine macht noch nicht das Andere aus. Das, was die Sprache betrifft, ist die Basis; was aber die Darstellung ist, ist etwas ganz Verschiedenes. Diese Regeln gelten nicht allein für eine Sprache. Aus *Adelung's* Theorie kann man die Hälfte zum Latein benutzen. Was von Perioden und Bildern gesagt ist, passt auch auf's Lateinische.

Uebersicht der Hauptregeln bei der Bildung des Styls.

In dieser Kunst, bei der Fertigkeit erfordert wird, hat man eine Theorie, die Alles aus den ersten Quellen der Philosophie schöpft. Eine solche Philosophie hat grossen Werth, aber zu dieser Art von Fertigkeit führt sie nicht. In Ansehung des Styls kann man behaupten, dass man erst zur Fertigkeit gelangen muss, ehe man darüber philosophirt. Zuerst muss man den Zweck kennen. Dieser ist, einem Andern seine Gedanken zu erkennen zu geben. Bei verschiedenen Leuten wird er verschieden erreicht; am besten erreicht man den Zweck bei Gebildetern dadurch, dass man deutlich und präcis, d. h. mit der grössten Bestimmtheit, spricht. In manchen Fällen wird man auch Reiz oder Annehmlichkeit wünschen. Endlich wird auch Energie nöthig seyn, um die Gedanken tief in's Gemüth des Andern hinüberzubringen. Diese drei Dinge: perspicue, suaviter graviterque dicere gehören zum ordentlichen Styl. In den meisten Gattungen eines Vortrags kommen diese Sachen vorzüglich in Betrachtung. Welche Mittel lassen uns diese Zwecke erreichen? Der Vortrag besteht theils aus einzelnen Wörtern, theils aus Sätzen und der Verbindung der Sätze zu einem Ganzen. In Rücksicht der Worte hat man es mit der Grammatik zu thun. Dass ich wiewohl und gleichwohl unterscheide, gehört zur Grammatik. Rhetorik ist Theorie des höheren Vortrags und der eigentlichen Beredtsamkeit. Ihr liegt zum Grunde die Logik, welche untersucht, ob Etwas

ein Gedanke ist, der Zusammenhang hat. Man muss sich früh an Correktheit in diesen Dingen gewöhnen. Ferner gehört zum Styl richtige Wahl der Ausdrücke. Um diesen Zweck zu erreichen, muss man lexicalische Kenntnisse besitzen. cf. *Erasmus* de copia vocabulorum. Durch die Verschiedenheit der Wahl der Ausdrücke, oder durch die Distinction derselben, wird die Verschiedenheit der Manier und des Charakters eines Schriftstellers bewirkt. Die Wörter müssen rein seyn, aus dem besten Zeitalter der Sprache. Grammatikalisch ist es einerlei, ob man ein Wort, das früher üblich war, braucht oder ein späteres nimmt. Burgemeisterus ist ein vocabulum impurum. Im Deutschen giebt es viele Provinzialismen, die man nicht brauchen darf. Caesar sagt, man müsse jedes fremde Wort tanquam scopulum fliehen. Ferner wird Simplicität und dignitas des einzelnen Wortes gefordert. Diese liegt in den Tönen, die das Wort anzeigt. Die Würde in den Ideen hat grosses Gewicht. Ferner ist hier wichtig die Theorie der Synonymen, *Ernesti's* ist nicht vollständig. Man muss immer das kräftigste Wort brauchen.

Die Sätze liegen in der Mitte zwischen den Wörtern und den Vorträgen. Sie müssen sprachrichtig seyn, weil sonst der Styl keine Präcision hat. Eine höhere Anforderung macht die Logik. Die Realwahrheit eines Satzes kann ganz richtig seyn, aber die Grammatik erklärt ihn für absurd. Bei allen Sätzen, die man mit Conjunctionen verbinden muss, ist es am deutlichsten, z. B. denn bei Participal-Constructionen. Bei den modis kommt die Logik sehr in Betracht. Dann kommt die Forderung der Rhetorik, hinsichtlich der Anmuth, Schönheit und Proportion zum Bau der ganzen Rede. Man muss auf Conformität, Anmuth und zugleich auf Uebereinstimmung mit andern Sätzen sehen. In den Sätzen muss Proportion seyn und sie muss sich besonders nach dem menschlichen Athem richten, z. B. gereimte Sätze, die wider die Gewohnheit der Alten sind, kann man durch das Recitiren am besten merken.

Die ganze Rede betreffend, so bestehen alle grösseren Ganzen aus kleinern Theilen. Diese kleinen Theile sind das, was man Perioden, Propositionen und Enuntiationen nennt. Lateiner und Griechen sind die einzigen Völker, welche die Kunst der Perioden schufen. Die Orientalen hatten keine, selbst die alten Griechen nicht. Im Herodot sind sie noch sehr unbeträchtlich. In Athen brachte man es zur Zeit der Sophisten weit darin. Isocrates baute die schönsten Perioden. An einer Rede arbeitete er neun bis zehn Jahre. Für die verschiedenen Arten von Styl wurden in Griechenland die Perioden verschieden gebildet. Man lese den Virgil und lerne die Verse mit der schönsten Pronuntiation; dann vergleiche man die Reden des Cicero und man wird den Unterschied be-

merken. Bei allen Perioden der Dichter ist die höchste Klarheit der Sätze die Hauptsache. Der Redner vermindert die Sätze mehr und wird schwerer als der Dichter und strebt erst durch die Declamation deutlich zu werden. Aus den Reden des Cicero kann man schliessen, dass der grosse Haufe in der Cultur weiter war, als bei uns. Dies beweisen seine Perioden in den Reden. In Rücksicht auf Periodenkunst sind wir weit hinter den Alten; wir sprechen mehr in Sätzen, besonders die Franzosen. Es giebt oratorische, dialogische und historische Perioden. Die Alten sprechen von drei-, vier- und fünfgliedrigen Perioden. Man muss versuchen, Perioden im Cicero mit andern Worten nachzubilden. Besonders muss man Varietät der Perioden suchen. Manche poëtische Schönheiten können in die Prosa übergetragen werden; nur muss man sehen auf Varietät. Propositio und enunciatio müssen zwischen den Perioden abwechseln. Man suche jeden Gedanken, den man im Kopfe hat, vollständig zu machen und dies wird Mannichfaltigkeit verschaffen. Die kurzen Sätze im Gegensatze einer Periode nennt man enunciatio oder propositio, z. B. o tempora, o mores! *Meiners* und *Wieland* machen zu viel lange Sätze hinter einander. *Lessing* ist im Deutschen Muster in Absicht dieser Abwechselung.

In wie fern haben wir jetzt noch nöthig, lateinisch zu schreiben?

Diese Frage lässt sich zuerst allgemein betrachten. Jede neue Sprache bereichert uns mit neuen Ideen, weil wir durch die neue Denkform eine vielseitigere Ansicht der Dinge erlangen. Sprachen, die diesen Nutzen haben sollen, müssen aber sehr gebildet seyn. Wir können nicht verlangen, da so viele Sprachen jetzt gebildet sind und immer mehr gebildet werden, dass ein Gelehrter alle Sprachen kennen soll, am wenigsten aber ein solcher, der nicht das Sprachstudium zu seinem Hauptstudium macht. Die Uebersetzungen können nicht die Originale entbehrlich machen; sie sind blos für die Gattung nützlich, wo auf strengere Wissenschaften gesehen wird. Die Sprache der Gelehrten ist von je her die lateinische. Ob es die schicklichste ist, ist eine andere Frage. Sie wurde es durch Zufall. Die griechische wäre freilich besser. Doch, was die Frage betrifft, ob die lateinische Sprache noch passend und geschickt sey heute in den Wissenschaften gebraucht zu werden, so muss man die Gegenstände unterscheiden. Es giebt viele Wissenschaften, und Künste, in denen die Römer ganz unwissend waren und für solche Dinge würde eine Sprache, wie die französische, die nun auch grosse Allgemeinheit hat, sehr brauchbar seyn. Jedoch giebt es auch in solchen

den Alten unbekannten Dingen Vieles, was sich recht gut lateinisch ausdrücken lässt, wie man an Ernesti initia sieht. Kunstwörter verderben den Styl nicht. Also nur da, wo die lateinische Sprache nicht mehr fort will, sollte man sich eher einer neuern allgemeinen Sprache bedienen. Aber würde dies der allgemeinen Cultur nützlich seyn? Es ist offenbar, dass ein Volk, wenn es zur Bildung gelangen soll, seine Muttersprache ausbilden muss; aber hier muss man wieder unterscheiden, für welche Gegenstände sie gebildet werden soll. Eine Sprache muss dahin gebildet werden, dass Redner und Dichter darin auftreten können; aber für gelehrte Gegenstände braucht sie nicht immer geschickt zu seyn; ja es kann das Letzte sogar schädlich werden, denn das lesende Publicum braucht oft die gelehrten Untersuchungen gar nicht zu wissen, sondern nur die Resultate. Die Lectüre solcher Dinge gewöhnt nur zu urtheilen, wo nichts dahinter ist; jeder will mitsprechen. Wenn solche Sachen lateinisch geschrieben würden, würde vieles Unnütze nicht geschrieben werden. Um diese Allgemeinheit der lateinischen und französischen Sprache mehr zu befördern, müsste man zeitig anfangen, sich einer solchen Sprache zu bedienen. So würde es auch subjective für jeden Gelehrten bequemer seyn; nur müssen wir dann nicht aus den Augen lassen, dass Viele gar nicht für alle Menschen, sondern nur für die Leute um sie herum schreiben wollen. Nur müssen dies Schulmänner nie thun; denn diese sollen eine genaue Kenntniss der lateinischen Sprache haben, sie sollen auf die Schönheiten in den Alten aufmerksam machen und sollen die alten Sprachen aufrecht erhalten. Gelehrte aber, die für mehrere Leute schreiben wollen, als für ihre Landsleute, müssen sich einer allgemeinen Sprache bedienen. Dazu treibt sie schon die Selbstliebe, um auch von andern gelesen zu werden, und zwar in der Sprache, in der sie selbst schrieben, und um ihr Werk in weniger Zeit bekannt zu wissen. Auch ändert sich eine Sprache wie die lateinische heute nicht mehr, und wir können das, was vor vielen Jahrhunderten geschrieben ist, eben so gut darin lesen, als das, was heute darin geschrieben wird. Bei Gegenständen, die immer fest stehen, muss also eine solche dauernde Sprache gebraucht werden. Neuere Sprachen ändern sich in wenigen Jahrhunderten so, dass man sie nicht mehr versteht; gewisse Ausdrücke kommen aus der Mode. Man könnte vielleicht glauben, dass mehrere neuere Sprachen jetzt so gebildet sind, dass sie nicht mehr verändert würden; allein dies ist blos Schein. Werke also, die Jahrhunderte dauern sollen, können nicht in künftigen Zeiten eben so viel Werth haben und nicht so gern gelesen werden, als jetzt, wofern sie in neuern Sprachen geschrieben sind. Für die stete Veränderung der Sprache beweist selbst die Ge-

schichte der lateinischen und griechischen Sprache. Für uns ist aber die lateinische feststehend, da wir sie aus ihrem besten Zeitalter nehmen. Es ist also sehr wünschenswerth, diese Sprache, die feststeht und einmal allgemein ist, in seine Gewalt zu bekommen. Freilich ist es schwer, aber nicht so ausserordentlich, als man glaubt. Man will sie ja nicht im gemeinen Leben brauchen, und auch dies wäre nicht so schwer. Haben doch die Römer ihr Latein und Griechisch recht gut zusammen gelernt, und auch heute noch zeigen Kinder, dass man sehr gut zwei Sprachen mit einander verbinden kann. Früh muss man also mit dem Sprachstudium anfangen und es mit Eifer treiben; dann kann man es in vier oder fünf Jahren so weit bringen, recht gut darin zu schreiben.

I.

Hermeneutik.

1.

Begriff der Hermeneutik.

Hermeneutik und Kritik enthalten gewisse Grundsätze, die man in Ausübung bringen muss. Es sind Künste, die durch einen praktischen Vortrag mehr gewonnen werden, als durch eine Theorie. Sie sollen blos entwickelt werden, im Einzelnen zu leiten. Ob wir gleich kein ganzes System von ihnen haben, so giebt's doch einzelne Sachen über diesen und jenen Punkt der Theorie. Die *Hermeneutik* oder die *Erklärungskunst* wird als die Kunst genommen, Schriftsteller, folglich geschriebene oder auch blos mündlich vorgetragene Gedanken eines Andern eben so zu fassen, wie er sie gefasst haben will. Aber da ist Hermeneutik schon etwas Eingeschränktes, denn im weitläuftigen Sinne ist es die Kunst, alle Arten von Zeichen zu erklären, d. h. die Kunst, unter Zeichen das Bezeichnete zu verstehen, d. i. die Ideen dabei zu fassen, die ein Anderer mit den Zeichen verbunden hat. Das ist etwas Philosophisches und verbreitet sich über die ersten Principe alles Erklärens, wo manche Grundsätze sind, die gut sind für specielle Hermeneutik, und viele, die sich von selbst verstehen. Der eigentliche Nutzen von der allgemeinen ist nicht gross, besonders dann, wenn man sich nicht in praxi mit der Erklärung beschäftigt. Thut man dies, so wird einem der allgemeine Grundsatz klarer, ist aber nicht immer der Fall, wie auch die Geschichte zeigt.

2.

Schriften über Hermeneutik.

Meyer's Einleitung in die Auslegungskunst, Halle 1756, wenig befriedigend. Sie enthält die allgemeine Hermeneutik oder die Grundsätze der Erklärungskunst.

Huet de interpretatione, Parisiis 1661. 4., ein nützliches Buch.

Rudorf's disputatio de arte interpretandi scriptor. profan., Leipzig 1747.

Beckii commentationes academicae de interpretatione veterum scriptorum, Lipsiae 1791. 4. Die vielen Beispiele darin sind gut, um sich aus ihnen Regeln ziehen zu können.

Ernesti institutio interpretis N. T. ed. tert. Lipsiae 1775. 8., im Ganzen nützlich und empfehlungswerth durch die leichte angenehme Latinität. Hinsichtlich dessen, was Philosophisches in diesem Buche ist, sind mehrere Mängel, besonders vorn herein. Besser ist das über den apparatus hermeneuticus. Die neue Ausgabe von Ammon ist nichts werth.

Eckard's hermeneutica juris, Leipzig 1779. 8., geht auf Hermeneutik der Gesetze. Ein solches Buch muss man einmal durchgehen.

Scheller's Anleitung zur Erklärung der alten Schriftsteller, mit einer Vorrede von *Klotz*, (die man einmal lesen muss), Leipzig 1783. 8., für den ersten Anfänger, um sich eine kleine Einleitung zu verschaffen, aber nicht erschöpfend. Sie ist seine beste Schrift, worin nützliche Grundsätze zum guten Erklären vorkommen. Uebrigens hat *Scheller* Alles aus *Ernesti's* Vorträgen.

Morus dissertt. theolog. et philologg., Lipsiae 1782, worin eine Abhandlung de discrimine sensus et significationis in interpretando, eine de nexu significationum ejusdem verbi und eine de causis interpretationis allegoricae. Alles, was er geschrieben, ist sehr einleitend in helle und richtige Grundsätze. Nicht Erfindung von Neuem, sondern auf's Fleck gehende Untersuchung des Wesentlichen, Rücksicht auf das am meisten, was im Gesichtspunkte liegt, und Ruhe zeichnet diesen Mann aus. Sein Buch ist sehr nützlich.

8.

Die vorzüglichsten Regeln der Hermeneutik.

Die *Hermeneutik* oder *Erklärungskunst* lehrt uns, die Gedanken eines Andern aus ihren Zeichen zu verstehen und zu erklären. Man versteht Jemanden, der uns Zeichen giebt, dann, wenn diese Zeichen in uns eben dieselben Gedanken und Vorstellungen und Empfindungen, und in eben der Ordnung und Verbindung hervorbringen, wie sie der Urheber selbst in der Seele gegenwärtig hatte. Die Zeichen aber, welche zum Grunde liegen müssen, und aus denen man die Ideen entwickeln muss, können verschiedener Art seyn, so verschie-

den, dass selbst die Auguraldisciplin bei den Alten eine Art Hermeneutik war. Erscheinungen am Himmel waren die Zeichen, aus diesen schlossen sie. Die Mannichfaltigkeit dieser Zeichen und die darauf gegründete Erklärungskunst, gehört in die philosophische Hermeneutik. Nun giebt's unter den verschiedenen Sprecharten eine, die man vorzugsweise so nennt, die Wortsprache, und diese liegt zum Grunde, wenn man gewöhnlich von der Hermeneutik redet, so dass die Zeichen Worte sind, einzeln und verbunden. Dieses Entwickeln kann geschehen, ohne das Jemand Regeln davon gehört hat. Dies sehen wir in der Bildung des Kindes in Absicht auf's Verstehen Anderer; es geschieht nach Regeln, deren sich der Mensch oft gar nicht bewusst ist. Indessen wird es Fälle geben, wo das Verstehen sicher ist, wenn man von der Uebereinstimmung seiner Gedanken mit denen des Urhebers, richtige und bündige Gründe angeben kann. Sobald man das zu thun anfängt, dann nähert man sich dem wissenschaftlich Vortragenden. Der Gelehrte muss weiter gehen, die Gründe auf die Wagschale zu legen, ihr Gewicht auch für Andere zu prüfen und zu entscheiden. Dann wird die Sache wissenschaftlich betrieben. Wehe dem, der dazu keine Anlage hat. Diese muss zum Grunde liegen. So wird man einsehen, dass man sich vorher lange durch praktisches Erklären und Anhören praktischer Erklärer bilden muss, ehe man daran denkt, einen Versuch zu machen und die Regeln zu studiren. Daher spreche man in Schulen zuerst selbst eine Zeitlang, um die Manier und den Ton bekannt zu machen, wie man eine Sache behandeln muss; denn sonst wird der Schüler nicht in den Stand gesetzt, den Autor zu verstehen und zu erklären. Die Hauptsache ist: man muss gewandt seyn, d. i. diejenige Leichtigkeit der Seele haben, sich schnell in fremde Gedanken hineinzustimmen. Dies ist sehr bildsam für die Seele. Sehr oft liegt der Mangel derselben daran, dass man zu wenig Umgang mit Andern hat. Je diverser der Umgang ist, desto mehr und leichter bildet sich die Gewandtheit. Und diese verschafft die Erklärungskunst, oder man gelangt dazu, indem man sich mit Erklären beschäftigt. Damit muss verbunden seyn eine scharfe Beurtheilungsgabe, die in die Analogie der Denkungsart des Andern eindringt, woraus man sich Grundsätze festsetzt, seine Gedanken zu erklären. Zu diesem muss, in Rücksicht auf die alten Sprachen, eine grosse Menge subsidiarischer Kenntnisse hinzukommen, und so kann man sagen, dass die ganze alte Litteratur an der Hermeneutik hängt. Diese grosse Masse von Kenntnissen erweitert sich dadurch, dass man mit einer Reihe von Jahrhunderten zu thun bekommt. Dadurch entsteht eine Schwierigkeit: die Gedanken von Schriftstellern alter Zeiten aus ihren daseienden Zeichen entwickeln zu ler-

nen. Es ist aber viel interessanter, einen alten Autor zu erklären, als einen neuern Schriftsteller. Was von gelehrten Kenntnissen nothwendig ist, ist die Kenntniss der Sprache, in der der Schriftsteller geschrieben. Hiezu gehören allerlei Untersuchungen von grammatischer Art, so dass diese vorausgehen muss. Mit der blossen Sprache kommt man aber auch nicht aus. Wir müssen Kenntnisse haben von den Sitten der Zeiten, aus denen wir lesen, wir müssen Geschichts- und Litteraturkenntnisse haben und müssen den Geist der Zeiten kennen. Will man ganz allgemein von der Sache sprechen, so gehören noch mehrere Kenntnisse dazu: die Analogie aller Sprachen, mathematische Kenntnisse, kurz es gehört zu jedem Autor der Umfang der Kenntnisse, die er selber hatte. Daher kommt's, dass man sagt: ihr Sinn (der alten Schriftsteller) ist fruchtbar.

Wenn das Erklären der Zeichen so viel ist, als die Ideen und Empfindungen eines Andern aufzustellen, so kann es im Gemüthe selbst geschehen, oder durch eine wirkliche mündliche oder schriftliche Erklärung. Im ersten Falle *versteht man*, im zweiten Falle *erklärt man*. Jenes muss zum Grunde liegen; wir müssen vorher die Ideen deutlich fassen. Niemand kann interpretari, nisi subtiliter intellexerit. Allein auch nicht immer wird es der Fall seyn, dass der, welcher versteht, sich deutlich machen könne durch Erklärung. Doch ist dies gewöhnlich ein Mangel an Beredtsamkeit; allein er hängt zusammen mit einer nicht ganz klaren Vorstellungsart. Dies greift sehr in einander. Wenn ich nicht vollkommen deutliche Ideen beim Verstehen habe, werde ich auch nicht deutliche Ideen beim Erklären haben. Hieraus fliesst der Satz: wenn man mit der Feder in der Hand merkt, dass man nicht recht den Sinn wiedergeben kann, so muss man sich prüfen, ob man den Gedanken helle hat, man muss dann die Sache noch einmal durchdenken. Dadurch wird man oft finden, dass man vorher die Sache nicht deutlich sich gedacht hat. Dabei versteht sich's, wie die Erklärung am belehrendsten eingerichtet werden kann. So hätte nun die Hermeneutik zwei Theile: die richtige Art zu verstehen und die richtige Art zu erklären. Wenn diese Hermeneutik im Gegensatze der hermeneutica philosophica auf die alten Sprachen geht, so ist sie verschieden nach den verschiedenen Absichten und dem Umfange, den ich ihr geben will, und zwar dreifach verschieden. Sie ist interpretatio grammatica, historica und philosophica. Zum Grunde muss die erste liegen. Die zweite ist bei Schriften älterer, selbst neuerer Zeiten nothwendig, sofern ich auf die Umstände sehe, unter denen Etwas geschehen ist. Die dritte ist nicht blos bei philosophischen Schriften, sondern bei allen nothwendig, weil hierunter die *logische*, welche auf die Rich-

tigkeit des Gedankens sieht, begriffen ist; ferner das Psychologische oder sonst Philosophische, auch der alte Sauerteig von mystischer Interpretation. Dass bei allen diesen Weisen die grammatische zum Grunde liegen muss, versteht sich. Wir müssen die Begriffe der Wörter, ihre Bedeutung, die rectio constructionis einsehen; ohne dieses ist der sensus grammaticus nicht möglich. Wenn uns die Umstände unbekannt sind, so ist die Hermeneutik übel daran, so hilft uns die grammatische nichts. Diese Erklärungsart, nemlich die historische, ist die eigentlich gelehrte und wird Ungelehrten bei den Alten unmöglich. In Rücksicht dieser hat sich *Semler* ausserordentlich verdient gemacht, besonders durch zwei kleine Schriften über die Auslegung, welches das Beste ist, was er geschrieben. Denkt man, was die Alten betrifft, wie weit man zurückgehen muss und was für Kenntnisse dazu nothwendig sind, so ist sie schwer; aber sind die Schriftsteller danach, so ist sie höchst interessant. Die philosophische zeigt auf eine den Denker befriedigende Weise, die Vorzüge und Mängel des Schriftstellers in Rücksicht auf seine eigenen Vorstellungen, und hier können wir den Unterschied sehen, was heisst veritas sensus. Man verwechselt oft den wahren. Der grammatische und historische kann eine Unrichtigkeit enthalten. Dem Schriftsteller, mit dem man sich beschäftigt, legt man oft die richtigsten Gedanken unter. Auch wenn er einen schiefen Gedanken hatte, muss ihn der Erklärer wiedergeben. Philosophisch wird er die Richtigkeit des Gedankens untersuchen. Bei dieser Beurtheilung müssen wir vorher den Sinn richtig entwickelt haben. Dies ist eine wichtige Sache bei Religionsschriften. Will man die wahren Ideen kennen lernen, so hat man es zu thun mit den zwei Erklärungsarten. Es sind vielleicht unrichtige Vorstellungsarten. Diese müssen aufgefasst werden, wie sie sind, nicht versetzt mit den neuesten. Nachdem der Sinn grammatisch und historisch entwickelt ist, kann ich fragen: wie fügt sich diese Vorstellung mit der Wahrheit? Die philosophische Einsicht sollen wir nicht durch die alten Bücher, sondern durch die Uebung unsers Verstandes erlangen. Die Beschäftigung damit bildet den Verstand. Die erste wäre eine Untersuchung der Entstehung und Bildung der Zeichen selbst, von ihrer ursprünglichen, aber nicht conventionellen Seite. Hierauf gründet sich der usus loquendi. Hier muss abgehandelt werden, was eigentliche Bedeutung heisst, der die metaphorische oder translata entgegensteht. Man spricht von einer significatio prima und secunda. Bei einzelnen Worten redet man von significatio, bei verbundenen von sensus. Bei der Worterklärung muss darauf gesehen werden, wie die Bedeutungen der Wörter gefunden werden müssen aus der Verbindung mehrerer Wörter. Dann folgt die Erklärung des Zusammenhangs

oder grosser Stücke. Geht man ins Einzelne, so ist die Rede von den verschiedenen Classen der Schriftsteller. Die Erklärung der Dichter hat besondere Regeln als die der Prosaisten. Die philosophische begreift auch die ästhetische unter sich.

4.

Praktische Art und Weise, sich zu einem guten Erklärer zu bilden.

Es frägt sich, welche ist die beste Methode und welche sind die vorzüglichsten Subsidien? Wie richtet man die Erklärung so ein, das sie den Kopf so vielseitig ausbilde, als möglich? Es giebt keine bessere Uebung zum guten Ausdruck und zur Bildung des Styls, als diese. Nach und nach gewöhnt man sich zu der Sphäre dieser Ideen und kommt hinein. Die Methode ist mündlich und schriftlich. Zwei Hauptzwecke coincidiren hier nicht, als der gelehrte und ascetische. Nächst dem muss von der schriftlichen die Rede seyn, von den verschiedenen Arten der Behandlung, von den Commentaren und Ausgaben.

Man fängt mit den Bedeutungen der Worte an. Es frägt sich: was hat man für Regeln, die Bedeutung der Worte zu bestimmen? Es kommt Alles auf den usus loquendi an. Der blosse Schall sagt nichts an und für sich. Hiernach entsteht durch den fortgebildeten Sprachgebrauch eine Regel, nach der jeder sich richten muss, und diese ist der Sprachgebrauch (usus loquendi). Will ich ihn befragen, so ist natürlich nicht der Weg, das lexicon zu Rathe zu ziehen; dieses ist etwas Subsidiarisches. Die Gründe müssen in der Vergleichung der Schriftsteller unter einander gesucht werden, und die Art, wie sie ihn brauchen. Die Sprache verändert sich, Wörter verändern ihre Bedeutungen und so hat jedes Wort seine Geschichte. Ueber diese historia vocabulorum hat man wenig. In Deutschland ist ein Versuch gemacht von *Reimann* introductio in historiam linguae, Halle 1780, welcher ärmlich ist. Diesen Mangel muss man sich durch das Studium der Schriftsteller ersetzen. Daraus lernt man, wie man mit dem Sprachgebrauch umgehen soll. Lesen wir ältere, so können wir aus den späteren keine Beweise ziehen.

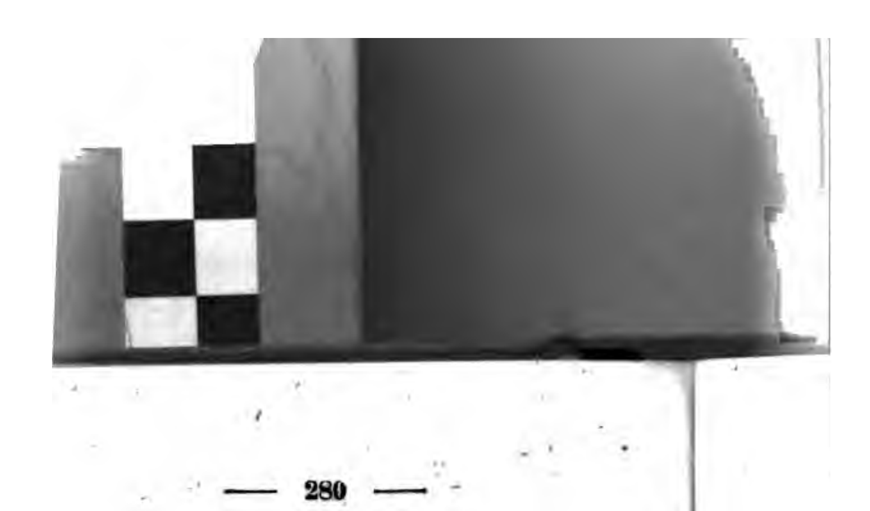
Der Sprachgebrauch wird abgetheilt in einen allgemeinen (generalis), besondern (specialis) und specialissimus. Der erste ist der, der durch die ganze Sprache geht, und mit ihm haben es die lexica zu thun. Weniger kommt der mit diesem aus, der erklären will. Dieser hat sich um den zweiten zu bekümmern. Dieser ist verschieden nach den Zeitaltern und der Materie, worin ein Schriftsteller geschrieben. In Absicht

auf's Zeitalter ist Plato, Xenophon ein Zeitalter für sich, eben so ist das ciceronische ein Zeitalter für sich. In Absicht auf die Gegenstände wird die ganze Classe von griechischen Dichtern, die episch gesungen haben, zusammengefasst; einer richtet sich nach dem Sprachgebrauch des andern. Der dritte ist derjenige, den ein Autor, wie jeder Mensch, der in manchen Punkten abzuweichen pflegt, für sich hat, d. h. die besondern Manieren, gewisse Ausdrücke zu brauchen, die ein Autor für sich hat und die aus ihm allein studirt werden müssen. Dieser dritte kann Ausnahmen leiden, wenn ein Schriftsteller vielerlei geschrieben, wenn er Muster hatte. Allein er wird Eigenthümlichkeiten haben, die wir mehr oder weniger wiederfinden. Virgil hat verschiedene Gattungen, allein im Gebrauche der Worte ist er fast derselbe. Der usus loquendi ist historisch, d. h. es frägt sich: wo steht's? Folglich ist nothwendig, um ein guter Erklärer zu werden, erst den generalis sich durch fleissiges Studium der Bücher bekannt zu machen. Damit reicht man aber nicht aus. Man muss ins Speciellere gehen. Derjenige, der nichts als den Cicero gelesen und den Tacitus aufschlägt, findet sich in eine andere Welt versetzt. Dies lehrt schon ein dunkles Gefühl. Bei den Griechen ist dies noch mehr der Fall. Wenn dies ist, so muss man sich beim Studium eines neuen Schriftstellers dadurch vorbereiten, dass man die gleichzeitigen studire, und aus diesen den besondern Sprachgebrauch des Autors zu ziehen suche. Wer den Demosthenes gut lesen will, muss den Lysias lesen und die übrigen, welche gleichzeitig sind. Er kann auch ein wenig vorwärts und rückwärts gehen. Beim Lesen des Tacitus wird der jüngere Plinius mehr als Cicero dienen. Was in dem einen dunkel erscheint, kommt in einem andern Falle vor. Die Gattungen selbst betreffend, worin die Schriftsteller aus einander liegen, so wird man beim Seneca tragicus Licht aus den Alten bekommen. Terentius wird nicht verstanden, ohne den Plautus dazu zu nehmen. Immer hängen die Schriftsteller von gleicher Gattung von einander ab. Dies giebt Festigkeit im Verstehen. Schlimm ist's, wenn wir wenig aus einer Sprache haben oder wenig aus einem Zeitalter. Hiernach muss man sich das zur Regel machen, nicht Schriftsteller zu verbinden, die aus verschiedenen Jahrhunderten sind, sondern classenweise zu lesen. So würde man im Griechischen einen grossen Fortschritt machen, wenn man in den Herodot ginge und dann vorzüglich ins attische Zeitalter, in Xenophon und in die Redner. Da kommt man ins Allgemeine, und was Sprache betrifft, kommt oft wieder. Dadurch lernt man den ächten Sprachgebrauch jedes Autors. Den dritten betreffend, muss man, wenn man einen Autor zu seiner Lectüre macht, sich recht vertraut mit ihm machen, ihn oft mit, oft ohne Hülfs-

mittel lesen. Ueber einem Buche muss man lange lesen, nicht aus einem in's andre springen, welcher Fehler auf Schulen herrscht. Bleibt man bei einem Autor und lernt man ihn in seinen Idiomen kennen, so versteht man manches Wort, ehe man die Hülfsmittel aufschlägt. Wer ein Buch von den philosophischen des Cicero gelesen, hat den Schlüssel zu den folgenden. Liest man ein andres, so ist einem dies schon leichter. Der Muth muss durch die Methode nicht niedergeschlagen werden. Wenn diese verschiedenen usus loquendi verbunden werden, so kann man sagen: das will ein Schriftsteller sagen, und man kann die hermeneutische Gewissheit weit treiben. Die Alten hatten etwas, was die Neuern nicht haben. Eine Menge Regeln der Erklärungskunst wollen bei uns nicht hinreichen. Man richtet sich nicht nach einer bestimmten Regel und schwankt im Gebrauch. Dies ist ein Mangel von Cultur und Correction der Sprache. Im Alterthum ist Anhänglichkeit ans Festgesetzte durchaus. Man blieb dem getreu, was die guten Schriftsteller festgesetzt. Im Lateinischen wich man in Trajan's Zeitalter sehr ab; gleichwohl artete dies nicht in Licenz aus, die Schriftsteller blieben verständlich. Im Italienischen ist etwas Aehnliches mit den alten Sprachen. Oft reicht alles das noch nicht zu und man muss allgemeine Notionen zu Hülfe nehmen, und diese giebt die Analogie der Sprache. Aus ihr kann man dies und jenes als möglich demonstriren, was durch Collatoralbeweise unterstützt wird. Hier ist nicht die Analogie gemeint, die sich auf Etymologie gründet, sondern auf Etymologie im Allgemeinen. Sie gilt für ein subsidium. Es giebt viele Wörter, die schwer zu erklären sind hinsichtlich der Allusionen auf die Empfindung. Da helfen die neuern Sprachen. cf. *Zemisch* de analogia linguarum interpr. subsidio, Lipsiae 1758. 4., nicht übel. Eine Art von Beweis des Sprachgebrauch's ist der Gebrauch der alten grammatischen und lexikalischen Schriftsteller, die sich mit Erklärung der Muttersprache beschäftigt haben, welche als Muster können aufgeführt werden. Man hat über alte Schriftsteller Erklärer. Dahin gehören die Scholiasten, und von ihnen kann man viel für die Bedeutung der Worte lernen. Beim Terentius sind die scholia Donati sehr wichtig; sie geben viel Licht. Nächstdem müssen die Grammatiker oft benutzt werden und dann die lexicographi und glossographi. Letztere sind bedeutend für profane und biblische Schriftsteller. Ihr rechter Gebrauch wurde oft nicht eingesehen. cf. *Ernesti* opuscula, wo er in einer commentatio de glossarum graecarum indole et recto usu alles Nützliche zusammengezogen. Die Hauptsache ist: alle die alten lexica wurden aus Scholien gemacht und aus Worterklärungen, die an Rändern gestanden hatten. Bei Homer fing es an und späterhin wandte man es auf Andere an. Man schrieb sich ge-

meine Ausdrücke für unbekannte an den Rand als Erklärungen (glossemata), aus denen Sammlungen entstanden (glossaria). In dergleichen Glossarien ging die Erklärung auf eine schwierige Schriftstelle, und alle diese Erklärungen haben Bezug auf eine gewisse Stelle. Die glossae sacrae sind vom jüngern Ernesti aus dem Hesychius gezogen und mit annotationibus begleitet worden. Hieher gehört auch das Etymologicum magnum, das Sprache und Worte erläutert.

Welche ist aber die rechte Art, den Beweis beim usus loquendi zu führen? Man thut dies oft zur Unzeit und führt Anfängern den Beweis aus alten Glossen. Für diejenigen, die weiter sind, sind *Fischer*'s Anmerkungen in seinen Editionen, welche in dieser Rücksicht trefflich sind. Viele glauben, wenn etwas Ordentliches bei einer gelehrten Erklärung soll gegeben werden, dass es auf die Menge der Stellen ankommt. Hier ist nun eine wichtige Regel für die mündliche und schriftliche Erklärung, dass man sich lieber auf zwei recht passende Beispiele einschränke, als dass man um viele herumsucht. Ein Beispiel aus dem nemlichen Autor hat den ersten Rang. Dann müssen die gleichzeitigen Autoren an die Reihe kommen. Geht dies nicht, dann geht's an den usus generalis und geht es mit diesem nicht, dann geht's an die glossaria. Besser ist, die ersten Stufen des usus specialissimus anzunehmen, da wird man auch nicht so viele Beispiele brauchen. Denn vollkommen ähnliche Beispiele giebt es überhaupt nicht. Die Unterscheidung der Bedeutung der Wörter, die man significationes primas und derivatas nennt, wird nicht immer mit der gehörigen philosophischen Präcision gemacht. Sie kommen in Ernesti's interpres novi testamenti vor. Die erste Bedeutung ist eine sinnliche, von der nachher intellectuelle Begriffe abgeleitet werden, und man benutzt die anfangs sinnlichen Ausdrücke zur Bezeichnung von Intellectualbegriffen. Daher gehen diese oft auf einen sinnlichen zurück. Eine solche kann man eine abgeleitete nennen, besser translata oder metaphora. Wenn ich die Bedeutung eines Wortes übertrage von einer sinnlichen auf eine intellectuelle Idee, dann ist es Metapher. Dies geschieht früh, und je nachdem die Sprache aus dem Gröbsten geworden ist, geht man darauf aus. Nachgehends vermehrt man sie. Bei diesen kommt es darauf an, ob sie noch neu, d. h. nicht lange gebraucht sind, oder durch den gemeinen Sprachgebrauch gegangen und ganz gewöhnlich geworden. Im letzten Falle ahnet man nicht, dass das Wort in eine ungewöhnliche Bedeutung übergetragen ist. Oft hat der Sprachgebrauch die ursprüngliche Bedeutung verdunkelt. Der Grammatiker muss dies entwickeln und erklären. Hier sind die Sprachen verschieden. Ein Wort kann keine so harte Translation in der einen Sprache mehr haben, als in der an-



ind der Uebersetzer muss jede Sprache für sich beur- und angeben, was für Empfindungen man mit jedem cke verbunden hat. Da sieht man, was der usus lo- besagt und dass man nicht mit wörtlicher Uebersetzung imen kann. Eine solche translata significatio ist eine a. Letztere setzt man der propria entgegen. Propria rima ist aber nicht einerlei. Die erste ist die, die in ühsten Anfängen der Sprache da gewesen ist oder muth- ich angenommen werden kann. Propria geht auf die gebildete Sprache und giebt diejenige Bedeutung zu er- n, die in der gebildeten Sprache als die eigentliche, im isatze der figürlichen, also entgegengesetzt ist. Die pro- st der figurata, und die prima der derivata entgegenge- Die proprietas betreffend, so findet sich eine überein- iige Gebrauchsart der Worte, worin alle guten Schrift- r zusammentreffen, insonderheit diejenigen, welche nicht risch und poëtisch schreiben, sondern jeden Gedanken der reinsten Art vorzustellen suchen. Poëten und ver- e Stylisten suchen Bilder, die diejenigen, welche auf Prä- i ausgehen, verschmähen. Hiernach findet man bei sol- cin proprietas, nach denen die Worte grösstentheils in eigentlichen geradesten Bedeutung gebraucht werden, wo- lie meisten übereinkommen. σχολή nach der prima signi- o heisst otium und in der derivata schola. Hie und da nen die propria und prima zusammen; es kann nemlich ler Fall seyn, dass man bei der ersten Bedeutung geblie- ist. Indessen wird dadurch die Verschiedenheit der Vor- ıng über die beiden Bedeutungen nicht aufgehoben. Le- sollten die erste Bedeutung angeben, sicher oder muth- slich. Neben dieser sollte auch die propria unterschieden en, und dies sollte nach der nachherigen Translation iehen, die man macht. In dieser Rücksicht sind die le- noch sehr fehlerhaft. Ist man mit den einzelnen Wor- fertig, so frägt sich's: wie kriegt man die Bedeutungen, lie passendsten sind? Der sicherste Weg ist der, den man er Muttersprache geht, nemlich durch frühe Angewöhnung Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Beziehungen, wel- die Worte auf einander haben. Hierin liegt die Quelle Abweichungen derselben. Hierauf hat ein Schriftsteller

tungen der Wö
e Bedeutung von
ende nöthig hat.
m den ganzen A
rischen Lectüre,
n Redensarten ü
ständigen Begriffe
nde, die besond
ng nicht geht,
e so mühselig
m zu finden,
iele Jahre lang,
n. Wenn Jeman
n, so wird es ih
finden. Wie ge
nis zusammenhä
der Hinsicht? Le
man Unrichtigke
ischen müsste.
d grobe Irrungen
n Sinn ganzer
d Bestimmungen
en sensus litterali
n buchstäblichen
ik und Logik,
ziehung auf die
rieb. Einen all
hriftsteller sagen
ich auf histori
ten Erklärer m
den versetzen,
icus. Der ers
rhen unmittelbar
orices sensus.
n neben dem Lit
n man den sens
chtigkeit. Er ka
e davon in de

deutungen der Wörter bekannt machen, und nicht zu der Z die Bedeutung von einem Worte aufsuchen, wenn man gerade nöthig hat. Dies ist ein verkehrter Gebrauch. M muss den ganzen Artikel eines Wort's durchlesen bei der s tarischen Lectüre, so dass man das Ganze mit den beigese ten Redensarten übersieht. So gelangt man zu einem v ständigen Begriffe von dem Ausdrucke und so ist man Stande, die besondern Bedeutungen zu finden. Weil dies fangs nicht geht, so hört man die Klage, dass man im A fange so mühselig zu thun hat, die rechte Bedeutung im xicon zu finden, welche passen soll. Hiermit treiben s Viele Jahre lang, die nicht Anweisung vom Lehrer dazu ben. Wenn Jemand gewöhnt wird, den vollen Begriff zu f sen, so wird es ihm leicht werden, die besondere Idee her zu finden. Wie gehe ich aber zu Werke bei Bestimmung Sinn's zusammenhängender Sätze in grammatischer und lo scher Hinsicht? Letzterer kommt nicht in Betrachtung, sof als man Unrichtigkeiten wider die Wahrheit im Schriftste aufsuchen müsste. Es lässt sich voraussetzen, dass man ni auf grobe Irrungen in einem guten Schriftsteller stossen wi Den Sinn ganzer Sätze betreffend, macht man Abtheilun und Bestimmungen in der Hermeneutik. Man spricht von nem sensus litteralis, d. i. *wörtlichen Sinne*, den man a den *buchstäblichen* nennt. Dieser bestimmt sich durch Gra matik und Logik, und giebt uns die blosse reine Idee o Beziehung auf die Umstände, unter denen der Schriftste schrieb. Einen allgemeinen Begriff hat man davon, was Schriftsteller sagen will. Will ich tiefer eindringen, so ko me ich auf historische Untersuchungen, die mich erst z rechten Erklärer machen, und mich in den Kreis von U ständen versetzen, unter denen er schrieb. Dies der sen historicus. Der erste ist der unmittelbare, der aus den A drücken unmittelbar hervorgeht, aber bestimmt wird durch historicus sensus. Nun findet sich oft in Absicht auf Sät dass neben dem Litteral-sensus noch ein versteckter darin lie den man den sensus allegoricus nennt, und dieser hat se Richtigkeit. Er kann oft der wahre seyn, und es giebt B spiele davon in den besten Schriftstellern, wo das Gan wörtlich gefasst, keinen Sinn hat, aber im Bilde verste liegt, auf das sich die Worte beziehen und ich sie erst verste wenn ich jenes gefasst habe. Ein Beispiel ist in Horatii 1, 14., wo er unter einem Schiffe den römischen Staat v steht. Der sensus allegoricus muss bestimmt werden, w man davon reden will. Dazu giebt's mehrere Wege.

a) Durch sichere Zeugen, die gleichzeitig sind, erfah wir, der Verfasser hat einen Satz wirklich so allegorisch v standen und nicht wörtlich. Ist dies attestirt, so hat man V

dern, und der Uebersetzer muss jede Sprache für sich beurtheilen und angeben, was für Empfindungen man mit jedem Ausdrucke verbunden hat. Da sieht man, was der usus loquendi besagt und dass man nicht mit wörtlicher Uebersetzung auskommen kann. Eine solche translata significatio ist eine derivata. Letztere setzt man der propria entgegen. Propria und prima ist aber nicht einerlei. Die erste ist die, die in den frühsten Anfängen der Sprache da gewesen ist oder muthmaasslich angenommen werden kann. Propria geht auf die schon gebildete Sprache und giebt diejenige Bedeutung zu erkennen, die in der gebildeten Sprache als die eigentliche, im Gegensatze der figürlichen, also entgegengesetzt ist. Die propria ist der figurata, und die prima der derivata entgegengesetzt. Die proprietas betreffend, so findet sich eine übereinstimmige Gebrauchsart der Worte, worin alle guten Schriftsteller zusammentreffen, insonderheit diejenigen, welche nicht rednerisch und poëtisch schreiben, sondern jeden Gedanken mit der reinsten Art vorzustellen suchen. Poëten und veredelte Stylisten suchen Bilder, die diejenigen, welche auf Präcision ausgehen, verschmähen. Hiernach findet man bei solchen ein proprietas, nach denen die Worte grösstentheils in ihrer eigentlichen geradesten Bedeutung gebraucht werden, worin die meisten übereinkommen. σχολή nach der prima significatio heisst otium und in der derivata schola. Hie und da stimmen die propria und prima zusammen; es kann nemlich oft der Fall seyn, dass man bei der ersten Bedeutung geblieben ist. Indessen wird dadurch die Verschiedenheit der Vorstellung über die beiden Bedeutungen nicht aufgehoben. Lexica sollten die erste Bedeutung angeben, sicher oder muthmaasslich. Neben dieser sollte auch die propria unterschieden werden, und dies sollte nach der nachherigen Translation geschehen, die man macht. In dieser Rücksicht sind die lexica noch sehr fehlerhaft. Ist man mit den einzelnen Worten fertig, so frägt sich's: wie kriegt man die Bedeutungen, die die passendsten sind? Der sicherste Weg ist der, den man in der Muttersprache geht, nemlich durch frühe Angewöhnung der Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Beziehungen, welche die Worte auf einander haben. Hierin liegt die Quelle der Abweichungen derselben. Hierauf hat ein Schriftsteller zu sehen, die Relation zu erleichtern, und ist dies nicht, so fällt Dunkelheit auf die Rede. Daher giebt es Schriftsteller, deren Ganzes mühselig zu verstehen ist, deren Verbindung der Sätze Mühe macht. Das kommt daher, dass sie nicht die natürliche Verbindungsart der Worte aufsuchen; auch, wenn sie einzelne Worte brauchen, die wirklich alterthümlich sind. Wir müssen Worte nicht brauchen, deren Beziehungen nicht deutlich sind. Man muss sich früh mit dem Umfange der Be-

und wenig aus dem Zeitalter. Deshalb sind die biblischen Schriftsteller so dunkel, dass wir nicht mehr gleichzeitige Schriftsteller haben. Noch begeht man einen widersinnigen Fehler, dass man behauptet, in den Propheten hätten die Zeitgenossen nur den buchstäblichen Sinn erkannt, der eigentliche Sinn aber sey erst neunhundert Jahre später klar geworden; nachdem Alles wäre in Erfüllung gegangen. So sind die Oden im Horaz sehr dunkel und besonders die ars poëtica, deren Verbindung zum Ganzen dunkel ist, weil das Verhältniss des Horaz zu denen, an die er schreibt, dunkel ist. Noch mehr dunkel ist die vierte Ecloge im Virgil, weil Traditionen aus dem Alterthume fehlen. Dies würde bei den Alten nicht so dunkel seyn, hätten sie, wie unsere Schriftsteller zu thun pflegen, Noten zu ihren Gedichten gemacht. Allein diese verstellen ein schönes Kunstwerk und die Alten schrieben deswegen keine hinzu, weil sie Kunstwerke verfertigten. Was aber besonders ihre Schriften dunkel macht, ist das, dass sie nur für einen kleinen Zirkel von Freunden schrieben. Diesen allein konnten sie verständlich seyn, den Uebrigen aber so unverständlich als uns.

Die *historische Erklärung* macht uns den Kreis der Ideen des Autors bekannt, worauf sich der Kreis der Umstände gründet. Zum Grunde muss hier der sensus litteralis liegen. Der Ungelehrte kann sich hievon keine klare Vorstellung machen. Was erfordert wird, ist, dass man bei der Erklärung eines jeden Schriftstellers, sich in das ganze Zeitalter und in eine Reihe von Dingen versetzt und auch im Stande ist, sich in den Kreis zu versetzen, worin die Verfasser schrieben. Hat man viele Schriftsteller aus einem Zeitalter, so muss man sich mit Leichtigkeit darein versetzen. Auch ist eine Reihe von Kenntnissen nöthig, die alle historischer Art, genau und im Detail uns in ein Zeitalter hineinführen, uns mit den Menschen bekannt machen, mit den Begebenheiten, auf die sie anspielen oder unter deren Einflüssen sie denken, die Sitten im Kleinen uns kennen lehren, die Meinungen, und zwar die National-Meinungen und solche, die dem Zeitalter eigenthümlich waren. Dann folgen die specielleren, das, was jeden Schriftsteller betrifft, die Individualität desselben. Diese gründet sich auf die Charakteristik des ganzen Zeitalters; doch hat jene Ausnahmen. Jeder hat sein Eigenthümliches. Am leichtesten wird man mit dem letzteren Punkte fertig. Um mit seiner Denkungsweise bekannt zu werden, muss man ihn fleissig lesen. Schwieriger ist die Kenntniss des ganzen Zeitalters. Die Regeln, wie man erklären soll sind erbärmlich in Rücksicht dessen, was man praktisch übt. Hieraus kann man sehen, was es heisst, wenn man den oder jenen einen criticus nennt, der Alles im Ganzen übersieht. Hier wollen wir nicht von der

Wissenschaft sprechen, sondern von dem, der in der Praxis Virtuosität erlangt hat. Es giebt übrigens Bücher zu allen Zeiten, bei welchen weniger die historische Erklärungsart in Betrachtung kommt, z. B. mathematische. Diese Art Schriften gehören nicht dem Alterthumskenner, als solchem. Der Vorrath von historischer Gelehrsamkeit ist hier nicht angewandt. So giebt es auch gewisse philosophische Bücher, wo wir den Geist der Zeiten weniger brauchen dürfen, z. B. das organon des Aristoteles. Die Sache, die Begebenheiten, wie sie waren, wie sie den Dichter auf die Vorstellungen brachten, muss man wissen. Ohne dieses bleibt Dunkelheit; cf. Horatii od. 2, 1. Im Ganzen sind der Schriften wenige von den vorigen Zeiten, wo die historische Erklärung nicht so nöthig wäre, als die grammatische. Mit dem sensus litteralis kann man sich nicht begnügen, denn sonst versteht man nicht. Hierin unterscheidet sich jene Behandlung, die man Uebersetzen nennt, von der Erklärung älterer Schriften. Letzteres ist blos: fremde Worte mit eigenen wiedergeben. Das blosse Uebersetzen ist aber nicht hinreichend. Je mehr Anspielungen ein Autor auf sein Zeitalter hat, desto unübersetzlicher wird er, z. B. die Komiker. Eine zweite Idee ist der Unterschied von einem Lesen, wie man es in neuern Sprachen treibt, und zwischen dem Erklären der alten Schriftsteller, wo wir es eben so sehr mit den Sachen zu thun haben, wie mit den Ideen, und dies giebt den Gesichtspunkt vom Geschäft des Erklärens und zugleich mit den Nutzen desselben. Oft scheint es, als hätte man es mit einzelnen Worten zu thun; allein ein bestimmterer Ausdruck kann oft den Autor in's Licht setzen. Diejenigen, die Alles auf Wortkenntniss bezogen haben, zeigen, dass sie nicht wissen was zur Sache gehört und haben Recht, wenn sie eine Operation verwerfen, die so wenig nützlich ist. Ist sie, was sie seyn soll, so wird diese praktische Uebung ein vorzügliches subsidium zur Bildung des Kopfs. Wie erfüllt Erklärung diesen Zweck am besten? In strengern Wissenschaften, glaubt man, wäre das beste Mittel zur Bildung des Kopfs. Allein diese ist nur einseitige; hier ist sie vielseitiger und findet sich in der Erklärungskunst. Die Theile, wo das Gedächtniss arbeiten muss, müssen zum Grunde liegen. Dazu muss Beurtheilung kommen, was für jeden Zweck nothwendig ist. Diese Operation muss mit psychologischer Kenntniss getrieben werden und mit Philosophie. Derjenige, der nicht eine liberale Erziehung genossen, kann nie etwas in diesen Studien vor sich bringen. Um Meinungen zur Deutlichkeit zu bringen, muss man sich nicht einseitig in Absicht auf das Denken gebildet haben, sondern sich an verschiedene Empfindungsweisen gewöhnt haben. Vom Einzelnen kann man dann zum Allgemeinen übergehen. Diese Sachen

zu würdigen, dazu gehört ein freier Blick. Auch muss Imagination herrschend seyn, weil sonst nicht Bilder herzugeführt werden können, die wir nöthig haben. Wird Hermeneutik bei der Kunst getrieben, so ist eine lebhafte Phantasie äusserst wichtig. Es ist kein Zweifel, dass man beim Erklären im Stande ist, alle Kräfte gleich auszubilden. Es frägt sich nun: wie muss man das Lesen und Erklären treiben? Man spricht von einer lectio grammatica, historica und philosophica. Bei den mehrsten Büchern müssen alle drei Arten verbunden werden und mit der ersten muss man anfangen. Nächst dieser muss man an die philosophische gehen, dass man den logischen Zusammenhang des Ganzen übersehe. Dann beschäftigt man sich mit der historischen Erklärungsart, die nicht eher angefangen werden kann, als bis eine Menge Kenntnisse da ist. Im Anfange, mit jungen Leuten und für sich, muss man nicht solche Bücher lesen, wozu viele historische Kenntnisse nöthig sind, um den Sinn zu fassen, sondern solche Bücher, wo der Litteralsinn genügt. Dadurch bekommt man mehr Materialien; sonst, wenn man schwere historische Bücher wählt, geräth man in Gefahr, nicht richtig zu sehen, was zu erklären ist. Daher ist Terentius leichter als Nepos. Man beschäftige sich im Anfange nicht viel mit solchen Büchern, wo viel historische Erklärung anzuwenden ist, sonst kommt man dahin zu glauben, als wenn es mit dem Wortverstande genug wäre und man weiss am Ende nicht, worauf es beim Verstehen ankommt.

Die *philosophische Art der Lesung*, die sich mit der Richtigkeit der Gedanken beschäftigt, kann man mit dem Anfänger schon vornehmen. Das Aesthetische ist ungemein nützlich. Die rechte Art liegt noch sehr im Dunkel wegen Mangel an gültigen Principien, d. i. solchen, die aus einer liberalen Philosophie und vorurtheilsfreien müssen gezogen werden. Die erste Frage ist: was für eine Aesthetik hatten die Alten? welche Principien hatten sie, von denen sie ausgingen? Ist man mit ihren Principien zufrieden, so sind es Principien des Alterthums. Nach ihren Grundsätzen müssen sie beurtheilt werden. Hiezu ist noch wenig geschehen. Die verderblichste Art ist, wenn man sich weniger mit den Ursachen und mit Entwickelung des Schönen, als mit einem blossen wilden Enthusiasmus beschäftigt. Dies ist im *Jani'schen* Horaz am tollsten getrieben, obgleich in diesem Buche manches Gute für den Anfänger ist. Man hat nicht nöthig, die Alten dem Anfänger von dieser Seite annehmlich zu machen. Bei den guten Fabeln ist die Entwickelung der Schönheit das, wo den Lehrer der sensus communis leiten kann. Er muss den Sinn der Fabel aufsuchen, den Zweck derselben und muss zeigen, wodurch der Dichter seine Absicht erreicht hat. Er muss die nachdrucksvollen Wörter herausheben und auch auf die schö-

nen Beiwörter seine Aufmerksamkeit richten. Eine andere Art Disciplin entsteht bei Stücken, die überladen sind und Unrichtigkeit in den Ideen haben. Darauf muss aufmerksam gemacht werden, aber mit verecundia, weil man oft tadelte, wo nicht getadelt werden durfte. Auch ist es nachtheilig für's moralische Gefühl, wenn man immer tadelt. Bei andern Schriftstellern können Uebersetzungen benutzt werden, die Empfindung leichter und schneller zu wecken. Geht man ein Stück, ehe man es liest, in einer Uebersetzung durch, so kann diese Bemerkung der Schönheiten schon da geschehen. Die philosophische Erklärungsart ist verschieden und getheilt. Die ästhetische ist eine Art von ihr und sie umfasst das, was zur Poëtik und Rhetorik gehört. Diejenigen Grundsätze, die im guten Styl zum Grunde liegen, müssen den Anfang machen und hiermit muss man sich häufig beschäftigt haben. Hier ist Cicero in den Reden sehr brauchbar und diese können die meiste Begeisterung für schönen Vortrag und Styl beibringen. Die Uebersetzung wird dazu dienen, das Ganze sich auf unsere Weise näher zu bringen; man wird sich der Empfindung bestimmter bewusst werden. Aber der Anfänger wird gleich empfinden, dass im Original ganz etwas Anderes ist. Besonders führt das laute Lesen in die Aesthetik des Alterthums und weckt die Empfindung. Die philosophische Behandlungsart ist bei philosophischen Büchern der Fall und kann selten fehlen. Bei der historischen Erklärungsart frägt es sich ausser dem, dass man den Kreis der Umstände weiss, unter denen der Schriftsteller schrieb: von wem wurde diese Materie früher bearbeitet? Wie z. B. hat es Cicero gethan? wie hat er selbst ausgebildet, was die Griechen ihm an die Hand gaben? wie weit war er blos excerptor? haben wir etwas von denen, aus welchen er geschöpft? Einiges hie und da. Können nicht die Sekten, zu denen sie gehören, manchen Aufschluss geben? Nun muss eine Sammlung von alle dem vorausgehen, ehe ich den Cicero beurtheile, das noch nicht geschehen ist, und ohne dieses kann man nicht den Werth des Schriftstellers bestimmen. Die philosophische ist nicht die, die den Cicero mit einem Moralsystem vergleicht, auch nicht über die Dinge mit gesundem Verstande urtheilt, sondern es muss eigentlich philosophische und ästhetische Erklärungsart angewandt werden. Hier muss die Behandlung eintreten, durch die wir von den Grundsätzen der Alten, die sie vom guten Vortrage hatten, ausgehen, prüfen und das Einzelne mit denselben vergleichen. Nach dieser finden wir, dass Cicero in manchen seiner philosophischen Schriften obenhin und nachlässig ist; die de officiis gehört zu seinen gut geschriebenen Werken. Es kommen also vier bis fünf besondere Operationen heraus und man kann sie alle an einem Capitel versuchen.

Wo irgend etwas fehlt, so fehlt es daran, dass man nicht den Sinn des Autor's gefasst hat. Die historische ist verschieden in Absicht auf den Autor, auf sein Leben, seine Situation und seine Individualität. Dann kommt in Betracht, ob er Vorgänger gehabt und wie er sie benutzt. Diese Untersuchung muss vorausgehen, sonst ist die Beurtheilung eingeschränkt. Dieser Punkt ist bei allen Dichtern wichtig, die Vorgänger hatten, die sie excerpirten und imitirten, besonders bei den römischen der Fall. Wir müssen auf die griechischen Denkmäler zurückgehen. Die philosophische ist verschieden nach den Gegenständen, die der Autor behandelt; die logische und ästhetische sind ihr untergeordnet. Die logische muss immer herrschen, sie kann auch besonders herrschen, und man frägt dann, wiefern seine Gedanken den Regeln der Logik angemessen sind. Die ästhetische ist rhetorisch und poëtisch. Wie muss man aber bei der Praxis verfahren, mündlich oder schriftlich? Beides gehört zur Methodik; denn Beides betrifft die Sache selbst. Die praktische Erklärungskunst hat gleiche Pflichten und Regeln. Die vorzüglichste ist, dass der Erklärer den Sinn seines Autors von allen Seiten so deutlich mache, als es nach den Hülfsmitteln möglich ist. Hiezu ist sehr viel zu thun; es sind viele Vorarbeiten zu übernehmen; man kann nie mit einem Schriftsteller fertig werden, ohne sich mit vielen beschäftigt zu haben; denn das Alterthum macht ein Ganzes. Jeder Autor knüpft sich an den andern. In jedem dieser Fälle muss ich auf die Quellen zurückgehen. Daher muss man sich die frühern grossen Autoren recht eigen zu machen suchen, ohne das man nicht fortkommt bei den spätern. Die Dichter setzen voraus, dass man mit den Quellen der Poësie bekannt sey. Daher ist Homer die beständige Quelle. Nach ihm folgen die Tragiker und lyrischen Dichter. Um sich hiezu vorzubereiten, in den Sinn eines Autors einzudringen, muss man nicht glauben, dass man sich mit einem Autor allein abgeben müsste. Es ist erstaunlich, wie oft Stellen Licht bekommen durch vieles Vergleichen vieler Schriftsteller. Auf einen muss man sich also nicht allein einschränken. Daher kann man nicht sagen: mit dieser Stelle ist nicht fertig zu werden. Da es im Anfange keine leichte Sache ist, so ist es ein glücklicher Fall, dass bei den Autoren Vorarbeiten sind, um die Gedanken des Autors zu entwickeln. Das Erste ist, der Interpret muss anfangs für sich gehen, blos die communia subsidia d. i. grammatische und lexicalische benutzen, ehe er an die Vorarbeiten geht, damit er nicht vorgefasste Meinungen Anderer annehme. Auf Irrthümer kann er gerathen; allein das giebt sich. Auch lernte man dadurch seine eigenen Kräfte nicht üben und kann nur so lange erklären, als Bücher vorerklären, wenn man zuerst nicht selbst versucht hat. Das kommt daher, wenn man

sich früh mit Commentaren begabt, und nicht selbst versucht. Hat man zweimal mit eigner Bemühung sich den Autor deutlich gemacht, dann nehme man Noten, die man mit den seinigen zusammenhält. Diese Noten können anfangs nur wörtlich erklärende seyn; daher die Minellischen und Farnabischen nicht unnütz sind. Er will blos den wörtlichen Sinn entwickeln. Dazu ist gut, einen Ausdruck auf verschiedene Art mit Synonymen zu fassen und ihn auf mehr als eine Seite herumzudrehen. Doch muss man nicht glauben, als führten sie in den Autor hinein. Deswegen sind sie nützlich, weil noch keine weitläuftige Untersuchung hier herrscht. Durch die Art der Behandlung in den Noten kann ich oft mehr lernen, als durch die Sache selbst. Eben so wenig kann sich der Anfänger mit der historischen abgeben. Hat er die Schriften der Neuern beendigt, dann gehe er zu den Erklärern aus dem funfzehnten und sechszehnten seculum, aus denen man sich bilden lernt; denn durch sie bekommt man die natürliche Ansicht der Alten. Die Grundlage, nemlich die grammatische Behandlung, ist vortrefflich, und diese muss lange fortgesetzt werden, wenn man etwas thun will. Neben diesem Vergleichen thut man wohl, eigene Bemerkungen über den Schriftsteller aufzusetzen, und der Lehrer muss es auch für den mündlichen Vortrag thun. Bei schriftlichen Commentaren versteht es sich von selbst. Das schriftliche Entwerfen hilft ausserordentlich den Kopf bilden, uns selbst verstehen zu lernen und zu wissen, was man bei jeder Stelle denkt. Man speist sich oft mit einer halben Idee ab, die, wenn man sie vortragen will, entflohen ist. Dieser eignen falschen Art zu denken hilft ab, wenn man sich hinsetzt, bei jeder schwierigen Stelle seine Bemerkungen aufzusetzen. Führt man es durch ein grösseres Stück, so entsteht ein Ganzes, wo man Gelegenheit hat, sich im guten Ausdruck zu üben. Um es auf eine solche Art zu leisten, dass es nützlich ist, so gehört hiezu ein Hauptgesichtspunkt, dass man frägt: für wen erklärst du? Die Festbestimmung von einem Zirkel von Personen, für welche man erklärt, bestimmt die Art des Erklärens. Der Gelehrte kann eins und dasselbe in verschiedenen Rücksichten bearbeiten. Die Alten haben ein grosses Publicum. Sie werden gelesen von denen, die sich in sie einleiten wollen, dies die tirones. Eine andere Classe sind die Weltleute, die zwischen den tirones und Gelehrten in der Mitte stehen. Sie wollen für die Sprache nur das, was nothwendig ist, um in die Sachen einzugehen; darum muss hier mehr auf die Sachen Rücksicht genommen werden. Die Gelehrten machen andere Forderungen; sie verlangen, dass das Schwere in einem Autor von dem neuen Erklärer erklärt werde. Die Hauptsache für Gelehrte ist die, dass die Noten da gemacht werden, wo andere Erklärer noch nicht in Ordnung

kommen konnten; daher ist es wunderlich, dass jede Stelle eine Note haben muss, oder dass man die Noten der vorigen wiederholt. Ist von Anfängern die Rede, so kann man die Sachen compiliren; allein ist die Rede von Bereicherung der Litteratur, so macht jeder seinen Commentar für sich. Freilich ist das bei manchem Schriftsteller, über den viel geschrieben ist, schwer. Sobald man sich mit solchen beschäftigen will, so muss man viel Neues haben und muss sich nicht mit dem, was Andere Unbefriedigendes haben, begnügen. Daher ist der Probirstein von einem Gelehrten in diesem Fache, dass er sich mit einem Autor beschäftige, worüber bis jetzt wenig gearbeitet ist. Da kann er seine Kräfte zeigen. Er schreibe nichts, wenn er nicht auf diese Art schreibt. Eine andere Sache ist, für tirones zu schreiben. Da kann er Mehreres zusammentragen, und durch die Art der Behandlung kann er viel thun. In Absicht der Einrichtung der Anmerkungen ist Vieles, was sich unter die Frage bringen lässt: für welche Classe wird gearbeitet? Sollen die Anmerkungen gleich zu dem Text kommen, oder sollen sie getrennt werden? Für den Anfänger müssen sie beim Texte seyn, sonst hindert es das Lesen. Giebt man sie in besondern Bänden, so ist nichts dagegen einzuwenden, mehr aber, wenn die Noten hinter dem Texte sind. Für Ausgaben, die nicht für die tirones sind, ist's schicklich, dass sie getrennt sind; denn die Texte liest man mehrere Male, die Anmerkungen nur einmal. Der Gelehrte will den Autor öfter zum Vergnügen lesen, und da hindert ihn der Anblick der Noten. Da ist es gut, dass man anfängt, die Noten hinter dem Text laufen zu lassen. Es kann seyn, dass die kritischen beim Texte, die erklärenden hinten, oder umgekehrt, was sonst nicht so gut ist, wenn die Materialien sich häufen. Diese Trennung ist unbequem, allein sie geht. Unbequem ist es, wenn Noten verschiedener Gelehrten so hinter einander gedruckt werden. Bei Griechen kann der Fall eintreten, wenn der Autor Scholien hat. Diese können eine Reihe für sich machen, dann kommt eine lateinische Uebersetzung, dann die Noten verschiedener Gelehrten. Was ist aber von der Art Anmerkungen zu halten, wo die Noten variorum so verbunden werden, dass man sie bei jeder Stelle hinter einander druckt? Die Sache ging von den Holländern aus, man wollte dicke Bücher haben. Von diesen Ausgaben ist kein allgemeines Urtheil zu fällen, wenn man billig seyn will. Es kann einem oft nicht unangenehm seyn, Alles über einen Autor zu haben. Sieht man auf das Publicum, so ist ihm damit nicht gedient. Diesem kommt es oft nicht darauf an, eines jeden Anmerkungen appart zu haben, deswegen nicht, weil Mehrere oft das Nemliche erinnert haben. Hier muss man also das Nemliche doppelt lesen. Ein andrer Fall ist, dass von den Interpreten, die

einander widerlegen, einer nach dem andern kommt, und so entsteht eine Behandlung, die selten so ist, dass man daraus etwas lernen könnte. Die meisten haben ihre eigenen Ideen und denken nicht an die, die es lesen werden. Sehr häufig ist der Fall, dass, wenn acht Notenschreiber zusammengebracht werden, man oft dadurch nicht in's Helle geräth. Daher war in Holland die Einrichtung, dass der Herausgeber die seinigen hinzugab. Das ist von Andern sehr oft nicht geschehen. Diese notae variorum könnten eine vernünftige Einrichtung bekommen. Vorausgesetzt, dass es nicht billig ist, die Noten Anderer auszuschreiben, ohne sie zu erwähnen und ohne das Verdienst desjenigen zu preisen, der sie in's Licht setzte, um sie in seine eigenen zu verflechten, wäre diese möglich, dass man die vorigen Noten zu Hülfe nähme und das excerpirte, was sie Nützliches und Erschöpfendes für den Text gesagt. Die ganze Anmerkung braucht nicht gegeben zu werden, sondern wo der Kern liegt. Eine andere Ansicht hat ein Anderer, und auch diese könnte in einer Note erwähnt werden. So könnte einer den Redacteur machen; er excerpirte sie und fügte das bei, was sie übersehen. So würden die Anmerkungen nicht überhäuft und das Nemliche würde nicht öfter gesagt. Die dissensus können oft den Lesern nützlich werden, aber sie müssen anders betrieben werden, da es nicht bildend ist für einen Leser, wenn man ihm das Wahre bei einer Stelle so giebt, dass er es glauben soll. Dies kann nicht zur Bildung verhelfen, wenn nicht von uns mitgeholfen ist. Ist es nicht von uns selbst erfunden, so ist es nicht die Hälfte werth. Soll es auf vernünftige Art eingerichtet seyn, so müssen die Sachen pro et contra gegeben werden und die Gründe pro et contra gestellt werden. Jeder Punkt muss mit seinen Gründen versehen seyn, keine Erklärung der Gründe. Dann gehört ein glückliches Talent der Methodik dazu, das darin besteht, die Gründe und Meinungen so zu stellen, dass das Resultat vom Leser leicht selbst gefunden werden kann. So hat der Leser Vergnügen dabei. Oder auch, dass der Erklärer die Entscheidung hinzufügt, aber mit Gründen, so dass der Leser in Thätigkeit ist in Beurtheilung der Gründe. Dadurch allein wird das judicium gebildet. Auf andere Art wird der Zweck nicht gewonnen. Hier kommt es darauf an, dass der Erklärer den wahren Lehrton verstehe, und dann kann er die Materie verschieden einrichten. Die eine Art der Behandlung kann sehr nützlich bei einem Autor seyn, bei einem andern nicht. So ist auch in dieser Rücksicht die Frage zu entscheiden, ob man die erklärenden und kritischen Noten verbinden müsse, oder die erklärenden trennen. Viele kritische, welche die vitiosa berichtigen, verdunkeln die erklärenden. In diesem Falle wird die verschiedene Lesart erklärt in der erklärenden Note. Hat der Leser nicht

so viel damit zu thun, so ist es besser, die kritischen und erklärenden Noten zu verbinden. Nur kommt es hier darauf an, für wen geschrieben wird. cf. *Meierotto* de rebus ad auctores quosdam classicos pertinentibus dubia, Berlin 1785. 8. Worauf Alles hinausläuft, ist, dass man sich den Zweck klar mache, für wen man arbeitet und spricht. Das wird schlecht, was nicht an seinem Orte angebracht wird.

5.

Bücher zur eigenen Praxis und zu einem solchen Lesen, wenn man sich in's gute Erklären einleiten will.

Exempel zeigen dies besser, als Regeln. Auch müssen solche da seyn, welche abschrecken. Manche kann man als Muster im Erklären studiren. Man fange mit Autoren an, die keine grosse Schwierigkeit machen und studire die gute Erklärung. In dieser Rücksicht sind manche Ausgaben von *Fischer* recht nützlich, als sein Palaephatus, besser sein Aeschines. Zu den Dialogen von Aeschines sind die Anmerkungen zwar weitläuftig, aber gut. Nächst seinen Editionen ist es gut, sich an die ältern aus dem sechszehnten seculo zu halten, an die des Petrus Victorius im Griechischen, und im Lateinischen an die Editionen des Lambinus, die schätzbar sind. Man lernt aus ihnen gründliche Erklärung und gute Latinität. Ferner *Mureti* Werke in den variis lectionibus und in den kurzen Anfängen zu Commentarien. In neuern Zeiten muss man sich in Absicht der Gelehrten, die sich mit Lateinern beschäftigt haben, vorzüglich an *Joh. Fr. Gronovius*, einen der genauesten Kenner der Sprache, halten. Seine Schriften sind mit der grössten Sorgfalt von dem, der weit in der Latinität kommen will, durchzuarbeiten. In der Kritik ist *Bentley* zu brauchen; doch vorher muss man mit dem Schriftsteller schon vertraut seyn. Seine Anmerkungen zum Terentius sind nicht so belehrend, als zum Horatius. Die Anmerkungen über Menander sind das Instructivste. Ein vorzüglicher Erklärer ist *Markland* und unter den Holländern *Ruhnkenius*. Seinen Vellejus und Rutilius Lupus muss man studiren wegen der Manier, wie man es anzugreifen hat. Diese sind die vorzüglichsten. Ist man mit ihnen bekannt, so lernt man mehrere andere kennen, die in ihrer Manier gearbeitet haben.

Zusätze.

1) Kunst lässt sich nur absehen. Die Hermeneutik oder Auslegungskunst kann uns kein System von Regeln verschaffen. Hier ist, wie bei allen Künsten, das Nachahmen, was zur Er-

langung eigner Fertigkeit nothwendig ist. Das ganze System von Regeln, nach welchen man erklärt, ist auch im Ganzen nicht so viel werth, wiewohl es immer als philosophische Wissenschaft nicht zu verachten ist. Der Zweck aber, einen Schriftsteller zu erklären, wird dadurch nicht erreicht. Das, was über Hermeneutik gesagt werden kann, muss so eingerichtet werden, dass es auf Ausübung der Fertigkeit geht. Hermeneutik ist eine völlig philosophische Disciplin, welche aber noch nicht genug von den Philosophen bearbeitet ist. Bis jetzt haben wir über die allgemeine Hermeneutik wenig Befriedigendes. Diese philosophische Disciplin beschäftigt sich im Allgemeinen mit der Erklärung von Zeichen. Hermeneutica generalis est disciplina signorum explicandorum. Alle Arten von Zeichen kommen bei dieser in Betrachtung, sogar die Himmelszeichen, auf die der Augur achtet. Es gehören dazu eine Menge Dinge, welche die Mimik abzuhandeln pflegt. Es ist hier die Frage: was bedeutet jedes Zeichen? Man will durch Zeichen dieselben Empfindungen bei Andern erregen, die man selbst hat, und zwar in derselben Ordnung, wie man sie hat. Die Beschaffenheit derselben betreffend, so sind einige *natürliche*, andere *conventionelle*. So lässt sich eine Zeichensprache erfinden, die bloss auf conventionellen Zeichen beruht. Bei mehreren heutigen Nationen, z. B. bei den Sicilianern, findet man, dass sie aus natürlichen Zeichen conventionelle machen. In der philosophischen Doctrin folgen dann die einzelnen Regeln, wie man zu Werke gehen muss, um Anderer Gebärden zu errathen. Mit ihr steht die *Dechiffrirkunst* (ars decifricatoria) in Verbindung. Die specielle Hermeneutik wird natürlich viel aus dieser Allgemeinen hernehmen können. Sie beschäftigt sich mit den eigentlichen Zeichen der Sprache und ist in gewisser Rücksicht wieder eine allgemeine, wenn man die Untergattungen derselben in Betrachtung zieht, in denen sich noch speciellere Theorien finden. Das Erklären von Dichtern z. B. wird im Besondern mehrere Grundsätze haben, die in einer ganz speciellen Hermeneutik erklärt werden müssen. Es giebt im Ganzen aber so viele besondere Hermeneutiken, als es besondere Sprachen giebt. So hat man eine hermeneutica orientalis seu hebraica. Wir reden hier von einer solchen speciellen Hermeneutik, die auf Erklärung der alten griechischen und römischen Schriftsteller geht. Der Mangel, den wir hier an Büchern haben, ist kein Vorwurf. Man hat immer eingesehen, dass man hier mit einem System von Regeln nicht weit kommt. Wir müssen uns hier mit Borgen behelfen. Besondere hermeneuticae sacrae giebt es eine ungeheure Menge. Die einzige, die man mit Ehren erwähnen kann, ist Ernesti's. Auf eben die Weise haben auch die Juristen für nöthig gefunden, Hermeneutiken über die Pandecten

zu schreiben, denn es ist eine Hauptsache beim Iuristen, Gesetze zu interpretiren. Was unsere Hermeneutik betrifft, so ist der Hauptbegriff derselben: sie ist die Kunst, grade die nemlichen Ideen oder Empfindungen, die ein Schriftsteller durch Reihen von Ausdrücken uns hat geben wollen, völlig eben so, wie sie in seinem Kopfe waren, d. h. in der nemlichen Stärke, Verbindung etc. wieder zu fassen und uns darüber erklären zu können, oder, das, was wir im Kopfe fassen, durch Worte wieder deutlich machen zu können. Hiezu wird zweierlei erfordert: *verstehen* und *erklären*. *Verstehen* heisst, etwas grade so fassen, wie der Andere es gefasst hat. Dies ist intelligere, und geschieht es mit einer besondern Feinheit, so heisst es subtilitas intelligendi. Zum subtilen, ganz gründlichen Verstehen muss ich den Gedanken völlig so auffassen, wie der Andere. Hiezu aber ist eine blosse Uebersetzung nicht hinreichend. *Erklären* heisst, den einzig wahren Sinn eines Satzes mit seinen Gründen und Beweisen aufstellen. Bei der Erklärung muss man sich oft durch Umschreibung helfen, ja man muss oft Zeichen- und Gebärdensprache hinzunehmen, um den Begriff und die Empfindung Andern deutlich zu machen. Wenn diese Erklärungen vorgetragen werden, so heisst dies explicatio. Bei einem guten Erklärer muss Beides: subtilitas intelligendi und explicatio, zusammen statt finden. Wenn man liest, stellt man oft keine Operation des Erklärens an; man liest oft viele Bogen hinter einander fort, ohne dies zu thun. Eine andere Sache aber ist es, einem Andern etwas deutlich zu machen. Hier muss man zuvörderst von der Bedeutung der Wörter und dem Sinn der Sätze gehörige Begriffe haben. Bedeutung sagt man nur von einzelnen Wörtern; von ganzen Sätzen aber Sinn oder Verstand. So unterscheiden sich im Lateinischen von einander significatio und sensus. Dass Beides sehr verschieden ist, ist offenbar. Bei den Bedeutungen der Wörter hat man sich oft in tiefe Untersuchungen eingelassen über das, was significatio propria und figurata heisst. Sobald man auf die erste Bildung der Sprache Rücksicht nimmt, lässt sich dies leicht erklären. Dies ist aber nicht immer geschehen. Gewöhnlich nimmt man an, die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes sey ohne Bild, propria, und die figürliche Bedeutung sey erst nachher damit verbunden worden. Dies ist aber ganz falsch. Die erste Sprache war ganz voll von Bildern, und viele Wörter, die heut zu Tage propria vocabula zu seyn scheinen, haben ursprünglich eine bildliche Bedeutung gehabt. In allen Sprachen sind aber in spätern Zeiten unendliche Bedeutungen verloren gegangen, und hier hilft keine Etymologie. Unter dem Worte: *eigentliche Bedeutung* kann man sowohl die ursprüngliche, als auch in Absicht auf die gebildete Sprache die herrschende gewöhnliche Bedeutung

verstehen. Wenn nun ursprüngliche Bedeutung eines Worts und propria significatio verschieden sind, so muss für die lexica noch etwas geschehen, was gewöhnlich nicht geschieht; man muss, wo man kann, die alte ursprüngliche Bedeutung herausziehen und dann die herrschende. Doch muss dies alles nach den verschiedenen Zeiten gefasst werden. Es giebt eine Menge uneigentlicher Bedeutungen, die gar keinen rhetorischen Nachdruck haben und sind schon so gebraucht worden, als wenn sie vocabula propria wären. Hier ist keine rhetorische Absicht, sondern blos ein usus loquendi, z. B. mortales schlechtweg für homines. Wir können das in unserer Sprache nicht. Der usus loquendi ist überhaupt dasjenige in der Grammatik, worauf wir in der Sprache die grösste Aufmerksamkeit verwenden müssen. Diesen völlig kennen zu lernen, dazu gehört: 1) man muss aus keinen andern Denkmälern, als aus den Alten selbst ihn kennen lernen, und nicht aus Hülfsmitteln wie Grammatiken. Je mehr wir die Alten studiren, desto tiefer kommen wir in die Sachen. 2) Dieser usus loquendi muss nach Zeiten und Gattungen (der poëtischen und prosaischen) studirt werden. Ein grosser Unterschied ist zwischen der poëtischen und prosaischen Sprache. In neuern Sprachen ist es nicht so, höchstens bei der italienischen. Dies alles muss sehr genau unterschieden werden. Dazu kommen wir auch durch häufige Lectüre, und zwar muss man immer Schriftsteller *einer* Zeit lesen. Um nun das Nemliche, was sich der Schriftsteller bei dem, was er geschrieben, gedacht, darunter zu denken, muss man zuerst den sensus grammaticus aufsuchen, wo der Sinn dem Sprachgebrauche nach in den Worten liegt. Wie weit sich dieser aber erstreckt, kann man aus jedem leichten Exempel einsehen. Mit diesem Wortsinne aber ist es nicht gethan. Es gehören noch andere Umstände dazu, die Gedanken eines Andern völlig zu verstehen, z. B. es fände jemand einen Brief auf der Strasse, der mit sehr deutlichen Worten geschrieben ist, den er aber doch nicht völlig verstehen kann, weil er die nähern Umstände dessen, der den Brief geschrieben oder an den er geschrieben ist, nicht kennt. So hat es auch Bücher gegeben, die vom Anfange bis zu Ende einen sensum grammaticum haben, und die man dessenungeachtet doch nicht verstehen kann. Darum ist der sensus historicus der einzig wahre Sinn, auf den man ausgehen muss, doch nicht so, dass der grammatische dabei vernachlässigt werde. Man versteht darunter den ganzen Umfang von Ideen, der in dem Kopfe des Schreibenden war, den wir verstehen wollen. Durch diesen Sinn werden wir erst in das Gemüth dessen eindringen, der geschrieben hat. Zur Erkenntniss dieses sensus historicus gehört ein grosser Umfang von Geschichtskenntnissen, und der usus loquendi ist dazu nicht hinreichend. Dies aber ist eine

Beschäftigung, die äusserst gelehrt ist. Aus diesem Grunde wird es so schwer aus Religionsschriften dem grossen Haufen mehr herzugeben, als was in einer blossen Moral vorkommt. Dabei ist die erste Hauptregel: versetze dich in den Zustand und in die Ideenfolge dessen, der da schrieb. Beide sensus zusammen machen den wahren hermeneutischen Sinn aus. Uebrigens ist nothwendig, dass jede Stelle nur *einen* Sinn hat. Hier ist aber oft derselbe Fall, wie bei der Philosophie: in mehrern Erklärungen kann der einzige wahre Sinn zerstreut liegen. Man kann freilich oft sagen, dass man bei einer Stelle den wahren Sinn nicht finden kann, weil man nicht alle historischen facta und Umstände kennt. Da kann ich denn den muthmasslichsten Sinn angeben. Das sogenannte: aus dem Context erklären, ist gewöhnlich nichts weiter als ein Rathen. Rathen aber ist nicht Erklären. Dieses ist die Darstellung des einzig wahren Sinnes eines Satzes mit seinen Gründen und Beweisen. Wäre dies nicht, so könnte eine und dieselbe Stelle auf sechserlei Art erklärt werden, und doch ist dies häufig, besonders bei der Bibel, geschehen. Auch bei den schwerern unter den alten Schriftstellern, besonders bei Dichtern, können solche Fälle vorkommen, wo ich den einzig wahren Sinn nicht angeben kann. Dann aber muss ich Gründe angeben, warum das nicht geschehen könne. In jedes Rede wird also ein gewisser Sinn vorausgesetzt. Oft aber kann es Stellen geben, die so verderbt sind, dass ich den Sinn, den der Schriftsteller dabei hatte, gar nicht herausbringen kann. Da tritt denn die praktische Kritik ein. Daher sagt schon Quintilian: emendatio praecedat lectionem. Die praktische Kritik muss der Interpretation vorausgehen. Doch in den mehrsten Fällen ist es nicht der Fall, dass ein Satz keinen Sinn habe, und insofern kann man auch in der Regel annehmen, dass jeder Satz einen wahren Sinn habe.

2) Wenn wir etwas lesen wollen, müssen wir uns von allem Vorurtheil losmachen, d. h. mit gar keinem Wunsche dazu gehen, was wir wohl da finden möchten, sondern uns blos dem Schriftsteller überlassen. Dies ist eine sehr wichtige Regel, zu der eine grosse Nüchternheit des Geistes gehört, die nicht jedermann eigen ist. Derselbe Fall ist beim Anhören einer jeden Rede im gemeinen Leben. Wie machen wir es aber, um uns dem Schriftsteller ganz anzuvertrauen? Zuvörderst müssen wir uns ganz den grammatischen sensus des Verfassers eigen zu machen suchen. Dieser gründet sich auf den usus loquendi, welcher in den allgemeinen, besondern und ganz speciellen abgetheilt wird. Nach dem ersten richten sich alle diejenigen, welche eine und dieselbe Sprache schreiben. Dieser ist am leichtesten zu erlernen; für das Lesen einer besondern Art von Rede aber reicht er nicht hin. Z. B. es kann

jemand deutsch verstehen; er trete aber zu einem, der von der Mineralogie oder so etwas Aehnlichem redet, so wird er ihn nicht verstehen. Der besondere Sprachgebrauch ist der, der in einzelnen Gattungen des Styls der herrschende ist. Diesen müssen wir allemal verstehen, wenn wir uns an Schriftsteller irgend einer Art wenden. In alten Sprachen gehört hieher die verschiedene Diction in der Poësie und Prosa. Wir müssen aber wieder die verschiedenen Arten von Materialien verstehen, worüber geschrieben oder geredet wird. So müssen wir z. E. eine andere Art von Kenntnissen zu den rhetorischen Schriften Cicero's, eine andere Art zu seinen Reden bringen. Dieser besondere Sprachgebrauch ist auch noch auf die Zeit oder die Perioden der Sprache zu beziehen. Der ganz specielle Sprachgebrauch ist der, den einzelne Schriftsteller oder eine ganz besondere Classe von Schriftstellern haben, z. B. wenn ich im Lateinischen das zusammenlese, was in dem komischen Fache geschrieben ist, oder wenn ich mich dem Plautus ganz besonders widme. Hieraus entsteht eine sehr wichtige Regel: der Autor, den wir lesen, ist der vorzüglichste interpres des Sprachgebrauchs. In ihm müssen wir seine Eigenheiten, selbst seine Unarten, wahrzunehmen suchen. Bei dieser Operation zeigt sich das judicium ausserordentlich thätig. Schimm ist es freilich, wenn wir von einem Schriftsteller nur wenig haben; dieser ist in seiner Manier uns auf lange Zeit, vielleicht auf immer dunkel. Ein Dichter, wie Persius, muss natürlich deswegen sehr dunkel seyn, da wir nur sechs Satyren von ihm haben. Glücklich sind wir daher dann, wenn wir einen Schriftsteller haben, der uns viel hinterlassen hat. Wir müssen daher alle Werke eines Schriftstellers hinter einander durchlesen. Doch können wir schon früher einen Blick auf das werfen, was die Kritiker über die Aechtheit einer Schrift gesagt haben; denn wir müssen erst schlechterdings gewiss seyn, dass dies von diesem oder jenem Schriftsteller sey, wenn wir uns mit seinem besondern Sprachgebrauch bekannt machen wollen. Nimmt man nun zuletzt die Schriften, die von andern interpolirt zu seyn scheinen, so müsste man wenig judicium haben, wenn man nicht bald selbst einsehen sollte, was von ihm selbst wirklich geschrieben ist, oder nicht, wenn es uns anfangs auch nur so scheinen sollte. So kommen wir nun schon allmälig in eine Operation der Kritik. Z. B. in Cicero's Werken ist ein und das andere, was nicht von ihm ist, das anfangs bezweifelt, hernach aber für ganz gewiss ihm abgestritten ist. Von der Art ist das Werk de consolatione, das *Sigonius* untergeschoben hat, das freilich sehr ciceronianisch ist, in dem sich aber doch für einen feinen Kenner sehr viele unciceronianische Eigenheiten finden. Anderes haben wir im Cicero, das erst in diesem seculo angegriffen ist

und wo die Kritik viel schwerer ist. Von der Art sind einige Briefe ad Brutum und des Brutus an ihn selbst, einige Reden, z. B. ad quirites post reditum, pro domo, de haruspicum responsis. Markland hat besonders in ein paar Abhandlungen diese ciceronianischen Schriften sehr bezweifelt. Doch möchte diese Untersuchung noch sehr schwer bleiben. Die Briefe an den Brutus sind gewiss nicht von Cicero, sondern von einem, wiewohl nicht viel spätern Rhetor. Wie helfen wir uns bei Autoren, von denen wenig übrig ist? Da müssen wir wenigstens auf den besondern Sprachgebrauch seiner ganzen Periode vorzüglich Rücksicht nehmen. Cicero wird sich z. B. besser aus dem Caesar, als aus dem Plautus, Tacitus besser aus dem Plinius als aus dem Cicero erklären. In Absicht des Tacitus hat besonders Ernesti falsch gedacht und in ihn Ciceronianisches hineinbringen wollen. Im Anfange können also Chrestomathien recht gut seyn; kommen wir aber etwas weiter, so können sie nichts helfen. Dann müssen wir einen Autor hinter einander zehn oder mehrere Male durchlesen, um uns recht in ihn hineinzustudiren. Schlimm ist es freilich, dass wir nicht überall aus allen Perioden viele Schriftsteller haben. Da ist es schwer, in ein bestimmtes Verständniss zu kommen. Wir haben aber eine Art von subsidiis litterarischer Art, die aus alten Zeiten selbst herrühren, wo die Schriftsteller demjenigen näher standen, der uns jetzt Dunkelheit macht. Dazu gehören alle alten Scholiasten. Durch diese lernen wir Dinge kennen, in denen wir sonst nicht weit fortkommen würden. Nächst diesen folgen alle grammatici, die nebenbei Exempel von idiotistischem Sprachgebrauch geben. Dann kommen auch die alten lexicographi, Hermogenes, Etymologicum magnum, die sogenannten Atticisten u. s. w. zu Hülfe. Endlich kommen alte Uebersetzungen und Metaphrasen zu Hülfe. Dergleichen sind ehedem aus dem Griechischen in's Lateinische übersetzt, und ob sie gleich an sich nicht viel werth seyn mögen, so kommen sie uns doch als Hülfsmittel sehr zu statten. Doch muss man sich auf diese Hülfsmittel nicht wie auf Gewährsmänner verlassen. Die alten Uebersetzer, Scholiasten etc. können sich sehr oft selbst geirrt haben. Z. B. Livius ist heut zu Tage oft auf Irrthümern befunden worden, wenn er hin und wieder Stellen aus dem Polybius übersetzt. In einer sonst guten Uebersetzung eines neuern französischen Werks findet sich ein höchst komischer Irrthum. Im Original heisst es: man hätte ein grosses Fest par un jeûne général (durch ein allgemeines Fasten) gefeiert. Der Uebersetzer giebt es: durch einen jungen General. Wollen wir aber den wahren historischen Sinn überall kennen lernen, so sind dazu Geschichtskenntnisse, Alterthumskenntnisse und so genaue andere Kenntnisse nöthig, dass man wünscht, das ganze Alterthum mit seinen kleinsten Umständen

ganz genau zu kennen. Die alten Schriftsteller zusammen spielen auf alle partes antiquitatis an. Wie viel ist nicht z. B. im Plautus, was sich blos auf Umstände bezieht, die ganz aus dem gemeinen Leben genommen sind. Schriftsteller, die populär schreiben, bringen oft Dinge ganz aus dem Gemeinen mit in ihre Schriften. Wir müssen also mit den Sitten und der Verfassung der Nation ganz genau bekannt seyn, wenn wir den Schriftsteller recht verstehen wollen. Wir müssen uns also mit dem Lande in historischer, geographischer, statistischer, physicalischer und psychologischer Rücksicht bekannt machen. Philosophische und wissenschaftliche Schriften sind grösstentheils, doch nicht völlig, davon ausgenommen. Bei diesen darf man so viel antiquarische Kenntnisse nicht besitzen. Die ganze Sachkenntniss des Alterthums war, wie wir oben gesehen haben, dasjenige, worauf das ganze Studium am Ende calculirt ist. Diese wird auch zugleich das Instrument zum Verständnisse der Alten in hermeneutischer Rücksicht. Dasjenige, was auf der einen Seite Zweck ist, wird auf der andern Seite auch bei andern Wissenschaften Instrument. Nur muss man nicht in den Irrthum Mancher verfallen, welche die Hermeneutik und Kritik für den letzten Zweck halten. Es kann jemand die Alterthumskenntnisse sehr gut inne haben, ohne Hand an Hermeneutik und Kritik zu legen. Ein zweiter Irrthum ist, dass man in Hermeneutiken als Materialien die ganze Kenntniss des Alterthums hineinbringt, und man sagte, Litteratur wäre eine Vorkenntniss zur Hermeneutik. Dies ist allerdings auch wahr, nur gehört das nicht unmittelbar in die Hermeneutik. Alle diese antiquarischen, geographischen, historischen etc. Kenntnisse in die Hermeneutik hineinzubringen, wäre höchst lächerlich, da sie einen Theil für sich ausmachen. Dass ein Mensch alle diese speciellen Kenntnisse z. B. medicinische, juridische etc. inne haben sollte, ist unmöglich. Aber einen gewissen orbis doctrinae muss jeder haben. Dazu gehören im allgemeinen Geschichts-, chronologische, geographische, antiquarische und litterarische Kenntnisse. Dann wird es uns leichter werden, in besondere Theile genauer einzudringen. Bedenken wir nun, wie es mit Uebersetzungen der Alten seyn muss, so schliesst sich hier recht der Gesichtspunkt auf, in welchem sie für uns brauchbar werden könnten. Wer diese oben genannten Kenntnisse nicht inne hat, kann auch die besten Uebersetzungen so wenig, als das Original, verstehen. Diejenigen können auf einen allgemeinen und nützlichen Gebrauch auslaufen, welche Schriftsteller übersetzen, die nicht sehr auf vaterländische Gebräuche anspielen, oder es müssten historische Schriftsteller seyn, die sich selbst weitläuftig erklären. Ueber den Gebrauch der Uebersetzungen ist nachzusehen *Bauer's* Lobschrift auf *Reiz*.

5) Auf Praxis muss hier Alles ankommen. Diese muss aber grade wie bei mechanischen Künsten seyn. Man muss nicht eher selbst anfangen, bevor man nicht lange auf Andere gesehen hat. Der Lehrer muss im Anfange immer so zu Werke gehen, dass er Alles vormacht. Viertelstundenweise muss er es vormachen und dann gleich nachmachen lassen. Hiernach wäre das erste Mittel, erklären zu lernen: einem guten Erklärer lange aufmerksam zuzuhören. Diese Art Praxis muss lange vorausgehen, ehe man selbst eine Probe im eigenen Erklären machen kann. Fängt man dies nun an, so muss das Erste seyn, ein leichtes Stück schriftlich erklären. Dies mag der Lehrer beurtheilen, oder man kann es so einrichten, dass jeder Schüler, der schriftliche Erklärungen vorausgemacht hat, dann beim Erklären des Lehrers die seinigen verbessert. Der Lehrer muss aber die Gründe der Erklärung philosophisch genau angeben. Ohne dieses muss er keinen Schritt gehen. Ist auch dies eine Zeitlang geschehen, so kann man sich an gelehrte Commentare vorzüglicher Schriftsteller wenden. Im Anfange ist es gut, sich gleich zum Commentar und dann nach einiger Zeit sich zur schriftlichen Erklärung zu wenden. Späterhin kann es umgekehrt geschehen. Es giebt aber unter den Commentatoren leider wenige, die so ganz die Stelle eines mündlichen Erklärers ersetzen könnten, und von dieser Seite lassen sich wenige Commentare empfehlen. Mehrere sind nur für den Gelehrten brauchbar. Ehedem schrieben einige Gelehrte Commentare, die mündlich erklärt worden. Man nennt sie familiares expositiones oder enarrationes. Dergleichen haben wir von Muretus. Auch finden wir nicht Commentare, wo auf das Ganze immer Rücksicht genommen wäre; doch hin und wieder bei Muretus. Nächst diesem kann ich keinen so empfehlen, wie *Paulus Manutius* über die Briefe und Reden Cicero's. Zudem ist sein Vortrag fast eben so gut, wie der des Cicero selbst. Solcher Commentare hat man noch eine ganze Anzahl, aber doch lange nicht so viel, als man gelehrte hat; einige, besonders von den neuern, beziehen sich fast blos auf Kritik. Darum entspringt die Nothwendigkeit, beides, Kritik und Hermeneutik immer mit einander zu verbinden.

6.

Hülfsbücher zur Erleichterung der praktischen Erklärung.

a.

Für das Lateinische.

Da Cicero der Schriftsteller ist, mit dem man sich bald bekannt machen muss, so ist ausser den Commentaren des Ma-

nutius die Ausgabe de officiis von Graevius cum notis variorum und nächst dieser die von *Heusinger* zu empfehlen. Vorzüglich verdient der Brutus des Cicero gelesen zu werden; er enthält eine Litteratur der griechischen und römischen Redner. *Corradi's* Commentar in fol. dazu ist sehr gut geschrieben. Einen Auszug daraus hat Wetzel in einer besondern Ausgabe des Brutus gemacht. Von demselben hat man auch eine deutsche Bearbeitung: erklärende Anmerkungen zu Cicero's Brutus, Braunschweig 1796. Hat man nur einige solcher Schriften gelesen, so ist man schon ziemlich mit der Art solcher Commentare bekannt. Ferner ist in Rücksicht auf die Erklärungskunst zu empfehlen: Cortii Sallustius, Cornelius Nepos cum notis J. G. Bosii, Staveren und Heusinger. Will man sich länger bei ihm aufhalten, so muss man auch den grossen Commentar von Lambinus benutzen. Gut sind auch die Handausgaben von Jth und Tzschucke. Julius Caesar von Oudendorp, womit die Ausgabe von Morus kann verglichen werden. Von Ernesti ist ausser seinem Suetonius fast nichts mit Sicherheit für das Erklären zu rathen. Für den Suetonius muss Oudendorp's Ausgabe benutzt werden. Zum Livius haben wir noch nicht viele erklärende Ausgaben. Die von Stroth angefangene thut noch wenig Genüge. Unter allen Interpreten des Livius kann man sich am besten an Duker halten. Auch in J. F. Gronovii Noten steht manches Gute, doch grösstentheils nur für Kritik. Vom ältern Plinius rathe ich einen Auszug zu lesen, auch seiner besondern, doch nicht gemeinen Sprache wegen. Man hat eine solche Sammlung von Gesner. Aus seinen Noten lernt man eine Menge allgemeiner Kenntnisse für das Studium des Alterthums. Will man auch einen von den spätern Schriftstellern kennen lernen, so muss man sich an die Scriptores rei augustae, Apulejus und Ammianus Marcellinus wagen. Zum Apulejus haben wir viele Commentatoren. Es ist am besten, mit seinen Metamorphosen anzufangen, mit dem goldenen Esel. Er ist der einzige lateinische Romanschreiber aus dem Alterthum, der mit vieler Laune schrieb. Man hat von ihm eine sehr gute Uebersetzung von Rhode. Unter den Commentatoren des Apulejus ist zu merken Oudendorp. Von seiner Ausgabe ist aber nur erst der erste Band nach seinem Tode herausgekommen mit einer Vorrede von Ruhnkenius. Die Scriptores rei augustae hat man mit zwei trefflichen Commentaren von Casaubonus und Salmasius. In einigen Ausgaben hat man beide verbunden. Ammianus Marcellinus ist von Valesius mit Noten herausgegeben. Eine gute Uebersetzung davon hat man von Wagner.

Hinsichtlich der lateinischen Dichter fange man nicht eher mit ihnen an, als bis man in der Erklärung der Prosaisten fest ist. Man thut wohl, wenn man mit Phaedrus anfängt, be-

sonders mit der Ausgabe von Burmann. Ferner ist es gut, sich beim Horatius aufzuhalten. Lambinus ist ein sehr guter commentator desselben. Dann ist der Commentar des Torrentius zu brauchen, und wenn man weiter ist, der von Bentley, der sehr des judicium schärft. Auch die *Daciersche* Ausgabe mit den Sanadonschen Noten ist gut zu benutzen. Doch sind im Horaz noch viele Stellen übrig, die einen ganz neuen Erklärer bedürfen. Diese Stellen muss man selbst aufzufinden suchen. Grade so muss man es auch beim Virgil machen. Die Ausgabe von de la Cerda ist ein Schatz von Sach- und Sprachkenntnissen. Die Ausgabe ist in 3 fol. In der Burmannschen Ausgabe in vier Quartbänden sind viele andere Commentatoren benutzt. Unter andern lateinischen Dichtern sind noch gut bearbeitet: Claudianus von Gesner, Silius Italicus von Ruperti. Für den Persius hat man einen Hauptcommentar. Das sind Casauboni Noten, welche Scaliger als ein divinum opus bewundert. Brauchbar sind die einleitenden Noten von Lenz zum Ovid. cf. die Encyclopädie der lateinischen Classiker, Braunschweig.

b.

Für das Griechische.

Bei der Prose ist es gut, solche Autoren zu lesen, die durch sich eine Wichtigkeit haben. Dies müssen Herodot, Lucian, Xenophon und Aelian, besonders der Noten wegen, die man darüber hat, bald zu Anfange seyn. Zum Herodot hat man die vortrefflichen Noten von Wesseling und Valckenaer. Die Uebersetzung von Larcher ist recht gut. Der Lucian ist deswegen gut, weil man sich durch ihn in das Erklären einweihen kann durch die trefflichen Noten von Tiberius Hemsterhuis. Die Zweibrücker haben ihn in 8. abdrucken lassen. Hemsterhuis Noten gehen aber nicht weit. Aelian hat zwar wenig eigne Verdienste, aber der Commentar von Perizonius über die var. hist. ist sehr gut. Ueber Xenophon haben wir freilich noch wenig, am meisten noch über die memorabilia Socratis. Die vollständigste Ausgabe derselben ist von Zeune und Schneider. Erklärende Anmerkungen von Hindenburg in Leipzig. Will man weiter gehen, so giebt's noch eine Menge guter Schriftsteller mit trefflichen Commentaren, als Chariton's Roman von d' Orville. Es ist darin eine Last von Sprachanmerkungen. Chariton fand sich erst vor 30 Jahren in Italien im MS. Ein schätzbares Buch für den Anfänger ist Plutarchus de sera numinis vindicta von Wyttenbach edirt. Diodorus von Wesseling.

Bei den griechischen Dichtern fehlt es uns noch an ausführlichen Commentaren. Zu den Tragikern hat man manche

Commentare gemacht. Besonders hat man einige von Hoepfner, an denen aber nicht viel ist. Von Markland haben wir die Supplices Euripidis mit guten Anmerkungen; von Valckenaer vorzüglich die phoenissae Euripidis. Callimachus muss besonders wegen des Commentars von Spanheim studirt werden. Für den Dichter selbst aber reicht dieser Commentar nicht völlig zu. Ueber den Theocritus haben wir auch mancherlei Gutes, doch noch nichts Vollständiges. Endlich Valckenaer's Anmerkungen zu den Adoniazusen, welche *Voss* in's Deutsche übersetzt hat unter dem Titel: das Adonisfest.

C.

Kritik.

1.

Schriften über Kritik.

Die frühern Philologen fingen an, Abhandlungen über die Kritik zu schreiben; allein sie gingen von Kinderfragen aus. Man merkte bald, dass man dergleichen unter Regeln bringen könnte. Von der emendirenden Kritik ging die neuere und auch die Kritik im Alterthume aus und man ging weiter, bis sie durch *Bentley* einen andern Schwung gethan. Diesen, obgleich er nichts über Theorie geschrieben, kann man als Epoche annehmen. Die zur Kritik gehörigen Bücher sind folgende:

Franzisci Robortelli de arte corrigendi antiquos libros, in *Gruteri* lampas und in *Graevii* thesaurus criticus tom. 2, worin viele Schriften über Kritik enthalten sind. Robortellus gab sich blos mit der critica emendatrix ab.

Joseph Scaliger de arte critica diatribe, Leiden 1619, tiefer eindringend und mit Genauigkeit.

Wilhelm Canter de ratione emendandi graec. auctt. syntagma, Antwerpen 1571, auch hinter seinen novae lectiones, welche kritische Emendationen sind, und hinter der grossen Ausgabe des rhetor Aristides. Canter ist bei den tragischen Schriftstellern ein glücklicher criticus.

Caspar Scioppius de arte critica, praecipue de ejus altera parte emendatrice, Amsterdam 1697, geht auf's Lateinische. Gut aufgelegt Leiden 1778. 8.

Heumann, von dem die schlechten Noten über das N. T., commentatio de arte critica, Jena 1712, vermehrt mit Robortelli's Tractat, Altdorf 1747, sub tit.: parerga critica. Ein unglücklicher Criticus, aber guter Theorist. Seine Abhandlung ist gar nicht schlecht.

Morel élémens de critique ou récherches des differens causes altern., Paris 1766. 8. Die Ausführung, nicht ganz schlecht,

geht blos auf's Lateinische und vorzüglich auf Kirchenväter. Nett und deutlich sind die Regeln; was auf die Verwechselung der lateinischen Buchstaben geht, ist gut. Er hat die sonderbare Manier, zu Exempeln die Kirchenväter zu wählen.

Eine diplomatische Einleitung in die Schriftzüge, durch alle Jahrhunderte, fehlt in allen diesen Büchern. Dazu muss eine Aufstellung von Mustern der Schriftzüge gegeben werden.

Beattie's Aufsatz, der eingerückt ist in's museum helveticum, enthält viele Querideen. Im tom. 4. parte 5. kommt kein übler Entwurf vor, wie man im Griechischen Corruptelen bemerken und emendiren soll.

Henrici Valesii lib. 2. de arte critica, hinter seinen emendationes, edirt von *Peter Burmann*, Amsterdam 1740. 4., ist nützlich zur Geschichte der Kritik; doch etwas Vollständiges haben wir nicht.

Immanuel Walch de arte critica romana, 2te Aufl. Jena 1771, über die Historie der Kritik bei Griechen und Lateinern, giebt manche gute Ideen.

Zur Geschichte der Kritik dienen meine prolegomena zum Homer, wo Alles zusammengedrängt ist. *Mabillon* de re diplomatica 6 l. Paris 1681. Besser ist der Benedictiner *Toustain* und *Jassin* nouv. traité de diplomatique, Paris 1750. 9 voll. 4.

Montfaucon palaeographia graeca, Paris 1708, dient zur Art und Weise wie die Schriftzüge gebildet wurden, ist aber ein blos grober Entwurf mit Fehlern. Hin und wieder giebt's bessere Ideen in *Villoison's* anecdotis graecis tom. 2.

Trombelli (italienisch geschriebene) Kunst, das Alter der codd. lat. et ital. zu erkennen und zu entscheiden, Bologna 1778. 4.

Gatterer de methodo aetatis codicum definiendi in den commentationibus Gottingensibus tom. 8., für den Anfänger nützlich und befriedigend.

Daniel Heinsius de arte, progressu et usu critices in prolegom. ad Aristarch. sac. 1639.

Henrici Stephani dissertatio de criticis veteribus graecis et latinis, Paris 1587. 4., ein seltenes Buch.

Hermann Hugo de prima scribendi origine mit Anmerkungen von *Trotz*, Traj. ad Rhen. 1738. 8.

Clericus de arte critica, Leiden 1778, ein sehr gutes Buch, das feine Sprachbemerkungen enthält. Man kann viel Nützliches daraus lernen, obgleich er in praxi ein trauriger criticus war.

In Rücksicht auf das N. T. muss man sich an *Griesbachii* prolegomena zu demselben halten. Hinsichtlich des A. T. ist Vieles zerstreut in den Schriften von Kennicott und Eichhorn.

2.

Begriff der Kritik.

Die *Kritik* ist eine Wissenschaft für sich, die man viel umständlicher behandeln muss, als die vorige. Sie schliesst einen guten Theil der Erklärungskunst in sich. Hier sondern wir sie von ihr ab, was praktisch nicht wohl möglich ist. Einleitungen in sie sind schon angeführt. An *Clerici* ars critica und an *Harris* Grundsätze der philosophischen Kritik, übersetzt von *Jenisch*, muss man sich zuerst halten. Man lernt viel Gutes aus ihnen, wenn auch nichts Vollständiges. *Harris* Buch ist angenehm zu lesen, doch enthält es nicht, was man verlangt. Gut darin sind die allgemeinen Ideen über das Ganze und über die Operation.

Kritik ist ein allgemeines Wort, und daher sprechen wir hier von der philologischen; denn jede Wissenschaft hat ihre Kritik, d. i. denjenigen Theil, worin ihre allgemeinen Gründe geprüft werden. Insonderheit ist in England der Sprachgebrauch herrschend, dass man darunter die höhere philosophische Kenntniss der Aesthetik versteht. So wie es mit der Erklärungskunst ist, dass sie, eine philosophische Wissenschaft, auf unsern Zweck angewandt, philologisch ist, so muss man es auch mit der Kritik machen. Diese kann als Basis dieser Kenntniss unter sich begreifen die philosophische Einsicht in die Sachen, von denen die Autoren handeln. Diese könnte man *Realkritik* nennen, d. h. Kritik über die Sachen. Diese fasst unter sich die *historische* und die *grammatische*. Das Ganze hat also zwei Theile, die sich leicht darbieten, woraus sich der Begriff der ganzen Kunst ergiebt. Der eine enthält diejenigen Regeln, wonach man Aechtheit, Alter und die Verfasser von den Schriften des Alterthums erforscht. Dieser Theil gehört zur historischen. Der zweite enthält die Grundsätze, wonach man die Richtigkeit der Texte in den Worten, theils im Ganzen, theils auch in einzelnen Stellen beurtheilt, prüfen und wiederherstellen lernt, wo es möglich ist. Der erste war historischer Art und wird auch die *historische Kritik* genannt. Doch ist dieser Name zu weitläuftig; denn historische Kritik ist auch die Kritik, wie ich facta der Geschichte untersuchen soll; viele Regeln sind aus ihr entlehnt. Man nennt sie auch die *höhere Kritik* und den zweiten Theil die *Wortkritik*, um ihn zu depriminiren. Aber man sieht nicht darauf, dass man Worte als solche betrachtet und dass bei

ihnen Untersuchungen von Sachen vorkommen. Oft ist das Verbessern von Worten schwerer, als die Untersuchungen über Alter etc. Ja es gehört mehr Scharfsinn dazu, als zur Beurtheilung der allgemeinen Dinge. Besser scheint der Ausdruck: critica emendatrix zu seyn; doch ist er nicht passend; man sagt dabei, die Beurtheilung der falschen Lesarten müsste mit Verbesserung verbunden seyn. Oft ist es nicht überall möglich. Dann ist auch die Möglichkeit subjectivisch sehr verschieden, da glücklicher Blick und Zufall wirken kann, in einer Stelle das Wahre zu treffen, da man beim Ersten nicht von solchen Zufälligkeiten abhängt. Dazu kommt, dass nicht alle corrupta loca verbessert werden können. Dies darf der Kunst nicht zum Nachtheil gereichen; denn sie hat das Ihrige gethan, wenn sie gezeigt hat, hier ist man nicht im Stande, auf das Wahre zu kommen. Die erste kann man die *historisch-philologische* und die zweite die *philologische* nennen. Dies die besten Ausdrücke dafür.

Anmerkung.

Der Ausdruck Kritik kommt von κρίνειν her und ist sehr unbestimmt. Es scheint Beurtheilungskunst zu heissen. Ohne Beurtheilung aber kann nichts geschehen, es muss Alles beurtheilt werden. Ein kritisches Lesen scheint zuvörderst ein solches zu seyn, wo ich beurtheile, was in einem Buche Gutes, Schönes oder Schlechtes sey. Es ist dann so viel als Aesthetik. Daher laufen *Pope's* essay on criticism und *Home's* elements of criticism nur auf Aesthetik hinaus. Nachher hat man den Ausdruck in die Philosophie getragen, um die ersten Principien aller Erkenntniss anzuzeigen. Ob der Ausdruck hier gut sey, mag ich nicht bestimmen; wenigstens beruht er nicht auf dem Sprachgebrauch. Bei historischen Gegenständen ist Kritik vorzüglich anwendbar. Ich muss untersuchen, ob ein factum nicht nur wahrscheinlich, sondern auch, ob es wahr sei. Dies ist die *historische* Kritik, und an diese schliesst sich die philologische, von der hier vorzüglich die Rede ist. Diese frägt immer: ist der Text richtig? ist er von dem Autor, der angegeben wird? Die historische Kritik bezieht sich auf das ganze Geschichtsstudium und gehört in die historische Encyclopädie. Ein Theil von dieser ist die philologische, und daher kann man sich mit dieser allein behelfen. Wenn wir aber bedenken, dass die Monumente verschiedener Art sind, so sieht man bald, nicht blos Schriften machen eine Kritik nöthig, sondern auch die Werke der Kunst, die wir aus dem Alterthume haben. Der zweite Theil scheint hier nicht recht anwendbar, aber es ist auch hier wieder eine besondere eigene Aehnlichkeit. Was ihr Umfang und ihr Ganzes ist, ist

hier das, was bei Schriftstellern der Text ist. Hier ist wieder der Fall, dass wir bei einzelnen Kunstwerken Stücke angesetzt finden, die nicht aus dem alten Griechenland und Rom, sondern von neuern Künstlern sind. Das Wiederherstellen fällt hier freilich weg. Doch hat man wirklich bei Kunstwerken dasselbe gethan, was man bei Schriften thut, man hat fehlende Stücke ergänzt. Wenn wir also beide Arten Monumente zusammenstellen, so sieht man, im ganzen Studium des Alterthums braucht man nur zwei Arten der Kritik; doch ist die philologische immer die vorzüglichste, da die Schriftsteller doch selbst vorzüglich sind. Die andere würde man *archäologische* Kritik nennen können. Die philologische giebt sich mit schriftlichen Monumenten ab; die archäologische oder Kunstkritik mit Kunstwerken. Manchmal braucht man das Wort noch auf besondere Art. Man sagt bisweilen *Wortkritik*. Einige brauchen das Wort sogar erniedrigend, Andere ziehn es auf die ganze philologische Kritik. Man könnte auch *Sprachkritik* sagen. Auf die historische Kritik aber kann man den Ausdruck Wortkritik nicht anwenden. Selbst Philologen brauchen den Ausdruck Kritik bisweilen in einem so weiten Sinne, dass sie die ganze Alterthumswissenschaft darunter begreifen und dies nicht mit völligem Ungrunde, da die Kritik die Basis des ganzen Alterthumsstudiums ist. Unsere Alten sind die Basis von Grammatik und Lexicologie. Sind die Alten aber nicht gehörig kritisch untersucht, so sieht es mit Grammatik und Lexicologie schlimm aus. Die Kritik sichert die Wege, und doch kann man mit der Kritik nicht eher fertig werden, als bis man mit den übrigen Theilen des Alterthumsstudiums fertig ist. Viele Gelehrte haben hiernach alle Beurtheilung, sowohl ästhetische, als Sprachbeurtheilung unter den allgemeinen Namen Kritik zusammengefasst. So hat ihn auch Ruhnkenius genommen; vid. ejusd. elogium Hemsterhusii.

3.

Nothwendigkeit der Kritik.

Was die Nothwendigkeit dieser Kunst betrifft, so fällt sie in die Augen, weil alle Monumente mehr oder weniger beschädigt und verderbt sind durch viele Zufälle. Einige Verderbnisse sind allgemein und gehen alle Monumente an, die schriftlichen und Kunstmonumente. Diese rühren her vom hohen Alter und den damit verbundenen Widerwärtigkeiten, z. B. wenn ganze Theile verloren gingen, vielleicht weil die Werke zu weitläuftig waren. Da kann die Kritik nicht wiederherstellen. Manche Werke haben dadurch, dass sie an Orten lagen, wo Feuchtigkeit war, Veränderungen erlitten, wodurch ganze

Zeilen verloschen sind; an manchen haben Würmer gefressen. Oft waren die codices auch schwer zu lesen. Bei den Autoren wirkte, sie zu verderben, das Abschreiben. Schon Cicero klagte darüber, und das konnte nicht fehlen, weil Manche Heerden von Sklaven hatten, welche abschrieben, wie Atticus. Späterhin wurde es schlimmer, in den seculis des Mittelalters und vom 13ten seculo an vorzüglich. Früher gab's Klöster, wo man mit Sorgfalt schrieb; doch war dies allgemein, dass codices pro poena geschrieben wurden und dass man blos auf die Zeilenanzahl sah, denn diese wurde nachgezählt. Hatte man etwas falsch geschrieben, so wurde es nicht corrigirt. Ausser diesem kam hinzu, dass viele nasuti ihre Weisheit in die Autoren hineinbrachten und dass sie Randglossen mit hineinschrieben. Ferner, sie waren so naseweis, dass, wenn sie auch etwas nicht verstunden, es verbesserten. Dazu kamen impostores, welche die Texte nach Absichten, nach bösen und frommen, verderbten und es mit den classischen Schriftstellern so machten, wie es mit der Bibel geschah. Man corrigirte oft aus einer frommen Betrügerei. Ein Bischoff im 11ten seculo, Lanfrancus, versichert dies selbst von sich. Doch geschah dieses mehrentheils nur mit heiligen theologischen Büchern. Dazu kam die Nachlässigkeit und der Verdruss der meisten Abschreiber. Diese letztern Ursachen haben am meisten gewirkt, dass die Stellen verderbt sind. Bei den erstern Verderbnissen kann die Kritik weniger thun; bei den letztern ist etwas zu thun, zumal da, wo man die Fehler einzelner MSS. durch Vergleichung mehrerer entdecken kann. Das Resultat ist: sobald die Schriftsteller interessant sind, müssen wir sie ihrer wahren Gestalt nahe zu bringen suchen. Die Kritik ist die Basis der ganzen Alterthumswissenschaft; man kann auch nicht eher erklären, als bis man verbessert hat. Praktisch muss sie der Hermeneutik vorausgehen, obgleich sie in der Theorie ihr folgt. Die Grammatik kann nicht richtig seyn, wenn sie nicht von der Kritik berichtigt ist. Es gab eine Menge Ausdrücke in den lexicis, die man nachher als falsch fand. So hatte man ehemals in Cic. ep. ad Atticum 11, 2. multissimus, welches Wort Petrus Bembus oft braucht, und coaevus (ein barbarisches Wort), wo jetzt coquus an seiner Stelle steht. Eben so fallen Regeln der Grammatik weg, wenn die Exempel ausgemärzt sind. Wenn die Autoren uns die Quellen sind von allen Arten historischer Kenntnisse, so müssen diese Quellen gesäubert seyn, sonst ziehen wir daraus falsche Nachrichten. Es ist keine einzige Doctrin, bei der nicht die Kritik zum Grunde läge. Hieraus sieht man, was für eine sehr wichtige Kunst die Kritik ist.

4.
Nutzen der Kritik.

Die Nützlichkeit der Kritik ist einleuchtend. Nichts bildet den Kopf mehr, als Abwägung von Wahrscheinlichkeiten. Die Abwägung muss auf die Grade gehen, wie sich die Wahrscheinlichkeiten gegen einander verhalten. In nichts giebt es so viel Gelegenheit, dies zu üben, als hier. Doch muss man sich unter Wahrscheinlichkeiten nicht Möglichkeiten denken, die niedriger sind. Das Prüfen bildet die Köpfe aus. Vorwürfe, welche man ihr macht, laufen auf Fehler, welche die Gelehrten selbst verdarben, d. i. persönliche Fehler, oder sie laufen auf falsche Grundsätze hinaus, dass die Beschäftigung mit kleinlichen Dingen selbst kleinlich sey. Durch die Sache selbst kann man sie am besten widerlegen, wenn man an die Arithmetik erinnert. Die Realkritik läuft auf tiefe Raisonnements hinaus. Auch durch Autoritäten kann man sie widerlegen. Unter die Liebhaber der Kritik gehört *Leibnitz*, cf. das erste Buch seiner nova sylloge epistolarum varii argumenti, Nürnberg 1760, welches ein nützliches Buch ist. Gesetzt auch, der Vortheil wäre nicht einmal so gross, so würde die Nothwendigkeit allein schon entscheiden. Man kann sagen: ich will blos die Bemühungen Anderer benutzen; allein man ist dann gezwungen, sich auf Andrer Einsichten zu verlassen; ich bin dann nicht im Stande, selbst ein Urtheil zu haben.

5.
Geschichte der Kritik.

Bedenkt man, dass das Alterthum selbst früh schon Schriften hatte, welche durch Abschreiber verderbt waren, so sieht man, auch die Alten hatten schon diese Kunst. Das erste Original, das man αὐτόγραφον nennt, konnte selten mit solcher Genauigkeit geschrieben seyn, dass sich gar keine Fehler eingeschlichen hätten. Nun folgten ἀντίγραφα. Man nahm Abschriften davon, und sobald in Griechenland und Rom Buchhandlungen aufkamen, so brachte das es mit sich, dass ein solcher bibliopola sich eine Menge Leute hielt, welche abschrieben. Daher gab es schon in den alten Buchläden verderbte Exemplare; cf. Clericus de arte critica 3., pag. 18. Die alten Griechen betrachteten diese Wissenschaft blos praktisch. Man verbesserte stets Bücher und stellte Untersuchungen an über Aechtheit und Unächtheit. Im Ganzen aber verfuhr man nicht mit Sorgfalt. Wo man es am meisten that, war bei den alten Dichtern, besonders bei Homer, woher die vielen notae criticae. Mit diesen suchte man das Schöne in

den Stellen zu bezeichnen, oder das Corrupte oder Verdächtige. Das Letztere wurde mit dem obolus, dem Zeichen der Verdächtigkeit, das Schöne mit dem asteriscus bezeichnet. cf. *Herrmann Hugo* de prima scribendi origine mit Anmerkungen von *Trotz*, historia critica Homeri von Küster, Bibliothek der alten Litteratur und Kunst, 1stes Stück, und Villoison's Homer. Was die Römer gethan, ist Repetition der Griechen.

Die Kritik entstund zuerst bei den Werken, welche sich durch Tradition fortgepflanzt hatten. Dahin gehören die ältesten Barden, hauptsächlich Homer. Als diese nachher geschrieben wurden, brachte man eine Menge Varietäten hinein. Und so sahen sich die alexandrinischen Gelehrten genöthigt, ihre Zuflucht zur Kritik zu nehmen. Schon im Zeitalter des Sokrates entstand eine Untersuchung der wahrscheinlich richtigen Lesart, durch Vergleichung mehrerer Handschriften. Nachher wurde die Kunst noch durch die Untersuchung der Charaktere, in Ansehung der Aechtheit und des Alters, ausgedehnt. Man fing damals schon an, kleine Büchersammlungen anzulegen. Aristoteles hatte eine ziemliche Büchersammlung. Nachher dachten besonders die Könige darauf. Man legte zu Alexandrien und Pergamum Büchersammlungen an. Bei vielen Leuten entstund nun die Begierde, sich auf eine wohlfeile Art Geld zu machen. Man brachte schlechte Bücher zum Verkauf, bei denen man blos die Titel änderte, um ihnen einen Anstrich von hohem Alter zu geben. Nun mussten die Bibliothekare, ein Eratosthenes und Andere, darauf denken, die Aechtheit und den Werth eines solchen Buch's zu untersuchen. Und auf diese Art ging die Kritik einen sehr natürlichen Gang. Auf der andern Seite konnte nun auch die sogenannte eigentliche Sprachkritik erst rechte Nahrung bekommen. In der alexandrinischen Bibliothek fanden sich z. B. vom Homer 20 bis 30 codices. Sehr natürlich kam man darauf, diese codices mit einander zu vergleichen, um so herauszubringen, wie wohl Homers eigentliche Lesarten möchten gewesen seyn. Ueberhaupt war Homer das Hauptwerk, welches die Grammatiker damals vorzüglich beschäftigte. Die alexandrinischen Grammatiker wurden damals immer wichtiger, als die zu Pergamum. Am meisten unter diesen zeichnen sich drei nach einander aufgetretene Grammatiker aus: Zenodotus, Aristophanes byzantinus und dessen Schüler Aristarchus, der alle vorhergehenden übertrifft. Zu eben der Zeit lebte zu Pergamum ein Stoiker, Crates. Von diesem wurden die ersten grammatischen Kenntnisse zu den Römern gebracht. cf. Suetonius de illustr. grammat. Seit der Zeit verbreitete man sich immer philosophischer über Theorie der Grammatik. *Demetrius Thrax* ist der einzige, der eine umständliche Gramma-

tik geschrieben. Unter den ersten Kaisern zeichneten sich Grammatiker besonders durch Eklektik aus. Die Schriften über Kritik handeln bald über diesen, bald über jenen Gesichtspunkt. Von Seiten der Geschichte ist keine Wissenschaft interessanter, als diese. Für den Anfang ist *Walch* de arte critica romana. Dann kann man sich an die Kenntniss der homerischen Kritik machen. Schon aus einigen Büchern, besonders denen von Valesius und Maussacus zieht man hinlängliche Belehrung über diese Sache. Man sieht, von welchen tenuibus initiis diese Kunst ausging. Will Jemand tiefer eindringen, so muss er sich mit der Geschichte der *Masoreten-Manuscripte* beschäftigen, die aber viel später aufkamen, als die griechische Kritik. Doch ist viel Aehnlichkeit mit dem griechischen Anfange der Kritik. So viel ist klar, sie sind lange nicht so kühn, wie die griechischen Gelehrten. Dennoch darf man nicht denken, dass wir das alte Testament in seiner ursprünglichen Gestalt haben. Eine Vergleichung zwischen der griechischen und hebräischen Kritik ist noch nicht angestellt.

Vergleichen wir die Männer, die in der Kritik in neuern Zeiten etwas geleistet haben, mit den Alten, so verschwinden diese gewaltig. Hin und wieder können wir aus den altgriechischen criticis wohl etwas brauchen, aber sehr eklektisch. Wir müssen also aus dem, was wir übrig haben, heraussuchen, so viel wir können, um, so viel als möglich, ein Ganzes daraus zu machen. Es kommt hier aber vorzüglich darauf an, ob die Schriftsteller, deren Werke wir haben, anfangs selbst aufgeschrieben oder nicht, ob sie sich durch Tradition fortgepflanzt haben.

Um sich in der Kritik zu einer gewissen Empfindung zu bilden, muss man sich, ausser dem mündlichen Vortrage, mit den kritischen Commentaren beschäftigen.

6.

Die philologische oder Wortkritik.

Es ist am natürlichsten, den Theil hier vorauszuschicken, der sich mit der Emendation beschäftigt. Der andere erfordert, dass wir diesen in der Praxis schon gelernt und betrieben haben. Die gewöhnliche Unterscheidung, dass man diesen *Wortkritik* nennt, kann man einmal gelten lassen. Diese *critica emendatrix* liegt bei der historischen zum Grunde. Bei ihr muss man so zu Werke gehen, dass man voraussetzt, Alles, was ein Schriftsteller geschrieben, muss wie eine Thatsache betrachtet und also auch so untersucht werden. Die Art und Weise ist die, dass man zuerst Zeugen verhört. Die Beschaffenheiten derselben sind bekannt. cf. *Wyttenbach's* praecepta

philosophiae logicae, Halae 1794. Es versteht sich, dass nicht Jeder, der sich zum Zeugen aufwirft, Gültigkeit hat. Diese aber muss erst geprüft werden. Ist dies geschehen und wir haben an auffallenden Exempeln seine Wahrheit erkannt, so müssen wir ihm Glauben beimessen. Es ist möglich, dass die Zeugen sich widersprechen, und dass sie oft die Wahrheit nur halb sagen. Im ersten Falle müssen wir sie vergleichen, im zweiten müssen wir suppliren. Trifft ein solcher Fall, wo ein einziger Zeuge nur aufzubringen möglich ist und dazu ein unsicherer, so lässt sich die Wahrheit nicht ausmitteln und Vermuthung hat da nicht Platz; denn Alles kann die Vermuthung nicht thun, sondern nur hie und da den Aussagen nachhelfen. Dies angewandt auf den Text eines Autors, so sieht man, dass, wenn kein Zeuge da ist, wir auch nichts von der Sache wissen. Der testis ist ein codex, und bei den alten Schriftstellern sind die MSS. die Zeugen dessen, was sie geschrieben. Je mehr Zeugen man bei einer Sache befragen kann, desto heller wird das factum. Je mehr MSS. wir haben, desto heller wird das, was die Autoren geschrieben. Aber die Zeugen müssen sich nicht verabredet haben. Sind sie unabhängige Zeugen, d. h. solche, welche die Wahrheit sagen konnten und wollten, so wird das factum, d. h. der Text, eine grössere Richtigkeit erhalten können. Die Beurtheilung einer Lesart muss sich gründen auf die Vergleichung der MSS. Daher haben oft sehr alte Ausgaben, die den codex ganz liefern, wie er ist, eine Stimme. Durch MSS. sind die Alten fortgepflanzt bis auf die Zeit der Buchdruckerei. Hier muss man nicht erschrecken und glauben, es wird kaum möglich seyn, dass nicht viele Fehler in sie geflossen, dass also die ursprüngliche Lesart unmöglich seyn möchte. Allein die Zeit selbst verdirbt nichts, sondern gewisse Umstände, die oft mit ihr verbunden, oft auch nicht sind. Die Aufhebung eines codex ein paar secula hindurch, ist gar nichts Schweres. Die codices lassen zu leichte Verschlimmerungsmittel zu, und selten kommen wir bis in's dritte seculum nach Christus. Allein uns kommt es nicht auf's Original an, sondern nur auf die genaue Abschrift des Abschreibers. Dass die MSS. wirklich auf verschiedene Arten sind geschrieben worden, ist ausgemacht. Gewisse ganz alte Schriftsteller, die man nicht stark las, sind oft sehr genau abgeschrieben, und es giebt Dialogen im Plato, wo nicht mehr als vier Fehler sind. Man kann annehmen, dass zwischen dem Original bis auf unsere Zeiten oft nicht mehr als zehn Mittelsmänner sind, durch deren Hände sie gingen. Nimmt man hinzu, dass das stupide Zeitalter die schweren nicht verstund, und dass sie nicht mehr schrieben, sondern abmahlten, so folgt, dass sie darum auch desto weniger verdarben, weil sie nichts verstunden. Viele Quellen von den

Fehlern fehlten zuweilen bei gewissen Arten der Autoren, und diejenigen Schriftsteller, die am meisten gelesen wurden, wurden am meisten corrumpirt, keine mehr als diejenigen, welche man als Compendien brauchte. Die Alten sind lange Zeit nicht mit der Behutsamkeit hinsichtlich der schriftlichen Werke verfahren, als wir wünschten. Sie gingen davon aus: so nützlich man das Buch machen kann, desto besser. Daher konnte man manchmal Zusätze machen. Wenn dergleichen Bemerkungen oft nützlich schienen, so zog man sie in den Text hinein. Tritt der Fall ein, dass wir hinreichende Zeugen haben, so wird sich über den Text eines Schriftstellers in Absicht der Richtigkeit weit kommen lassen. Aber die Zeugen dürfen sich nicht beredet haben. Dies geht auf die genealogia codicum. cf. Ernesti praefatio ad Tacitum. Wenn man annimmt, dass von jedem Hauptcodex wieder Abschriften gemacht sind, so entstehen oft fünf genealogische Linien. Eine solche familia gilt aber nicht mehr als ein codex. Denkt man, dass die Hauptcodices eine Linie machen, so könnte man sagen, dass bei den Abschriften Alles auf Eins hinausläuft. Allein eine Schrift eines Autors wurde bei seinen Lebzeiten oft auf dreissigmal abgeschrieben und zwar genau. Ein andrer Umstand ist, dass früh die Verfertiger von MSS. bei einer Abschrift zwei bis drei codices brauchten. Solche codices sind mit einem gewissen judicio geschrieben. Schrieb man nemlich ein Stück von einem Autor ab, so traf man oft einen Defect mitten drin. Fand man, dass ein ganzer liber fehlte, so wurde ein anderer codex gesucht. Daher giebt es codices, die in einem Buche oft sehr vitiös sind, in andern nicht. Daher muss man nicht MSS. verachten; am wenigsten muss man denken, ein neuer codex ist deswegen, weil er neu ist, ungetreu. Dass codices lange sind forterhalten worden, sieht man aus Gellius. Die Alten lassen sich also herstellen, dies muss gemerkt werden für die Autoren. Um die Zeugen aber befragen zu können, muss man die Schriftzeichen aus den verschiedenen seculis kennen. Im Griechischen ist man in dieser Rücksicht noch zurück. Im Montfaucon ist kein hinlänglicher Unterricht. Anfangs schrieb man mit Initialbuchstaben, und diese hielten die Fehler sehr ab. Daher muss man sich bei corrupten Stellen immer denken, wie sie, mit grossen Buchstaben geschrieben, aussehen würden. Die kleinen Buchstaben kamen erst ein paar secula nach Christi Geburt in Gebrauch. Einige Handschriften sind mit lauter Initialbuchstaben, die meisten aber mit litteris minusculis geschrieben. Diese letztern sind äusserst schwierig zu lesen, besonders die, welche in Deutschland in Mönchsschrift mit Abbreviaturen geschrieben sind; die italienischen codices sind viel besser zu lesen. Jedes Jahrhundert aber hat seine eigenen Züge, so

dass man heut zu Tage durch die codices herausbringen kann, in welchem Jahrhunderte einer geschrieben ist. Hiezu dient das Studium der Diplomatik. Je weiter ein codex hinauf geht, desto besser und schöner ist er geschrieben. In allen alten MSS. war keine Interpunction. Hierüber können die codices keine Autorität aufstellen; auch wurden die Worte alle an einander weg geschrieben ohne Intervalle (litterae continuae), woraus garstige Fehler entstanden sind. Wenn man in der philologischen Kritik fortkommen will, so muss man die Gebrechen und Schäden der codd. kennen, ehe man sich auf die Heilung derselben legen kann. Man muss sich also eher mit der Pathologie, als mit der Therapie beschäftigen. (Es giebt in der Kritik eine Menge Formeln, die aus der Medicin genommen sind). Die verschiedenen Arten von Fehlern, welche hier in Betrachtung kommen, sind folgende:

1) *lacunae*, Lücken, bald grössere, bald kleinere, die durch Verfälschung oder durch Wurmfrass entstanden sind. Es ist keine Zeile in irgend einem Buche, wo wir vor solchen Anlässen sicher seyn können, und so ist es absurd zu sagen, dass ins N. T. nie etwas dergleichen an Stellen hineingekommen sey, auf denen die salus generis humani beruhe. Keine Stelle konnte vor solchen Anlässen sicher seyn. Sind die lacunae grösser und betragen sie ganze Seiten, so können die critici nicht mehr helfen. Bisweilen interpoliren sie wohl einige ganze Kapitel; aber dann muss man auch angeben, dass sie interpolirt sind. Sind sie klein, so können sie vollgefüllt werden; doch muss es auf eine feine Art geschehen, so dass man sich wahrscheinlich einbilden könnte, der Autor habe sie selbst geschrieben. Bei grössern ist also nicht daran zu denken, sie zu ergänzen. Was geschehen kann, ist, dass ein scharfsinniger interpres sagen kann: die Folge der Ideen muss wahrscheinlich die und die gewesen seyn. Sind die Lücken klein, so ist es möglich, sie ex ingenio auszufüllen. Dies ist oft zum Erstaunen geschehen, so dass es MSS. nachher bestätigten. So hat oft Hemsterhuis emendirt.

2) *luxaturae*, Verrenkungen, Umkehrungen und Verdrehungen von ganzen Stücken im Texte, so dass das Vordere hinten gestellt wurde und umgekehrt. Es fuhr einer fälschlich von der ersten Zeile in die dritte und schrieb dann erst die zweite. Dieser Fehler ist oft in gedruckte Schriften gekommen. Am meisten ist dies mit ὁμοιοτελεύτοις (mit Wörtern die sich reimen) geschehen. Oft haben sie zwei Blätter mit einem Mal umgewandt und in der Folge erst nachgeschrieben. Ein solcher Fall ist eine Stelle in *Lucian's* encomium Demosthenis. Diese Luxatur wurde von drei Gelehrten, *Hemsterhuis*, *Gesner* und *Solanus* auf einmal entdeckt, ohne dass

iner den andern kannte. Daraus lässt sich erklären, wie critici oft bei Dichtern ganze Verse, zehn bis zwanzig, also ierum geworfen haben. Nur muss man die Suspicion nicht zu weit treiben, wie Scaliger.

3) *omissiones*, Auslassungen, wo entweder mit einem spaio ein Stück ausgefallen ist, damit ein künftiger Abschreiber die Lücke fülle, oder wo Auslassungen sind ohne Lücke. Die letzte Art ist die gefährlichste, die erste lässt sich corrigiren durch Vergleichung mehrerer MSS. Für die andere Art kann die Vergleichung auch nützlich werden, allein sie ist gefährlich. Diese omissiones entstanden blos durch die Nachlässigkeit der Abschreiber, welche daher rührte, dass die Abschreiber die codd. gern so schön als möglich haben wollten. Kam eine Lücke, so schrieben sie doch in Eins fort, um die codd. nicht zu verderben. Auch entstunden sie durch ὁμοιοτέλευτα, wenn sich Stellen auf gleiche Weise endigten, und dieses Gleichendigen ist sehr verführerisch. Manchmal fand ein Abschreiber in dem codex selbst eine Lücke, oder wo er etwas nicht verstund, da liess er aus. Diese omissiones sind oft gefährlicher, als die lacunae; denn jene bemerkt man oft erst nach häufigem Durchlesen, diese aber fallen gleich in die Augen. Haben wir von einem Autor nur einen codex, so ist nichts auszufüllen.

4) *repetitiones*. Man hat fälschlich repetirt, oft aus Nachlässigkeit. Allein diese Fehler lassen sich am leichtesten entdecken, ausser bei gewissen Dichtern; schwerer da, wo man sie früh absichtlich gemacht, wie im Homer von den Rhapsoden geschehen seyn muss. Bei diesen uralten Sängern bleibt die Sache manchmal ungewiss. Eher geht's bei Dichtern, wie bei Virgil.

5) *Falsches Abtheilen der Worte*, das aus der scriptura continua entstand, wo keine interstitia waren. Ursprünglich setzte man Punkte dazwischen, wo die Worte abgetheilt werden sollten; allein dies wurde negligirt. Wenn die Leser sie falsch abtheilten, so entstund oft die sonderbarste Verderbung, besonders da, wo sie noch einen Sinn haben. Ein solcher Fall ist in Ciceronis academ. quaest. proëmio lib. 1., auch noch in der neusten Ernesti'schen Ausgabe, wo steht: philosophiam aqua absumtam diu, das offenbar so heissen muss: philosophiam, a qua absum tam diu. Man sieht, dass die Wörter blos falsch getrennt sind. cf. Gellii noct. attic. 13. fine, und die Vorrede zur ersten Ausgabe der Ilias pag. 17.

6) Fehler, welche durch die ehemalige Art, ursprünglich *Alles mit grossen Buchstaben zu schreiben*, entstanden. Die spätern Abschreiber konnten sich oft aus ihr nicht heraus fin-

den; sie wussten nicht, was ein nomen proprium und ein appellativum war. Daher giebt's Wörter in den Alten, die oft noch sehr viel Mühe machen. So finden wir noch in alten Ausgaben, z. B. von Henr. Stephanus die nomina propria klein geschrieben, nur mit einem kleinen Strichelchen darüber. Daraus sind oft sonderbare Dinge entstanden. Im Menexenus des Plato ist eine Stelle, wo es heisst: die Lacedämonier hätten die Athenienser ἐν τῇ σφαγίᾳ geschlagen. Man leitete es von σφάττω her und erklärte es durch Todschlag, bis man entdeckte, dass es eine Insel dieses Namens gäbe.

7) Auch *der Mangel an Interpunction*, welche ganz willkührlich ist, da sie nicht aus dem Alterthum selbst herrührt, hat Verwirrungen angerichtet, so dass Schreibzeichen gesetzt sind, welche den Sinn verdrehen. Im genauen, vorsichtigen Lesen ist es für den Anfänger die erste Uebung, seinen Verstand zu bilden.

8) Viele Unrichtigkeiten haben *die Abbreviaturen* durch ihre Unlesbarkeit hervorgebracht. In den frühern seculis waren sie nicht üblich, sondern erst in dem barbarischen Zeitalter. Früher gab's auch welche, die aber kaum den Namen verdienen, dass man Buchstaben für Worte schrieb, als: P. R. = populus romanus etc. Solche Abkürzungen kommen auf Steinen vor. Unter den Zeichen sind einige, die doppelt bedeuten, z. B. C. F. bedeutet Caji filius, aber auch clarissima femina. Ueberhaupt wenn die Abschreiber anfingen zu rathen, kamen sie auf monstra von Lesarten. Aus vir clarissimus machen sie vicarius. Diese Abbreviaturen waren in allen Jahrhunderten sehr verschieden; daher konnte ein Abschreiber die Abbreviaturen früherer Jahrhunderte nicht verstehen. Viele schrieben z. B. bei der Citation eines Buchs: p. m. (pagina mihi). Das haben die Abschreiber nicht verstanden und es oft piae memoriae ausgeschrieben, weil sie das von den Leichensteinen gewohnt waren. Für p. p. (publice positum) schrieben sie praetor publicus. Aus p. s. (plebiscitum) machten sie pecunia sua.

9) *Viele Verwirrungen der Buchstaben* entstunden theils beim Lesen der MSS., theils auch beim Hören, wenn dictirt wurde. Dass die Augen irren, ist bei Somnolenten, aber auch beim Hören ist es sehr leicht der Fall. Oft merkt man bald, ob etwas aus Verwirrung der Augen oder der Ohren entstanden war. Gewisse Buchstaben klingen so äusserst ähnlich. Ferner lassen sich gewisse Buchstabenfolgen sehr leicht herumkehren, auch das Auge thut das. So kann man ἔλαβεν und ἔβαλεν sehr leicht verwechseln, urina und ruina. In gewissen Gegenden wurde sehr häufig dictirt; in manchen, wo viel Handel mit codd. getrieben wurde, mussten auch Nonnen schrei-

ben. Da sassen denn Viele beisammen und Einer dictirte. Im Griechischen kamen wegen des Itacismus viele Verwirrungen in die Vocale. Auch im Lateinischen wurden viele Buchstaben verhört, so z. B. v und b, veneficium und beneficium, acerbo und acervo, collocantur und colloquantur, sine und fine, voluntatem, voluptatem, sibi, cibi etc. Das grosse *Α* und *Δ* im Griechischen sieht ziemlich gleich aus, *Θ* und *O*, folglich kann ὅς und Θεός häufig verwechselt werden. Im Lateinischen geht's eben so. Dazu kommt noch, dass aus Nachlässigkeit viele Buchstaben schlecht geschrieben wurden. Die kleinen Buchstaben, die nachher entstanden, haben noch mehr Verwirrungen hinein gebracht. Es fand Jemand cccc. (400) und las es für ecce, was leicht geschehen kann. a und u sind sehr häufig verwechselt, manus, munus; cl und d, clemens, demens. Für fidem schrieb man sedem, besonders in gewissen Zeitaltern, in denen kein Punkt über das i gemacht wurde. C und G wurden auch häufig verwechselt, daher egregia für e Graecia. b und h wurden auch oft confundirt, honorum bonorum; mihi te, milite; pergens eat, perceuseat; intimus, infimus; unus, imus; multum, inultum. Das m hat erstaunlich viele Anlässe zu Fehlern in den Zeiten gegeben, in denen man kein Tippel über das i schrieb, wie Africani, Africam. In den Zeiten, in denen das Tippel darüber kam, sah man es oft für ein l oder r an, pius, plus; fieri, fleri; pio, pro; fluctus, fructus. Eine häufige Art von Fehlern ist, wenn man das im oder in nicht verstand, z. B. impiis, in piis; armorum, annorum; ratio, natio; factum, pactum; nares, nates; arce, arte; urbis, verbis. Will man wissen, welche Worte am meisten verwechselt sind, so muss man auf die alten Kritiker Achtung geben, welche solche Worte oft anführen. Gesner bemerkt am Schlusse dieses Artikels seines grossen thesaurus oft: dieses Wort ist mit dem und dem oft verwechselt. Man mache sich ein Register von den Verwechselungen der Buchstaben, welche am häufigsten vorkommen. cf. das Buch von Morel. Besonders am Ende der Wörter ist eine Quelle, dass man falsch schrieb und r in s verwandelte, als videamur, videamus.

10) Ein anderer Fall, der häufigen Anlass zu Irrthümern gab, ist, wenn zwei ähnliche Worte oder zwei gleiche, eins in dem vorigen Satze, das andere im folgenden, zusammen stunden. Da dachte man, eins ist überflüssig und warf es heraus, oder man verdarb es, weil man es für unrichtig hielt. Das Nemliche geschah auch bei neben einander stehenden ähnlichen Sylben. Für ἀγάγω schrieb man ἄγω. cf. *Camper* syntagma c. 3.

11) Es war üblich, wenn man anfing einen Abschnitt zu schreiben, dass man einen Platz für den ersten Buchstaben

liess, der nachher sehr schön gemahlt wurde. Dies wurde aber häufig vergessen. Eben so ging es, wenn der Abschreiber griechische Wörter fand. Da liess er oft ein Loch, und so wurde es hernach ganz vergessen eingeschrieben zu werden.

12) Eine häufige Quelle von Corruptionen ist, dass Besitzer von codd. an den Rand erklärende Anmerkungen (glossemata) oder Parallelstellen, oder bisweilen Umarbeitungen schrieben, wodurch die Texte interpolirt wurden. Einige gehen nur auf Worte oder Buchstaben. Fand man wo ein dunkles Wort, da setzte man das erklärende an den Rand. Solche Erklärungen standen oft nahe an den Zeilen an, und man nahm sie in den Text mit auf. Bei locis desperatis schrieb man oft Zeichen seiner Desperation hin. Hieraus hat man nun die Regel gezogen: lectio obscura vel difficilior est praeferenda. Allein man kommt nicht immer mit ihr durch. Man findet auch oft den Fall, dass man bei einem leichtern Worte bisweilen das schwerere an den Rand schrieb. Für dergleichen Wortglosseme kann man sich im Griechischen am frühsten belehren, wenn man die alten glossatores, Hesychius und andere vergleicht. Bis auf Buchstaben sogar ist es eingeschränkt. Es war eine Gewohnheit, dass man bei dunklen Stellen ein r an den Rand schrieb (requirendum). Dies ist bisweilen in den Text gekommen. Auch al. (alii) schrieb man bisweilen an den Rand. Denkt man sich, dass diese glossemata am Rande gross geworden sind, so entstehen scholia daraus. Waren die Anmerkungen kürzer, so wurden sie oft zwischen die Zeilen gesetzt (glossae interlineares), und dadurch sind sehr viele Verwirrungen entstanden. Die schlimmsten Glossen sind die, welche ein Gelehrter an den Rand schrieb, der sich in den Styl des Verfassers hinein studirt hatte. In einem alten Schriftsteller findet sich die Stelle: si auctor errat in ista sententia, animus non est immortalis: sequitur etc. Der Autor schrieb eigentlich: si animus non est immortalis, und ein Mönch schrieb dazu: auctor errat in ista sententia. Nachher ist dieses Glossem in den Text hinein gekommen. In alten Dichtern zeichnete man häufig locos parallelos oder Diversitäten bei. Die meisten Glossen sind aber in solche Bücher gekommen, die zu Handbüchern in Schulen gebraucht wurden. Beim N. T. ist dies sehr häufig geschehen. Im Hippokrates sind gewiss wenig Bücher, wo Glossen dazu geschrieben sind. Aber gerade bei den Aphorismen sind erstaunlich viele, weil diese sehr häufig gebraucht wurden.

13) Viele Corruptionen flossen aus dem Kitzel der Verbesserungssucht, der eine Menge Leute rührte, die nicht Kenntnisse genug hatten. Die meisten hatten nur eine Tinctur

von Weisheit und diese haben viel Unheil hervorgebracht. Ein fremdes, ungewöhnliches Wort war ihnen nicht bekannt und sie setzten dafür ein andres. Wo Jemand keinen Verstand fand, ging er darauf aus, zu verbessern. Hieronymus sagt von den Abschreibern seiner Zeit: scribunt librarii non quod inveniunt, sed quod intelligant, et dum alienos errores emendare nituntur, ostendunt suos. Hierauf gründet sich die häufige Klage der critici über homines sciolos, die so häufig geändert hätten. Auf diese Art sind oft die vestigia der ächten Lesart verderbt. Die Abschreiber verlöschten jeden Zug der alten Lesart. Zu diesen falschen Correctoren gehören auch diejenigen, die späterhin einen codex besassen. Diese durchstrichen oft ein Wort und setzten ein anderes darüber. Von diesen sagt man, es sey ein Wort a secunda manu hinzu gekommen. Die besten Abschreiber bezeichneten die Worte, die sie für corrupt hielten, mit Pünktchen.

14) Auch die ersten Editoren haben viele falsche Lesarten in die Texte gebracht, weil sie nicht immer ihre codices lesen konnten, oder auch zu eilig und nachlässig lasen.

Dies mag für diese Sache genug seyn, obgleich es noch unzählige andere Anlässe zur Corruption giebt. Alle editiones principes sind von grosser Wichtigkeit; allein noch wichtiger wären sie, wenn die codices noch einmal durchgearbeitet würden. In den edition. princ. kommen viele Fehler vor, die blos aus den Köpfen der ersten Editoren flossen. So ging's mit Vellejus Paterculus, den Beatus Rhenanus zuerst aus dem einzigen codex, der von ihm existirte (und welcher jetzt auch schon verloren gegangen ist), edirte. Bald nachher gab Purenius ein spicilegium verschiedener Lesarten des Vellejus heraus, in denen Beatus Rhenanus sehr geirrt hatte. Wenn man diese Quellen von Corruption kennt und Acht giebt, welche Art jedesmal statt gefunden hat, so entsteht natürlich die Frage: wie macht man es, um die Corruptionen zu emendiren? Man muss den Text eines Schriftstellers als eine Thatsache betrachten und wie eine historische beurtheilen. Hier kommt es auf Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit an. In allen Geschichtswahrheiten müssen wir uns oft befriedigen, eine wahrscheinliche Meinung zu finden. Der höchste Grad von Wahrscheinlichkeit rückt schon an die Wahrheit selbst, cf. *Jac. Bernoulli's* ars conjectandi legibus adstricta, Basel 1736, und *Mendelsohn's* philosophische Schriften. Bei der Kritik ist nichts nothwendiger, als mit der genauesten Kenntniss der Sprache sich ganz in die Manier der Schriftsteller hinein zu studiren. Doch ist Alles, was man hier ausmachen kann, nichts als hohe Probabilität. Dasselbe ist auch bei historischen Wahrheiten oft der Fall, und hier kann man die Frage aufwerfen,

welche Gewissheit strenger sey, mathematische oder historisch ausgemachte Wahrheit. Wir müssen uns also gewisser Mittel bedienen, die historische Wahrheit herauszubringen, oder auf Hülfsmittel denken, auf einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit als möglich zu kommen. Es kommt hier auf die verschiedenen Arten von Quellen an, aus denen ich den Text eines Schriftstellers ableite. Auf dieser Basis, dass ich jeden Text als ein historisches factum betrachte, beruht die ganze Kritik. Bei jeder Stelle eines Schriftstellers wollen wir die Wahrheit herausbringen. Hier müssen wir, wie bei historischen Wahrheiten, Zeugen verhören, wovon schon oben die Rede gewesen. Ferner muss Jemand wohl bewandert seyn mit den Fehlern, welche die Abschreiber häufig gemacht haben; daher muss dieses Kapitel so viel als möglich praktisch studirt werden. Ausserdem gehören dazu viele Sprach- und Sachkenntnisse und ein scharfes judicium. Oft ist der Fall, dass wir Schriftsteller vor uns haben, die ganz entfernte Sachen vortragen und ihren eigenen Ideengang haben. Da finden wir oft keinen Zusammenhang. Dies ist besonders bei Schriftstellern, in denen wir ästhetische Schönheit verlangen. Allein diese durchaus zu fordern, ist eine Sache, die kein Gewicht hat. Logische Richtigkeit muss jeder Schriftsteller haben, auch der noch so entfernt ist. Aesthetische Schönheit ist eine Sache, die nach der Verschiedenheit der Denkweise der Nationen selbst sehr verschieden ist. Wir müssen aber immer so urtheilen, wie der Autor geschrieben hat. Hat er einen logisch unrichtigen Gedanken, so müssen wir ihn nicht zu corrigiren suchen. Hierin sind die Ausleger oft zu weit gegangen, denn sie haben geglaubt, ein älterer Schriftsteller könnte nicht anders, als durchaus das Schönste und Richtigste schreiben. Wir würden uns also die Alten verderben, wenn wir aus gewissen ästhetischen Gründen sie beurtheilen und verbessern wollten. Oft giebt's ferner auch Fälle, dass uns die Handschriften verlassen, besonders wenn ein Ausdruck anders copirt und schlecht copirt ist. Da kommen auch andere Arten von Zeugen geringeren Ranges in Betracht. Solche sind alte grammatici, welche Stellen anführen; alte glossaria, die Wörter und Redensarten erklären; oder Schriftsteller selbst, die einen andern citiren. Wenn wir bei diesen drei Classen nun stehen bleiben, so sieht man wohl, dass uns diese oft sehr viel Licht geben können. Aber auch hier sind Cautionen nöthig. Nicht jedes Citat alter Schriftsteller ist in den lexicographis genau angegeben; denn sie geben nur so im Allgemeinen an. Man kann sich da leicht irren. Oft citiren auch die alten Grammatiker falsch, weil sie immer ex memoria citiren. Es kommt ihnen dabei nur auf den nervus probandi an, um das Uebrige kümmern sie sich oft gar nicht. Es ist

also die Frage, ob, wenn wir aus ihnen Lesarten annehmen, diese den höchsten Grad der Gewissheit haben. Allein die Grade der Gewissheit sind bei der Kritik so leicht nicht zu bestimmen. Wo wir sehr schlechte Handschriften haben, da müssen wir den in den grammaticis und lexicographis citirten Stellen doch offenbar mehr Glauben beimessen. Wollen wir die verschiedenen Grade von Probabilität aufsuchen, so sind diese sehr vielfach und lassen sich nicht genau angeben. Der höchste Grad von verisimilitudo gränzt nahe an kritische veritas.

Müssen wir hier auf gewisse Zeugen, oder blos auf eigene Beurtheilung Rücksicht nehmen? Beides lässt sich nicht ganz von einander absondern. Oft können wir durch Sachkenntniss und Beurtheilung etwas herausbringen, wovon wir keine historischen Belege haben, und doch können sie lectiones maxime similes seyn. Ein niedrigerer Grad ist schon der, wenn nicht alle möglichen Gründe der Beurtheilung übereinstimmen wollen, z. B. wenn wir in eine Lücke ein Wort einsetzten, das sonst ganz grammatisch richtig wäre, auch mit den Zügen der halbverlöschten Handschrift noch eine ziemliche Aehnlichkeit hätte, es wäre aber ein Wort, das der Verfasser sonst nie brauchte, oder es wäre nicht rhetorisch oder ästhetisch schön; so kann man das schon für einen niedrigern Grad von Wahrscheinlichkeit annehmen. Der niedrigste Grad von Wahrscheinlichkeit ist der, wo wir statt eines Worts noch zwei oder drei andere eben so grammatisch richtige einsetzen können. Wie erlangen wir hier einen etwas höhern Grad? Wir müssen alle Umstände consideriren. Hier eben zeigt sich der Blick eines scharfsinnigen Kritikers. Es ist nicht möglich, dass ein Wort, von allen Seiten betrachtet, nicht viel wahrscheinlicher seyn sollte, als ein anderes. Geht es nun unter diesen Grad von Wahrscheinlichkeit herunter, so wird es unwahrscheinlich. Unter diesem stehen diejenigen, von denen man sagen kann, sie wären grundfalsch. Es giebt also drei Arten von Gewissheit. Die erste heisst: *historisch-sichere Lesart*; die zweite: *Emendation*; die dritte *Conjectur*. Die letztern beiden muss man ja nicht verwechseln. Das Erste, was bei einem Schriftsteller nöthig ist, ist die höchst mögliche Anzahl der codd. herbeizuschaffen. Wo dies nich möglich ist, da muss man die ältesten Ausgaben zu Rathe ziehen, die oft den Werth der codd. haben. Man muss selbst bei den Schriftstellern, die schon einmal edirt worden sind, nicht die Handschriften vernachlässigen. Man muss aber wissen, wie man mit Handschriften umgehen muss, wenn man sie verhören will. Ferner sind bei der Beschäftigung mit der Kritik feste und bündige Raisonnements nöthig, die bis zu einem gewissen Grade von Evidenz gebracht werden müssen.

Diese müssen sich auf feste Grundsätze stützen. Auch ist ingenium und doctrina nöthig. Auch historische Kenntnisse von der Lage der Schriftsteller sind äusserst wichtig und nothwendig. Das Allerwichtigste aber, wovon man anfangen muss, ist eine so innige Familiarität des Autors, dass man ihn gleichsam in succum et sanguinem vertirt. Hier aber reicht oft nicht ein hundertmal wiederholtes Lesen desselben hin, um sich genau mit dem Texte und mit dem, was zum Charakter und zur Manier des Autors gehört, bekannt zu machen. Ja einige kleine Schriften könnte man völlig auswendig lernen. Bei diesem genauen Lesen ist die Manier des Autors immer der Hauptzweck, woraus immer die feinsten Emendationen gemacht sind. Wie weit es Einige hierin getrieben haben, davon haben wir berühmte Exempel. Lipsius konnte den Tacitus ganz auswendig. Und von den Männern dieses Zeitalters, den Zeitgenossen des Lipsius, haben wir die Manier im Lesen vorzüglich abgelernt. Die Heilung geschieht auf zweifache Weise. Man spricht von subsidiis externis und internis. Zu den ersten rechnet man alle Varianten, zu den internis alles das, was der Gelehrte selbst mitbringen muss, sein judicium, gelehrtes Gefühl von allem logisch-Wahren, rhetorisch-Richtigem und Schönen, was grammatische Accuratesse hat, einen Scharfsinn, der leicht entwickelt, der die Verwirrungen entwirrt und eine *ἀγχίνοια*, die auf Vermuthungen kommt, welche einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen können. Von dieser Art Conjecturen müssen die Emendationen ausgenommen werden. Diese sind gewisse Verbesserungen, mit Kenntniss der Geschichte, Rhetorik, Grammatik etc. gemacht; Conjecturen sind Vermuthungen, die keine Gewissheit, aber einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben. Von emendandum und restituendum darf man nicht ausgehen; vorher müssen wir fragen, ob ein Text Verbesserungen bedarf. Folglich sollte man die Sache auf's Beurtheilen anlegen und nicht gleich auf's Emendiren. Es läuft Alles auf's Zeugenverhör hinaus. Besonders ist es schädlich, wenn man die interna und externa subsidia trennen will. Die interna sollen der Scharfsinn etc. seyn, und diese können nicht getrennt werden von den Zeugen. Besser also, wir setzen fest, dass bei jedem Autor, wenn er soll zu seiner ursprünglichen Gestalt zurückgebracht werden, dies nicht anders, als durch das Verhör von Zeugen geschehen kann. Diese sind MSS. Deren giebt's mehrere. Die variae leetiones sind die ersten. Neben den Zeugen aus codicibus haben wir noch andere. Die zweite Art sind Uebersetzungen und Metaphrasen aus einer Sprache in die andere, wo sich sehen lässt, was im Texte seyn musste. Der Timaeus, der dunkelste Dialog des Plato, ist übersetzt von Cicero. In den griechischen Text ist

mancher Fehler eingeflossen. Von der Cic. Version haben wir noch ein Stück, auch von Chalcidius. Aus solchen treuen lateinischen Uebersetzungen kann man sehen, wie man damals las. Emendationen der Art hat man auch schon häufig gemacht. Drittens haben wir Commentatoren des Alterthums, deren erste Quelle älter ist, als unsere Handschriften. Die Scholiasten erklären oft eine Lesart, die nicht in unsern MSS. steht. Hiezu gehört beim Gebrauche viel Beurtheilung und Kenntniss der Sprache. Viertens die Glossographen; allein diese nicht immer mit so viel Gewicht und Sicherheit, als die Vorigen, weil sie selten die Stelle erwähnen, auf die sie zielen. Die Lesarten heraus zu finden, ist sehr schwer. cf. Ruhnkenii elogium in Hemsterhusium. Man lernt durch diese treffliche Schrift, was für eine ansehnliche Reihe von Thätigkeiten arbeiten müssen, und wie die Phantasie geschäftig seyn muss, das herbei zu führen, was für den gegenwärtigen Gebrauch gehört. Eine fünfte Quelle sind Citationen alter Schriftsteller unter einander selbst. Allein es können sich hier Irrungen, besonders Gedächtnissfehler, eingeschlichen haben; denn man citirte Stellen nach den Gedanken, und sah oft nicht auf einzelne Worte. Dann kommen Nachahmungen. Diese sind oft eben so gut, als Citationen. Man kann zuweilen ganz bestimmt sagen: diese Stelle hatte der alte Dichter vor sich. Doch kann der Nachahmer zuweilen eine ganz andere Wendung genommen haben; er hat sich nicht sorgfältig genug an den Ausdruck gehalten, und sofern kann dies oft trügen. cf. Ruhnkenii Timaeus, dieses treffliche lexicon Platonicum. Dies die fontes, unde testimonia ducuntur. Es frägt sich nun: lässt sich mit Hülfe dieser Quellen Gewissheit in Absicht der Lesarten bekommen? Diese Frage ist von den Philosophen seltsam entschieden. Sie unterscheiden nicht immer die verschiedenen Seiten der Wahrheit. An die historische denken sie nicht. Sie kann aber eben die Kraft haben, wenn sie gleich nicht aus demselben genere ist. Die historische hat eben die Grade der Gewissheit. Ist dies, so wird es von der Wahrheit bis zur Falschheit Grade geben. Zwischen ihnen liegt die Probabilität. Diese hat mehrere Grade, und ohne diese zu unterscheiden, kommt man in der feinern Kritik gar nicht aus. Dies hat Niemand besser aus einander gesetzt als *Griesbach*, von Seiten der Kritik und Erklärung ein feiner Kenner. Was gehört zur gewissen Lesart? Es ist diejenige, welche alle Zeugnisse auf ihrer Seite hat. Im Allgemeinen ist dies der höchste Grad. Von der Gewissheit steigt es zur Wahrscheinlichkeit, und diese hat verschiedene Grade. Wahrscheinlichkeit kann auch entstehen durch judicium, und dann treten die interna subsidia ein oder die Conjecturalkritik. Sie führen aber nicht gleich auf Conjecturalkritik: denn die

einen Veränderungen sind Emendationen und die andern Conjecturen, erstere Verbesserungen, diese Vermuthungen. Letztere als solche können einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, Emendationen müssen Gewissheit haben. Die Conjectur hat's da zu thun, wo man nicht in's Klare kommen kann. Man unterscheidet oft nicht Conjecturen und Emendationen, und Viele halten Verbesserungen, die nicht aus codicibus genommen sind, für keine Emendationen. Die Emendationen erlangen die völlige Gewissheit; die Conjecturen sind oft vieler Grade der Wahrscheinlichkeit fähig. Emendation soll sich gründen auf Logik, Grammatik, Aesthetik und Geschichte. Diejenigen, die von Seiten der Grammatik entschieden sind, sind unter die besten zu zählen; dann diejenigen, die unter die Geschichte gezählt werden. Man könnte Emendationen und Conjecturen correctiones nennen. Eine Menge Veränderungen heissen oft bei den Gelehrten Emendationen, die kaum den Namen der Veränderungen verdienen. Sind sie nicht bestimmt, so sollte man sie Aenderungen nennen. Man muss sich auch nicht an die Sprache der critici kehren, die eine ganz eigene haben. Wenige Gelehrte sind so genau in ihren Verbesserungen, als sie seyn sollten. Einige Conjecturen können angekündigt werden mit: vielleicht, sic conjiciebam, fortasse. Es giebt einen herrschenden Fehler, dass die Gelehrten forte für fortasse brauchen. Si forte, wenn etwa. Forte ist der Ablativ von fors und das ist casu, zufällig. Diesem wird im Lateinischen entgegengesetzt: consilio, durch Vernunftgründe. Forte ac temere in's Gelag hinein.

Wie verfährt man in einzelnen Fällen, um die Fehler in den Handschriften zu verbessern? Es muss sich hier Alles auf gelehrtes Raisonnement gründen. Wie ist es mit der critica conjecturalis? Sie ist eine Art Divination. Um sie recht auszuüben, muss sich jemand eine Lage der Seele verschaffen, die nur weniger Menschen Sache seyn kann: Kälte und Wärme zusammen, ruhige Beobachtung und warme Phantasie, beständige Behutsamkeit, dass man nicht eine falsche Lesart für eine wahre halte. Die Behutsamkeit muss hier so gut seyn, wie bei der Weltklugheit. Das Ganze giebt ein gewisses Talent, das immer den rechten Fleck trifft. So bekommt man eine Scharfsichtigkeit des Aechten und Wahren, die man in der Kritik εὐστοχία nennt. So wenig aber jemand in der Welt ohne viele Menschenkenntniss einen Blick über noch unbekannte Dinge erwirkt, eben so wenig kann der criticus allein mit Scharfsinn ausreichen. Er muss alle möglichen Hülfsmittel durchprüfen und nur dann erst seine Vermuthungen machen, wenn die Hülfsmittel nicht hinreichen. Er muss sich von allen Vorurtheilen frei machen, besonders von den Vorurtheilen der Autorität. Hierdurch sichert man sich theils vor

der grossen Begierde, nichts aufzunehmen, als was durch Handschriften bestätigt wird, wie die Secta Burmanniana in Holland, die sich sehr lächerlich machte, theils davor, nicht immer das Schönste für das Wahrste zu halten. Diese Vorsicht haben grade die grössten Köpfe nöthig. So war Bentley in seinen Emendationen des Horaz vorzüglich, wiewohl sie oft von der Art sind, dass man sagen kann, dass sie den Horaz selbst bei weitem übertreffen. Der Criticus darf also nichts versäumen, was aus den Ueberbleibseln des Alterthums zur Berichtigung der wahren Lesart beitragen kann. Es ist aber auch ebenfalls Sache des Criticus, mitten unter kritischen Noten auch einen Sinn in eine Stelle zu bringen, die bisher keiner oder falsch verstanden hat.

Beim Conjecturiren sind manche Regeln zu bemerken, ohne welche man sich zum temerären Kritiker bildet. Diese ars kann nicht eher angewandt werden, als bis die übrigen Hülfsmittel aufhören. Sie hören auf, wenn es an Quellen der Zeugnisse fehlt, an alten Citationen etc., an codicibus. Der Fall, dass Schriften aus *einem* MS. uns zugekommen sind, ist häufig. Wenn ein Autor aus *einem* codex da ist, so ist der Conjecturalkritik viel Stoff da; man wird zum Conjecturiren mehr Anlass finden, als zum Emendiren. Ist ein Autor aus ein paar MSS. da, so hat der Conjecturist ein freies Feld und kann sich einer Menge Vermuthungen überlassen. Ob er sie in den Text bringen soll, ist eine andere Frage. Um zu conjecturiren, dazu gehört Naturanlage und Fertigkeit. Er muss die genaueste Sprachkenntniss haben, muss den allgemeinen und besondern usus loquendi kennen und er muss alle Mittel der Hermeneutik versucht haben. Beide Dinge können gar nicht getrennt werden. Im Kopfe müssen beide Dinge verbunden seyn. Eben so ist es nicht möglich, gelehrt zu erklären, ohne mit der Kritik bekannt zu seyn. Das Conjecturiren muss man anfangen mit Beobachtung der Fehler in neuern Büchern und MSS. Das Conjecturiren kann oft auf den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit getrieben werden; es ist keine Träumerei und kein Spiel. Die Grade der Wahrscheinlichkeit sind verschieden. Der sich damit abgiebt, muss die Vorkenntnisse haben, also Alles, was die Hermeneutik auflegt, und folgende Eigenschaften des Gemüths: die kälteste, ruhigste Prüfung aller der Möglichkeiten, die bei einer Stelle eintreten könnten, und dabei ein Feuer, das darauf lossteuert, was das Wahrscheinlichste ist, eine Menge gelehrter Kenntnisse, Lectüre in Schriftstellern der nemlichen und der verschiedenen Art, eine heitere reine Seele. Beim Lesen und beim Ausgehen auf das, was fehlerhaft ist, ist Suspicion nöthig, und dann wieder eine Unbefangenheit, mit der man sich dem Argwohn widersetzt; denn

sonst findet man in jeder Zeile einen Fehler, oder man liest mit Angst. Es gehört eine Temperatur der Seele dazu, wo natürliche Anlagen zum Grunde liegen müssen. Die Seelenkräfte müssen einander dirigiren und einschränken. Das Schlimmste ist, ehe man an's Conjecturiren geht, muss eine grosse Menge von Handarbeiten geschehen; dann muss man die Varianten vergleichen. Geht man an's Conjecturiren, so muss man das vorherige Mühselige vergessen. Daher muss man vorher die Zeugen verhört haben. Diejenigen Conjecturen, welche während des Vergleichens entstehen, sind die besten. Weil es Wenigen glückt, so hat dies dieser Kunst den bösen Namen verschafft. Einer eigentlich scientifischen Methode kann sie nicht unterworfen werden. Diejenige, die man unter mathematische Regeln gebracht hat, geht die unsrige nichts an. Sie ist abstract, die unsrige historisch. Zu glauben, es ist hier Alles temerär und keine Sicherheit zu erwarten, ist auch nicht der Fall. Viele Dinge sind Sachen des Gefühls, und hierin kommen viele Kenner überein. Einige Beispiele von Conjecturen von verschiedenen Graden sind folgende:

Plinius in seiner historia natur. 11, 16 sagt: die Bienen brüten, so wie die Hühner, ihre Eier aus. Ehedem stund: id quod exclusum est, primum vermiculus videtur, jacens transversus adhaerensque ita, ut pascere videatur. Was soll pascere heissen? Doch hat kein codex anders. Im ersten Worte: excludere (ausbrüten), ist heller Sinn; bei den letzten Worten stösst man an. Grammatisch ist nichts Falsches; aber die logische Betrachtung ist dagegen. Es ist trefflich, wenn man weiss, in welchem Worte der Fehler ist. Hier hat man einen Buchstaben ausgelassen und einen andern dafür gesetzt. ut pars cerae muss es heissen. Diese Lesart ist durchaus die richtigere und kann durchaus nicht anders seyn, wenn sie gleich durch Conjecturalkritik entstanden ist. Und so giebt's unzählige Beispiele. Je mehr Spuren von den Zügen der alten Schriftsteller noch übrig sind, um so leichter wird die Conjecturalemendation. Sind sie aber sehr verwischt, so wird es viel schwieriger. Ueberhaupt muss man sich beim ersten Anfang in der Kritik vorzüglich an die Schriftzüge halten.

Cicero in ep. ad divers. 9, 22., wo er über die Obscönitäten spricht, ob man Alles beim rechten Namen nennen soll, sagt: amo verecundiam vel potius libertatem loquendi. Wenn man durch ein solches vel potius sich selbst corrigirt, so sagt die folgende Idee die vorige noch stärker aus, aber das Gegentheil kann sie nie sagen. Dagegen ist hier grade gefehlt. Verecundia und libertas ist grade entgegengesetzt. Verecundia ist Scheu, also zurückhaltende Feinheit, um nicht Alles grade heraus zu nennen. Bei dieser Stelle muss ich mir den Begriff von verecundia deutlich machen. Verecundia ist entgegen-

gesetzt dem libere, dem offnen, freien, gradeaus gehenden Tone. Hiernach muss ich stutzen, wie das durch ein vel kann verbunden werden. Libertas loquendi ist oppositum von verecundia, und was sollte es anders seyn? Der verecundia kann man entgegensetzen licentia. Diese aber ist schon ein Fehler. Verecundia ist die vernünftige Scheu und libertas ist der Gegensatz. Der Fehler liegt in vel potius. Es lässt sich mit Wahrscheinlichkeit eine Verbesserung finden. Potius muss perticus heissen. Dies wird von der Stoa gebraucht; so braucht es selbst Cicero. Die Stoiker liebten, Alles frei herauszusagen; Cicero, als ein Akademiker, ist dagegen. Ueberhaupt herrscht in diesem Briefe auch eine ganz eigene Art von Laune. Vel wurde im Mittelalter abgekürzt, und dieses war entstanden aus velut oder ut. Hier gefällt mir ut besser; das r ist herausgefallen, wie im vorigen Beispiele. Dies ist eine sehr wahrscheinliche Lesart; die vorige ist eine Emendation.

In der Vorrede des Herodianus heisst es: οἱ πλεῖστοι — ἐνίων πάλαι γεγονότων μνήμην. τινὲς heisst einige, ἔνιοι manche. ἐνίων müsste hier so viel heissen, als: gewisse Dinge; aber wird ἔνια im neutro so dem usus loquendi gemäss gebraucht? ἐνίων ist ein nicht erfüllender Ausdruck. In einigen neuen codd. des Herodian findet sich ἔργων, und so wird es auf's zweckmässigste verändert.

Im Cato major c. 20. ist auch eine so verderbte Stelle. Diese Verse des Solon stehn auch tusc. quaest. 1, 49. Es steht da Solonis sapientis elogium. Wer da weiss, was elogium ist, muss hier anstossen. Elogium könnten diese Verse durchaus nicht heissen. Der Grieche konnte sie ἐλεγεῖον nennen, das war lat. elegion. Dies ist auch hier das Wahrscheinlichste.

Fehler entstunden daraus, dass die Abschreiber wegen der ähnlichen Buchstaben, mit welchen sich ein Wort endigte und das andere anfing, solche öfter übersahen, wenn eine Sylbe die andere absorbirt. Auch hat man bisweilen solche Sylben repetirt. Im Livius 7, 8. ist eine solche corrupte Stelle, die von *Reiz* trefflich emendirt ist. Dort steht: agmen fugientium a signis. Signis verursacht grosse Schwierigkeit, wodurch eine solche Dunkelheit entsteht, dass Niemand hat können damit fertig werden. Alle Editionen sind entweder darüber fortgeeilt, andere haben sich damit geplagt. Reiz hat corrigirt: Signinis. Die Signini waren die Einwohner einer Stadt in Latium, die auch sonst im Livius vorkommen. Dieses ist dem Zusammenhange und Zwecke der Rede gemäss. Der Fehler ist entstanden durch Auslassung von zwei gleichen Buchstaben.

Im Florus 2, 2. ist eine Stelle, die sehr dunkel ist: Africam et Syrtes omnium imperio gentium insularum littora im-

plevit. Imperio omnium gentium ist wunderlich. *Markland* (ein langsamer Kopf in der Kritik; zuweilen kommt er trefflich zu seinem Ziel, oft verfehlt er es) in seiner epistola critica, (wo auch unglückliche Emendationen sind) an den Bischof Hare, einen Feind Bentley's, gegen welchen er seinen Terenz herausgab, hat vortrefflich corrigirt: Africam et Syrtes, omnium in eo mari jacentium insularum, littora implevit. Dies ist blos eine Conjectur, aber keine Emendation; sie gründet sich nicht auf so ausgemachte Sätze, aber passt sich in den Sprachgebrauch.

Im prooemio der Catonischen Distichen steht: legere enim et non intelligere negligere est. Der Gedanke muss in dergleichen Fällen von allen Seiten gedacht und geprüft werden. Das negligere muss heissen: nec legere.

Bisweilen emendirten die naseweisen Abschreiber selbst, und das ist sehr schlimm. Dadurch verlieren sich die vestigia scripturae veteris. So etwas muss im Vellejus 2, 2. vorgegangen seyn. Dort heisst es vom Marius, er sey equestri loco natus. Das ist aber wider die Geschichte. Nun meint man zwar, Vellejus habe sich geirrt; allein mit so etwas muss man sich in Acht nehmen. Vellejus sagt auch 2, 128. grade dasselbe vom Marius, was Andere von ihm berichten. Was soll also equestri loco? Von Ruhnkenius ist eine kühne, aber musterhaft erwiesene Conjectur. Er liest dafür: extremo loco, obgleich er kein einziges Beispiel bringt, wodurch der Sprachgebrauch gerechtfertiget würde, wenn es auch gut Latein ist. Diese Conjectur schickt sich sehr gut hieher nach Analogie der Sprache und ist auch den alten Schriftzügen ähnlich.

Drollig ist die Manier, dass die Abschreiber, wenn sie merkten, dass sie ein Wort falsch geschrieben, dahinter das Wort richtig schrieben. Ein solcher Fall ist in Euripidis Orest. 902. schol. Ruhnkenius hat diese Stelle verbessert. Sie heisst: *Θρᾷξ ἦν ἐκ Δελφῶν Κλεοφῶν*. Ein Thracier aus Delphi? ist ein wunderliches Ding. Der Abschreiber hatte sich verschrieben und merkte es nachher. *ἐκ Δελφῶν* ist falsch und aus *Κλεοφῶν* entstanden. Dergleichen Herauswerfungen sind bei vielen Stellen die einzige Medicin, aber eine gefährliche. Andere sind scheu und werfen Klammern darum.

In Virgilii Aeneid. 1. kommt zu tres — Itali vocant etc. noch dazu. Es sieht aus, als wenn es aus einer Glosse entstanden wäre. Hier ist aber mit dem Verse keine Conjectur zu machen; er darf weder eingeschlossen, noch herausgeworfen werden. Es kann seyn, dass dies früher Geschmack war. Auch hat Virgil die Aeneide nicht zur grössten Vollkommenheit gebracht; daher die halben Verse, weil er sich in der Hitze des Arbeitens nicht wollte stören lassen. In der Folge wollte er sie voller machen. Sie sind auch nichts Schönes. Eine sol-

che Conjectur hat nicht einen Grad Wahrscheinlichkeit, und man darf nicht die Hand daran legen. Im Vellejus 2, 5. ist ein sichrer Fall, wo man etwas herauswerfen kann. Es heisst dort: ingenti vi urbium numero. Vi hat man nemlich durch numero erklärt.

Eine häufige Art Zusätze kündigt sich durch ein id est an. Diese finden sich in Prosaisten. Es giebt aber viele Stellen, wo die Alten id est setzten. Es kommt hier auf die Idee und auf den Schriftsteller an, ehe ich mit Sicherheit davon sprechen kann. Daher muss man bei i. e. sehr auf seiner Huth seyn. Wenn ein Schriftsteller für Gelehrte schreibt und etwa einen griechischen Vers citiren sollte, und man findet dann ein i. e. mit der Uebersetzung dahinter, so kann man es schon mit ziemlicher Gewissheit für interpolirt halten. Fände man aber z. B. in Cicero's Reden ein solches id est bei einer griechischen Stelle, so dürfte man schon nicht daran zweifeln, besonders bei Reden an's Volk; in solchen Fällen mussten die Redner inservire ingenio populi. Ueberdem muss man immer auf den Charakter des Schriftstellers Rücksicht nehmen.

In Cic., de divinatione 1. kommt eine Stelle vor, wo der lituus der alten Wahrsager erwähnt wird; dabei wird eine kleine Beschreibung gegeben. Gegen diese Stelle hat man sich aufgelehnt, sie als ein Glossem angesehen und gewünscht, dass sie nicht da stünde. Allein auf's Wünschen kommt es in der Kritik nicht an. Doch kann man es zu keinem Grade der Wahrscheinlichkeit bringen, dass die Stelle untergeschoben sey. Denn das Ganze ist ein Dialog, und Cicero ist kein grosser Meister im Dialog. Er schreibt überdem seine Bücher zum populären Gebrauch. Dazu kommt noch, dass der lituus immer ein heiliges Instrument war, das gewiss sehr viele Leute in Rom nicht gesehen hatten, weil dazu selten Gelegenheit war. Wenn man so überlegt, so hat man keinen Grund, die Stelle zu entfernen. Auch im Livius hat man eine Stelle, wo der lituus beschrieben wird. Wäre nun zu Livii Zeiten der lituus ganz bekannt gewesen, wozu setzte er denn die Erklärung hinzu?

Um die Interpolationen in den Autoren herauszubringen, dazu gehört ein eigner nasus. Wer beständig den Schnupfen hat, der sieht nichts. Andre haben wieder nasum caninum und riechen immer glossemata. Denn weil sie gehört haben, dass es solche glossemata giebt, so machen sie Jagd darauf. Man muss sich vor beiden Irrthümern hüten. Es geht in der Kritik, wie in der Medicin. Da giebt es Aerzte, die immer auf die Krankheit los curiren, von der sie eben lesen, oder sie haben eine Parthie Krankheiten, unter die sie alle bringen. Einige von solchen Interpolationen sind schon sehr alt, oft schon zu Lebzeiten der Verfasser hinzugesetzt, grösstentheils

ohne Absicht. Weiterhin ist dieser Fall immer öfter eingetreten, und es giebt wohl keinen Schriftsteller ohne Interpolationen und Glosseme. Die Sache ist auch gar zu natürlich. Man merkte sich etwas an den Rand oder gar zwischen die Zeilen, und dies kam so nach und nach in den Text. In Dichtern konnten Verse, die man blos der Aehnlichkeit wegen beigesetzt hatte (loci paralleli), mit aufgenommen werden. Diese letzte Art von Interpolationen kommt schon sehr früh vor, schon bei den ältesten Barden, welche Gedichte recitirten. Viele Rhapsoden recitirten hin und wieder solche Verse, die dann, als die Gedichte schriftlich aufgesetzt wurden, als ganz verschiedene Verse in den Text kamen. Beim Homer haben die Glosseme eine eigene Betrachtung; viele haben die Rhapsoden hineingesungen. Die meisten Zusätze sind aus früherer Zeit und lassen sich nicht immer von dem Aechten unterscheiden. Bei denen, die leicht hin schreiben und sich die höchste Vollkommenheit nicht zum Zweck setzen, wie Ovid, kann man dies auch nicht immer anwenden. Bei solchen rühren die Fehler vom Autor selbst her, wie in der ars amatoria 1, 59. Auch sub aqua, sub aqua, das Spielerei ist. Wenn Ovid anfängt zu mahlen, so kann er nicht aufhören.

Im Longin de sublimitate c. 9. ist eine berühmte Stelle vom jüdischen Gesetzgeber Moses, über welche viel geschrieben und die höchst wahrscheinlich ein Glossem von einem Christen ist. Valckenaer ist zuerst auf diese Vermuthung gekommen. Der Grund, dies zu vermuthen, ist aber nicht, weil die Stelle von Moses handelt; denn Moses kommt schon im Strabo und andern vor. Aber die Stelle beim Moses, die dort vorkommt vom Iehovah: es werde Licht und es ward Licht, würde Longin nicht unter die erhabenen gerechnet haben; denn sie ist nicht erhaben, dies ist die wahre Idee. Longin kann sie nicht geschrieben haben; dafür sind mehrere Gründe. Die eigentlichen Gründe liegen in der Sache selbst, in der Verbindung seiner Ideen und im Zusammenhange. Diese Stelle fällt wie vom Himmel hinein. Eben vorher redet Longin vom Homer, dann kommt die Stelle von Moses, dann wieder Homer. Aber der Grad der Wahrscheinlichkeit ist nicht so gross, dass man diese Stelle durchaus aus dem Texte herauswerfen könnte; denn da das ganze Stück vom Longin höchst fragmentarisch ist, so lässt sich vermuthen, dass die Stelle schon so, wie wir sie jetzt haben, corrumpirt ist. Das Aesthetische derselben hat Boileau untersucht.

Mit Ausfüllen von Lacunen kann man weit kommen, d. h. wenn sie von einigen Worten sind, besonders wenn es Namen aus der Geschichte sind. Durch Geschichte oder andere deutliche Stellen der Historiker kann man historische Sachen in eine solche Stelle hineinbringen. Eine glückliche Emendation

wurde von *Köppen* (dessen Sache sonst nicht die Kritik ist) in Xenophons hist. graec. 1, 7., (welche eins der corruptesten Bücher ist) gemacht. Es ist dort eine Lücke, die Niemand sah, als Valckenaer, um dessen Papiere es ewig schade ist. Es fehlt nemlich ein Name, der in Aeschinis dialog. 3. §. 12. deutlich steht. An solche Stellen muss sich ein Kritiker zu allen Zeiten erinnern können. Der glücklichste emendator von Lacunen ist wohl Hemsterhusius gewesen. Ueber Xenophon Ephesius gab er miscellan. observatt. vol. 5. heraus, welche Locella in einer neuen Ausgabe edirt hat.

In Horaz od. 3, 24, 4. steht mare apulicum; allein dies ist gegen die Quantität. Es frägt sich, soll es heissen mare publicum, oder ist dies eine unglückliche Conjectur? In ep. 1, 7. 73. ist eine Conjectur von Gesner, die gegen die Prosodie ist. In carm. 4. 4. ist die ganze Strophe unächt. cf. *Böttiger's* Bearbeitung der Oden des Horaz in der braunschweigschen Encyclopädie, dessen Bemerkungen nicht weit gehen.

In Cicero de nat. deor. 1, initio heisst es: id est principium philos. Es ist die Frage, ob es nicht Glossem, ob es nicht gegen Cicero's Gedanken und gegen den Zusammenhang ist. Sonst braucht Cicero id est in ep. ad divers. 9, 1.

In der ars poëtica 460. muss es heissen: ne sit, qui tollere curet, da es hier offenbar prohibitorisch zu seyn scheint: helfe ihm ja keiner auf! non sit hiesse: es würde keiner seyn. Dies lehrt Quintilian 1, 5. Müssen wir ne dort schreiben, da die andere Bedeutung nicht hinpasst?

In Livius 1, 5. steht eodem für eo demum; dieses demum war ehedem etwa so abgekürzt: dēm. Ueberhaupt sind aus solchen kleinen Abkürzungen viele Fehler in die Bücher hineingekommen. So finden sich im Cicero, selbst in der Ernesti'schen Ausgabe, noch mehrere Stellen, wo cum als particula causalis noch mit dem Indicativ steht. Dies ist aber wahrscheinlich aus Abbreviaturen von quoniam, quando entstanden, das auch wohl quōn oder quā̃n geschrieben wurde und die ein Abschreiber dann für quum las. cf. Cic. ep. ad div. 13, 65. In Cic. de oratore 1, 3. in hominum ore für in hominum more, welches das Richtigere ist. In Vellej. 2, 10. in vitia a vitiis frägt es sich, ob einige Worte ausgestrichen werden müssen.

Wir haben viele Beispiele, wo fehlerhafte Interpunction durch Emendation entstanden ist. So z. B. Virg. Aen. 1, 35. las man in den ältesten codd.: vela dabant laeti, et spumas salis etc. Ietzt will man lieber so lesen: vela dabant, laeti et spum.; nicht so gut; denn theils lässt es sich wohl natürlich denken, dass Virgil das Beiwort laeti eher zum Hauptgedanken, als zum Zusatz gefügt haben werde, theils ist es wider den numerus des Virgilischen Hexameters. Im Moschus 3, 7.

stund sonst im Texte: λαμβάνε. Valckenaer hat conjecturirt: βαμβάλε.

Im Ovid gab es ehedem eine Menge Stellen, wo ne und non, neve und nec mit einander verwechselt wurden und nach der Grammatik nicht seyn können. Nicol. Heinsius hat darüber sehr schätzbare Anmerkungen gemacht, dass ne und non sehr verschieden sind. Quintilian giebt es für einen soloecismus aus, statt ne facias, non facias zu schreiben.

Eine sehr glückliche Veränderung muss man im Vellejus in der Ruhnkenischen Ausgabe pag. 45. bemerken, wo eine Stelle des Seneca in controver. 5, 30. emendirt wird. Dort steht Marcus Cicero. Ruhnkenius hat hier sehr richtig und ganz evident emendirt: Macerio. Dies ist der Name, der dort vorkommt.

In Horatii od. 4, 10. init. findet sich: insperata tuae cum veniet pluma superbiae. Was pluma hier heissen soll, sieht man nicht, es müsste denn ein verlornes Bild seyn, dass Federbüchse einen Zug des Charakters andeuten solle. Allein hiermit lässt sich doch insperata nicht vereinigen. Bentley conjecturirt statt pluma: bruma, welches die höheren Jahre anzeigen soll. Superbiae soll dann der Dativ, so viel als tibi superbo seyn. Allein die Conjectur ist hart. Dies erhellt aus dem Ganzen der Stelle und dem Gebrauche der Alten. Markland vermuthet in den Supplicibus des Euripides pag. 259. statt pluma: poena. Diese Conjectur ist sehr natürlich und stimmt auch mit dem Folgenden; sie hat wenigstens einen Mittelgrad von Wahrscheinlichkeit. Eben derselbe über Tibull 1, 7. 49. centum ludis geniumque choreis concelebra. Was geniumque hier soll, sieht man nicht, am wenigsten, was das que seyn soll. Es sollte choreisque heissen. Allein dies Manier ist, so häufig sie sonst auch vorkommt, doch dem Tibull nicht eigen. Markland conjecturirt also: centumque choreis concelebra. Das ist elegisch, nicht grade emphatisch, sondern um den Ausdruck zu heben.

Im Vellejus 2, 116. verändert Ruhnkenius etiam in Elius Lamia, so dass E Elius und tiam Lamia bezeichne. Im Caesar ist auch bald zu Anfange ein solcher Fehler: a Garunna ad Pyrenaeos montes pertinet, spectat. Hier muss et aus pertinet wiederholt werden.

In Cicero de offic. 1, 4. kommt eine Luxatur vor. Es ist möglich, dass die Worte impellitque — velit vor ingeneratque bis procreati sunt zu stellen sind. Nemlich ingeneratque bis — sunt muss im Codex eine Zeile gemacht haben und impellit bis velit ebenfalls. Facciolati ist hier angestossen, will sich aber durch Ausstreichen helfen. Solcher Luxaturen giebt es auch häufig bei den Dichtern, im Homer vorzüglich, auch in spätern Dichtern, wie z. B. im Ovid. Gute codd. gelten

hier zwar viel, aber doch muss man nie den Ideengang aus den Augen lassen.

Nicht alle Verse, die repetirt sind, wie in Virg. georg. 1, 129. 2, 138. darf man für interpolirt halten. Viele haben sich die Mühe nehmen wollen, die unvollendeten Verse im Virgil vollzufüllen. In Horatii ep. 1, 1. 56., verglichen mit Serm. 1, 6. kommt auch derselbe Vers vor; in der letzten Stelle ist er ganz gewiss. In carm. 4, 4. ist eine corrupte Stelle, worüber Jani in seiner Ausgabe nachzusehen ist. Es wird im Vorbeigehen die Axt der Amazonen erwähnt. Dabei steht: wie es beschaffen gewesen sey, habe ich noch nicht untersucht, nec scire fas est omnia. Dies Letztere ist erstaunlich frostig. Dennoch haben es die Handschriften nicht anders. In Dichtern kommt es aber sehr darauf an, von welchem Charakter sie sind. Horaz ist ein Dichter, der einen sehr ordentlichen Gang mit seinen Ideen nimmt und nicht, wie Ovid, wild mit seiner Phantasie umherschweift. Solche Verse, wie in Ovidii ars amator. 1, 59. quot coelum stellas, tot habet tua Roma puellas, sind gewöhnlich untergeschoben. Man nennt sie versus clappantes. Doch findet man einige fast in jedem Dichter, selbst im Homer. Nicol. Heinsius ist freilich bisweilen beim Ovid zu rasch verfahren. Um die alten Dichter recht genau zu beurtheilen, muss man das Sylbenmaass derselben recht kennen lernen, woraus sich sehr viele Emendationen machen lassen.

Endlich kommen noch die Schriftsteller in Betrachtung, die ihrer Sprache gar zu wenig mächtig waren. Bei diesen wird die Kritik erstaunlich schwer. So kommt es, dass oft die schwersten Schriftsteller, wie Lycophron und andre, doch nicht so schwer zu verstehen sind, als viele Stellen des N. T., wozu noch kommt, dass bei diesem noch immer äusserst wenige Emendationen gemacht sind, die von grossem Werthe wären. Im N. T. hat man besonders sehr unglücklich conjecturirt. Daher glaubt man, dass man im N. T. nicht an sich den Glauben finden könnte, — ein seltsamer Glaube! Bentley hat Conjecturen darüber gemacht, die aber nicht durchzuführen sind. Er liess sich einmal in den Sinn kommen, das N. T. herauszugeben und drohte, einige tausend Emendationen zu machen. Dies machte grosse Sensation bei allen Theologen, und es wurde viel gegen ihn geschrieben. Es ist aber nicht von ihm herausgekommen. Doch eine und die andere Emendation ist von ihm bekannt. Z. B. Acta Apost. 15, 29., wo πορνείας vorkommt, das sich da gar nicht hinpassen will. Da las er χοιρείας (Schweinfleisch). Es lässt sich aber viel dagegen sagen. Die Buhlerei bei den Alten war gewissermassen ein ἀδιάφορον und gehörte sogar zum Dienste der Götter. Ueberdem haben wir Act. 15, 20. auch πορνείας. Auch

lässt es sich nicht denken, dass alle Abschreiber eine so auffallend frappante Veränderung mit dem Texte sollten gemacht haben. Auch Toup hat unglückliche Conjecturen gemacht, cf. seine opuscula nach der Leipziger Ausgabe 1 B. pag. 250. Durchaus setzt er alle Hebraismen aus dem Auge, das man nicht darf. Seine berühmteste Conjectur ist über ἐξουσίαν cf. 1 Cor. 11, 10., wo dieser Ausdruck von einer Weiberhaube vorkommt. Er aber corrigirt: ἡ γυνὴ ἐξιοῦσα, ein Weib, wenn sie ausgeht, und nimmt dann die Worte: ἔχειν ἐπὶ τῆς κεφαλῆς. Allein aus den orientalischen Sprachen lässt sich doch beweisen, dass ἐξουσία das wohl heissen kann, und Toup geht blos darauf aus, alle Hebraismen aus dem N. T. herauszubringen. Genauer zu Werke ging Markland und Valckenaer; jener in seinen zerstreuten Anmerkungen zum Lysias. Eine grosse Sammlung von Conjecturen über das N. T. hat ein englischer Buchhändler Bower gemacht, von *Schulz* in's Deutsche übersetzt. Valckenaer's Emendationen hinter seinen und Hemsterhusii orationes sind vorzüglich. Ein und das Andere ist sehr auffallend und macht Anspruch auf grossen Beifall. Noch ist eine Rede von ihm über biblische Kritik zu merken, welche davon handelt, dass die litteratores, die sich mit Griechen und Römern beschäftigen, sich nicht mit der Kritik des N. T. abgeben sollten. Sie ist mit vieler Laune geschrieben und ironisch. Vieles muss nicht ernsthaft genommen werden.

Wie fängt man es nun an, um für sich eine Menge dieser Regeln in Fertigkeit zu bringen? Hiezu dienen einige canones für die kritische Behandlung eines Autors. Mit den Autoren und mit der Sprache muss man schon Familiarität haben. Früh muss man allgemeine Regeln davon wissen, aber das Beschäftigen mit ihnen muss erst folgen. Bei jedem Autor, den man kritisch betrachtet, muss die genaueste Lesung auf Erklärung gegangen seyn. Während diesem wird man darauf geleitet, Vermuthungen zu haben, und diese muss man anfangs von sich weisen. Habe ich eine gute Ausgabe, so muss ich ihr ganz trauen. Geht man an ein genaues kritisches Lesen, so muss man viele Ausgaben haben und viele varias lectiones. Der grösste Apparat ist höchst nothwendig, folglich sind nöthig die ursprünglichen Ausgaben; ja es ist gut, einen Autor in verschiedenen Editionen zu lesen. Während diesem öftern Lesen muss man Alles wie auswendig gelernt haben, dass es nicht aus dem Gedächtnisse will. Bei dieser und jener Stelle werden dubia entstehen. Dann sehe man alle Materialien durch. Die Zeugen müssen auf's gewissenhafteste verhört werden. Ist nichts herauszubringen, so fängt alsdann die Conjectur an. Was soll im Texte verbessert werden? Alles das, was gegen die anerkannten Sprachgesetze ist. Aber

die Sicherheit und Allgemeingültigkeit dieser Gesetze muss bewiesen seyn. Es darf nichts angenommen werden, was gegen den herrschenden Sprachgebrauch, besonders in gewissen Zeitaltern, ist. Hievon müssen die anacolutha ausgenommen werden, die oft zur consuetudo gehören und die man sich hat entschlüpfen lassen. Sie gehören in die gewöhnliche Umgangssprache, und waren in gewissen Fällen sogar erlaubt. Wir haben diese Art nicht, Griechen aber, und besonders Römer, sehr häufig, besonders bei langen Sätzen. Man kann diese anacolutha sogar unter gewisse Classen bringen. Den Alten waren die anacolutha in der That nöthig, da sie grösstentheils für Zuhörer, nicht für Leser schrieben. Bisweilen erlauben sich aber auch die Römer anacolutha in kurzen Sätzen, wo es dann sehr auffallend ist. Man darf aber nie in anacoluthis weiter gehen, als es der usus derselben erlaubt, und zu diesem Endzweck muss man bei den Schriftstellern immer sehr darauf merken. — Ferner muss kein Fehler gegen solche Geschichte vorkommen, die jedem Unterrichteten im Alterthume bekannt war, weil man annehmen kann, dass ein jeder mit gewissen Kenntnissen vertraut war. Dahin gehören Geschichtskenntnisse des Staats, wohin der Autor gehörte. Doch kann oft ein Schriftsteller absichtlich die Geschichte entstellen und sich widersprechen. Es müssen ferner keine Fehler gegen die offenbare, dem sensus communis unterworfene Richtigkeit der Gedanken seyn und keine ähnlichen Fehler, die Unkunde der Natur der Dinge voraussetzen. Der Fall kann in Fabeln vorkommen, wo man gegen die Natur der Dinge sündigt; aber die Alten sündigen hiergegen selten. Endlich ist der schwierigste Punkt die Schönheit und Angemessenheit der Gedanken und des Ausdrucks in rhetorischer Hinsicht. Hier muss man jeden Autor genau kennen, um zu wissen, was man ihm zutrauen darf. Hier lassen sich nur einige allgemeine Regeln festsetzen. Auf diese Punkte muss am meisten gesehen werden. Es frägt sich, wie gross die Richtigkeit sey, die man von den Alten erwarten kann. Gewöhnlich hat man von allen alten Schriftstellern die Vorstellung, dass sie, was die Regeln des guten Styls und die Logik betrifft, nie sollten haben fehlen können. Allein dies ist durchaus nicht gegründet. Theils kommen hier die verschiedenen Zeiten in Betrachtung, theils sind sich Schriftsteller oft in verschiedenen Arten des Vortrags sehr ungleich. Ein auffallendes Beispiel davon ist Cicero. Als Redner ist er das grösste Muster, als Philosoph hat er Vieles nur flüchtig hingeworfen und, wie er selbst in einem Briefe ad Atticum sagt, sie zwischen Schlafen und Wachen geschrieben. Man darf nie denken, ein Schriftsteller müsse jede Periode zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Nie muss man auch einen Autor mit dem andern verwechseln. So wie jeder

Mensch seinen eigenen Charakter hat, so auch jeder Autor. Einer ist z. B. vieler genauer, als der andere. Mancher Schriftsteller dictirte mehr im Herumgehen, mancher schrieb auf eine so dissolute Weise, dass sie sich oft sehr ungleich werden. Besonders ist dies bei Autoren der Fall, die aus mehrern andern Schriften die ihrigen zusammentrugen. So z. B. Cicero de officiis, so auch Plinius der Aeltere, der bei seiner historia naturalis eine unsägliche Menge Schriftsteller gebraucht hat. Bei dieser Art zu schreiben müssen sehr grosse Ungleichheiten in sein Werk gekommen seyn. Dazu kam auch, dass er meist dictirte. Daraus folgen nun die Regeln: man muss sich in der Kritik zuerst mit solchen Schriftstellern beschäftigen, welche die grösste Vollkommenheit haben, als Virgilius, Horatius, Sallustius, Cicero in seinen oratt. und Tacitus. Doch kann auch dem besten Schriftsteller etwas Menschliches begegnen. Grosse grammatikalische Fehler wird zwar keiner gemacht haben; das muss man von jedem fordern können. Grobe alberne Schlüsse begegnen auch den Alten nicht; es müssten ihnen etwa einige Vorkenntnisse fehlen, weswegen solche Fehler möglich und zu entschuldigen sind. Hat man sich einige Zeit mit solchen vollkommnen Schriftstellern beschäftigt, so thut man wohl, man geht zu einem der niedrigeren Classe. Hiezu sind Ciceronis philosophica gut, wo sich schon sehr viele Nachlässigkeiten, besonders in der Construction finden. — Die Art des Conjecturirens muss dahin gehen, dass eine Conjectur noch in den Schriftzügen sichtbar ist. Es ist gut, Alles von Varianten durchzusehen. Wenn man frägt, wie man Conjecturen vorlegen müsse, so ist die Regel: mit einer Art Furchtsamkeit, besonders wo die Sache so ist, dass man nicht absprechen kann. Hier giebt's Dinge, wo das Glück mit in's Spiel kommt, wozu aber auch Genie kommen muss.

7.

Die historisch-philologische oder höhere Kritik.

Viele Regeln derselben sind bei beiden Arten gleich. Die Nothwendigkeit von allgemeinen Regeln ist daraus klar: man kann kein Buch benutzen, wenn man nicht weiss, aus welchem Zeitalter es ist. Bei allen Büchern, aus denen wir historische Kenntnisse ziehen wollen, muss man über die Aechtheit derselben sicher seyn. Es ist auch für die Sprachkenntniss wichtig, dass man hierüber im Reinen sey. Ohne dieses wird man sehr viele Irrthümer in der Sprache haben und wird sie lange fortpflanzen. Eine Menge Bücher sind interpolirt, wie grosse Stücke in Büchern. Gegen diese agirt die Kritik. Das Interpoliren geschah früh und unbefangen, ja es sind viele nicht auf Betrug angelegt gewesen. So haben viele Gedichte den

Namen ihrer Ahnherrn erhalten, die in der Folge erst gefunden wurden. Dergleichen Interpolationen geschahen anfangs ohne fraudulente Absicht. Nachher geschah es aus Betrug. Da nach Pergamum viele Schriften gezogen wurden, so verfertigten Viele alte Bücher. So sind eine Menge Schauspiele untergeschoben oder Dichtern beigelegt worden, denen sie nicht gehören. Solchen, von denen die Sage war, es gäbe von ihnen keine ächten Schriften, legte man viel bei. So hat das Sammeln von grossen Bibliotheken viel zur Interpolation beigetragen. Den Alten war diese Kritik schon bekannt. Hätten wir nicht so viel Verlust erlitten, so hätten wir manchen Aufschluss hierüber. Nach Christi Geburt wurde man weniger kritisch. Es giebt Schriftsteller, welche andere Schriften für unächt ausgeben. Wenn die Schriftsteller gewisse Worte anführen, wodurch sie Schriften ungewiss machen, so gründet sich dies immer auf Untersuchungen von alexandrinischen Gelehrten. cf. prolegomena ad Homerum. Weiterhin kam diese Kritik in Verfall. Der Ton des Zeitalters ist späterhin nicht mehr zu solchen Recherchen zurückgekehrt. Daher so viel Dunkel in den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte. Ein paar in's Feine gehende Abhandlungen über die fraudes der Juden sind von *Luzac*, welche Valckenaer'sche Ideen enthalten. Selbst in spätern Zeiten ging oft Alles ohne böse Absicht zu, manchmal recht ohne Plan. Man legte Schriften, die keinen Namen hatten, berühmten Namen bei. Dies war früh und spät der Fall. Dies war im Alterthum leicht, weil die Titel nicht breit waren; die Bücher fingen gleich an. Dass die Titel der Autoren nicht in den Ueberschriften waren, sieht man aus den Anfängen des Thucydides und Herodians. In dieser Hinsicht ist der Anfang von Theognis Versen zu nehmen. Am meisten war dies der Fall bei Schauspielen. Waren sie verfertigt, so wurden sie den Schauspielern gegeben, denn sie kamen nicht heraus; dies wäre den Alten lächerlich gewesen. Da setzte man nach Vermuthung oder Aehnlichkeit des Inhalts und der Manier Namen darüber. So giebt es in den moralibus des Plutarch viele kleine Schriften, die unächt sind; eben so in denen des Lucian, welches Geist, Ton, Manier und Sprache beweisen. Solche ἀδέσποτα, zu denen sich kein Herr bekennt, gab's viele. Eine andere Manier war die: wenn man einen codex hatte, wo ein leerer Raum war, so schrieb man etwas dazu in dem nemlichen Tone. Ein solches Stück ging in die übrigen Schriften des Autors über, dem das Andere gehörte. So ist das Ding apologia Socratis gemacht, das man dem Xenophon beilegt, aber von einem spätern Sophisten ist und nicht aus den Zeiten vor Christus. Auch war das der Fall, dass viele Sachen umgeschrieben und in eine andere Manier gegossen wurden, so dass der Grund des alten

Stücks blieb. So ist es mit den äsopischen Fabeln gegangen. Einige certirten ordentlich mit einem Autor, und dies geschah in den rhetorischen Schulen. Daher kann man bei jedem Buche der Alten den Zweifel haben, ob sie so aus ihren Händen gekommen, wie wir sie haben. Es sind Umgiessungen gemacht. Dies beruht darauf, dass man selten im Alterthum so kritisch verfuhr. Hiernach ist's möglich, dass heute manche Schriften Prüfung zu verdienen scheinen. Dies lehrt die historische Kritik. Sie wirft die Fragen über die αὐθεντία (ein sehr guter Ausdruck), lat. auctoritas, eines Buchs, auf. Authentisch ist ein Buch, das nach diplomatischer Nachweisung mit ähnlichen Gründen auf den Autor zurückgeführt werden kann, dem die Schrift beigelegt wird. Soll die Aechtheit bewiesen werden, so müssen Gründe angeführt werden. Diese sind *innere* und *äussere*. Die äussern machen den Anfang und sind leichter. Die innern sind das, was man *höhere* Kritik nennt, wo sich der Scharfsinn bis auf die höchste Subtilität schwingen kann. Dergleichen Herausbringen muss sich nicht auf Träumereien, sondern auf Beweise gründen. Die äussern Gründe müssen jedem genügen; zu den innern gehört mehr Scharfsinn und Tiefsinn. Aeussere Gründe sind historische Zeugnisse, und diese gehen theils auf die Aechtheit ganzer Bücher, theils auf die einzelner Stellen, z. B. wenn Zeitgenossen ein Buch von dem Autor mit dem Titel und mit Bestimmungen anführen, dass man sieht, dass es noch das jetzige ist. Hier gilt auch das Zeugniss des Autors selbst viel, wenn er viel von seinen Schriften spricht. Sonst gelten die Zeugnisse der Schriftsteller von sich nicht, z. B. wenn sie sagen, dass sie gottbegeistert waren. Hiezu ist's gut, dass man die Nachrichten von dem Leben des Autors weiss. Es kann seyn, dass es keine Zeugnisse giebt, deswegen kann man das factum nicht läugnen. Dann tritt die Kritik mit innern Beweisen ein. Eine andere Art von äussern Gründen nimmt man aus der Manier her, wie ein Werk durch die Abschreiber in Absicht der Schriftzüge behandelt worden ist. Allein von dieser Art Kritik kann man nur bei neuern Büchern Gebrauch machen. Die innern sind diejenigen, die aus der Schrift selbst hergenommen sind und durch ein genaues Studium der Schrift selbst entwickelt werden müssen. Die Schrift muss mit den übrigen des Verfassers übereinstimmen und mit denen des Zeitalters in Sprache, Manier und Sachen. Die Sprache betreffend, so muss uns, wenn ungrammatische, unübliche usus loquendi sind, dies aufmerksam machen. Finden wir eine grössere Diversität in der Manier, z. B. in der Art und Weise, die Ordnung der Gedanken vorzutragen, so sind hier Cautionen nöthig, ob nicht der nemliche Autor verschieden in verschiedenen Zeitperioden schreiben könne und verschieden in verschiedenen

Materien. Es kommen auch Urtheile über Sachen dazu. Dies ist nirgends so fein entwickelt und so weit getrieben, als in den Streitschriften über die Briefe des Phalaris, welche belehrend und schön geschrieben sind. Diese Kritik ist noch leicht in Zeitaltern, wo dergleichen Beweise möglich sind. Je weiter wir zurückgehen, desto mehr hören die Beweise auf, und wir müssen dann tiefer in's Innere dringen und zum Ton, zur Sprache und zu den Sitten die Zuflucht nehmen. Die Bentleysche Kritik ist ein Muster, sich im Anfange zu bilden. cf. *Bentley's* opuscula philologica in Leipzig gedruckt. Eine gut geschriebene Abhandlung, in der es auf Kritik der facta angelegt ist und welche zur Vorübung dient, ist im ersten Bande von *Meiner's* Geschichte der Wissenschaften der Artikel von den Pythagoräern. Damit verbinde man *Wyttenbach's* Recension in der bibliotheca critica tom. 2. Andere Exempel dieser Art giebt es hin und wieder, aber mit grosser Vorzüglichkeit wenige. Der berühmteste Fall war die Grille, welche *Hardouin* hatte. Dieser gab in dem Buche: de numis Herodiadum, Paris 1693. 4. eine Menge Einfälle, wodurch er bewies, dass alle lateinische Autoren unächt wären, ausgenommen die, welche er herausgab. Er sagte, man hätte sie im zwölften seculo nach Anleitung der Münzen verfertigt. Verschiedene solcher Fragen in Absicht jedes einzelnen Buchs, ob's ächt sey, sind aufgeworfen und viele noch nicht beantwortet. Der Beweis ist das, worauf es hier ankommt. Um hier glücklich zu seyn, muss man eine Menge Vorkenntnisse haben, die eine Blume der ganzen Kenntniss der Litteratur sind. Ehe man die Kenntniss nicht hat, kann man auch nicht auf den Verdacht kommen.

Wenn wir mit den ältesten Schriften anfangen, so haben wir sogenannte Orphica, bei denen die Frage ist, ob sie vom alten Orpheus oder interpolirt sind. Man muss nicht mehrere Sachen unter einander werfen; wenn man drei hat, nicht glauben, dass sie alle drei ächt sind. Es entsteht die Frage: warum kann man sie ihm nicht beilegen? Wem oder welchem Zeitalter sind sie beizulegen, wenn man auf den Autor nicht kommen kann?

In Absicht der Homerischen Gedichte ist die Frage er regt: wie viel gehört einem Sänger? Wiefern kann die Batrachomyomachie dem Homer beigelegt werden? Muss sie in spätere Zeiten gesetzt werden? und in welche? Später ist sie, als die Hymnen. Sie ist eine Parodie auf die Iliade und aus dem Zeitalter des Aeschylus. In Schauspiele schlichen sich auch Interpolationen ein. So ist der Rhesus im Euripides nicht ächt. Auch mehrere Dialogen Plato's sind nicht ächt. Was sind für Gründe der wahrscheinlichen Unächtheit? So ist der zweite Alcibiades nicht ächt. Die Alten hatten noch

mehrere solche Dialogen. Der Hipparchus muss selbst von den Alexandrinern für unächt erklärt worden seyn. Ueber die Apologie des Sokrates von Xenophon fällte Valckenaer ein kurzes Urtheil, dass sie nicht ächt und des grossen Genies nicht würdig sey. Man kann auch fragen, ob der Schluss der Cyropädie ächt, oder nicht eine clausula eines Sophisten sey. So ist Cebes tabula nicht ächt. Dies aber zu erkennen, dazu gehört eine feine Sprachkenntniss. Leichter ist dies zu erkennen bei Aeschinis Dialogen, worunter nur einer ächt ist. Bei den Rednern ist es schwer zu entscheiden. Auch bei den Lateinern giebt es Bücher, die den Autoren nicht beigelegt werden dürfen, welche man ihnen beilegt. Manche sind überarbeitet, als z. B. Cato de re rustica. Einige Sachen im Cicero sind unächt und von einem römischen Stylisten verfertigt. Dahin gehören mehrere Briefe ad Brutum und von diesem an Cicero. Diese sind für untergeschoben erklärt worden, obgleich einige wunderschön hinsichtlich der Gedanken und der Sprache sind. Dergleichen Briefe wurden im nächsten Menschenalter nach Cicero in den rhetorischen Schulen gemacht. Auch gegen einige Reden kann man Verdacht haben, z. B. die zwei Reden post reditum, die nie den Cicero gesehen, worin zwar ein üppiger rhetorischer Ton, aber kein Ciceronianischer Geist ist. Es sind Kraft-phrases und Diebstähle darin. Dann hält man für unächt die pro domo et haruspicum responsis. Der Hauptschriften hierüber sind wenige. Markland fing die Untersuchung in einem schön geschriebenen Werke an. Gesner schrieb in den comment. Societ. Gottingens. dagegen, aber nicht gründlich. Seit der Zeit ist die Frage verschollen. Schade ist's, dass Bentley damals im höchsten Alter war und nichts dazu sprach. In beiden Gegnern muss der künftige Richter noch reformiren. Diese Materie gehört unter die allerfeinsten wegen der ausserordentlichen Aehnlichkeit mit dem Ciceronianischen Styl im Ganzen.

Zusatz.

Diese Art Kritik entstand sehr früh, fast zugleich mit der andern. Bei uns möchte sie vielleicht nicht mehr so wichtig seyn, da in diesem Fache schon sehr Vieles entdeckt ist. Allein es ist doch noch nicht viel mehr entdeckt, als was mit Händen zu greifen war. In neuern Zeiten ist sie in der That eben so nöthig gewesen, und vor einigen seculis entstand sie wirklich in Deutschland auf eben die Art, wie ehedem bei den Griechen in Alexandrien. Man machte es jetzt, wie damals; man verkaufte neu geschriebene Bücher, welche man eine Zeitlang in die Erde vergrub, als ganz alte. Ein berühmter Betrüger von der Art war *Annius Viterbo*, der den Fabius Pictor, Fenestella etc. unterschob. Schwieriger ist es freilich

mit solchen, wie *Sigonius*, der die consolatio Ciceroniana unterschob. So machte auch *Muretus* einst einige Verse und gab vor, sie wären aus dem Pacuvius, und bald darauf citirte selbst *Scaliger* diese Verse, worauf dann Muretus entdeckte, dass er Scaligern getäuscht hätte. Eben so hat man es mit andern Denkmälern des Alterthums gemacht, besonders bei Münzen. Es gab in neuern Zeiten sogar Officinen, in denen alte Münzen geschlagen wurden. Zusammen haben wir aus dem Alterthum funfzig bis siebenzig Tausend verschiedener Arten von Münzen. Hier ist eben solche Kritik nöthig, wie bei den Schriftstellern. Diese nennt man *numismatische Kritik*. Eben so giebt es auch eine Kritik der Archäologie. Die fraudes aus dem Alterthum selbst sind am schwersten zu entdecken. Von den Versen alter Sänger ging diese Sache zuerst aus. Eben so ging es nachher. Es hat kein grosser Mann existirt, dem man nicht etwas untergeschoben hätte, oft ohne Betrug. Schüler grosser Lehrer trugen das, was sie von ihm gelernt, wieder Andern vor; doch liessen sie ihren Lehrern den Namen dessen, was sie vortrugen. So hat man Bücher von Thales, Pythagoras und Andern, die selbst nichts geschrieben haben. Alles dies war schon vor der alexandrinischen Periode. Daher war es den alexandrinischen Gelehrten äusserst schwer, zu untersuchen, ob die Bücher von denen wären, oder nicht, die man als Verfasser angab. Im dritten und vierten seculo wurde wieder untergeschoben. Nun kam die sogenannte pia fraus in die Welt. Eine Menge, auch wohl Christen, doch diese nicht so häufig, schoben Bücher unter alten Namen unter und verwiesen dann ihre Zeitgenossen auf diese Schriften. So sind dem Euripides, Menander und vielen Andern Bücher angedichtet worden. Die Zeitalter, in denen das Meiste untergeschoben ist, sind also: 1) die älteste Zeit, in der die alten Barden untergeschoben wurden; 2) die Zeit der Alexandriner, in der man es aus Gewinn that; 3) die Zeit im medio aevo. Häufig ist das Unterschieben nicht absichtlich geschehen. Man schrieb oft einen Aufsatz hinter ein Buch, wo noch leere Blätter waren; besonders wenn der Aufsatz ähnlichen Inhalts war. Dazu kam, dass man anfangs in Griechenland nie den Titel, den das Buch führte, aufschrieb. Besonders waren die Namen der Schriftsteller äusserst selten auf den Titeln. Wer sich davor sichern wollte, musste bald anfangs seinen Namen mit einem verflechten. So hat es Theognis, Herodotus, Thucydides, Hecataeus und Andere gemacht. Wenn nun eine Menge Schriften in ein Buch mit eingeschoben wurden, so ist das oft schwer zu entdecken. Dies ist besonders bei Plutarch geschehen. Mancher declamator schrieb seine Schrift mit in die volumina desselben. Endlich war noch ein anderer Zufall, dass man, wenn man nicht wuss-

te, von wem eine Schrift sey, sondern nur auf jemanden vermuthete, dessen Namen als gewiss aufschrieb. Solche Schriften nennt man ψευδεπίγραφα. Auf diese Art ging lange Cornelius Nepos unter dem Namen: Aemilius Probus, der ein blosser Abschreiber zu Theodosius Zeiten war. Auch machte man in den rhetorischen Uebungen Exercitien in alter Manier, um selbst mit den Alten zu wetteifern. Solche Stücke, die man blos zur Uebung machte, kamen nach und nach in die codices. So hat man von einem gewissen spätern Aristides eine Rede, die er in der Manier des Demosthenes machte, welche unter die Reden desselben nachher mit hineingekommen ist. cf. Livius 38, 56. Suetonius im Caesar 53. Tibullus lib. 4. In des letztern Gedichten ist manches, das zwar von ziemlich alten Rhetoren, aber doch nicht von Tibull selbst ist. So haben wir auch catalecta Virgilii. Die anthologia latina, welche Burmann in zwei Quartbänden edirt hat, enthält Vieles, das erst aus dem medio aevo ist. So können wir also festsetzen, dass ganze Schriftsteller, entweder aus schlechten Absichten oder durch Zufall, untergeschoben sind, und wie es mit ganzen Schriftstellern ging, so ging es auch mit einzelnen Stellen. Die Aechtheit einer Schrift, nach welcher derjenige Verfasser, der angegeben wird, wirklich der wahre ist, wird erkannt aus äussern und innern Quellen. Zu den erstern gehört blos historische Gelehrsamkeit, zu den zweiten viel schwereren gehört grosse Beurtheilungskraft und Studium des Charakters aller Schriftsteller des Alterthums. Hinsichtlich der äussern Quellen müssen historische Nachrichten aus gleichzeitigen Schriftstellern als Zeugnisse, dass ein Buch von dem oder jenem Verfasser sey, beigebracht werden. Beim geringsten Scheine von Unächtheit sind sie sehr wichtig. Diese Zeugnisse müssen aber auch wieder logisch geprüft werden. Denn es kommt oft der Fall vor, dass die Schrift eines berühmten Mannes bald verloren ging und dann eine untergeschobene an deren Stelle trat. So wird der Agesilaus des Xenophon mit hoher Wahrscheinlichkeit als untergeschoben angesehen, und doch wird er häufig als ein ganz vortreffliches Werk citirt. Zu einem vollständigen Zeugnisse gehört ausdrückliche Anführung von Stellen aus dem Autor, und doch reicht auch dies noch nicht völlig hin, da Declamatoren oft aus solchen angeführten Stellen ganze Tiraden herausnahmen und sie dann in das untergeschobene Werk einrückten. So ist es mit einer Rede des Lysias, Panegyricus betitelt. Gewisse Schriftsteller aber werden von keinem alten Schriftsteller citirt, und mit diesen ist es dann schwer. Curtius z. B. wird von keinem citirt, und daher ist man noch nicht völlig in Richtigkeit, aus welchem Zeitalter er ist. Einige haben sein Buch für ein Buch aus dem Mittelalter gehalten. Doch ist es das wohl nicht.

Manilius wird auch von keinem citirt. Seine Dedication an den Kaiser Augustus beweist nichts. Bentley kam hier mit einer palmaria ratio: weil Manilius noch nicht den Genitiv ii, sondern i hat, sey er aus Augustus Zeitalter, und dies ist ein schlagender Beweis. Man hat auch jetzt schon gewöhnlich vor die Schriftsteller testimonia aus den Alten hingesetzt, und wo es noch nicht geschehen ist, muss es noch gethan werden.

Die innern Gründe, die im Charakter der Schrift selbst liegen, sind sehr vielseitig. Hier liegt nicht blos Gelehrsamkeit, sondern auch eine thätige Anwendung derselben zum Grunde. Vieles beruht freilich auf dunklem Gefühl. Gut sind wir daran, wenn wir einen Autor vor uns haben, von dem viel übrig ist. Die Schriftsteller der nemlichen Zeit kommen dabei in Betrachtung. So kann es manche Gattung von Vortrag geben, die sich in manche Zeiten gar nicht passt. Auch das kommt in Betrachtung. Ein Schriftsteller hat oft ältere Bücher vor sich, aus denen er abschreibt, durch die er antik wird, wenn er gleich selbst neu ist. So ist es mit dem Justin. Das eigentliche Werk ist von Trogus Pompejus, der ein guter Schriftsteller aus der August'schen Periode ist. Diesen excerpirte Justin, grösstentheils mit Beibehaltung derselben Diction. Eben so mag es auch wohl mit Cornelius Nepos seyn. Vielleicht ist er auch auf eine solche Art im zweiten oder dritten seculo erst excerpirt; denn es lässt sich kaum denken, dass ein Mann, der uns als ein so grosser Schriftsteller vom ganzen Alterthum vorgestellt wird, so magre Lebensbeschreibungen geschrieben haben sollte. — Beruht es allein auf dunklem Gefühl, warum man einem Schriftsteller eine Schrift abspricht, so findet nur ein sehr niedriger Grad von Wahrscheinlichkeit statt. Man muss also festsetzen, dass, wenn auch nur ein kleiner Grad von Wahrscheinlichkeit bei mehrern Kennern einstimmig ist, so ist kein Zweifel mehr übrig. In welchem Grade diese Wahrscheinlichkeitsgründe stehen, lässt sich so bestimmen: 1) Uebereinstimmung der Ideen eines Zeitalters; 2) wenn man zeigen kann, es ist hier eine Sprache oder Redeart, welche Jahrhunderte nachher erst aufgekommen ist. Daher sind wir immer besser daran, wenn wir viele Schriftsteller aus einer Periode haben. 3) Wenn man zeigen kann, dass auf Geschichtsfacta angespielt wird, die erst späterhin geschehen sind. Findet man so etwas, so merkt man bald den Interpolator, und selten haben sich die Interpolatoren so sehr in die Lage dessen, von dem sie etwas unterschieben wollten, hineindenken können, dass man es bei einiger Untersuchung nicht merken sollte. So merkte man schon in den Zeiten des Politianus im funfzehnten seculo, dass die Briefe des Phalaris, die man sonst für ächt hielt, untergeschoben wären, welches Bentley ganz in's Licht gestellt hat. Um

aber Schriften der Unächtheit zu zeihen, so gehört dazu grosse Gelehrsamkeit und Kenntniss des Alterthums, aber auch grosse Behutsamkeit und Beurtheilungskraft. Um sich in dieser Art Kritik zu üben, muss man frühzeitig bei einigen Schriften anfangen. So kann man sich an dem Tractat de causis corruptae eloquentiae üben, wenn man ihn mit Tacitus und Quintilian, denen er zugeschrieben wird, genau vergleicht. Diese Beschäftigung ist auch mit der consolatio Ciceronis und mit dem Alter des Curtius anzufangen. Im Griechischen ist vorzüglich eine und die andere Schrift aus den geographis, welche *Hudson* herausgegeben hat, zur Uebung anzurathen. So z. B. Skylax kleine geographische Schriften, wobei die Frage ist, ob das der Skylax ist, dessen Herodot erwähnt. Ist die Schrift, die wir vom Karthager Hanno haben, wirklich von ihm? Schrieb Hanno sie selbst griechisch, oder ist es eine Uebersetzung? Und aus welchem Zeitalter könnte sie seyn? Unter den Griechen hatte in dieser Kritik keiner so feine Grundsätze, wie Dionysius von Halicarnass, und er verdient sehr studirt zu werden. Auch der Arzt Galenus hat eine grosse Anzahl von Ideen der Kritik über Hippocrates; doch dringt er in die höhere, feinere Kritik nicht so gut ein wie Dionysius Halicarn., obgleich auch dieser sehr weit von den Neuern übertroffen wird.

8.

Bücher als Hülfsschriften für Kritik und als Muster.

Die ersten Hülfsbücher sind sehr vielfältig; denn der Gelehrte muss eine ausserordentliche Menge Sachen durcharbeiten, ehe eine Bemerkung vorkommt. Es giebt eine Menge Observationsbücher, die dazu dienen. Solcher muss man eine gute Anzahl haben; die ältern Bücher aber sind jetzt sehr selten. Mündlicher Vortrag ist hier freilich viel mehr anzurathen. Die Bücher entwickeln uns die Begriffe bei weitem so gut nicht, als es der Lehrer beim mündlichen Vortrage kann. Nachher muss man sich an solche Gelehrte halten, die ihre kritischen Noten sehr weitläuftig auseinandersetzen. Hier ist vor allen der grosse Bentley instar omnium zu rathen, vorzüglich sein Horatius. Hier findet man einen erstaunlichen Reichthum von Gedanken und Sprachbemerkungen, und historisch muss jeder Gelehrte etwas von der Kritik wissen. Beim Manilius ist Bentley oft zu kühn. Weniger bekannt ist sein Lucanus. Sein Terentius ist schon für Geübtere. Seine Ausgabe von *Miltons* verlornem Paradiese mit kritischen Noten ist auch sehr zu empfehlen. Milton nemlich dictirte, da er blind war, seine Schriften seiner Tochter, und in diesem Falle konnte

ihn Bentley wie einen alten Autor behandeln. Für die höhere Kritik hat Bentley ausser obengenannten noch einige Schriften über Philemon und Menander herausgegeben. Nächst Bentley mache man sich mit Markland's Ausgaben des Stobaeus und Euripides bekannt; dann mit Nicolai Heinsii Ovidius. Heinsius ist der wahre Wiederhersteller des Ovidianischen, wie des Virgilischen Textes. In seinen adversariis ist viel Unglückliches. In den Prosaisten war er nicht so glücklich, als in den Poëten. Dann mit Burmanni secundi Propertius. Ganz vorzüglich müssen studirt werden Joh. Fried. Gronov's Noten zum Livius und seine observationes in scriptores latinos (in Leipzig nachgedruckt). Um tief in die Kenntniss der lateinischen Sprache zu dringen, muss man sie haben; er umfasst Alles, was Latein heisst. Ferner sind alle Ausgaben Valckenaer's vom Theocrit, Euripides etc. höchst anzurathen. Dieser und sein Lehrer Hemsterhuis, doch noch mehr Valckenaer, sind ganz vorzügliche Kritiker. Hemsterhusii Lucian ist ein köstliches Werk. Ferner sind Brunk's Ausgaben des Sophocles, Aristophanes ganz vorzüglich. Seinen Apollonius Rhodius hat er nur aus dem Groben herausgehoben. Casaubonus ist in Allem, was er geschrieben hat, vorzüglich anzurathen. Ausser ihm von den Aelteren Scaliger. Tyrwhitt, ein neuerer Engländer, hat nur sehr wenig herausgegeben, den Orpheus de lapidibus, aber Alles, was er schrieb, mit vielem Genie; ein feiner kritischer Kopf. Ausser diesen muss man sich an Observationsbücher halten, wie z. B. an Gruteri thesaurus criticus seu fax artium liberalium 1602. in sechs Octavbänden, wozu ein siebenter von einem ungebetenen editor gekommen ist. Einige von den ältern Büchern, die er darin zusammengefasst hat, sind vorzüglich lesenswerth, als: Loënsis libri ἐπιφυλλ., worin viele Stellen kritisch oft mit Glück behandelt werden, und des Paulus Leopardus schätzbare Emendationen. Die Sache ist klar, denn ein Gelehrter nimmt nur immer das Beste in solche Sammlungen auf. Ferner sind gut: Guil. *Canteri* novae lectiones und Mureti variae lectiones; in letztern ist ein ganz vorzüglich gutes Latein, P. Victorii variae lectiones, *Rutgersii* var. lect., *Reinesii* variae lectiones, voll vortrefflicher Gelehrsamkeit. Nicht so vorzüglich sind *Palmerii* exercitt. in optimos auctores graecos. Henr. *Valesii* emendationes, edirt von Burmannus sec. Lamberti Bosii animadversiones in scriptor. graec. und emendationes. Cuperii observationes, Leipzig 1772. Peter Wesselings probabilia et variae observationes, *Dawes* miscellanea critica von Burgess herausgegeben, *Markland's* epistola critica ad Harium, Cambridge 1722, *Schraderii* observationes et emendationes, *Toup's* Anmerkungen zum Suidas, in Leipzig nachgedruckt, doch vollständiger in der engl. Ausgabe von *Porson; Ruhnkenii* epistolae criticae hinter der Ausgabe des hymnus in Cere-

rum; diese gehören nebst den Valckenaer'schen zu den vollständigsten in dieser Gattung. Ferner von ihm ältere und neue observationes miscellan. Jene gab Burmann, diese d'Orville heraus. Es sind Observationen verschiedener Gelehrten. Der Anfang wurde in England gemacht von *Jortin*, einem glücklichen trefflichen Kopfe. (Er starb an den Pocken, erst 21 Jahr alt.) *Porson's* verisimilia 2 lib., worin blos Griechen mit ausserordentlichem Glücke emendirt werden. (Porson war der grösste Schüler Valkenaer's.) Auch von Koen sind gute observationes. *Heusinger's* emendationes, worin manches Nützliche für das Latein vorkommt; für den allerersten Anfang gut. Clerici Buch de arte critica enthält sehr viel Gutes und feine Sprachbemerkungen. In allen diesen Schriften sind viele Observationen zerstreut. Wer nun über einen Autor schreiben will, muss alles dieses zusammensuchen, und daher muss man solche Bücher nachschlagen. Dies erschwert das kritische metier erstaunlich- und erfordert einen grossen Apparat. Wie man nicht emendiren muss, dazu dienen Crusii probabilia critica, Leipzig 1753. Er versteht oft die Stellen gar nicht, und weiss auch nicht den rechten Weg und die Heilung. *Triller's* observationes, Frankfurt 1742, sind nichts werth.

9.

Anmerkungen über die Abfassung erklärender und kritischer Noten.

Es frägt sich: wie müssen wir uns bei der Abfassung erklärender und kritischer Noten verhalten? Die einzige grosse Regel ist die: man muss beständig seinen Zweck vor Augen haben, warum man einen Autor erläutert. Selbst der Hauptzweck, den Autor in ein helles Licht zu setzen, wird oft auf manche Art eingeschränkt. Es können oft einem recht guten Criticus die Mittel fehlen, und dieser muss dann schon Verzicht darauf thun, etwas Ganzes zu liefern. Gute zerstreute Observationen kann freilich auch ein solcher liefern; nur muss er immer zeigen, worin die Schwierigkeiten sitzen, die er nicht heben kann. Ein Andres ist die Reihe Personen, für die man schreibt. Man kann sich eine niedrige Classe von Lesern denken, um derentwillen man schon manches Schwierige übergehen muss, weil das Verständniss desselben zu viel voraussetzt. Wenn man also für Anfänger schreibt, so können da viele ganz gemeine Dinge beigebracht werden, und doch kann die Art, wie sie vorgetragen werden, sehr nützlich seyn. In Bearbeitung von Schriftstellern solcher Art wäre es höchst überflüssig, viele tief eindringende Dinge mit einzubringen. Weitläuftige Abschweifungen vom eigentlichen Zwe-

cke sind hier nicht schicklich. In usum tironum zu schreiben, ist in gewisser Rücksicht schwer, in anderer leicht. Leicht ist es, wenn man einen Autor edirt, über den schon grosse Gelehrte viel geschrieben haben. Schwerer ist nur die Art und Methode, wie Alles, auch das Bekannteste, gehörig entwickelt werden muss, und daher muss man seine Ideen immer an die Ideen derer anzuknüpfen wissen, für die man schreibt. In Absicht der Entwickelung ist Nichts so nöthig, als ein Vortrag mit beständig eingemischten Gründen. Hauptsächlich ist dies bei allem mündlichen Erklären nothwendig. Erst müssen die Wortbedeutungen bekannt gemacht, dann die Construction erläutert und das Historische aufgesucht werden. Hier kann in Fragen die Erklärung ausgeübt werden, und dies geschieht oft mit grossem Nutzen. In frühen Zeiten schon fing man an, für die Jugend diesen oder jenen Autor zu bearbeiten, besonders zu Erasmi Zeiten. Schotus schrieb ein und das andere Buch, Stücke aus den Alten, den Tironen zu erklären. Späterhin wich man davon ab, und fing an mit Uebersetzung zu erklären. Im achtzehnten seculo fingen einige Leute an, ganze Ausgaben für die Jugend zu machen, besonders *Min-Ellius*. Doch sind seine Ausgaben noch viel besser, als die ad modum Minelli. Viel schlechter waren die in Deutschland heraus gekommenen Ausgaben von *Gottschling* und *Junker*. So sah es vor *Gesner* und *Ernesti* in Deutschland aus. Weiterhin hat man einen Namen, den ehedem schon Viele brauchten, den Namen eines commentarii perpetui eingeführt. Perpetuus ist, wo beständig etwas unter dem Texte steht, ein fortlaufender, bald sollte es heissen ein Commentar, wo keine Schwierigkeiten übersehen sind. Aber dieses Versprechen wird wohl selten gehalten. Ein Verfasser, der solche Commentare schreibt, sollte sich immer beim Publicum erst legitimiren. Er sollte sich, wenn er eine Ausgabe von einem Autor ediren wollte, von verschiedenen Gelehrten die schwersten Stellen des Autors anzeigen lassen, und diese vorzüglich müsste er erklären; denn das Bekannteste kann er aus vielen vorigen Ausgaben zusammentragen. Hiermit aber kann keinem Gelehrten gedient seyn, und dieser kann bald merken, ob er die schwierigen Stellen entwickelt hat, oder ob er blos seinen Vorgängern gefolgt ist. Für Mittelclassen von Gelehrten ist es nützlich, dass Commentarien geschrieben werden; dadurch wird dieses Studium immer verbreiteter, und man ladet dadurch eine Menge Leser zu den Alten ein, denen sie oft sehr nützlich werden können. In solchen Ausgaben darf die Kritik nicht die Hauptsache seyn, sondern die Erklärung, wie Ernesti es in seinem Sueton gemacht hat. Für wirklich grosse Gelehrte gehört nur in den schwersten Stellen Erklärung, dafür aber mehr Kritik. Es muss hier aber eine solche

Darlegung der verschiedenen Lesarten seyn, dass eine förmliche Geschichte des Textes entsteht, wo dem Editor aber die schon früheren Ausgaben oft dienlich seyn können. Immer aber muss ganz genau angegeben werden, welche Handschrift diese oder jene Lesart hat. Hat Jemand die Absicht, Alles zu erschöpfen, so muss er Alles, was in den lexicis steht, ausschliessen. Auch gehört hieher nicht einmal Alles, was zu den Vorkenntnissen der Geschichte oder Antiquitäten gehört.

Es frägt sich ferner: was ist von der Trennung erklärender Noten von den Varianten zu halten? Dies that *Wesseling* in Holland zuerst mit gutem Glück. Es kann in dem Falle, wenn der Text schon so bearbeitet ist, dass man nicht nöthig hat, sich des Verständnisses wegen viel um die Varianten zu bekümmern, Beides zusammen geschehen. Wird die Untersuchung einer Variante noch nöthig, so kann diese auch in den erklärenden Noten geschehen. Bei Schriftstellern, wo noch gar kein fester Text ist, der sich erst bilden soll, kann man dies viel weniger. Daraus entspringt die Regel: die Behandlungsart eines Autors muss äusserst verschieden seyn, und es lässt sich hier kein Universalrecept geben.

Endlich frägt es sich: wie soll es bei der Erklärung in Absicht auf das Aesthetische gehalten werden? Dies ist seit 30 Jahren aufgekommen. *Klotz* machte damit den Anfang; *Brieglob* arbeitete so einige Oden des Horaz aus, aber es ist ein sehr ekelhaftes Werk. Dazu kommt, dass er oft gar nicht einmal den Text versteht. Ueberhaupt kann man den Leser unmöglich alle Augenblicke auf die Schönheiten des Autors aufmerksam machen. Ein Andres ist, sich bei wirklich ausserordentlich schönen Stellen auf die Aesthetik einzulassen. Dies muss aber philosophisch und mit den gehörigen Gründen geschehen, und so muss der Leser präparirt werden, wie er den Autor ästhetisch empfinden soll.

Die Art, wie man in Absicht des Ausdrucks die Erklärungen und Noten einrichtet, ist sehr verschieden. Hier thut man am besten, sich an gute Muster, wie Ruhnkenius, Valkenaer, Muretus, Manutius, Bentley und andre mehr zu halten. Kürze ist hiebei eine Haupteigenschaft, die sich aber nach der Absicht des Schreibenden modificiren lässt. Eine gewisse Mittelumständlichkeit hat Ruhnkenius. Valkenaer wird durch seine gar zu grosse Kürze oft unverständlich. Es giebt aber auch eine Kürze, die sehr tadelnswerth ist, wo man gar keine Gründe angiebt, wie *Paw*, der Herausgeber des Pindarus und Aeschylus. Der Ausdruck in den Noten muss nicht nur gut Latein seyn, sondern muss auch dem Leser keine Schwierigkeit machen, damit der Commentar nicht eben so schwer sey, wie der Autor selbst. Die Ernesti'schen Ausgaben

sind in der Rücksicht sehr empfehlungswerth. Ferner muss eine gewisse Modestie im Ton und in der Manier seyn. Diese muss vorzüglich darin bestehen, dass man nicht mit den vorigen Editoren hadert, oder bei fehlerhaften Erklärungen nicht ihre Namen nennt. Man hat freilich Ausgaben, die oft blos darauf eingerichtet sind, gegen einen andern zu hadern. So Bentley's Terenz gegen den Bischoff Hare. Es giebt eine gewisse Methode in den Commentaren, worin der Leser immer so geleitet wird, dass er selbst mit denken muss. Diese Methode kann man sich nicht besser, als durch frühzeitigen Unterricht eigen machen. Hier aber ist sehr verschieden: docere et tradere. Das Innige und Charakteristische dieser Methode aber lässt sich nicht lehren.

Diese Theile geben uns die Einleitung in das Alterthumsstudium und bilden nur den Kopf. Nun müssen wir aber alles das, was wir aus den Alten herausziehen können, als Monumente ordnen und zusammenstellen. Dies sind diejenigen Theile, in denen der Gewinn des Alterthumsstudiums gesammelt ist.

Zweiter Abschnitt.

Die Haupttheile der Alterthumswissenschaft.

A.

Geographie des Alterthums.

Man muss zuerst den Boden kennen, wo die Begebenheiten vorgingen, weil man sich sonst von ihnen keine deutliche Vorstellung machen kann. Mit der Geographie lässt sich die Geschichte verbinden; dies die zweckmässigste Art, sie zu studiren. Allein hier ist von jedem einzelnen Theile dieser Kenntnisse die Rede. Die Geographie muss man eine Zeitlang zu einem einzelnen Studium machen, hinsichtlich der Hauptländer und ihres Umfangs. Dadurch gewinnen wir; denn wir erhalten Nachrichten und Vorstellungen der Alten von der Gestalt, Grösse und Beschaffenheit der verschiedenen Länder des Erdbodens, wo alte Völker gehandelt haben, vom politischen Zustande und von ihren Veränderungen in Rücksicht auf die Länder, wo sie existirt haben. Die verschiedenen Eintheilungen der Geographie sind bekannt. Auch im Alterthumsstudium giebt es eine mathematische und physische Geographie, d. h. eine Sammlung der Vorstellungen der Alten über Gestalt und Bildung des Erdbodens. Diese dienen dazu, um Vieles in den Alten zu verstehen. Hiezu benutze man die alten Charten von *Bode*. Die mathematischen und physischen Vorstellungen kann man beiläufig behandeln; aber die politische und statistische Geographie muss man mit der Geschichte verbinden. Dies geschieht so, dass man theilweise diejenigen Länder nimmt, welche die interessantesten sind, und ehe man ans Ganze denkt, muss man eine Suite Länder kennen. Mit der neuen Geographie muss man schon bekannt seyn, denn sonst wird die alte nicht helle. Dann nehme man Italien, Griechenland, Vorderasien und in Africa die obere Küste. Von diesen Gegenden verschaffe man sich Charten; die besten sind die in Nürnberg nachgestochenen d'Anville'schen, wiewohl sie nicht ganz so fehlerfrei sind, wie man ihnen gewöhnlich nach-

rühmt. Hat man diese Striche kennen gelernt, so dass man die Gränzen und den Umfang mit den Hauptörtern und Hauptflüssen kennt, und sich selbst Charten entworfen hat, so ist man so weit, dass man mit den Hauptbegebenheiten kann fertig werden. Die gelehrte Geographie betreffend, so unterscheidet man zwei grosse Zeiträume. Man spricht von einer alten und neuen. Unter der alten versteht man die Sagen und Nachrichten der frühesten Zeiten in Absicht jedes Landes bis herauf nach Christus, wo das medium aevum angeht. Von da hebt die mittlere an, welche fortgeht bis Columbus. Mit der mittleren hat es der Alterthumskenner nicht so wohl zu thun; doch muss er sie kennen. Hinsichtlich der alten Geographie ist eine vulgäre Vorstellung, dass man alle Zeitalter zusammenwirft. Aber damit kommt man bei einer gelehrten Behandlung derselben nicht aus. Man muss sie, da sie ganz andere Gesetze hat, historisch treiben. Man muss hier so periodenweise verfahren, als es nur möglich ist, und sich von den ältesten Zeiten eine Reihe Hauptperioden machen, wo man sich die Abweichungen anmerkt. Denn es verändert sich hierin beständig eine grosse Menge von Dingen. Es ist natürlich, dass dasselbe Land in dieser und jener Periode anders beschaffen war. Daher müssen wir jedes Land in seinem Wachsthum und Fortgange verfolgen. Wir wollen doch auch immer erfahren, wie die Erdkunde sich überall forgebildet hat. Dies ist einer der interessantesten Punkte des Alterthums. Es haben schon Mehrere eingesehen, dass man die Geographie periodenweise betreiben müsse; man ist aber dabei auf sonderbare Ideen verfallen. Man glaubte nemlich, dass es am besten sey, jeden einzelnen Autor besonders zu excerpiren und ihn mit eigenen Landcharten zu versehen, so den Moses, Homer, Herodot. Keine Nachricht der alten Geographie ist gewiss, ohne die Zeit zu wissen, in welche sie gehört. Dazu gelangt man aber nicht dadurch, dass man die vornehmsten Schriftsteller excerpirt; das ist scheinbare Hülfe. Durch *Mannert* ist hier viel gethan. Die ältern Bücher liefen blos auf Materialien hinaus, aber dienen nicht dazu, um richtige Vorstellungen zu erhalten. Diese liefert *Mannert*, doch umfasst er nicht Alles. Auch fehlen zu seinem Buche noch mythische geographische Sagen. Die alte mythische hat für den Wichtigkeit, der die Geschichte der Wissenschaften lernen und die alten Dichter verstehen will. Nach und nach fängt es an heller zu werden, und der erste, bei dem wir Deutlichkeit zum Bewundern finden, ist *Herodot*. Um in seiner Geographie fortzukommen, dazu dient der französische Band von *Larcher*, in welchem das Geographische aus Herodot zusammengestellt ist. Doch fehlt es bei ihm noch an Charten, die seinen Vorstellungen gemäss wären. Er begreift einen grossen

Theil der Erde. Seit ihm haben wir keinen Schriftsteller, der weiter um sich griffe. Thucydides giebt manche schöne Nachrichten; allein es ist nichts gegen die Masse, welche Herodot erhalten. Seit Xenophon giebt's eine Anzahl Bruchstücke, welche *Hudson* edirt hat sub tit.: geographi graeci minores 4 B. 8. Wir haben ein Lehrgedicht über die Geographie von Dionysios, περιήγησις, ein epitome des Vorigen. Dieser Dionysius stellt blos die poëtische dar mit alten Fabeln. Darüber haben wir einen Commentar von *Eustathius.* Der wichtigste ist Strabo, bei dem einige Theile ausnehmend gut sind und angenehm zu lesen. Sein Werk, bestehend aus 17 Büchern, ist auf philosophische Art geschrieben. Bei ihm muss man sich aber nicht auf die Stellen einlassen, welche die mythische Geographie erläutern. Die Lateiner sind hier pauvre Leute, welche die Griechen abschreiben und excerpiren. Pomponius Mela ist ein gutes Buch zum Nachschlagen; Plinius der ältere ist für die perfectiores. Im Stephanus Byzantinus de urbibus giebt's einzelne alphabetisch geordnete Nachrichten. Kommt es auf eine gelehrte Erschöpfung an, so muss man die Nachrichten auch aus andern Quellen ziehen, aus einer Menge Historiker, als aus Polybius, den Rednern und Dichtern. Diese müssen aufgesucht werden, und dann müssen über das Ganze der alten Länder neuere Reisebeschreibungen dazu kommen, wo man noch Gleichheit der Sitten finden wird. cf. *Meiner's* Geschichte der Menschheit und die Geschichte der Religionen. Wenn man sich die Reisen von Gegenden aussucht, deren Geographie man studirt, so kommt man zur hellen Uebersicht des Ganzen; diese muss man vorher haben.

Es frägt sich, wie weit sollen wir zurück gehen? Wenn man gründlich verfahren will, so muss man mit der mythischen Geographie den Anfang machen. Mit dieser Sagen-Geographie kann man die alten Sänger besser verstehen; daher muss man für das griechische Studium mit der alten Barden-Geographie den Anfang machen. Denn es frägt sich: wie haben sich Homer und Hesiodus die Erde überhaupt vorgestellt? wie ihre einzelnen Theile? Dann müssen auch noch die Länder untersucht werden, von denen nur ganz dunkle Sagen im Homer vorkommen, um zu erfahren, wie weit der homerische Erdkreis sich erstreckt. Ferner muss man die Vorstellungen der ersten Philosophen prüfen. Etwas Ganzes haben wir hierüber noch nicht. *Voss* hat in seinen Schriften viele zerstreute Vorstellungen darüber. Vor dem Irrthum, dass man glaubt, man könne die Länder, von denen die alten Barden nur ganz dunkel reden, ganz genau bestimmen, muss man sich hüten. In jenen entfernten Gegenden muss man nicht sagen, der Ort, der im Homer vorkommt, ist der und heisst

jetzt so. Daher ist es sehr schlimm, für solche Dichter Charten zu entwerfen. Am besten ist's, sich bei der alten mythischen Geographie an den alten Barden selbst zu halten. Ist man mit dieser Kenntniss fertig, so kommt man auf die Zeit, die von den ersten Prosaisten ausgeht. In dieser fangen die Griechen schon an, Landcharten erst auf Metall, dann auf leichtere Massen zu machen. Phönizier und Karthager hatten gewiss schon Charten. Zuerst spricht man von gewissen ionischen Philosophen, die sich damit abgegeben hätten, πίνακες zu machen. Zur Zeit der Sophisten in Athen gehörte es mit zur Kenntniss eines gebildeten Mannes, sich den Erdkreis durch solche Tafeln bekannt zu machen. Uebrig ist von diesen nichts. Kommt man in die gebildete Zeit, so muss man bei der geographischen Kenntniss den Herodotus zum Grunde legen. Ueber seine richtigen Begriffe von Geographie erstaunen wir; denn in Asien, selbst im höchsten nördlichen, ist er wie zu Hause. Von Europa kennt er alle gebildeten Länder, eben so den nördlichen Theil Africa's. Im Alterthume ist er aber als ein Fabeldichter häufig verachtet. Die zweite Periode könnte man bis zu Alexander dem Grossen ausdehnen. Seit dieser Zeit kommen die Kenntnisse der Römer in Ansehung der Geographie in Betrachtung, die sich auch von seculum zu seculum ausbreiten. Es fällt in die Augen, dass die alte Geographie ganz historisch behandelt werden müsse. Daher gehen wir am besten so zu Werke: wir nehmen einige Charten der nothwendigsten Länder, wie z. B. von dem ganzen Erdboden, wie ihn die Alten sich in den gebildetesten Zeiten dachten; dann das römische Reich, hiernächst Griechenland und Kleinasien. Vom Allgemeinen muss man hier auf's Besondere fortgehen. Hiezu kann man ein und das andere kleine Buch zum Grunde legen, wovon man jetzt mehrere hat, z. B. *Nitsch's* alte Geographie, ein an sich armseliges Buch, doch für den ersten Anfang recht gut. Dann muss man eine Charte nach der andern mit Hülfe dieses Buch's durchgehen.

Neuere Werke über alte Geographie, als Hülfsmittel zum Studium derselben, sind folgende: *Blair* über Entstehung und Fortgang der Geographie, London 1784. 8. (noch nicht übersetzt) — geht auch auf mathematische Geographie. Ueber gewisse Gegenden hat man sehr befriedigende Werke, über andere nicht. In Absicht der griechischen Nationen ist hier noch viel zu thun übrig. Als Muster ist hier zu empfehlen: *Rambachus* de Mileto ejusque coloniis. So könnte man mehrere andere griechische Colonien einzeln behandeln, z. B. Cyrenaica, Klazomene, Phocaea etc. Die alte Geographie von Griechenland betreffend, so sind am besten die einzelnen Ideen in den Schriften von *Voss*, in den Eklogen, geor-

gicis und in den mythologischen Briefen. Aus diesen ziehe man sich die Hauptgedanken. Dann beschäftige man sich mit der höhern Geographie und brauche dazu Charten, denn ohne sie kommt man nicht fort. Früher hat man diesen und jenen Anfang zu dergleichen Schriften gemacht; doch es kam nichts Vollständiges. Allgemeinere Bücher sind:

Cluveri introductio in universalem geographiam, Lugd. Bat. 1626, auch herausgegeben von de la *Martinière*, Amsterdam 1729. 4., ein sehr unvollkommenes Buch. *Cluwer's* Werk über das alte Sicilien und das alte Italien ist recht gut, nur nicht sein allgemeines Werk.

de la Martinière grand dictionaire géographique et critique. 9 fol. Haag 1726.

Cellarii notitia orbis antiqui, von *Joh. Conrad Schwarz* mit einem Appendix aufgelegt, Leipzig 1773 und 1776. Nimmt man Cluwer aus, so ist kein Geograph vor Cellarius bedeutend. Sein Buch ist eine fleissige und gelehrte Sammlung von gelehrten Nachrichten in reiner lateinischer Diction. Es hat immer für das Hauptbuch gegolten. Obgleich mit ausserordentlichem Fleisse, ist es doch nicht nach einem rechten Plane gemacht, und an Zeitunterscheidungen denkt er nicht. Indessen wollte er blos zusammenstellen, was er in den Alten fand, und wollte nicht das stufenweise Fortschreiten in der Geographie aus einander setzen. — Man mache sich zuerst mit dem bekannt, was in allen Zeitaltern wissenswürdig ist.

J. David Köhler's Anleitung zur alten und mittlern Geographie mit kleinen Charten, Nürnberg 1745, ist für den Anfang.

Oberlini orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae, Argentor. 1776. Er giebt die Monumente an, die aus dem Alterthum noch übrig sind. Aus ihm lernt man auch, wie ein ehemaliger Ort jetzt heisst. Nur muss man nicht glauben, dass ein solcher Ort gerade derselbe sey und ganz auf dem nemlichen Flecke läge. Es heisst oft weiter nichts, als: in der Gegend. — Die zweite Ausgabe von Oberlin's Buche ist viel besser als die erste. Das Buch ist übrigens ein blosses Skelett und höchst aphoristisch geschrieben.

Gosselin's analyse enthält blos die Systeme der alten Geographen von Eratosthenes bis auf Strabo, ein sehr gutes Werk.

d'Anville géographie ancienne abrégée, 3 B. 8. Paris 1768, zur Einleitung bestimmt, im Ganzen richtig und genau. d'Anville ist ein kritischer Kopf; obgleich er nicht von den Alten ausging, so hat er doch um die alte Geographie grosse Verdienste in Rücksicht der Charten, in deren Entwerfung

er besonders glücklich war. Einzelne Materien sind von ihm abgehandelt in den mémoires des inscriptions, welche recht gut sind, besonders die über die alten Wegmaasse. Seine géographie halten die Franzosen für ein opus praeclarissimum. Aus derselben ist erwachsen das:

Handbuch der alten Erdbeschreibung, von verschiedenen Gelehrten, von *Stroth*, *Bruns* etc. bearbeitet, Nürnberg 1774. Einige Artikel darin sind gut, andere mittelmässig. Gut ist das, was über Italien und Griechenland darin enthalten ist.

Mannert's Geographie der Griechen und Römer, 5 B. Nürnberg 1788, ist das vorzüglichste Werk, um weiter zu gehen. Es giebt gründliche und gelehrte Einsichten; doch muss man schon Kenntnisse dazu mit bringen. Von ihm ist auch eine kleine Geographie, welche gut ist, in Leipzig erschienen.

Heeren's Ideen über alte Völkergeschichte. Dieses Werk ist, obgleich im Einzelnen noch viele Fehler sind, doch sehr anziehend durch die Vergleichung mit neuern Nachrichten, und giebt treffliche Ansichten.

Verbindet man mit diesen Werken Charten, so nehme man die Nachstiche von den d'Anville'schen in Nürnberg. Von den französischen giebt's grosse und kleine fol. Letztere sind besonders gut. In Berlin sind Charten erschienen unter der Aufsicht der Akademie der Wissenschaften, die recht gut sind und lange Zeit allein dienen können. Dann gebrauche man die Charten, welche *Gatterer* für die verschiedenen Perioden der Geschichte herausgegeben hat.

Wer weiter gehen will, muss auch die *mittlere* Geographie studiren. Ein schlechtes Buch ist *Juncker's* Einleitung: besser ist *Köhler's* Anleitung. Das beste ist *d'Anville's* Handbuch der mittlern Erdbeschreibung, aus dem Französ. übersetzt, Nürnberg 1782.

Aus dem Alterthume haben wir eine berühmte Charte, die tabula Peutingeriana, welche ein gutes Hülfsmittel ist. Sie ist aus dem 4ten seculo nach Christus auf uns mit einigen Verderbungen gekommen; daher lässt sich das Zeitalter, in dem sie gemacht ist, nicht ganz genau bestimmen. Peutinger theilte sie mit. Sie ist in Wien und von *Scheid* mit einem ausführlichen Commentare trefflich behandelt, Wien 1753. Hiermit muss verbunden werden eine Parallel-Geographie, d. h. eine solche Notiz von den alten Gegenden, welche mit der Kenntniss neuerer Zeit vereinigt ist. Hiebei ist nützlich, dass man sich auch die neuern Namen bemerkt, und unterscheidet, was gewiss ist und was es nicht ist. In Reisebeschreibungen ist oft darauf Rücksicht genommen. Ohne diese Parallel-Geo-

graphie kommt man nicht in's Helle. cf. *Brietii* parallel. geograph. vet. et nov., Paris 1648. 4. und *Mentelle* géographie comparée, Paris 1780, übersetzt Winterthur 1785. Dieses Buch ist sehr weitläuftig und weitschweifig.

Will man sich auf eine angenehme Art noch in der alten Geographie vervollkommnen, so muss man neuere Reisebeschreibungen in alte classische Länder lesen. Solche Werke hat man vorzüglich von französischen und englischen Gelehrten. Besonders haben sich die Franzosen hierin sehr verdient gemacht, und es sind oft Gesellschaften zusammen getreten, welche Gelehrte haben auf ihre Kosten reisen lassen. So schickte die Gesellschaft der Dilettanti *Chandler'n* nebst einem Mahler und Architekten auf die Küste von Kleinasien, wo sie sich einige Jahre aufhielten. Er hat die schönen ionischen Antiquitäten mit trefflichen Kupfern herausgegeben. Doch sind nicht alle Reisen dieser Art sehr lesenswerth. Hat man Gelegenheit, Werke mit Kupfern zu erhalten, so ist es noch besser. Die Franzosen haben darin sehr viel gethan. cf. Voyage pittoresque de la Grèce par Msr. le Comte de *Choiseul-Gouffier*, Paris 1779. gr. fol., ein sehr ansehnliches Werk, das seit 1780 von *Reinhard* in Gotha übersetzt wird.

Ueber die Art und Weise der Methodik in Rücksicht auf den Unterricht.

Wer alte Schriftsteller lesen soll, muss schlechterdings neben der politischen Geschichte auch Kenntnisse von der alten Geographie zu erlangen suchen. Es frägt sich nun: wie muss man es angreifen, sich deutliche Vorstellungen von derselben zu erwerben? Mit Hülfe der nothwendigsten Charten kann man sich die Haupttheile und die Hauptorte bekannt machen. Dann lese man mit der Feder in der Hand und hebe sich interessante Sachen aus grössern Werken, und nehme dann grössere Länder vor, aber früh. Dann kann man seine Kenntnisse erweitern durch das Studium der alten Autoren. *Oberlins* Buch lasse man sich durchschiessen und merke sich die Hauptorte an. Dann ist es gut, beim Unterricht eine Stunde dazu zu bestimmen, die alte Geographie mit der neuen in Verbindung zu treiben. Der Lehrer gebe bei der neuen Geographie eine Anleitung, wie man die Geographie betreiben und die Charten gebrauchen soll. Dann bestimme er eine Stunde, worin er die Schüler frägt. Solche Stunden seyen Repetirstunden, in denen er blos berichtigt. Neben einem solchen verkürzten Unterricht muss auch die alte Geographie in Schulen gelehrt werden. Man bringe diesen geographischen Unterricht mit manchen Autoren in Verbindung. Dabei aber müssen Charten seyn, und man muss es so

einrichten, dass die Anfänger selbst thätig werden und selbst Charten machen; Charten aber müssen vorgewiesen werden, damit die geographischen Kenntnisse anschaulich werden. Auch muss eine Einleitung und Uebersicht vom Autor gegeben werden, wodurch dem Schüler Alles interessanter wird. Mit Julius Cäsar könnte die Geographie von Gallien, und bei Nepos die von Griechenland getrieben werden. — Eine zweite Art ist die, dass man mit der Universalgeschichte der alten Welt auch die alte Geographie verbinde; denn man muss nicht in's Gelag hinein erzählen. Dadurch werden die historischen Begebenheiten heller, lassen sich besser behalten, und Alles bekommt seinen Platz. Man hat mehr von Geographie, als von Chronologie zu sagen. Uebrigens braucht man nicht viel Zeit auf das Studium der Geographie zu verwenden. In einzelnen Stunden gebe man eine Uebersicht vom Ganzen, eine allgemeine Einleitung in die ganze alte Geographie, und dann gehe man einzelne Länder durch. Mit Italien fange man an, da hier einer der wichtigsten Schauplätze ist. Eine Geographie, welche periodenweise behandelt wird, gehört nicht für Schulen. Gut wäre es, wir hätten bei allen Autoren Charten.

B.

Politische Geschichte des Alterthums.

Mit der politischen Geschichte des Alterthums muss die Geschichte der Erfindungen, welche am meisten beigetragen haben, die Cultur auf der Erde zu entwickeln, verbunden werden. Die Gränzen, welche die alte politische Geschichte hat, sind von den ältesten Zeiten bis zu der Völkerwanderung im vierten und fünften seculo, also bis zum Falle des occidentalischen Reich's, 476 nach Christo, da die römischen Kaiser zu seyn aufhörten. Die Fortdauer des byzantinischen Reich's gehört zur Geschichte des medii aevi. In der Geschichte ist nur dann Unterricht nöthig, wenn Kritik und schwierige Untersuchungen nöthig sind; sonst kann man sie für sich selbst studiren. Mit ihr ist es, wie mit der Geographie. Die neuere Geographie kann man nebenher treiben aus geographischen Schriften und Reisebeschreibungen. Bei der alten Geschichte haben wir eine Menge Zeugen, die alten Schriftsteller, welche kritisch behandelt seyn wollen. Die neuere Geschichte wollen Viele gar nicht einmal zur Gelehrsamkeit rechnen. cf. *Ernesti* memoria Joecheri in den opuscul. philolog. et orat. Wir haben es blos mit der politischen Geschichte der Alten zu thun. Griechen und Römer machen hier blos einen Theil aus, und wir müssen andere Völker mit aufnehmen. Die Nachrichten werden alle aus den Griechen gezogen; denn sie sind die vorzüglichsten, welche ein grosses Licht über alle andern Völker verbreiten. Das Band der Geschichte der alten Völker knüpft sich mit der humanistischen Gelehrsamkeit so, dass wir sagen, sie wird aus Griechen gezogen. Eingetheilt wird sie nach den Völkerschaften selbst, und so muss auch der erste Anfang gemacht werden, nicht nach der universalistischen Manier, dass man alle Völker unter einander wirft;

denn dies verrückt den Gesichtspunkt. Man muss zuerst den Charakter jedes Volks kennen lernen. Den kann man aber nicht kennen lernen, wenn man von einem zum andern springt. Der Realzusammenhang ist wichtiger, als der Zeitzusammenhang. Erst wenn man die Völkergeschichte studirt hat, kann man auf den Synchronismus sehen, so weit er nützlich ist. Auf solche Synchronismen aber, wo kein Realzusammenhang ist, muss man nicht sehen. Zuerst fange man mit den asiatischen Völkern an und nehme sie, wie sie nach einander auftreten. Die gewöhnliche Behandlungsart in den ersten Theilen ist gewöhnlich theologisch gewesen und nicht historisch. Jede Nation hat eine genesis oder seine dunkle mythische Periode, und mit ihr muss der Anfang gemacht werden. Je weiter man kommt in Absonderung der Stücke im Pentateuch, desto mehr wird man in der Folge davon abstehen. Sehr zu empfehlen ist hier: *Ilgen's* Uebersetzung der mosaischen Schriften mit Absonderung der einzelnen Stücke. Das Ganze hat ächte Kritik; im Einzelnen geht er vielleicht zu weit. Gewöhnlich fängt man mit den Juden an, und was man von der genesis sagt, ist blos Einleitung in die jüdische Geschichte, nicht Basis der ganzen alten Geschichte. Die jüdische Geschichte hat nicht die Wichtigkeit, weil das Volk nicht die grosse Wichtigkeit hat, am wenigsten für den Humanisten. Blos die Darstellung des Geistes desselben als einer orientalischen Nation und die Hauptbegebenheiten müssen in derselben aufgefasst werden. In Rücksicht anderer Völker hat man ein schönes Buch von *Heeren*, wodurch einem diese Völker interessant werden. Es sind zwar weniger historische, als politische facta, die auf Verkehr Einfluss haben; allein das ist auch das Interessanteste. Es ist mit guter Kritik und auf leichte Weise geschrieben. Bei den Griechen hat man eine Anzahl Bücher. Das Hauptbuch ist *Gillies* Geschichte von Griechenland. Man lese ihn mit der Feder in der Hand, so dass man das Wichtigste herauszieht. Durch dieses Buch kann man sich mit den Griechen vertraut machen. Das Ganze ist im Geiste des Alterthums geschrieben; im Einzelnen sind unrichtige Gesichtspunkte. Ein kürzeres ist von *Goldsmith*, das gut ist. Schlecht ist seine Geschichte der Römer. Die römische Geschichte betreffend, giebt's viele Bücher. Mit der alten Geschichte Roms aber darf man sich nicht lange befassen; denn man hat viele Fabeln in wahre Begebenheiten gemischt, und nicht jede Angabe verdient Glauben. Es ist Alles mythisch; daher ist auch Livius so kurz im Anfange seines Werks. Um dieses Mythische kennen zu lernen, kann man ihn lesen. Wichtiger sind die republikanischen Zeiten. Mit politischer Einsicht und Umständlichkeit hat diese *Ferguson* in seiner Geschichte der Römer behandelt, welche aber kläg-

lich übersetzt ist. Die Kaisergeschichte betreffend, so giebt's viele Bücher. *Crevier's* Geschichte der römischen Kaiser, 12 B. 12. Paris 1750, ist die beste. Besser ist's, man halte sich an die lateinischen Autoren. Dann lese man das schöne Werk von *Gibbon*, wo ausser der Geschichte der Römer auch die des Mittelalters und die byzantinische ist. Verbindet man damit die Geschichte der grossen Erfindungen, so bekommt man eine Masse von Kenntnissen. Die Geschichte der Erfindungen sollte man aber nicht von der politischen absondern, denn sie hängt mit ihr genau zusammen. Aechte Ideen hierüber gab *Goguet* in seinen Untersuchungen über den Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften, übersetzt von *Hamberger*, 3 B. 4. Lemgo 1760. Dieses Werk beschäftigt sich blos mit der ältesten Geschichte, ist aber vortrefflich gearbeitet. Er hat die Quellen brav benutzt. Für den Anfänger wäre ein Auszug daraus sehr brauchbar. Vom Original ist eine neue Ausgabe erschienen, die besser, als die Uebersetzung ist. *Goguet* setzt übrigens die Kenntniss von factis schon voraus.

Wenn man ein Studium der alten Geschichte machen will, so muss man mehrere Regeln strenge beobachten, weil man sonst überhäuft wird. Man muss sich vornehmen, das Gedächtniss mit vielen Begebenheiten zu beschweren, so leicht als es gehen will. Geschieht dies nicht und hat man nicht die Hauptfacta inne, so kommt man nicht fort. Dazu ist gut, sich durch Tabellen eine allgemeine Vorstellung von allen Begebenheiten durch alle Zeiten einzuprägen, so dass man anfangs die kleinsten zuerst nimmt, nachmals grössere Tabellen. Dergleichen Tabellen giebt's mehrere. cf. die meinige über die alte Geschichte, Halle bei Hendel. Diejenigen, die am vollsten sind, sind für den ersten Anfang am unbrauchbarsten. Man nehme eine Charte, wo die facta nicht überhäuft sind. Diese müssen fest im Kopfe stehen und dabei müssen die Zahlen gemerkt werden. Man muss nach den Jahren ante et post Christum natum rechnen, die Olympiadenrechnung mit der Rechnung vor Christi Geburt vergleichen und nicht von der Erschaffung der Welt an.

a.

Handbücher, welche den Weg zeigen, die grössern Werke vollständig zu machen, und zur Grundlage dienen.

Mehrere sind Sammlungen von datis ohne Rücksicht auf's Interessante. Auch auf blosse facta muss man im Anfange des

Geschichtsstudiums sehen. Folgende sind Sammlungen, worin auf alles Nützliche ohne grosse Auswahl Rücksicht genommen ist. Noch fehlt es an solchen, mit denen man den Anfang für das gelehrte Studium der Geschichte machen kann.

Offerhaus compendium historiae universalis mit der Fortsetzung von *Schröckh*, Leipzig 1778, nicht im besten historischen Ton und nicht im besten Charakter, aber in ziemlichem Latein geschrieben, dient zur lateinischen Repetition. Es giebt die Stellen an, woraus die data genommen sind. Die Manier ist nicht weit her. Von der Art ist auch

Gatterer's Compendium, wo die Notiz von Schriften noch brauchbar ist. Die Erzählung selbst bedeutet nicht viel. Besser ist von ihm eine synchronistische Universalgeschichte, welche hin und wieder neue Forschungen enthält und vieles, was das Beste von dem ist, was wir haben, ist aber mehr Sammlung, als Auszug des Interessantesten. Sie ist nicht für den ersten Anfang, sondern ein Buch, womit Jemand seinen historischen Cursus beschliessen könnte. Von der nemlichen Art, aber gründlich mit vieler Litterärnotiz, ist

Beck's Anleitung zur Kenntniss der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte, Leipzig 1787, wovon auch ein Auszug da ist; im Ganzen fleissig gearbeitet, aber ohne einen festen Plan, mit der Absicht, Alles aufzunehmen, was nützlich scheint. Sie kann als eine historische Bibliothek angesehen werden. Zum ersten Unterricht hat dieses Buch zu wenig Methode und man merkt es bald, dass er sehr compilirt hat. Von eben der Art ist

Hausen's Versuch einer Geschichte des menschlichen Geschlechts, 5 B. 8., Halle 1771, ohne viele eigne Untersuchungen, entlehnt aus den besten Forschungen, in einem leichten natürlichen Styl, nach Völkern. Zum eignen Lesen ist es sehr gut; bei eigenen Vermuthungen ist ihm nicht zu trauen.

Hat man zwei von diesen Büchern gebraucht, so gehe man dann zu grössern fort, wo man die Stellen der alten Autoren angeführt findet, um den Grund von jedem facto zu finden; denn auf die Gründlichkeit kommt es hier an.

Guthrie's und *Gray's* allgemeine Weltgeschichte in 49 B. ist ein nützliches Werk, weil deutsche Gelehrte jedes Volk bearbeitet haben, und wo man jedes factum begründet findet. Der Text ist nichts werth, aber die Anmerkungen sind trefflich. Zu diesem Buche muss man recurriren, wenn man über gewisse Völkerschaften etwas haben will. Den

Text laufe man schnell durch. Der erste Band ist von *Ernesti* mit einer Vorrede über die Frage, ob die alten Römer und Griechen Universalhistorie gekannt hätten. Die folgenden Bände sind von *Reiske*, *Heyne*, *Ritter* etc.

Die grosse englische Welthistorie hat nur von der Seite Werth, dass sie den historischen Gesichtspunkt erweiterte, nicht von der Seite der Gründlichkeit. Dieses Buch ist äusserst unkritisch. Die Anmerkungen, welche beigefügt sind, sind selten viel werth. Dieses Buch kann man blos brauchen zum Nachschlagen.

b.

Bücher, in denen der Gesichtspunkt auf's Interesse gefasst wird.

Bei solchen ist es nothwendig, dass man viele facta und gründlich weiss; sonst verdirbt man sich mehr. Erst, wenn man viele facta hat, kann man eine Auswahl treffen.

Schlözer's Vorstellung der Universalhistorie, 1772 2 B. 8., mit einer nützlichen Einleitung und mit vielen genievollen Aussichten über das Ganze, aber mit Aufopferung des gelehrten Theils der Geschichte, weil er von jedem factum wissen will, wozu es gut ist. Die Methode desselben kann man anfangs nicht gebrauchen. Hat man viele Kenntnisse in der Geschichte, dann ist dieses Compendium gut. Mehr für den Humanisten sind

Gatterer's kleinere Compendien: Abriss 1765, kurzer Begriff 1785, und Versuch einer allgemeiner Weltgeschichte 1792. Schlimm ist's bei allen seinen Büchern, dass keine Stellen angeführt sind. Sonst ist Alles, was er geschrieben, genau und accurat gemacht. Sie sind nicht alle vollendet; doch darauf kommt es nicht an.

Remer's Handbuch der allgemeinen Geschichte. Braunschweig 1783. 3. B. 8., geht über die ganze Geschichte, und ich empfehle es, weil es eine hinlängliche Kenntniss für die mittlere und neuere Geschichte enthält. Die allgemeinen Schriften sind hier angegeben. Um eine Uebersicht des Ganzen zu erhalten, dazu dient:

Bossuet's allgemeine Weltgeschichte nach *Cramer's* Uebersetzung und seinen Zusätzen, die manche interessante Abhandlung enthalten. Dieses Buch ist ein wenig unangenehm zu lesen; aber man muss sich durch Auszüge helfen, um

die Aufmerksamkeit nicht sinken zu lassen. Man schreibe sich die Hauptgedanken heraus. *Cramer* ist sehr weitschweifig.

de l'Isle Welt- und Menschengeschichte, 18 B. 8., von *Hissmann* seit 1781 übersetzt, zum Vergnügen brauchbar, aber unkritisch geschrieben, im pompösen Styl. Da, wo er am wenigsten von den factis weiss, ist sein Styl am pompösesten. Dieses Buch enthält wunderliche grillenmässige Begebenheiten. Er hat keine Kenntniss der Alten; daher muss man sich nicht auf ihn verlassen. Auf die Art ist auch geschrieben

Voltaire's Universalgeschichte, welche ich sehr empfehle. Solche Köpfe, wenn sie auch nicht Kritik haben, haben doch viel Vortreffliches, nemlich Einsicht und Uebersicht über das Ganze und helle Blicke in die Völkergeschichte. Wer Beides verbinden kann, das Kritische und die Uebersicht über das Ganze, ist auf dem rechten Wege.

Rollin's histoire romaine ist nicht bedeutend. Vorzüglicher sind die Fortsetzungen davon, besonders *Crévier's* Geschichte der römischen Kaiser. Die spätern Jahrhunderte der griechischen Kaiser hat *le Beau* behandelt.

c.

Bücher für das gelehrtere Studium.

Marsham's canon chronicus, Leipzig 1676. 4., ein Buch, wodurch man Kritik lernen kann. Es sind darin feine Dissertationen.

Simson's chronicon hist. cath. cum animadvers. *Wesselingii*, Amsterdam 1752. fol., dient zum beständigen Gebrauche in der alten Geschichte. Wesseling's Noten sind kurz, aber hinreichend. Dieses Werk hat die Einrichtung von Adam an; jedes Jahr, woraus man etwas weiss, ist zu einem Kapitel gemacht, so dass bei jedem Jahre die Geschichte jedes Volks erzählt wird. Dieses Buch ist zum Nachschlagen. Die facta, die zu einem Jahre gehören, sind aus den Quellen geschöpft. Es ist Alles darin gethan, um sich über die Hauptbegebenheiten zu belehren. Dieses Buch sollte wieder neu bearbeitet werden mit Verbesserung der facta, die nach der Zeit schon berichtigt sind. Kürzere Bücher geben uns nur Namen und Data, die uns, was daran hängt, geben, wenn wir die Geschichte schon wissen. Sie enthalten eine Reihe von tabellarischer Uebersicht. Das Hauptbuch ist von *Blair* in fol. in Kupfer gestochen, enthaltend eine Menge

Tabellen über alle Universalgeschichte, so dass alle Hauptfacta und Hauptpersonen mit Namen nach seculis aufgeführt werden in der ganzen Geschichte. Es ist mit stupender Genauigkeit gemacht mit Benutzung neuerer Forschungen. In Wien hat man es übersetzt, aber erbärmlich in Notenmanier, mit erstaunlich vielen Druckfehlern. Dieses Buch hat einen sehr grossen Nutzen, besonders in den seculis, welche am reichsten sind. Die ältern Bücher der Art sind sehr mager.

Schraderi tabulae historicae von *Hartenberg*, Braunschweig 1765. 8. Die Tabellen selbst bedeuten nicht viel; Manches ist auch nicht genau. Besser ist:

Gatterer's synopsis historiae universalis, Göttingen 1766. fol. Es sind Tabellen, die zur synchronistischen Geschichte gehören, mit vieler Accuratesse gemacht, doch nicht leicht zu übersehen.

Synchronistische Tabellen der Völkergeschichte, 6 Bogen, Freiberg 1796, hauptsächlich nach Gatterer's Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte.

Berger's grosse Tafeln, die zuletzt von *Jäger* herausgegeben sind, sind blos zum Nachschlagen, überhäuft mit Sachen und nicht mit dem besten judicium gemacht — ein wahres Chaos.

Zur Erleichterung des Lernens der Zahlen hat *Schlözer* in seiner Universalhistorie, die übrigens voll paradoxis ist, eine gute Anleitung gegeben. Vorzüglich giebt er an, runde Zahlen in den Kopf zu fassen, wiewohl man auch hiebei vorsichtig seyn muss.

d.

Methode der Geschichte.

Hinsichtlich der Methodik in der Geschichte hat man noch wenig gethan. Jetzt ist nichts Gewöhnlicheres, als dass man gewisse Zeitabschnitte macht und da alle Geschichte der Völker hinein packt, und so bekommt man die ganze Geschichte eines Volks in viele Theile zerstückelt. Diese Manier ist äusserst unvernünftig. Man glaubt, Herodot habe seine Geschichte auch schon in dieser Methode geschrieben; das ist aber ganz falsch. Gut ist es freilich, wenn ich einmal die Geschichte nach den einzelnen Völkern studirt habe, dann ein solches Buch in die Hand zu nehmen, wo die Völker synchronistisch neben einander gestellt sind. Wie muss man aber Völker behandeln, deren Geschichte sehr in einander verfloch-

ten, wie z. B. Siciliens und Karthago's, Griechenlands und Persiens? Auch diese kann man besonders erzählen und da kann's freilich nicht fehlen, dass Vieles aus der Geschichte des einen Volk's in die Geschichte des andern hinein komme. Am besten ist's im Anfange dieses Studiums, alle Völker einzeln durchzugehen und zur Repetition ein Buch durchzustudiren, worin die Geschichte synchronistisch vorgetragen ist.

Die Art und Weise, die Geschichte zu behandeln, ist verschieden nach dem Zwecke, den man hat. Dieser ist zweifach, entweder ein gelehrter oder ein moralischer. Der gelehrte ist wieder verschieden. Die Geschichte der Völker braucht man auch subsidiarisch zum Verständniss der Schriftsteller. Doch dies muss nicht der gelehrte Hauptzweck seyn. Dieser ist vielmehr: durch die Geschichte das Ganze des Fortgangs des menschlichen Geschlechts in seiner Cultur, in seinen wichtigsten Erfindungen oder vorzüglichsten Unternehmungen überhaupt kennen zu lernen. Sofern muss die Geschichte der alten Welt mit dienen, die Frage zu beantworten: wie kommt's, dass die Menschen auf dieser Stufe der Cultur stehen, wo sie jetzt sind? Dies ist der wahre Zweck der Geschichte, aber nicht der moralische. Der moralische ist der, in den sich eine Menge Leute verlieben, die mit der Gelehrsamkeit zu wenig Bekanntschaft haben. Sie meinen, dass man aus der Geschichte lerne, wie man als öffentlicher und als Privatmann leben und wie man das Herz bilden soll. Allein dieser Zweck muss mit grosser Vorsicht aufgefasst werden. Um dem Herzen Genüge zu leisten, darf man erstaunlich wenig lernen. Anfangs muss man die facta dem Gedächtniss einprägen, und dabei denkt man an's Herz gar nicht. Das Hauptinteresse, das man anfangs nehmen muss, ist das litterarische. Wir lernen unsere alte Geschichte nicht allein, um die alten Nationen kennen zu lernen, sondern auch um die alten Schriftsteller in ihrem wahren Geiste zu studiren, und nach solchen verschiedenen Zwecken muss man sein Studium der Geschichte einrichten. Jener Gesichtspunkt, hinsichtlich der Bildung des Herzens, kann ein bedeutender werden unter gewissen Umständen; allein diesen darf der Gelehrte nicht haben und auch nicht mit ihm anfangen. Aufhören kann man mit ihm. Es giebt viele facta in der Geschichte, die uns davon nichts sagen, die man aber deshalb nicht aus der Geschichte verdrängen darf. Der gelehrte Gesichtspunkt muss darauf gehen, um den Fortschritt der Menschen überhaupt kennen zu lernen. Zum moralischen Zwecke dienen Biographieen, und diese sind Miniaturgemälde in der Geschichte. In der Geschichte haben wir es mit Völkern zu thun. Der moralische Zweck kann nützlich seyn, ist aber nicht der erste und kann auch beim

Unterrichte nicht zum Grunde liegen. Man muss schon sehr viel wissen, ehe man ihn fassen kann. In der alten Geschichte muss man mehr befassen, als man thut; man muss jedes Volk aufführen; die kleine Reihe von Völkern reicht gar nicht hin. Die ganze alte Geschichte muss aber die Grundlage von aller Geschichte seyn. Man muss nicht glauben, dass neuere und vaterländische Geschichte besonders patriotische Gefühle erwecken kann; eher die Vergleichung alter Völker. Nach den verschiedenen Zwecken folgt für den jugendlichen Unterricht, dass er eine gelehrte Richtung nehme. Man muss mit einer ausgewählten Methode anfangen und gewisse Punkte voraus mit der grössten Genauigkeit treiben. Eine Reihe Hauptbegebenheiten muss tief eingeprägt seyn, nur kurz, durch mehrere Jahrhunderte, so, dass man die Geschichte jedes Volks auf zehn Hauptfacta reduciren kann. Diese müssen durch die Zeit so genau als möglich bestimmt werden. Die Spatia müssen in der Phantasie durch Tabellen ausgefüllt werden, die sich der Zuhörer selbst machen muss, so dass er sich die Begebenheiten jedes Volks reihenweise hinschreiben könne. Ein und das andere factum muss dann dazwischen geschoben werden; den längern Zeitraum muss man mit vier Zwischenfactis distinguiren. Man muss in der Geschichte nicht immer fragen: welches ist das wichtigste factum? — sondern man muss durch die Phantasie dem Gedächtniss zu Hülfe kommen, d. h. man muss immer gleiche Zeiträume absondern. Wenn man facta nicht so wichtig antrifft, als andere sind, so liegt daran nichts. Ein wichtiges factum, das kurz vor oder nach folgt, behält sich dadurch leicht. Wir müssen in der Geschichte so viel lernen, um den Realzusammenhang einzusehen. Diese Elementarkenntnisse müssen wiederholt werden, und zwar sehr häufig. Multum ist hier besser als multa. Die Grundbegebenheiten müssen in den Köpfen seyn. Steht von einem jeden Volke eine Liste im Kopfe, so muss man die wichtigen und nicht wichtigen Perioden unterscheiden. Was anfänglich zu dem übrigen Studium, zum Behufe der classischen Gelehrsamkeit wichtig ist, ist wichtig, nicht das, was man interessant für die Geschichte der Menschheit findet. Dann kann der Unterricht auf verschiedene Art gegeben werden. Die Hauptsache ist, dass richtige, nicht fabelhafte Begebenheiten in die Köpfe kommen. Wenn man die Fundamentalkenntnisse gegeben und *Mangelsdorf's* Buch in die Köpfe bringt, so ist es gut. Das Geschichtsstudium muss mit den zu lesenden Autoren in Verbindung gesetzt werden, so dass man die pensa in der Geschichte nimmt, mit Genauigkeit voraus erzählt und dann im Autor nachliest. Dadurch wird mancher Autor sein Licht bekommen und wird leicht können erklärt werden. Man bekommt dadurch Anleitung, sich die Ge-

schichte durch Kritik zusammen zu setzen. Auf die Art muss Nepos in höheren Classen gelesen werden. Dies ist eine bessere Methode und so wird das Lesen eines Autors interessant. So kann Livius in den ersten Büchern gelesen werden; in Rücksicht der Sprache muss er erst vom 21sten Buche an gelesen werden. Bei ihm gebe man voraus eine kurze Darstellung des Inhalts, und dann lasse man in ihm nachlesen. Bei Autoren, die sich nicht in Schulen lesen lassen, wie Livius, kann Einem ein ganzes Buch überlassen werden, wenn die Historie erzählt ist, und er kann dann Bemerkungen aufsetzen, wie verschieden Beide sind und worin sie Beide von einander abweichen. Dies spannt die Aufmerksamkeit ausserordentlich. Das kann aber nicht gelitten werden, dass das, was erzählt wird, nachgeschrieben werde, blos die Hauptfacta. Die umständlichen Begebenheiten müssen mit dem Gedächtnisse aufgefasst werden; den Geist ist man allein mit dem Gedächtnisse aufzufassen im Stande. Diejenigen Theile gehe man am sorgfältigsten durch, die mit dem Alterthum und mit den interessantesten Wissenschaften am meisten zusammenhängen. Hiernach müssen solche Völker, über die man breit geschrieben hat, weniger interessiren. Diejenigen, die am meisten zur Cultur beigetragen und deren Schriften uns interessiren, müssen vorzüglich studirt werden. Für den allgemeinen Gebrauch ist die römische Geschichte, obgleich die griechische bildsamer ist. Die römische sollte auf Schulen besonders genau getrieben werden. Von der mittlern und neuern kann nur ein genauer Umriss gegeben werden, der sich durch Lesen und Excerpiren ausfüllen lässt. Auch müssen oft dieselbigen Sachen auf verschiedene Weise behandelt werden. Dies kann dadurch geschehen, dass man schwierige Punkte der Geschichte zum Grunde legt und die Schriftsteller als Zeugen darüber befragt. Wenn dies geschehen ist, so kann man dann ein Wort über die moralische Tendenz der Geschichte sprechen.

e.

Hülfswissenschaften der Geschichte.

Die Wissenschaften sind entweder *selbstständige* Wissenschaften oder *Hülfswissenschaften*. Letztere sind diejenigen Kenntnisse, die man für sich nicht treiben würde und die auch für sich keinen Zweck haben, wenn sie nicht eine Hauptwissenschaft forderte. Die vornehmsten Hülfswissenschaften der Geschichte sind die *historische Kritik* und die *Chronologie*. Hier spreche ich blos von der alten Geschichte, denn bei der neuen ist die *Diplomatik* eine Hülfswissenschaft. Bei jeder Begebenheit, die ich erzähle, ist die zweifache Frage:

wo und wann ist sie geschehen? Beide gehören unmittelbar zum factum. Die Chronologie ist bei der alten Geschichte ein eignes gelehrtes Studium. Diese Reihe von Kenntnissen macht eine eigne Masse von Gelehrsamkeit aus, und ist eine eigentliche Hülfswissenschaft der Geschichte, die ohne sie gar nicht bestehen kann. Bei der Geschichtschreibung selbst hat man eine gewisse Doctrin, die einem die Art und Weise an die Hand giebt, wie man schreiben soll. Dies die *Historiographie* oder ars historica, die man auch als Hülfswissenschaft zur Geschichte, aber unrichtig und unbequem rechnet. Sie ist diejenige Kunst, welche uns lehrt, die Geschichte in ihrem wahren Geiste und richtig, besonders in Hinsicht auf schöne Darstellung vorzutragen, wobei auch die strengern Grundsätze der historischen Kritik zum Grunde liegen müssen. Sie geht vorzüglich auf Rhetorik und Stylbehandlung, und gehört eigentlich ins Gebiet der Aesthetik. Schon die Alten haben sie bearbeitet. Man abstrahirte aus den vorzüglichen Schriften der Geschichtschreiber Regeln, nach denen sich aber die grossen Genies wohl nicht gerichtet haben. Manches Theoretische aus dem Alterthum hierüber ist nicht mehr übrig. Die *Historiomathie* lehrt uns, wie wir die Geschichte lernen sollen. Man kann sagen, auch das *Antiquitätenstudium* sey eine Hülfswissenschaft der Geschichte, wie es bei der neuern Geschichte die *Statistik* ist. Denn die Antiquitäten beziehen sich auf den Zustand und die Verfassung der Nation, also auf gewisse dauernde facta; die Geschichte selbst giebt sich nur mit vorübergehenden factis ab. Allein bei vielen Völkern kennen wir wenig von den Antiquitäten. Auch die *Geschichte der Litteratur* einer Nation ist ein sehr wichtiger Theil der allgemeinen Geschichte. Die Geschichte des Handels, der Schifffahrt einer Nation und aller der Künste, die zum Wohlstande der Nation gehören, ist wieder ein sehr wichtiger Theil, der aber für die alte Geschichte noch sehr wenig behandelt ist. Hieraus sieht man, dass viele Hülfswissenschaften der Geschichte wirklich wesentliche Theile derselben sind. Nächst diesen muss man sich mit den Kenntnissen bekannt machen, die uns zur gelehrten Beurtheilung der Geschichte führen. Die wichtigste ist hier die *historische Kritik*, von der man frühzeitig die Praxis kennen lernen muss. Es gehören dazu aber viele Erfordernisse, genaue Sprachkenntnisse, antiquarische und litterärische Kenntnisse. Ferner ist dazu philologische Kritik nöthig, um über Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit urtheilen zu können.

33.

Die historische Kritik.

Die *historische Kritik* bezieht sich auf die alte und neue Geschichte. Bei aller Geschichte frägt es sich: ist die Quelle ächt? Bei der mittleren und neuen Geschichte kann man mehr ausruhen. In der alten Geschichte muss man so viel Kritik haben, dass man die Art und Weise lernt, wie man in der Geschichte verfahren muss. Die Grundsätze dieser Kunst sind mit denen coincidirend, die wir bei der philologischen Kritik hatten. Zum Grunde liegt die logische oder philosophische Kenntniss der Zeugnisse, wie sie verhört und benutzt werden müssen. Hier müssen die leges verisimilitudinis mit litterärischer Kenntniss gehörig beurtheilt werden. Nur glaube man nicht, dass man sich bei der Geschichte auf einen vorzüglichen Autor durch und durch verlassen könne. Dadurch kann man sich alle Geschichte verderben. Man muss vielmehr glauben, dass ein Autor in einzelnen Dingen sich habe irren können, so dass die Wahrscheinlichkeit bei jedem facto besonders muss untersucht werden. Mit den allgemeinen Wahrscheinlichkeitsregeln wird man fertig, wenn man die Sitten der Nation kennt; kennt man diese aber nicht, so kann man nicht zur Wahrscheinlichkeit kommen. Es müssen antiquarische und historisch-philologische Kenntnisse der Sitten der Völker zum Grunde liegen. So hängen die Alterthümer und die litterärischen Kenntnisse mit dem Geschichtsstudium zusammen. Man muss allemal suchen, die letzten Quellen, woraus die Schriftsteller geschöpft und auf denen ihre Glaubwürdigkeit beruht, auf gelehrte Weise auszuforschen. Man pflegt in der Geschichte Alles Quellen zu nennen, woraus man facta schöpft. Allein es ist ein Unterschied unter den Quellen. Es kommt auf die Frage an: welche Quellen hat der Geschichtschreiber benutzt und wie? Die Quellen, aus denen die Geschichte eines Volks fliesst, müssen wir auch nach den verschiedenen Zeitperioden kennen. In Deutschland wird das Geschichtsstudium auf eine sehr verkehrte Art getrieben. Man erzählt gewöhnlich die Geschichtsfacta, ohne die Quellen anzugeben. Der Unterricht müsste so gegeben werden, wie in England. Man lässt die alten grossen Historiker nicht allein gleich anfangs zur Kenntniss der Sprache, sondern auch zum Geschichtsstudinm lesen und dann Auszüge machen. Vor mehrern Jahren machte man es überall so, da es damals an vielen Subsidien fehlte, die man jetzt hat. Man studirte die Geschichte aus den Quellen selbst. Um nun die Reihe von Büchern kennen zu lernen, aus denen man schöpfen muss, so gehört dazu eine sehr zweckmässige Unterscheidung der Historiker des Alterthums. Viele unter diesen sind blosse, oft flüchtige, Compilatoren und viele von sehr ver-

schiedenem Gehalt. Die Griechen sind oft sehr leichtsinnig in ihrer Geschichte, sie modeln alles Fremde, besonders die orientalischen Sitten nach griechischen, und dieses zu unterscheiden ist oft sehr schwer. Zuvörderst müssen wir sehen, ob wir einen Compilator vor uns haben, dessen Quellen, aus welchen er schöpfte, noch da sind. Sind diese verloren, so muss er uns jetzt als Quelle dienen. Nicht immer darf man sich darauf verlassen, dass ein Geschichtschreiber, der selbst Augenzeuge von einem facto war, dieses auch am richtigsten vortragen werde. Daraus entspringt die Hauptregel: man muss nie die historische fides eines Schriftstellers auf sein ganzes Werk ausdehnen. Jede Begebenheit will an und für sich betrachtet seyn. Hinsichtlich der Schätzung der alten Schriftsteller ist noch viel zu thun. Die facta prüft man aus der Natur der Sache selbst. Dazu muss man sich mit der Nation, ihren Sitten etc. lange beschäftigt haben; theils prüft man sie aus den damaligen Umständen, und dazu gehört noch viel mehr Kenntniss des Alterthums. Bei jedem Schriftsteller muss man wissen, aus welchen Quellen er geschöpft habe, oder ob er selbst Quelle ist. Bei compilirenden Autoren muss man immer fragen: welche Bücher hatten sie vor sich und von welchem Charakter waren sie? Auf diese Art kann ein und derselbe Autor bald mehr, bald weniger Glaubwürdigkeit haben, z. B. Plutarch. Dies muss man vor dem Charakter der Schriftsteller beurtheilen. Schlimm ist es freilich, wenn Autoren nicht die Bücher angeben, aus denen sie geschöpft haben. Von dieser Seite wird das Sammeln der historischen Fragmente sehr wichtig. Am wichtigsten ist hier aber die allgemeine Durchsicht der Litteratur eines Volks. Bei jeder Hauptbegebenheit ist immer ein Schriftsteller des Alterthums der alleraccreditirteste. Jedes factum muss ich besonders beurtheilen, und oft ist der sonst schlechteste Autor grade in diesem Falle der beste. In ganz alten Zeiten ist immer der der glaubwürdigste, der das factum ganz nackt erzählt. Bei aller Kritik der facta muss man sich aber in Acht nehmen, nicht aus Kritik in Skepsis oder in historischen Skepticism zu fallen. Dies ist vielen Schriftstellern begegnet. Manche suchten etwas darin, viele facta zu bezweifeln oder gar wegzuläugnen. Um hier die rechte Strasse zu halten, muss man den Charakter eines Volks recht genau kennen zu lernen suchen. Lectüre der Quellen muss hier der Grund seyn. Hiezu aber gehört grosse Sprachkenntniss. Die Franzosen haben in diesem Punkte oft sehr albern gehandelt. Ein Exempel ist *de Pauw* remarques philosophiques. Oft schreiben sie weitläuftige Recherchen über Dinge, worüber in den Alten nichts steht. Die Kritik ist übrigens bei der alten Geschichte viel schwieriger, als bei der neuern. Wenn sie durch die ganze Geschichte gehen soll, so

ist es schwer. Wie ist es möglich, dass Begebenheiten, die durch so viele Köpfe gegangen, ihre originale Richtigkeit in Hinsicht auf ihre wesentlichen Punkte und den sie begleitenden Geist haben behalten können? Am deutlichsten ist dies, wenn wir betrachten, wie Griechen die asiatischen Völker beschrieben. Sie tragen ihre Vorstellungen in sie hinein und dadurch werden die facta verderbt. Dadurch entsteht eine höhere Kritik, welche eine Auflösung durch Vertraulichkeit mit dem Volke und Zeitalter zu machen weiss, wodurch die Lauterkeit des facti dargestellt wird. Es ist daher eine innige Vertraulichkeit mit dem Geiste der Quellen, d. h. mit dem Charakter der Nation und des Zeitalters nöthig. Sind wir nicht im Stande zu dieser Kenntniss des Volks zu gelangen, so müssen wir skeptisch werden; das Umständliche müssen wir aufgeben und nur die Hauptfacta untersuchen. Man werde aber wieder nicht zu skeptisch. Um dies nicht zu werden, so lese man die Schriften einer Nation nicht blos der Sprache wegen, sondern man forsche immer nach ihren Quellen. Dies ist bei Nationen, die nicht selbst Schriftsteller haben. Daher kann ein Autor eine diverse Glaubwürdigkeit haben. Man muss sich lange Zeit vorzüglich blos mit den Hauptbegebenheiten abgeben und die umständlichen in den Jahrhunderten, wo Alles helle ist, kennen lernen. Ein Exempel hievon ist die römische Geschichte ein Jahrhundert vor und eins nach Christi Geburt.

Hinsichtlich der Quellen benutze man: l'examen de l'histoire d'Alexandre le Grand par de *Sainte Croix*, ein mit Kritik trefflich gearbeitetes Buch. Ueber die Quellen des Cornelius Nepos vid. eine Disputation von *Schlegel*, welche die beste Einleitung in denselben ist. — *Justinus* (dessen Latinität nicht so vitiös, sondern gut, wie die des Augustischen Zeitalters ist, daher er mit Schülern anfangs zu lesen ist) hat seine Geschichte aus Trogus und dieser aus Theopompus, der sie in rhetorischer Absicht schrieb und sie historiae Philippicae betitelte, welches in Justinus Titel überging. Theopompus schöpfte aus asiatischen Nachrichten, welche aber meist Mährchen und gar nicht sicher sind. Livius ist oft ein flacher Autor; er schrieb sein Buch nur dazu, um den Römern ein hübsches Lesebuch in die Hände zu geben.

Ueber die historische Kritik haben wir noch nichts Ordentliches, nur einzelne Beiträge sind gegeben. Die besten sind neuere Geschichtschreiber alter Völker, die so geschrieben, dass sie Muster geben, wie es anzufangen ist. Dies muss man in den Noten suchen. So nehme man *Gibbon's* Werk über den Verfall und Untergang des römischen Reichs und studire den Text und die Noten. (Er hätte manchmal mehr

zweifeln sollen.) Ferner *Ernesti* de fide historica recte aestimanda in seinen opusculis philolog. Er bleibt blos bei allgemeinen Ideen, leitet aber sehr zum Nachdenken an. Tiefer geht *Griesbach's* Disputation de fide historica ex ipsa natura rerum, Halle 1768. 8. Eins und das Andere kommt vor in den Schriften, welche man über die ars historica geschrieben hat. Ueber sie haben auch die Griechen geschrieben, indem sie ihre grossen Geschichtschreiber beurtheilten, als *Dionysius* Halicarn. in seinen rhetorischen Aufsätzen, in dem judicio de Herodoto, de Thucydide etc. Er ist nicht immer unpartheiisch. — Ferner *Lucian's* Gelegenheitsschrift: quomodo sit scribenda historia, welche artig ist. Sie ist gegen die Geschichtschreiber seiner Zeit geschrieben. Von Neuern hat man mehr, besonders von Joh. Gerhard Vossius ein nützliches Buch: ars historica bei seinem Buche de historicis graecis et latinis. Auch Franzosen haben Vieles über sie geschrieben. In *Gatterer's* historischer Bibliothek findet sich darüber Mehreres. Das Neueste ist von *Benzel* de arte historica, das aber mit vielen allotriis angefüllt ist.

5b.

Chronologie.

Bei jedem factum muss man auch die Zeit wissen. Die *Chronologie* ist die Wissenschaft, die aus Gründen lehrt, die wahren Zeitpunkte durch die ganze Geschichte zu finden, zu begründen oder zu bestätigen. Wenn wir in ältere Zeiten gehen, so kommen wir auf facta, die erstaunlich ungewiss sind in Hinsicht auf die Zeit. Sie ist daher nothwendig, um wenigstens einige allgemeine Punkte daraus zu entlehnen und für die Geschichte zu benutzen. Hätten alle Völker die Zeit auf einerlei Art berechnet und hätten sie dieselbe bei den factis bemerkt, so wären wir trefflich daran. Aber die Völker hatten lange Zeit ein unvollkommnes Jahr und verschiedene Völker eine verschiedene Zeitrechnung. Die später eingeführten Rechnungen sind früh nicht bekannt.

Die Chronologie ist eine im Ganzen sehr trockene, für die Geschichte aber höchst nöthige Wissenschaft. In dieser Wissenschaft ist viel vorgearbeitet. In Rücksicht des Alterthums muss man dieses Fach durchaus näher kennen lernen. Bis in die frühesten Zeiten können wir mit völliger Gewissheit nicht in der Chronologie dringen. Vor den Olympiaden giebt es keine völlig bestimmte Zeitrechnung, ja selbst nicht in den ersten Jahren derselben. Zuerst muss man sich also mit der Chronologie in den Zeiten befassen, in denen man sichere Data hat. Zuvor aber muss man den Gang der Chro-

nologie kennen lernen. Gehen wir auf die frühesten Zeiten einer Nation, so findet man gemeiniglich eine höchst verwirrte Zeiteintheilung. Die Aegypter hatten zuerst das Verdienst, die Jahrrechnung besser abgetheilt zu haben. So lange das Jahr noch ganz in Confusion ist, so lange ist an gar keine ordentliche Chronologie zu denken. Wenn die Menschen damals eine Menge Jahre zusammenrechneten, so wurde ihnen dies äusserst schwer. Selten konnte damals ein Mensch sein rechtes Alter angeben. In Absicht grosser Begebenheiten hatte sich jemand gewisse Nebenumstände bemerkt, um sich die Zeit wenigstens einigermassen erinnerlich zu machen. Im bürgerlichen Leben wurde es nachher am häufigsten üblich, dass man die Regenten zu Grundsäulen der Chronologie machte, und wo die Regenten jährlich waren, war diese Abtheilung sehr natürlich. So rechnete man in Athen nach Archonten, in Sparta nach ephoris, in Rom nach Consuln. In der Geschichte hat man nicht dieselbe Manier in ältern Zeiten, wie im gemeinen Leben, beobachtet. Man glaubte, das publicum, für das man schrieb, kenne bei gewissen berühmten factis die Zeit schon ohnehin. Herodot hat eine sehr unbestimmte Zeitrechnung, nach Menschenaltern. Drei Menschenalter gehen auf ein seculum. Xenophon, glaubt man, sey in seiner Geschichte der erste gewesen, der nach Olympiaden und Archonten gerechnet habe. Aber seine Berechnungen nach Olympiaden rühren wahrscheinlich von alexandrinischen Gelehrten, nicht von Xenophon selbst, her. Eine gelehrtere, festere Zeitrechnung fing erst in der Periode der alexandrinischen Gelehrsamkeit an. Man machte zuerst von den Archonten, Ephoris etc. grosse Tafeln, wo man Jahr für Jahr den Namen fortsetzte. Hiermit verglich man gewisse Spiele. Nun rangirte man die Reihe der obrigkeitlichen Personen und die vorzüglichsten Spiele mit einander. Hieran knüpfte man die vorzüglichsten Begebenheiten. Die ältesten Begebenheiten wurden auf's sorgfältigste berechnet. Als die Römer anfingen, sich mit Geschichte zu beschäftigen, so nahmen sie die alexandrinischen Bücher vor sich und übersetzten sie wohl. So hat Cornelius Nepos, auch Atticus, Cicero's Freund, ein grosses chronicon geschrieben. Die Römer verbanden mit dieser Rechnung noch die Rechnung nach der Stiftung Roms. Lange Zeit kam niemand auf den Gedanken, wann Rom gestiftet sey. Cato war einer der ersten, welcher untersuchte, wann Rom entstanden sey und hat so ein grosses Verdienst. Durch griechische Forschungen war es schon bekannt, dass die Erbauung Roms in die ersten Jahre der Olympiaden falle. Ueber das eigentliche Jahr aber ist viel Uneinigkeit. Neben diesen annis ab urbe condita wurde auch der Name der Consuln auf den chronologischen Tafeln hinzugefügt. So kam die Methode, nach Jahren von der Erbauung der Stadt Rom zu rech-

nen, nie ab. Das Schlimmste war die Ungleichheit der Jahre und Monate. Jedes griechische Volk hat andere Monate. Zur Uebersicht dient hierüber ein umständlicher Artikel über das alte Jahr in *Gehler's* physikalischem Wörterbuche. Einen wichtigen Punkt macht das Cäsarische Jahr oder das Julianische. Die ältern Jahrrechnungen betreffend, so bleiben viele Dunkelheiten aus Schuld der Materialien. Hier ist eine Parthie Sätze, bei denen man bleiben muss, z. B. dass das Jahr anfangs zehn Monate machte, und dass man den Monat nach Monden rechnete. Etwas Besseres hätte können in Rom entstehen, wenn da mehr Ordnung gewesen wäre. — Die jüdischen Angaben im alten Testamente wurden auch sehr merkwürdig, da viele jüdische Geschichtschreiber in ihrer Geschichte ihre Chronologie mit der griechischen zu verbinden suchten. Später fing man die Zeitrechnung nach annis mundi an. Julius Africanus schrieb eine grosse Chronographie, worin auch die Juden vorkommen. Nachher Eusebius. Die Zahl der Bücher, die wir aus dem Alterthum haben, ist sehr klein. Das allerälteste ist das chronicon Parium. Die Marmortafeln sind in Oxford. Das Buch von *Wagner* mit dem Text des chron. Par., Göttingen 1790. 8. ist für das Studium der Chronologie sehr merkwürdig. Berühmte Begebenheiten auf steinernen oder marmornen Tafeln einzugraben, war in alten Zeiten sehr gebräuchlich. So machten es auch römische Grammatiker z. B. Verrius Flaccus, cf. seine fasti, die ohnlängst gefunden wurden.

Schriften über Chronologie.

Neuere Schriftsteller haben diese ganze Materie behandelt und Grundsätze festgesetzt, die Zeit bei factis zu berechnen. Unter diesen ist der grösste Chronolog *Joseph Justus Scaliger*, welcher überhaupt als der grosse Wiederhersteller der Chronologie anzusehen ist. Er schrieb de emendatione temporum, Paris 1583, am besten edirt zu Genf 1629. Damit muss verbunden werden sein thesaurus temporum 2 fol., Amsterdam 1676, der sehr schätzbar und angenehm ist, worin auch wichtig ist das chronicon Eusebii, das er emendirt hat. Sein thesaurus gehört unter die glänzendsten Operationen des menschlichen Geistes. Diese Bücher erfordern ein sehr sorgfältiges Studium. Nebenbei ist auch zu benutzen eine kleine Schrift: *ἀναγραφὴ ὀλυμπιάδων*, worin alle Olympischen Sieger und daneben Begebenheiten, welche in diese Zeit fallen, aufgestellt sind. Gelehrte citiren dieses Werk als ein altes; allein Scaliger hat es selbst gemacht. Er excerpirte die Sätze aus den Alten, aus denen er sich nachher eine Tabelle machen wollte. Dieses Werk enthält die vorzüglichsten Data der alten Geschichte. Die grosse, oft dornigte Gelehrsamkeit in dem thesaurus bewog den *Sethus Calvisius* (Cantor in Leip-

zig) zu einem Auszuge desselben, opus chron., Leipzig 1605. 4. und 1685. Es entstanden nun über das, was Scaliger geschrieben, Streitigkeiten. Ein vorzüglicher Kämpfer war *Dionysius Petavius*, Gegner des Scaliger'schen Systems. Er schrieb de doctrina temporum, Antwerpen 1703, 3 fol., ein tiefsinniges Werk, worin viele Sätze wahrscheinlicher sind als im Scaliger'schen. Die Resultate gab er in seinem rationarium temporum (Zeitrechnungsbuch), Leiden 1745, 3 B. 8. Dieses ist am meisten zu empfehlen. Weniger aufgenommen ist ein Engländer *James Usher*, welcher schrieb: annales veteris et novi testamenti, Genf 1722. 2 fol., worin auch rerum asiaticarum chronicon usque ad Judaicae reipublicae excidium. Auf ihn kann man sich am wenigsten verlassen. Petavius ist noch immer der beste. Was gegen ihn gesagt ist, enthält keine neuen Argumente. Usher rechnet nach annis mundi. Diese weitläuftige Rechnung ist aber nicht mehr gebräuchlich; auch ist seine Rechnung nicht ganz fehlerfrei. Die meisten Chronologen haben die annos mundi in Correspondenz mit den übrigen Berechnungen gebracht, wie Petavius. Ferner *Alph. de Vignoles* chronologie de l'histoire sainte et de l'histoire étrangère, Berlin 1738. 2 B. 4. Gelehrte Sachen kommen zerstreut darin vor, aber das Ganze zeichnet sich nicht durch Gründlichkeit aus. Mehr zum Lesen dient: *Jakson's* antiquit. chron., übersetzt vom Hrn. von *Windheim*, Nürnberg 1756. 4., viele schöne Collectaneen enthaltend. Auch *Newton* beschäftigte sich mit der Chronologie zum Unglück. Er hat die wunderlichsten Grillen aufgestellt und selten kann von ihnen Gebrauch gemacht werden. Er war zwar ein guter calculator in Hinsicht auf die blos rechnende Chronologie, aber nicht gründlicher Kenner des Alterthums; er hatte viele Hypothesen. Ein neues System gründete *Johann Georg Frank* mit Hülfe des N. T. mit Rücksicht auf die Jubeljahre der Juden: nov systema chronologiae fundamentalis, Göttingen 1778. fol., ein mühsames Buch, das man wenig brauchen kann. (Der Unterschied zwischen ihm und Petavius ist immer um ein paar Secula.) Daraus hat er einen Auszug gemacht: Astronomische Grundrechnung der biblischen Geschichte, Dessau und Leipzig 1783. Von kleinern Compendien ist brauchbar: *Strauchii* chronologiae breviarium, Leipzig 1708, ziemlich umständlich. Man verbinde es mit *Gatterer's* Abriss der Chronologie, Göttingen 1777. 8. Dadurch kann man sich leicht in die Sache finden. — *Schmidt-Phiseldeck's* Umarbeitung von *Hederich's* Anleitung zu der historischen Wissenschaft, Berlin 1782. 8. Für den gelehrten Humanisten wäre in Hinsicht auf griechische und römische Geschichte eine kurze Uebersicht nothwendig und eine Liste von allen Consuln. Es haben sich noch fasti consulares erhalten, wo man die wahren Consuln in einer Li-

nie fortlaufen sieht. In dieser Hinsicht hat sich *Almeloveen* durch seine fastor. rom. consul. l. 2., Amsterdam 1740. 8. sehr verdient gemacht. Allein es ist noch viel daran zu verbessern. Im zweibrücker Livius ist eine Liste, aber nur bis auf Livius. Bei den Archonten in Griechenland muss es eben so seyn; am besten, sie würden beide mit einander verbunden. Ein schönes Werk für die griechische Chronologie sind *Corsini's* fasti attici, Florenz 1744. 4 Quartbde., wie auch seine dissertationes agonisticae, Florenz 1744. 4, Leipzig 1752. 8. Viel schwerer ist *Dodwell's* Buch de cyclis veterum. Ueber die Herodotsche Chronologie hat man etwas in der Ausgabe von Larcher. Vor allen empfehle ich: *Rennebaum's* historisch-chronologische Tafeln, Hof 1785. 4. Durch sie kann man die verschiedenen Systeme kennen lernen; sie enthalten eine allgemeine Einleitung. Es ist Alles genau darin und man kann viel daraus lernen. Ueber die ganze Historie, wo man alle guten Schriften über jedes Volk findet, hat man eine bibliotheca historica selecta, angefangen von Struve und von Puder und Meusel fortgesetzt; es steht aber auch ausserordentlich viel schlechtes Zeug darin.

Methode des chronologischen Studiums.

Was die Methode betrifft, so muss man weder sich, noch junge Leute mit der Chronologie so beschäftigen, dass man das Ganze umfassen wollte. Man darf blos das aussuchen, ohne welches die Geschichte nicht bestehen kann. Von dem Uebrigen darf man nur eine Notiz haben. Hinsichtlich der Zeit der hellern griechischen und römischen Geschichte wäre es sehr gut, sich angelegentlich mit der Chronologie zu beschäftigen. Beim Studium der alten Geschichte muss man sich einen Grundentwurf machen und sich in seine Tabellen immer neue facta einzeichnen. Dies ist das beste Hülfsmittel, sich eine Menge facta mit den chronologischen Zahlen zusammen zu merken. Vid. mein kleines Buch über die griechischen Alterthümer und die römische Litteratur. Die alte Geschichte ist unter allen Theilen, die zur Alterthumskenntniss gehören, der vorzüglichste Grund, auf den das ganze Studium gegründet ist. Sie verdient daher vorzügliche Aufmerksamkeit. Aeusserst zweckwidrig ist es, wie man jetzt will, mit der neuern Geschichte, und zwar aus Patriotismus mit der vaterländischen Geschichte, anzufangen. Neuere Geschichte kann äusserst leicht selbst gelernt werden. In Schulen sollte vorzüglich Anleitung gegeben werden, die Geschichte recht zu studiren. Die Geschichte des medii aevi muss man lange verschieben.

C.

Alterthümer der griechischen und römischen Nation.

Der Begriff von Antiquitäten und ihre Unterscheidung von Geschichte lässt sich leicht fassen. Die Antiquitäten gehören eigentlich unter den Begriff der Geschichte. Alterthümer aber befassen sich nicht mit der successive fortgegangenen Handlung, wie die Geschichte, sondern mit dem bleibenden Zustande und mit der Verfassung der Nation. Beide Wissenschaften aber hängen ganz genau zusammen und greifen oft auf eigene Weise in einander, so dass man Vieles in diesen nicht fassen kann, ohne die politische Verfassung des Volks zu kennen. Was den Namen dieses Theils der Alterthumswissenschaft betrifft, so ist antiquitates ein etwas unschicklicher Name. Antiquitates sind eigentlich nichts als res antiquae. Sehr häufig hat man sich lange vergebliche Mühe gegeben, für diese Wissenschaft einen recht passenden Namen zu finden. Besonders wird dadurch der Name antiquitates auffallend, wenn man bedenkt, dass die neuern Völker auch etwas haben, was den Antiquitäten der Alten entspricht. Dies müsste Novitäten heissen. Allein die Römer brauchen wirklich diesen Ausdruck so, und er ist gut lateinisch. Selbst Varro brauchte diesen Ausdruck in einem verloren gegangenen Werke: antiquitates rerum humanarum et divinarum, das zu den grössten Verlusten gehört. Auch in der Einleitung zu Plinii historia naturalis findet sich, dass der Name antiquitates ein herrschender Ausdruck auf Titeln von Büchern damals gewesen sey. Nur können die Begriffe, die wir bei dem Namen Antiquitäten fassen, wohl nicht dieselben seyn, welche die Alten dabei hatten. Wie hätten die Römer solche Nachrichten von Völkern haben sollen, wie wir sie von ihnen haben? Auch in Sachen können die Römer das nicht alles zusammengefasst

haben, was wir heut zu Tage. Viele Dinge waren ihnen bekannt und zu unbedeutend, die für uns sehr wichtig sind. Die Griechen brauchen hier den Ausdruck: ἀρχαιολογία, obwohl dieser Name schwankender im Gebrauch ist, als der: antiquitates. Archäologie heisst Erzählung von alten Dingen, kritische Recherchen über alte Geschichten, über die origines alter Völker. Archäologie wird zuweilen und von Vielen von den Nachrichten und der Geschichte alter Kunstwerke gebraucht, und von historischen Notizen der alten Werke; daher man einen Archäologen in dieser Bedeutung benannt. Bei den Griechen involvirte dieser Ausdruck Geschichte der alten Zeiten; daher hat man Werke unter diesem Titel, wie z. B. des Flavius Josephus Archäologie oder jüdische Alterthümer. Es kam in solchen Büchern zwar Vieles vor, was in die Antiquitäten gehört, aber doch dies nicht ganz allein. Wenn nun beide Namen so unbestimmt sind, so lässt sich begreifen, warum neuere Schriftsteller Archäologie für Antiquitäten gebraucht haben. Es herrscht also in diesen Ausdrücken viel Willkührliches. Verschieden hievon ist antiquitas. Dies geht auf's Ganze und antiquitates auf einzelne Zweige wissenschaftlicher Kenntnisse. Diese sind ein Theil von jener. Man hat sich verglichen, dass unter *Alterthümern* verstanden werden sollen alle historischen Nachrichten vom Zustande und der Verfassung der alten Nationen in den verschiedenen Punkten, worauf es bei dem Zustande eines Volkes ankommt, so dass die verschiedenen Punkte die verschiedenen Theile sind. Zustand der Verfassung ist es, auf das man losgehen muss, was nicht in der Geschichte vorkommt. Die Geschichte erzählt fortgehende Begebenheiten, welche nach den Umständen verschieden sind. Wenn Veränderungen in den Zustand gekommen, so ist zu wünschen, dass sie auch in den Alterthümern betrachtet werden. Oft ist dies nur zu wünschen, aber nicht auszuführen, weil wir nicht immer wissen, wann eine Sitte angefangen oder eine aufgehört. Bei den Alterthümern muss man sich auf das gebildeteste Zeitalter eines Volkes einlassen. Hiernach sieht man, dass das, was wir Alterthümer nennen, das ist, was *Statistik* ist, nur dass man in dieser noch nicht den uneingeschränkten Gesichtspunkt auf's Charakteristische der Nationen genommen hat; gewöhnlich ist er blos auf das Finanzwesen gerichtet. Die ganze Masse lässt sich in Hauptclassen vertheilen. Diese Vertheilung aber muss so geschehen, da man den Gesichtspunkt hat: man will das Volk in seinen besondern Eigenthümlichkeiten kennen lernen, um in der Geschichte desselben heller zu sehen, was sonst nicht möglich ist. Die Vertheilung der Materien muss also etwas Anderes werden, als sie gewöhnlich war. Daher sind die Bücher über die Antiquitäten sehr schlecht. Der Staat und die Verfassung muss das seyn, worauf das Hauptaugen-

merk beruht; die bürgerliche Einrichtung, das System der Verfassung muss das Wichtigste seyn. Dabei ist ein Hauptartikel die res judiciaria, die Rechtspflege (in der Republik bei den Römern); dann die res militaris, folglich Alles, was auf die Führung von Krieg Bezug hat; dann die religiösen Einrichtungen, welche mit dem Staate genau verbunden sind. Damit sind die antiquitates publicae geschlossen. Der zweite Theil, die privatae, bezieht sich auf alles das, was bei einem Volke in seinen Sitten, häuslichen Gewohnheiten, dem Charakteristischen in seiner Denkweise und seiner Erziehung vorkommt. Bei den Römern haben wir es mit einer Hauptstadt zu thun; bei den Griechen haben wir einen andern Faden. Die ersten sind die Ionier und kleinasiatischen Griechen, die zweiten die Spartaner und die dritten die Athenienser. Hier sollte man aber nicht stehen bleiben, sondern auch die Verfassung der sicilianischen Griechen und der entfernteren Colonien berühren, z. B. die Einrichtungen der cyrenischen Colonie. Ja unter gewissen Umständen zieht auch Korinth und Theben die Aufmerksamkeit auf sich. Doch dadurch wird der Körper der Alterthümer zu gross und wir haben nicht detaillirte Nachrichten genug. Die Attiker aber machen die Hauptmasse aus.

In den Antiquitäten könnte jede Nation in Betrachtung kommen, die uns durch Griechen und Römer bekannt worden ist. Von vielen aber haben wir nicht einmal eine ordentliche politische Geschichte, wie z. B. von den Aegyptern. Natürlich werden die Alterthümer vieler Nationen sehr klein und unbedeutend seyn, dass man sie kaum in ein System zusammenfassen kann. Unter allen Nationen, ausser Griechen und Römern, haben noch die Hebräer ihre Antiquitäten. Aber auch hier giebt's sehr viele unsichre, falsche Nachrichten. So bleiben also grösstentheils nur Griechen und Römer übrig.

Verfassungen sind aber nichts Ewiges. Es kommen oft ganz neue Einrichtungen auf, andere kommen ganz in Vergessenheit. Hieraus entspringt die Regel: man muss auch hier eine Art Zeitunterscheidung machen, um die Sachen mit historischer Bestimmtheit lernen zu können. In Rom kann man sehr gut Perioden machen: 1) unter den Königen; 2) die Zeit der Republik; 3) die principes. Bei den Griechen: 1) bis auf den Anfang der persischen Kriege; 2) bis auf Alexander. Aber auch solche Zeitabschnitte reichen noch nicht zu. Oft haben sich in einer Periode die Dinge sehr abgeändert. Dies macht das Studium der Antiquitäten sehr schwierig. Eine andere Regel kommt beim griechischen Volke in Betrachtung. Da das ganze Reich eine grosse Aehnlichkeit mit dem heutigen Deutschland hatte, d. h. da die Sitten nach den verschiedenen

Provinzen äusserst verschieden waren, so muss man auf diese Verschiedenheit beständig Rücksicht nehmen. Da ferner ein grosser Theil der verschiedenen Provinzen sehr uncultivirt war, so bekümmern wir uns grösstentheils nur um die civilisirten, unter denen Athen vorzüglich hervorragt. Die Griechen sind also ein Volk, das sich gar nicht auf ein Terrain einschliessen lässt. Man müsste also hier ein erstaunliches Fach vor sich haben, wenn man Alles erschöpfen wollte. In den griechischen Alterthümern muss man daher auch ausser den Zeitverschiedenheiten die Verschiedenheiten der Nation vor Augen haben. Grösstentheils aber schränkt sich Alles auf Athen ein. Es ist in diesem Fache noch sehr wenig vorgearbeitet, und es müssen besonders von dieser Seite sich Einzelne damit beschäftigen, über besondere Staaten Licht zu geben.

Schriften über die Alterthümer.

Die *Quellen dieses Studiums* sind die alten Schriftsteller selbst, die Historiker und viele andere, Redner, Dichter, am meisten solche, welche den Sittenzustand eines Volks oder dasselbe in seinen Eigenheiten darstellen, vorzüglich Komödienschreiber, wie Aristophanes. Endlich solche Schriften, wie die Ethik des Aristoteles, in denen man oft Ideen für die Alterthümer entdeckt, und alle die Prosaisten, welche alte Schriftsteller erläutert haben. Fast alle Schriftsteller haben Bezug auf Alterthümer, weil man in ihnen immer einzelne Data findet, sich den Charakter eines Volks deutlich zu machen. Allein nicht alle sind Quellen, die es zu seyn scheinen. Viele haben ihre Sachen aus den Alten, oft falsch, abgeschrieben. Z. B. Aelian kann die fidem historicam nicht haben, wie Herodot. Hier sind wir lange nicht so weit, als in der Geschichte, weil hier so kleine Anspielungen zerstreut und versteckt vorkommen. Dies macht Einleitungen in die Alterthümer nöthiger, als bei der Geschichte. Die Behandlungsart kann nicht die seyn, dass man die Schriftsteller in dieser Rücksicht einzeln durchginge. Dies geht nicht an, weil man schon Kenntnisse mitbringen muss, um die Schriftsteller zu verstehen und um die Sachen herauszufinden, welche auf die Alterthümer gehen. Erst muss man allgemeine Begriffe erhalten, worauf am meisten in diesem Fache ankommt. Daher hat man Schriften, die diesen Punkt erläutern. Am meisten ist bei den Alterthümern der Römer gethan, weniger bei den Griechen. In Barthélémy's Reise des jungen Anacharsis in Griechenland ist blos das Allbekannte, was schon ausgemacht ist, in eine schöne Form gegossen und nichts Neues darin. Da verschiedene Gelehrte über einzelne Punkte geschrieben, so sind viele Sachen weit gebracht.

Subsidien sind alle die diejenigen, die in neuern Zeiten über griechische und römische Alterthümer geschrieben haben. In Absicht auf beide hat man ein Buch, das allgemeine Titelkenntniss giebt: Fabricii bibliographia antiquaria, vermehrt von *Schaufshausen*, Hamburg 1760. 4., ein Repertorium, das nichts als Schriften enthält, welche auf griechische und römische Antiquitäten gehen, nicht in der besten Ordnung; neue Schriften fehlen. Nachher ist wieder viel dazu gekommen; daher musste ein Nachtrag dazu geliefert werden. Die bessern Bücher zeichnet Fabricius mehrentheils aus. Unter den ältern ist Vieles schlecht.

Unter den Büchern, die von griechischen Alterthümern handeln, sind grosse Sammlungen, die man im Anfange nicht gebrauchen kann, sondern zum Nachschlagen. Eine Sammlung von vielen Schriften über griechische Alterthümer findet sich in *Jacobi Gronovii* thesaurus antiq. graec. Leiden 1697. 12 fol. In diesen ist fast Alles brauchbar, besonders die Sachen von Sigonius und Meursius. Zu Gronovii thesaurus sind nachher noch Supplemente gekommen von *Polenus* 5 fol. Venedig 1737. und von *Sallengre* 3 fol. Venedig 1735. Manche Sammlungen enthalten nützliche collectanea; denn den Alten kam es nicht auf Raisonnement an. Zu diesen gehört; Sicularum et Italicarum antiquitatum thesaurus, Leiden 1704. 45 fol. In diesem kommt manches Wichtige vor. In den mémoires de l'Académie des Inscriptions, 50 B., welche eine schöne Reihe von interessanten Abhandlungen, zwar nicht alle für Antiquitäten, enthalten, kommen einzelne schöne Recherchen im philosophischen Geiste und nicht ungründlich vor. Aus ihnen muss man sich einen Catalog zu den alterthümlichen Wissenschaften machen. — *Joh. Potter's* archaeologia graeca, Oxford 1699. 8., lateinisch übersetzt im 12ten Bande des Gronov'schen thesaurus und am besten in's Deutsche von *J. J. Rambach*, Halle 1775. 3 B. 8., mit einem Bande von nützlichen Zusätzen. Die Auszüge aus den Alten sind sehr unbestimmt. Er erzählt nicht kritisch genug, nicht mit Angabe der Quellen. Die Zusätze betreffen das Alterthum angehende Punkte, nicht die Alterthümer, aber es ist manches Gute darunter. Zum Compendium ist das Ganze des Werks nicht angelegt. — *Franz Rous* archaeologiae att. l. 7. or of the Attik antiquities, Oxford 1637. 4. *Lakemacher's* antiquitates sacrae, Helmstädt 1737. 8., betrifft die religiosa. Einige Sachen darin sind ganz gut, auch mit Anführung der Stellen, das Ganze aber ist wenig zu brauchen. Auch von *Pfeiffer's* antiquit. graec. lib. 4. Leipzig 1707. 4. ist wenig zu sagen. Erbärmlich sind *Abel's* Alterthümer, worin eine breite Rede. Ein kleines, aber nützliches Buch ist des *Lambertus Bos* antiquitatum graec. praec. Attic. descriptio brevis, edirt von *Zeune*, Leipzig 1787. 8. mit Zusä-

tzen, die nichts bedeuten, — ein Compendium, das zwar blos auf Athen geht, die Hauptsachen aber kurz anzeigt. Es giebt darin viele Stellen, die falsch citirt sind, andere sagen gar nichts. Uebrigens fehlt eine zusammenhängende Erzählung, die allein Uebersicht und Begriff der Sachen giebt. — *Barthélémy's* voyage du jeune Anacharsis en Grèce, Paris 1788., übersetzt in Berlin 1792. 7 B. 8. mit Kupfern, Charten und Zugaben, die als Hülfsschriften anzusehen sind. Diese Zusätze muss man beim Studium der Alterthümer gebrauchen, denn sie verdienen es sehr. Dieses Buch ist sehr angenehm zu lesen. Wer es so liest, dass er sich excerpirt, kann viel daraus lernen auf eine angenehme Weise. Es dient zu einer guten Grundlage beim eignen Studium der griechischen Antiquitäten. Weniger brauchbar sind die recherches philosophiques sur les Grecs de *Pauw*, in's Deutsche übersetzt von Villaume, Berlin 1789. Derjenige, welcher nicht schon sicher ist über eine grosse Parthie Einsichten, muss es nicht in die Hand nehmen. Ist man weiter, so muss man es lesen, um die Irrthümer aufzudecken. Ein Hauptfehler ist, dass er immer ex particulari auf universalia schliesst. *Nitsch's* Entwurf der griechischen Alterthümer, Altenburg 1791. und Beschreibung des Zustandes der Griechen 2 B., Erfurt 1791—94. Er schrieb aus Heften, aber er hatte ein Geschick, die Sachen in Verbindung zu bringen und ihnen eine gute Gestalt zu geben. Seine Bücher kann man im Anfange brauchen. Ein ordentlicher Begriff vom Alterthum ist nicht darin. *Feith's* antiquitates homericae mit Noten von *Stoeber*, Strasburg 1743. 8. Dieses Buch könnte eine gute Einrichtung bekommen, wenn man den Homer in seinem Geiste und Reisebeschreibungen von ähnlichen Völkern studirte. Es ist höchst interessant für die Alterthümer, viele Notizen von neuen Völkern zu sammeln, um jene besser zu verstehen.

Was die Methode, besonders für den Schulunterricht betrifft, so frägt es sich, in wie weit und wie griechische Antiquitäten in Schulen sollen getrieben werden. Man muss sich zuvörderst hüten, nicht jeden Theil der Gelehrsamkeit in den Schulunterricht zu bringen. Sollen die Schüler Unterricht in den griechischen Antiquitäten erhalten, so muss dies bei den römischen noch weit mehr der Fall seyn. Häufen sich aber die Sachen zu sehr, so kann man die griechischen Antiquitäten ganz auslassen. Ueberdem sind die griechischen Schriftsteller, die man gewöhnlich auf Schulen liest, nicht von der Art, dass man zu ihrem Verständnisse durchaus viele Kenntnisse von Antiquitäten nöthig hat. Wie soll nun der Lehrer dem Anfänger die ersten Hauptideen der griechischen Antiquitäten erklären? In den Schriftstellern, die zuerst gelesen werden, kommen wenige Anlässe vor, bei denen der Lehrer sich über die griechischen



Antiquitäten einlassen könnte. Hier wäre nun zu rathen, das Buch von Barthelemy in Schulen zu lesen, da es überdem auch ein gutes classisches Buch in Absicht des Styls ist. Auch kann der Lehrer zu den Exercitien die Materie aus den Antiquitäten nehmen, zumal da dieses sich am besten in's Lateinische übertragen lässt. Zu solcher Arbeit könnte ein Lehrer sehr gut ein Buch wie *Sigonius* de republica Atheniensium benutzen. Die Wahl der Gegenstände kann so schwer nicht seyn. Man muss Dinge wählen, welche zunächst an die Geschichte gränzen und den Charakter des Volks von der vortheilhaftesten Seite zeigen. Die römischen Alterthümer müssen ganz anders gelesen werden, besonders da man auch in Schulen schon solche Autoren liest, welche sich ohne Antiquitäten gar nicht verstehen lassen. Die römischen Alterthümer sind erstaunlich häufig von Neuern behandelt worden, doch am wenigsten von der Seite der innern Verfassung und Politik zur Erläuterung der Geschichte. Besonders haben Franzosen sie so zu behandeln angefangen. Alle Autoren, welche über die römischen Antiquitäten geschrieben haben, sind theils in Fabricii bibliotheca, theils in Oberlini antiquit. rom. edit. 2., wo auch ein Register der besten, besonders neuen, Bücher ist, angegeben. Hieher gehören:

Graevii thesaurus antiquitatum rom., Utrecht 1694. 12 fol., wozu noch kamen die Bände von Sallengre als Supplemente sub tit.: novus thesaurus antiq. rom., Venedig 1735. 3 fol., worin schöne Schriften von Manutius und andern. Dann Poleni utriusque thes. nova suppl., Venedig 1737. 5 fol. Ferner der thesaurus antiq. et hist. Italiae et Siciliae, 1704. 45 fol. und die mémoires des inscriptions. *Rosini* syntagma rerum antiquarum mit Zusätzen von *Dempster*, Amsterdam 1743. 4. ist wenig brauchbar. Kürzer und besser sind *Struvii* antiquit. roman., Jena 1708. 4., vollenden aber nicht die Materie. *Nieuport's* descriptio rituum rom. (ritus sind religiöse Cerimonien) cum annotationibus *Schwarzii*, Altorf, sollte eigentlich für den Juristen seyn, ist aber selten kritisch und genau. Nützlich sind Schwarzii observationes, wie auch eine Gesner'sche Ausgabe, wo merkwürdig ist eine Einleitung über das Studium der Antiquitäten, welche artige Ideen enthält. *Heumann's* Zusätze sind aus Ernesti's Collegien; im Ganzen sind die Anmerkungen gut geschrieben. Weniger bedeuten *Cellarii* antiquitates rom., Halle 1719. 8. Eine complette Ausgabe ist von *Walch*, aber es ist ein Trödelbuch. Unter den kleinern Compendien ist vorzüglich *Gruneri* introductio in antiq. rom., Jena 1746. 8., weil er auf Zusammenhang der Sachen geht und Einsicht in den Geist der Verfassung liefert. Durch ihn lernt man die Antiquitäten am besten aus den Quellen kennen. *Ruperti's* Grundriss der Geschichte, Erd- und Alterthumskunde,

Litteratur und Kunst der Römer, Göttingen 1794. ist blosse Erzählung, ohne Citate; die Sachen selbst sind gut, nur zu wenig ausführlich in denjenigen Punkten, die man am meisten wissen muss. Er ist auch in der Absicht gemacht, dass Anfänger daraus in's Lateinische übersetzen sollen. Bei Lesung solcher Bücher aber muss der Anfänger immer die citirten Stellen nachschlagen. In dieser Rücksicht darf man sich nur an *Gruner's* Compendium halten. Stellen der Alten und Anhänglichkeit an Worterklärungen finden sich in *Adam's* Handbuch der römischen Alterthümer zur vollständigen Kenntniss der Sitten und Gewohnheiten der Römer, übersetzt aus dem Engl. von *Meyer*, Erlangen 1794. 2 B.; es ist blos zum Nachschlagen zu empfehlen, den Geist des alten Volks lernt man nicht daraus kennen. Er geht nur immer von Phrasen aus; es sollte umgekehrt geschehen. Auch von *Meyer* ist ein Compendium. *Nitsch's* Beschreibung des Zustandes der Römer, Erfurt 1788. 2 Theile, ist zur flüchtigen Lectüre recht gut. *Reizens* Vorlesungen über die römischen Alterthümer, Leipzig 1796. 8. nach Tabellen von *Oberlin*, welche Angaben von Sachen, aber nicht Erläuterungen enthalten. Reiz las darüber ein Collegium, das von jemandem herausgegeben wurde. Es sind darin die nöthigsten Citate und eine Einleitung, welche die Bücher und Hülfsmittel angiebt. Dann sind nöthig Bücher von der politischen und judiciärischen Seite. Dies der Hauptgesichtspunkt; ohne diesen kann man keine Rede des Cicero verstehen. Daher muss man sich mit dem jus publicum besonders beschäftigen. Mit *Höpfner's* antiq. jur. public. rom. verbinde man *Selchow's* elementa juris romani antejustinianei, die nichts Neues enthalten. *Spanheim's* orbis romanus, London 1703. 4. ist ein treffliches Buch, das zwar nur eine kurze einzelne Materie behandelt, welche aber gelehrt ausgeführt ist. *Heineccii* syntagma antiquitt., Halle 1718. 8. und jus rom. et atticum, Leiden 1738. 3 fol. *Gravina's* origines juris civilis, Rom 1701. *Bach's* historia jurispr. rom., Leipzig 1754. *Beaufort's* république romaine, aus dem Französ., Danzig 1775. 4 tom., ein schätzbares Werk.

Wie soll es nun der Lehrer anfangen, dieses Studium in der Schule genau und gründlich bekannt zu machen? Er muss mit den Stellen der Alten recht vertraut seyn. Ist dies, so darf er nur in jeder Stunde zwei oder drei solche wichtige Stellen erklären und aus der grammatischen Erklärung das herausziehen, was sich für die römischen Antiquitäten sagen lässt. Erst wenn dies eine Zeitlang geschehen ist, kann man einen zusammenhängenden Vortrag darüber halten. Ein grosser Vortheil ist der, dass der Lehrer über vorgetragene Gegenstände deutsche Aufsätze machen lässt. So dürfen die besondern deutschen armseligen Stunden in den Schulen wegfal-

len. Weiter müssen in den Schulen vorzüglich solche Sachen von Cicero gelesen werden, die mit den Alterthümern in genauer Verbindung stehen. Dies sind seine Briefe und einige seiner Reden z. B. die Verrinischen. Die Philippicae gehören nicht für Schulen, höchstens die zweite. Die orationes selectae sind nicht die beste Sammlung. Die Briefe müssen auf eine zweifache Art gelesen werden, einmal in Rücksicht des Styls und der oft äusserst feinen Rhetorik; zweitens wegen der Sachen, wobei sowohl Geschichte des Staats, als auch Alterthumskenntniss nöthig ist. Dabei aber muss der Lehrer sie nie anders, als in chronologischer Ordnung lesen. Insofern ist es gut, sich an *Stroth's* Ausgabe zu halten. Auch bei einigen griechischen Schriftstellern kann der Lehrer Gelegenheit nehmen, über römische Antiquitäten zu sprechen, z. B. bei Herodian, der überhaupt in untern Classen fleissig gelesen werden sollte. Kurz, Sprachkenntnisse, Antiquitäten und Geschichte muss der Lehrer immer in der genauesten Verbindung mit einander vortragen.

D.

Mythologie.

a.

Begriff der Mythologie.

Die *Mythologie* ist gewissermaassen ein Theil der alten Geschichte, denn sie enthält eine Anzahl Sachen, die zur Geschichte gehören in Ansehung der frühesten Perioden, mancherlei, was man zu den Alterthümern rechnen kann, und Geschichte, zwar nicht der Litteratur, aber der beginnenden Cultur, der ersten Kinderausbildung der Seelenkräfte; denn μῦθος sagt ursprünglich nichts als einen complexus von Sagen und Erzählungen; es ist, was späterhin λόγος heisst. Unter μῦθος wurde jeder Vortrag, jede Rede, nicht allein eine fabelhafte, verstanden. Im Homer ist dieses das ganz gewöhnliche Wort, λόγος kommt nur ein einziges Mal vor. μυθολογεῖν ist: Vorträge aller Art, vorzüglich feierliche halten. Wenn nun in alten Zeiten nach der Natur der Sache ein jeder Vortrag etwas mehr mit Unwahrheit vermischt ist, so darf man doch daraus nicht grade schliessen, dass μῦθος eine Fabel sey. In spätern Zeiten setzte man freilich dem μῦθος den λόγος entgegen. Wenn nun μῦθος ein allgemeines Wort ist, so sieht man, dass in dem Worte Mythologie keine Erzählung von Dichtungen liegt. Dieses muss man ganz bei Seite setzen. Hat man Dichtungen als Dichtungen ersonnen in alten Zeiten? Dies kann nicht aus dem Namen entschieden werden. Die Lateiner nennen es doctrina fabularis; fabula von fari, eine Erzählung. Da es auch erdichtete Erzählung heisst, kann es für μῦθος gebraucht werden. Man sage hier Mythen und mythisch. Was ist nun die Mythologie, und was enthält sie, wenn sie kein Haufe von Mährchen ist? Sie ist der Inbegriff von Vorstellungsarten, Sagen und Meinungen, welche die Griechen in ihrem noch halbcultivirten Zustande von übermenschlichen Naturen, die sie sich dachten, und von der sichtbaren Welt, so weit sie ihnen bekannt war, und von den in ihr vorfallenden Begebenheiten und Erscheinungen gebildet haben, so weit sie

uns aus Denkmälern des Alterthums bekannt geworden. Der halbcultivirte Zustand, auf den die Mythologie eigentlich geht, gehört in die frühesten secula, wo die Nation noch die poëtische Diction bearbeitete und nicht zu einem prosaisch gebildeten Styl fortgeschritten ist. In jener Zeit der Uncultur und Halbcultur, in welcher man die Vorstellungen und Erzählungen über alle Gegenstände, welche man damals seiner Aufmerksamkeit werth fand, fasste, bis auf die Zeit der entstehenden Prose, war die einzige Art des öffentlichen Vortrags der poëtische. Dieser war aus der ursprünglichen Modification des menschlichen Geistes entstanden. Die Menschen fingen damals schon an, über allerhand Gegenstände nachzudenken und zu raffiniren über Natur, Erde, alle Begebenheiten, welche eine Hauptclasse von Vorträgen der ältern Poësie, die epische, beschäftigten, von fernen Gegenden, welche dunkle Sagen betrafen. Nun wurde jedes historische factum, das ein Sänger ausgeführt hatte, ein μῦθος genannt. Die Unterscheidung von Fabel und μῦθος von einander abzusondern, war ganz vernünftig. Bei μῦθος liegen also durchaus nicht lauter erdichtete Gegenstände zum Grunde. Wir finden auch bei den Alten einige, welche von den alten Gesängen (Mythen) behaupteten, dass sie nicht völlige Fabeln wären, sondern dass ihnen wahre facta zum Grunde lägen.

b.

Quellen der Mythologie.

Wie weit soll man mythologische Erzählungen verfolgen? Hierauf muss man sich einschränken, dass bei Dingen solcher Art die Nation sich von Phantasien zu Begriffen allgemach aufklärt. Blos auf das Mehr oder Weniger kann hier Rücksicht genommen werden. In der Mythologie muss man auf alles Historische Rücksicht nehmen, bis auf die Zeit der Olympiadenrechnung. Eigentlich haben die Griechen bis 600 vor Christus blosse Sänger. ποιητής war ein artifex von einer vorzüglich wichtigen Kunst; der Poët hiess κατ' ἐξοχήν so. Im ἀοιδός liegt der Gedanke von kunstlosem Gesange. In diesen ältern Werken giebt es eine grosse Menge Sagen und Meinungen, die sich auf die ganze Natur beziehen und unter den Begriff der Mythologie gehören. In die politische Geschichte gehört blos das factum, von dem wir wissen, dass es factisch sey; in die Mythologie gehört die Erzählung des facti. Es giebt Fälle, wo man es nicht mit Gewissheit sagen kann, dass etwas historisch sey. Man muss sich in ein Zeitalter versetzen, wo die Menschen anfangen, mit der Phantasie eben so stark zu arbeiten, als mit andern Seelenkräften, und hier unter ein Volk, begabt mit der schönsten Phantasie.

Hierdurch werden Erzählungen möglich, die im Ernst erzählt und im Ernst geglaubt werden, die für sie wahr, für uns nicht einmal wahrscheinlich sind. Wenn es mit Geschichtssachen so geht, so entstehen eine Menge Dinge, die dem alten Sänger für seine Kunst beförderlich werden. Durch die sinnliche Vorstellungsart entsteht eine neue Welt; diese verbindet er mit den wirklichen Gegenständen, und diese Verbindung kostet ihm nichts. Dadurch entsteht Stoff zu Allem, was er singen will, der gegeben ist. Die ersten, welche die Gelehrten des Zeitalters waren, waren die Sänger. Ihre vorzüglichsten Gegenstände waren historische, ihre ἔπεα. So wie ein Sänger diese Tradition behandelt hatte, so folgten mehrere und behandelten sie jeder auf eigene Art, und dadurch muss eine Verschiedenheit derselben entstehen. Sinnliche Darstellung war Alles, wonach der Sänger strebte. Die Dichtungen gingen so weit, dass man später ersann, was früher nicht statt hatte. Durch Kenntniss der alten Vorstellungs- und Sprechart findet man historische facta heraus; aber nicht in jedem Erzählungsstücke kann man etwas heraus bringen, denn es liegt sehr oft nichts dahinter. Eine andere Art Fabeln sind physische; sie gehen auf höhere übermenschliche Wesen, daher man sie *theologische* nennen kann. Wie sind die Menschen auf sie gekommen? Damit hängt die Lehre vom Polytheismus zusammen. Der Begriff von der Einheit der Gottheit ist erst spät in die Welt gekommen. Die Vorstellungen vom Polytheismus waren unter der Leitung der Vorsehung. Der Mensch musste Kräfte annehmen, die darunter arbeiteten. Dass die Völker zuerst *einen* Gott gehabt haben, ist nicht gegründet, und hatten sie ihn, so war es ein Nationalgott. Man trägt erst spät hinein, dass es ein Gott der ganzen Natur wäre. Dergleichen Nationen sind aber auch arm. Bei den Völkern, welche viel Phantasie hatten, ist er nicht. Die Juden und Massageten hatten ihn nur allein. Kurz nach Herodot kamen die Griechen auf den Satz, dass Alles, was wir von vielen Göttern sagen, partielle Vorstellungen seyen, und Anaxagoras ist der erste, der ihn annimmt, cf. *Meiners* historia doctrinae de vero deo, worin sehr Vieles gut erläutert ist. Man sieht, die Mythologie ist aus einer Menge von Quellen zusammengeflossen. Der Urquell davon ist die sinnliche spracharme Denkungsart der Nation im Kindesalter. Die Geschichte selbst entsteht in jener Zeit mit sehr vielen Unwahrheiten vermischt. Nach damaligen Vorstellungen mischen sich die Götter in die Historie, und so wird sie damals schon von selbst dichterisch. Ein damaliger Sänger dichtet eigentlich nur wenig, nur was eigentlich zur Rundung gehört. Die ganze Nation dichtet. Die Geschichte war wirklich poëtisch bei ihrem Ursprunge. Nimmt man also an, dass die Mythologie

aus sehr vielen Quellen geflossen ist, so muss man beim Erklären immer versuchen, ob man nicht die jedesmalige Quelle entdecken kann. Aus alten Zeiten hat man wenig Brauchbares. cf. *Baco von Verulam* sapientia veterum. In dieser Schrift werden alte mythische Fabeln gedeutet, mit dem grossen Fehler aber, dass er ganz neue Ideen dabei zum Grunde legt. Solcher Bücher gab es ehedem mehrere. Als Quellen können wir ansehen:

1) die Natur der alten sinnlichen Kindersprache mit Inbegriff des eigentlichen Charakters von Griechenland. Die Eigenheiten einer Nation geben den Fabeln jedesmal einen eigenen Stempel. Am meisten gehört hieher das Personificiren. In Griechenland bildete man Alles menschenähnlich, nicht wie viele Orientalen ihre Gottheiten mit Attributen von Thieren ganz geschmacklos bildeten. Dies geschah in Griechenland erst in der Periode der schweigenden Poësie.

2) ächte historische Sagen, wie auch Nachrichten von Ländern und Völkerschaften, eingebracht von Reisenden. In der Zeit, da man noch keine gehörige Erdkunde hatte, ist es offenbar, dass sich viele fehlerhafte Begriffe mit einschleichen mussten. Man vergleiche hier nur die Fabel von den Argonauten. Hier muss ich ein Werk über die *Arimaspen* erwähnen, das man einem gewissen *Aristeas* aus Prokonnesos zuschreibt. Man ist noch nicht über dieses Werk einig. Herodot sieht es als ein ganz altes an und glaubt, dass es von Aristeas selbst herrühre, welches aber nicht seyn kann. In dem Gedichte von den Arimaspen kommt z. B. der Kampf mit den Vögeln Greif vor, welche Goldklümpen im Norden verwahrten; aber auch bei solchen Fabeln liegt geographische Wahrheit zum Grunde. Es giebt keinen Heros, dessen Thaten man nicht ungeheuer erhöht, und die Thaten mehrerer Helden hat man oft in ein Gewebe gebracht, z. B. in der Mythe von Herkules.

3) die grosse Unwissenheit noch roher oder halbcultivirter Nationen in Absicht auf die Wirkungen und ihre Ursachen in der Natur. In der Zeit, wo man die Ursachen der Dinge auch noch nicht kennt, sucht man sie sich doch zu erträumen, zumal wenn man über die allererste Cultur fort ist. Wenn der rohe Mensch z. B. einen Baum blühen sah, so glaubte er, es stecke ein Wesen darin, das ihn hervorwachsen mache. So sind sehr viele Arten von Feldgottheiten entstanden. So waren auch die Begriffe vom Donner etc. Dass man jedem Dinge ein gewisses bestimmtes Wesen oder Gottheit zuschreibt, war sehr natürlich; erst später kam man darauf, mehrere Wirkungen *einem* Urheber zuzuschreiben. So kamen die Menschen auf den Polytheismus. Der Begriff θεός war

bei ihnen jede Art Wesen, die übermenschlich, aber doch im Aeussern den Menschen ähnlich waren, z. B. eine Scylla, eine Charybdis sind ihnen θεοὶ. Die vulgäre Ableitung des Wortes θεὸς von θέω laufen, nemlich vom Lauf der Gestirne, ist wohl nicht gegründet. Der eigentliche Stamm des Worts ist ungewiss. Die ersten θεοὶ hatten nicht einmal Namen. Daher heisst es im Herodot, dass man die Gottheiten nur unter allgemeinen Bezeichnungen verstanden. Das hat viele Aehnlichkeit mit dem *Fetischendienst. Fetisch* ist jedes Uebernatürliche in der Natur, das gewisse Ehrerbietung oder Furcht, endlich Anbetung einflösst. Die früheste Adoration kam wahrscheinlich blos von Furcht her, Raisonnement kam erst später in's Spiel. Alle die verschiedenen Ursachen aber können nicht bei jedem Volke gleich gewirkt haben. Späterhin flossen die Sagen verschiedener Gegenden in Eins zusammen.

4) die uneingeschränkte Begierde nach dem Wunderbaren, die der Mensch, je roher er ist, desto mehr hat. Denkt man sich diese Liebe zum Wunderbaren mit der damaligen Unwissenheit verbunden, so begreift man leicht, dass in den Sagen der alten Mythologie Vieles völlig erdichtet sey, was auch ohne wirkliche Absicht zu erdichten entstehen konnte. Diese Liebe zum Ungewöhnlichen wurde sehr durch die Gesänge der Barden genährt. Sobald ein Dichter mit einiger Kunst zu arbeiten anfing, so wurden alle die ursprünglichen aus den natürlichen Trieben der Nation geflossenen Sagen noch von neuern dadurch wieder abgeändert, dass ein Sänger nach Maassgabe seiner Phantasie und Kenntniss solche Sagen benutzte und sie in Nationalgesänge brachte. Jede merkwürdige Begebenheit im Alterthum fand bald Leute, die sie besangen, so z. B. die Kriege von Theben, der Argonautenzug etc. Dergleichen grosse Begebenheiten waren schon vor Troja's Zerstörung von Sängern behandelt. Nun kann man zu einer neuen Quelle der Mythologie machen

5) die Art und Weise, wie Dichter ihren Stoff behandelt haben. Sie erdichteten zwar nichts Ganzes, sondern sie schmückten nur das aus, was schon den Meisten bekannt war. Da aber viele Begebenheiten von mehrern Sängern zugleich besungen wurden, so konnte es nicht fehlen, dass jeder sehr viele eigene Modificationen gehabt hatte. Dieses Modificiren der Fabeln geht bis auf Callimachus Zeit. Die Alexandriner müssen das schon weniger gethan haben, denn diese sind mehr Wiederholer der vorigen Sänger, und sie haben wohl am meisten dazu beigetragen, dass die vielen alten Werke verloren gingen. In die weitere Geschichte der Mythologie, wie Philosophen, z. B. die Stoiker und Andere, die Fabeln haben erklären wollen, können wir uns hier nicht einlassen. cf. Apollodor rec. Heyne, Göttingen 1782.

Dies sind die Hauptquellen, aus denen die Mythen entstanden sind. Man kann ihrer noch mehrere annehmen. Ehedem nahm man an, dass die Gottheiten vorher wirklich Menschen gewesen wären, und man glaubte, es läge wahre Geschichte zum Grunde. Dazu gab die Sage von solchen Göttern Anlass, die wirklich Menschen gewesen waren, als Hercules, Castor und Pollux. Ein Grieche *Euhemeros* schrieb eine Reise, auf der er angab, wo der oder jener Gott begraben läge, gab auch Inschriften von ihren Gräbern, wiewohl alles das nur Fiction war. Dieses System nahmen Mehrere nachher an, man nannte es den *Euhemerismus*. Daher glaubten viele Franzosen, vorzüglich *Banier*, dessen Werk auch in's Deutsche in 5 B. 8. übersetzt ist, es läge überall nichts als wahre Geschichte zum Grunde. Andere verglichen die alten Mythen mit orientalischen Erzählungen. Bacchus sollte Noah, Hercules Simson seyn. Justinus Martyr zeigt, dass die Gärten des Alcinous nichts als das Paradies sey. Im vorigen seculo schrieb sogar Jemand ein Buch, worin er zeigte, dass blos die Geschichte der Juden im Homer vorkomme. Noch andere glaubten, alle diese Mythen gehen von Physik und Philosophie aus. Das Schlimmste aber ist das, dass Viele glaubten, es wären blos absichtlich ersonnene poëtische Mährchen. Dies ist durchaus nicht gegründet.

c.

Hauptclassen der Mythen.

aa.

Sagen von der Entstehung der Erde und der Gottheiten.

Zuerst bedürfen wir allgemeine Begriffe über die Göttersagen, dann die alte Götterlehre selbst, die aber nicht allein zur Mythologie gehört, sondern nur ein Theil derselben ist. Dies nennt man gewöhnlich die *Theogonie* oder *Theologie* der alten Zeiten. Die ältesten Sänger heissen davon auch theologi. Damit ist verbunden die *Kosmogonie*, die Vorstellung von der Entstehung der Erde. Solche Vorstellungen hatten die Griechen schon Jahrhunderte vor Homer gehabt. Das älteste Stück, das sich von ursprünglichen Sagen der Griechen erhalten hat, ist die Theogonie des Hesiodus. Die Göttermythen lassen sich nach verschiedenen Classen abtheilen. Die höheren Götter machen die erste Classe aus. Ihre Entstehung ist verschieden, wie alle Quellen, woraus die mythischen Sagen entsprungen sind, da man nicht annehmen kann, dass das Ganze der Mythologie aus einer Quelle flösse. Die meisten

sind aus Personification der Naturkräfte entstanden. Allegorie liegt darin, aber sie trugen sie nicht hinein. Diese Göttermythen sind:

a) die *olympischen*. Man nennt sie auch den Senat der Götter; er ist gebildet nach den Sitten der Erde. Mehrere haben bemerkt, dass die Menschen sich in ihnen selbst zeichneten und ihre Einrichtungen zum Grunde legten. Die politische Verfassung einer Zeit kann man darin erkennen.

b) einige die ursprünglich Menschen gewesen, wohin die Geschichte noch reicht, machen mit ähnlichen eine besondere Suite aus. So gehören Castor und Pollux, die Brüder der Helena, hieher. Bacchus ist der allerälteste von den Heroën, woraus das Resultat sich ergiebt, dass gewisse Götter einst verdiente Menschen waren. Neben diesen giebt's auch viele andere Gottheiten, die selten im consessus der Götter vorkommen. Der consessus deorum bildet sich aus Gottheiten, die eine allgemeine Verehrung haben; die Flussgötter und andere haben nur particuläre. Daselbst dachte man sich eben die Regierung wie auf Erden.

c) übermenschliche Wesen, die wir nicht unter eine gleiche Formel bringen können. θεοὶ sind solche, wie Scylla und Charybdis.

bb.
Historische Sagen.

Diese Mythen machen die Geschichten der alten Nationen aus. Dies lässt sich so ziemlich in ein Ganzes zusammen fassen, wie es von Apollodor geschehen ist. Für diese Art von Fabeln ist uns Apollodor eben das, was uns bei der ersten Classe Hesiodus ist. Nächst den griechischen Sagen kommen auch Sagen über die benachbarten Völker, oft sehr weit entfernte, wie Aethiopien, Aegypten etc. vor. Dergleichen Sagen haben sich nach und nach durch Schiffer, Reisende und den vagus rumor zusammen gefunden und sich lassen abrunden. Ein Hauptstück in diesen Geschichten macht die Ritterzeit der Griechen aus, die schon über hundert Jahre vor Troja's Zerstörung angeht und ungefähr hundert Jahre nach Troja's Zerstörung noch fortdauert.

Diese beiden Classen muss Jeder, der sich mit der Mythologie beschäftigt, inne haben.

cc.
Moralische Mythen.

Diese Classe enthält eine Reihe von Sagen und Mährchen, welche moralischen und philosophischen Ursprungs sind.

An diesen hat die bildliche symbolische Darstellung den grössten Antheil. Vorzüglich ist das im Orient der Fall. Dass man wirklich moralische und philosophische Begriffe in Personificationen gebracht hat, daran ist gar nicht zu zweifeln. Ein sehr offenbares Beispiel ist im Homer, wo die *Schuld*, ἄτη, so personificirt wird, dass die Kirchenväter in spätern Zeiten sogar glaubten, Homer habe darunter den Teufel gemeint. Hier immer genau zu unterscheiden, wie weit man in der Erklärung gehen könne, dazu gehört ein sehr feines Gefühl. Wir können von der ganzen Masse mythologischer Begriffe und Vorstellungen des Alterthums kaum ein Drittheil aufklären. Der moralischen Fabeln aber sind so sehr viele nicht mehr übrig. Diese zu sammeln, wäre eine verdienstliche Mühe. Hiezu gehören auch die Orakel, wiewohl viele von diesen nachgebildet sind. Am wichtigsten sind uns die Herodot'schen Orakel. Nächst Hesiodus muss man in dieser Hinsicht auch die gnomicos, in denen man auch noch halb mythische, halb philosophische Sagen findet, vergleichen.

dd.

Physikalische Sagen.

Es giebt eine Anzahl Fabeln, die physischer Art sind, wo nicht einzelne Gottheiten Hauptrollen spielen, sondern alte philosophische oder zur spätern Philosophie präparirende Sätze auf alterthümlich sinnliche Weise vorgetragen werden. Hier spielt die Personification eine grosse Rolle; denn Alles wird personificirt, weil sich der rohe Mensch Alles ähnlich denken muss. So hatten die Griechen Götter ohne Namen, d. h. Fetische. Manches wird gewissermaassen in der Luft philosophisch angesehen. Man muss nicht glauben, als hätte man hellgedachte Sätze auf phantastische Art ausgebildet; auch nicht, als wenn ein Dichter poëtische Maschinen verfertigt hätte. Die Menschen können sich nicht anders ausdrücken, als mit Personification; sie können nicht glauben, dass eine Kraft ein für sich bestehendes Wesen ist. Ueber Entstehung der Poësie und der ersten Cultur der Nation diese Ideen zu haben, ist nothwendig, wenn man die Mythologie studiren will. Diese Classe von Mythen, welche die Begriffe von Natur und Physik enthält, fasst auch die medicinischen und anthropologischen in sich. Von diesen physischen Fabeln geht die Philosophie der Griechen aus. Die ältesten Philosophen, die man auch physicos nennt, thaten nichts weiter, als dass sie den alten Sängern in Rücksicht auf physische Begriffe folgten.

ee.

Geographische Mythen.

Diese geographischen Mythen haben sehr viel Interessantes. In Länder, von denen man noch keine Kunde hat, legt man vieles Ungewöhnliche. Unter diesem können auch wahre Erzählungen seyn. In ihnen liegt der wahre Grund zur gelehrten Forschung der Alterthums-Geographie. Bis gegen die fünf und zwanzigste und dreissigste Olympiade aber wollen die geographischen Entdeckungen der Griechen noch nichts sagen. Diese Fabeln sind die schwersten zur Bearbeitung. Die zweite Classe ist zum Anfange die leichteste.

ff.

Metamorphosenfabeln.

Diese Fabeln sind Spiele der Phantasie, woran sich nachher mehrere Ideen ketten. Einige giebt's schon im Homer, mehrere sind später. Schade, dass uns von dieser Classe so viel verloren gegangen ist. Ovid ist fast der Einzige dieser Art. Er hat sein Buch aus vielen Griechen mit Geist zusammengesetzt. Ausser ihm giebt es noch einige unter den Griechen, z. B. Antoninus Liberalis.

gg.

Spätere Fabeln.

Diese entstanden aus der dichtenden Phantasie, wozu Vieles aus der Künstlerfabel gehört. Letztere macht eine eigene Classe aus.

Wie ist es zu nehmen, dass der Grieche nicht aus der Mythologie heraus kommt? Er ist bei seiner grössten Weisheit ein halbes Kind. Seine Phantasie will in jedem Zeitalter etwas haben. Die Poësie blieb immer und formirte eine eigene Sprechart, weil der Mensch nicht lauter Geist und Verstand ist. Dies musste sich erhalten, da Religionsideen sich damit verflochten. Religion aber und Religionsideen muss man nicht in der Mythologie suchen. Alle alten Völker haben keine dogmata, sondern ritus. Alle andern Punkte der Religion werden aus der Philosophie abgeleitet. Die Priester machen blos die ritus und haben keinen Einfluss auf die Moralität. cf. *Mendelssohn's* Jerusalem, Berlin 1783. So ist die Mythologie verflochten in alle spätere Werke; daher ist sie für jeden so nothwendig. Ja jede originale Nation hatte Mythologie. So haben wir Deutschen eine, wovon wir Vieles in nordischen Fabeln finden. cf. *Denis* vor den Liedern des Barden Sined (d. i. er selbst) und *Gräter*. Die Orientalen

hatten auch Mythologie, aber sie sind sonderbare Köpfe. Die Aehnlichkeit dieser verschiedenen Völker beweist, dass sie in ihrer Denkweise übereinstimmten. Mythen haben auch die Juden. So recht in's Dichten sind sie aber nicht gekommen socordia mentis. Dazu gehört eine höhere Gabe, die vor allen Vermögen des Geistes den Vorzug hat. — Es frägt sich: haben die Römer auch eine Mythologie gehabt? Allerdings; ursprünglich die, welche die Völker in Italien ebenfalls hatten, nachher eine aus dieser und der griechischen zusammengemischte. Es giebt eine Anzahl römischer Wesen, die kein Grieche kannte; dies waren italische Wesen. Dass ihrer viele nicht mehr vorkommen, kommt daher, weil späterhin erst die Mischung anging. Man bildet sich ein, als wenn Jupiter mit Zeus etc. einerlei wäre. Allein es ist eine falsche Idee, worin jedoch etwas Wahres liegt. Die Römer hatten einen italischen Gott, der jenem griechischen ähnlich war, dem sie Alles von jenem beilegten, weil sie sich so genau entsprechen.

d.

Schriften über Mythologie.

Es frägt sich: ist es hier nicht möglich, durch Vergleichung neuerer späterer Nationen mit jenen ältern auf die Vorstellungsart der ältern und auf eine gewisse Analogie zu kommen? Es lässt sich eine gewisse allgemeine Mythologie denken. Die Reisebeschreiber haben manches gute Datum hier hinzu gebracht. Ein Anfang zu solcher Vergleichung ist gemacht in einer Einleitung der Harmonie der Götterlehre aller Völker und Zeiten, Leipzig 1776. Was die hebräische Mythologie betrifft, so hat man angefangen, manche Vorstellungen weitläuftiger zu entwickeln, wie *Gabler* und *Seidenstücker*. Der Interpret der alten griechischen und römischen Mythologie zieht einen grossen Nutzen aus der Lesung des alten Testaments. Nur muss man diese Bücher in ihrem rechten Geiste lesen. Für die griechische Mythologie haben wir noch kein ganz vollendetes Buch. Es sind grösstentheils nur Fragmente über besondere Theile. In vielen sind auch sehr irrige Vorstellungen. Schon in der Zeit, da die Wissenschaften wieder hergestellt wurden, dachten Mehrere darauf, die Fabeln der Mythologie zu sammeln. Eins der ersten Bücher aus dieser Zeit ist von dem Italiener *Natalis Comes*, mythologia generalis, Genf 1651. 8., in dem aber viel Lügenhaftes ist; doch hat er sehr fleissig gesammelt. *Pomeys* pantheon mythologicum ist jetzt mit Recht schon lange vergessen. Besser verdient haben sich um diese Wissenschaft Franzosen gemacht. Das Hauptbuch ist: *Banier* la mythologie et les fables expli-

quées par l'histoire, Paris 1740. 8 vol. 8., übersetzt und vermehrt von *J. A. Schlegel* und *J. M. Schrökh*, Leipzig 1755 — 65. Bis gegen 1745 sah man in der Mythologie fast Alles nur als Dichterhülfe an, bis nachher Andere dieses in einem bessern Lichte ansahen. Der erste von diesen war *Damm*; seine Mythologie, Berlin 1786. 8. ist noch immer lesenswerth. *Seybold's* Mythologie, Leipzig 1796. 8. ist etwas im Stutzerton geschrieben; doch hat sie das Gute, dass er Griechen und Römer mehr als Andere getrennt hat. Stellen hat er auch recht viele angeführt. Ueber den Ovidius haben wir eine kleine gute Schrift von *Mellmann* comment. de causis et auctoribus narrationum de mutatis formis, Lipsiae 1786. 8. *Hermann's* Handbuch der Mythologie, Berlin 1787. 3 tom. Im ersten Theile sind Homer und Hesiod, im zweiten die lyrischen Dichter behandelt. Der Plan aber ist sehr verwirrt. Das Ganze ist insofern eine nützliche Sammlung, dass man einen Haufen Zeug auf einen Platz zusammengebracht sieht, was einem Andern zu einer guten Bearbeitung dienen könnte. *Ramler's* Mythologie, Berlin 1790. 2 B. 8. Sein Zweck ist grösstentheils nur der, dass man Gedichte mythologischer Art besser verstehen könne. Recht gut empfiehlt sich der Anfang seiner Mythologie. *Moritz's* Götterlehre oder die mythologischen Dichtungen der Alten, Berlin 1791. Im Heyne'schen Apollodor ist auch Vieles gesammelt. In *Hederich's* lexicon mytholog., Leipzig 1770. 8., herausgegeben von Schwabe, ist das gut, dass die Stellen der Alten ziemlich richtig angeführt sind. *Nitsch's* mythologisches Wörterbuch, Leipzig 1793. 8. ist nichts als ein Collectaneenbuch. — Dies ist Alles, was seit 30 Jahren über Mythologie geschrieben ist. Für eine gelehrte Forschung haben wir ein grosses Muster an *Vossens* mythologischen Briefen, 2 B. Königsberg 1794. Sie verdienen als ein Meisterstück historischer Kritik angeführt zu werden.

e.

Methode.

In Absicht der Methode ist es nothwendig, dass man im Jugendunterrichte einige Fabeln erklärt und einige Grundsätze niederlegt, auf die man fussen kann. Sich weitläuftig darüber einzulassen, ist nicht rathsam. Hat man voraus eine Reihe von Ideen angegeben, so muss man auf gute Bücher verweisen.

E.

Litteratur und Geschichte der Wissenschaften und Künste bei Griechen und Römern.

a.

Begriff der Litteratur.

Die Ausdrücke: Geschichte der Gelehrsamkeit, Litterärgeschichte und Litteratur werden oft sehr unbestimmt gebraucht. Es ist hier aber zweierlei Art der Geschichte möglich, sobald von geistiger Cultur die Rede ist. Die eine kümmert sich um die Werke und Monumente der Nation, in denen ihre ganze gelehrte Cultur enthalten war. Dies ist eine Geschichte der continentia. Ein Andres ist die Geschichte der Wissenschaft und Künste selbst. Hier frägt man nicht mehr: welcher Mensch hat dieses oder jenes Buch geschrieben, sondern, wie hat sich die Wissenschaft selbst fortgebildet, was hat sie für Schicksale gehabt? Dies ist eine Geschichte der contenta. Beide Geschichten aber haben den genauesten Zusammenhang mit einander, und man kann nicht die eine ohne die andere studiren. Geschichte der Bücher müssen wir aber immer vor der Geschichte der Wissenschaften und Künste erlernt haben. Zuerst muss man sich also mit allen Arten der Gelehrsamkeit der Alten aus den Schriften derselben bekannt machen. Dies nennt man ganz eigentlich Litteratur. Die andere Geschichte nennt man Geschichte der Künste und Wissenschaften oder der geistigen Cultur überhaupt. Die Litterärgeschichte muss immer vorausgehen, und zwar streng chronologisch. Die Geschichte der Gelehrten erläutert oft sehr viel in der Denkweise derselben. Dies macht wenigstens eine encyclopädische Uebersicht auch auf Schulen schon nothwendig, über den Gang der Schriftstellerei bei Griechen und Römern. Nachher erst ist es nothwendig, sich über die besondern Lebensumstände der Gelehrten einzulassen. Jetzt ist Alles sehr erleichtert; denn man hat viele Bücher, in denen die alten Schriftsteller namentlich und mit ihren Schriften angegeben sind.

b.

Ueber das Studium der Litteratur.

Diese beiden Branchen sind, obgleich verbunden, doch verschieden. Die Geschichte der Litteratur oder die litterarische Geschichte der Griechen und Römer lehrt die Menschen kennen, durch die Griechen und Römer Fortschritte in ihrer Litteratur gethan, und die Werke, welche als Denkmäler betrachtet werden. Sie lehrt die Schicksale dieser Werke durch die Zeiten, in denen sie sich bis auf uns erhalten haben, im Allgemeinen kennen, giebt uns Nachrichten von den MSS., in denen sie enthalten sind und von der Behandlung der Neuern oder den Ausgaben; und da die Behandlung entweder kritisch ist, so dass der Text eine andere Gestalt erhält, oder exegetisch, dass etwas zu ihrer Verständlichkeit gethan wird, so ergeben sich noch zwei Betrachtungen, die auf MSS. und Ausgaben gehen, und dies ist das, was der litterarische Theil enthält. Ersteres läuft auf Biographie hinaus. Auch müssen wir, wenn wir das Alterthum wollen kennen lernen, Notizen von den verlornen Schriftstellern haben. Diese biographischen Notizen dienen dazu, den Autor in Hinsicht seiner Lage, in der er schrieb, bekannt zu machen, weil ohne dieses kein Verständniss der Schriften möglich ist. Die Werke betreffend, so sieht man sie an als continentia, als Denkmäler, in denen sich gewisse Ideen erhalten haben, und dies macht den Hauptunterschied von der Geschichte der Wissenschaften. Einer kann viele litterarische Kenntnisse besitzen, ohne den Gang der Wissenschaft zu kennen. Das Litterarische gehört nicht in die Geschichte der Wissenschaften. Diese Kenntniss muss zum Grunde liegen, ehe wir von den Schicksalen der Wissenschaft reden. Hier spannt man gewöhnlich die Pferde hinter den Wagen. Mit der Litteratur muss der Anfang gemacht werden. Man muss sich anfangs an ein und das andre Buch aus der Classe der Handbücher halten, um von den Schriftstellern Notiz zu bekommen. Dazu reicht hin, dass ich den Namen des Autors weiss, sein Zeitalter, die Werke, die man von ihm hat, die Titel der Werke und die zwei besten Ausgaben von den Werken. Dadurch entsteht eine allgemeine Idee. Dann gehe man an grössere Bücher, die man im Zusammenhange durchgeht. Schade, dass wir keins haben, das mit Geist geschrieben wäre und mit Auswahl des Wissenswürdigsten. Gesammelt hat *Harles* fleissig, aber selten sind die Sachen mit Genauigkeit und judicium aufgestellt. Die grössern Werke sind nicht für den Anfang. Die Hauptwerke sind: *Fabricii* bibliotheca graeca 14 vol. 4. und bibliotheca lat. ed. *Ernesti*, Lipsiae 1773. 3 vol. 8. Oft schiebt er seine eigenen Gedanken ein, so dass man nicht eigentlich weiss, ob Fabricius oder Ernesti

spricht. Uebrigens ist die bibliotheca latina von Fabricius nicht mit dem Fleiss gemacht, wie die bibliotheca graeca. Fabricius gab auch noch als Anhang dazu: bibliotheca latina medii aevi, Hamburg 1734. 6 B. 8. In der griechischen Litteratur desselben ist Manches gedruckt, was nicht hingehört. Er hat sehr viel geleistet und ist ein recht sehr gelehrter Mann. Diese Werke sind mehrere Male seitdem aufgelegt, so dass man viel Nützliches daraus im Ganzen lernt; nur lernt man nicht den ganzen Gang der Nation in wissenschaftlicher und litterärischer Rücksicht, blos Autorennotiz. Er wollte keine historiam veterum schreiben, daher ist Vieles wild unter einander geworfen. Von der graeca hat *Harles* eine neue Edition fleissig zusammengetragen. An gehöriger Uebersicht und Ordnung des Ganzen, wodurch man eine richtige Einleitung in die Geschichte der Wissenschaften durch die Litteratur erhielte, fehlt es. Dazu dient, dass man sich Tabellen von den Schriftstellern durch alle secula entwerfe; dann nehme man die bibliotheca Fabricii, gehe sie sorgfältig durch und zeichne sie sich an. Hat man die chronologische Ordnung im Kopfe, so knüpfen sich die Ideen an, welche einleiten in die Geschichte der Sachen. Zur Geschichte der Wissenschaften muss die Litteratur vorbauen. Einen Grundriss habe ich zur römischen gegeben. Erst behandle man die Litteratur chronologisch, und dann nehme man auf den Gang der einzelnen Wissenschaften Rücksicht. Man präge sich tief ein, wie die Schriftsteller auf einander folgen. An dieser chronologischen Ordnung muss nichts auszusetzen seyn. Bei den generibus scribendi lassen wir die Schriftsteller einer Classe auf einander folgen und bekümmern uns hier nicht um die Chronologie. Dadurch erhält man eine Uebersicht von dem, was ein Volk in jedem Fache Vorzügliches gethan. Dies Letztere ist die Hauptsache. Diesen zweiten Theil, die Geschichte der Künste und Wissenschaften, betreffend, so hat er zwar eben so viele Kapitel als der erste, die litterärische Geschichte; aber sie sind manchmal so reich und der Materien so viele und mühsam, dass man sie nicht zusammennehmen kann und eine Wissenschaft daraus machen, sondern sie zerfallen in mehrere Branchen. Das Allgemeine ist Geschichte der Künste und Wissenschaften. Die Branchen sind verschieden, wie die Künste und Wissenschaften selbst verschieden waren. Unter den Künsten verstehen wir hier die redenden Künste. Die Geschichte der Dichtkunst ist sehr weitläuftig, eben so die Geschichte der prosaischen Beredtsamkeit, die Geschichte der Geschichtschreibung. Diese ist verschieden von der Geschichte der Geschichte. Sie ist ein Theil von dieser. Wenn Geschichte der Geschichte allgemein ist, so ist die Geschichte der Kunst der Alten, die Geschichte zu schreiben, etwas Eingeschränktes. Man kriegt

so viele Branchen, als es wissenschaftliche Kenntnisse giebt. Am weitläuftigsten ist die Geschichte der Philosophie. Diese Geschichte der Philosophie sind bei den Griechen Nachrichten nicht von ihren Philosophen, sondern von demjenigen, was die Denker über die Materien, die wir zur Philosophie rechnen, gedacht haben, welche Schritte sie gethan, und mit Prüfung derselben nach einem skeptischen Systeme. Die Alten beurtheilt man schief, wenn man sie nach einem neuern Systeme beurtheilt. Dann die Geschichte der Mathematik. cf. *Montucla* histoire de la mathématique, Paris 1758. 2 vol. 4. Sie ist ganz gut, nur fehlt noch viel in dem, was wir hier erwarten. Man sehe, was für Materien die Alten behandelt, da bekommen wir alle Wissenschaften heraus, welche die Alten getrieben. Es giebt noch Kenntnisse, die zu wenig von den Alten sind behandelt worden, und von diesen lässt sich keine Geschichte entwerfen, als von der Chymie und Physik. Sie gingen hier nicht von Erfahrungen aus. Die Geschichte der Medicin bei den Alten ist ungemein weitläuftig. Dann die Geschichte der Landwirthschaft. Es zeigt sich am Ende, dass man acht bis zehn verschiedene Zweige von historischen Wissenschaften herausbringt, worin man blos auf den Gang der Sachen Rücksicht nimmt. Da das Wichtigste in Rücksicht auf unser heutiges Studium die philosophische Cultur ist, so muss dieser Theil obenan stehen. Die beste Methode ist, die Schriften der Alten zu lesen, wenn man den cyclus der gelehrten Kenntnisse sich erwerben will, um den Gang, den sie genommen, sich deutlich zu machen. Zuerst müssen wir unsere heutigen Doctrinen kennen, denn ohne diese Kenntniss kann man nichts verstehen. Die Geschichte der Wissenschaften kann von Einem nicht umfasst werden, daher muss man sich mit der Geschichte der Philosophie am meisten befassen; dann mit der Geschichte der redenden Künste, der Dichtkunst und Beredtsamkeit. Es ist Schade, dass wir nichts Befriedigendes weder für Griechen noch Römer haben. Ein tief- und scharfsinniger Kopf, *Schlegel*, hat viel geleistet in seinem Werke über die Griechen und Römer und der Geschichte der griechischen Poësie. Nur ist es etwas zu dunkel und verwirrt mit neuerer Philosophie. Von *Crusius* hat man etwas für die Römer: Leben der alten lateinischen Dichter; es ist aber nicht, was es seyn sollte. An der Geschichte der Beredtsamkeit fehlt es gar sehr. Die Franzosen haben zwar Einiges geschrieben, aber es ist nicht erschöpfend und tief eindringend. Für die Geschichte der Philosophie hat man desto mehr, und da giebt's der Materialien viele. Doch giebt's noch viele Lücken, die daher entstanden, dass sich Leute damit abgaben, welche keine Alterthumskenntniss besassen. An *Brucker* ist nichts mehr zu rühmen als die courage; er ist sehr flach und unge-

lehrt und hat keine Familiarität in den Alten. In dem Urtheil über die alten Systeme ist er abominabel. Sein Latein liest sich nicht gut, weil es breit und widerlich geschrieben ist. Sein deutsches Buch: Fragen über die philosophische Historie, muss man excerpiren. Es ist da viel Vorarbeit. Sehr verdient haben sich gemacht *Meiners* und *Tiedemann*. Jener hat geschrieben: Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom 2 B., Lemgo 1781. Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders der Egyptier, Göttingen 1775. Ferner sein Grundriss der Geschichte der Weltweisheit, Lemgo 1780. 8. Ferner sein Beitrag zur Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt in einigen Betrachtungen über die neuplatonische Philosophie in *Lichtenberg's* und *Forster's* Götting. Magazin von 1780. St. 3. Das Meiste ist brauchbar und einleitend, wenn auch nicht tief gelehrt. Man verbinde mit ihm *Tiedemann's* Schriften über die Philosophie, z. B. sein Werk: Geist der speculativen Philosophie, Marburg 1790. 2 B. 8. Es geht blos auf auf die Systeme im abstractesten Theile der Philosophie. Das ist aber gut, weil sich Meiners nicht damit beschäftigt. Ferner: Griechenlands erste Philosophen oder Leben und Systeme des Orpheus, Pherecydes, Thales und Pythagoras, Leipzig 1780. Ferner sein System der stoischen Philosophie, 3 Theile, Leipzig 1776. Will man einen Unterschied zwischen einem Philologen und Dilettanten sehen, cf. Wyttenbach's Recension in der bibliotheca critica über beide. Diese Recension ist ein Muster, um zu sehen, wie solche Materien müssen behandelt werden. Ein nützliches Handbuch ist von *Buhle* und eins von *Tennemann*. Wenn diese gebraucht werden, so lernt man bei ersterem viel Litterarisches, im zweiten dringt man tiefer in die Sachen und Vorstellungsarten. Es ist nothwendig, zuvor die chronologische Reihe der Philosophen in's Gedächtniss zu fassen, besonders die Philosophen zu merken, die zu einer Secte gehören, um nicht in Verwirrung zu gerathen. In andern Branchen haben wir nicht so viel, als in der Geschichte der Philosophie. Die Geschichte der Medicin betreffend, so ist Manches geleistet worden.

Man fange mit dem Studium der griechischen Litteratur an, da sie viel weiter, als die römische hinaufreicht, denn die Iliade und Odyssee waren früher als Rom. Die griechische Litteratur ist auch bei weitem von der Seite interessanter, da es die Nation war, welche Geistescultur zuerst auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat. In Absicht der griechischen Litteratur ist es für den Anfänger schon genug,

wenn er ein Buch, wie *Harles* introductio in historiam graecae linguae, Altenburg 1795. 3 tom. 8. oder *Schulzen's* Bibliothek der griechischen Litteratur hat. Für die römische Litteratur giebt's eben so gute Bücher, wie *Harles* introductio in notit. liter. rom. Norimb. 1781. 2 vol. 8. Man muss sich genau merken, in welches Jahr die Lebenszeit der Schriftsteller fällt, wozu man sich Tafeln machen kann, welche sich sehr leicht mit den Geschichtstabellen verbinden lassen. Nächst diesen muss man die Schriften nebst den Titeln kennen. Kann man sich den Inhalt jeder Schrift oberflächlich merken, so ist es desto besser; wenigstens muss man die Rubriken der Bücher durchblättern. Ferner muss man die Ausgaben und die Bearbeitung der Neuern wenigstens einigermassen kennen lernen. Dies ist bei den Griechen wie bei den Römern gleich. Ganz anders wird die Litteratur, wenn wir uns zu dem Zusammenhange der Litteratur einer Nation erheben, welches noch nicht Geschichte der Kenntnisse selbst seyn darf. Entstehen, Wachsthum, Ausbildung einer Nation mit ihren Ursachen kennen zu lernen, ist äusserst nöthig. Eine solche Art von Geschichte weiht uns erst in den Geist der alten Schriftsteller ein. In diese Art von Litteratur kommt freilich Vieles ein, was eigentlich Geschichte der Wissenschaften und Künste ist. In diesem Fache ist für den Litterator noch sehr viel zu thun; denn um den Fortgang der strengern Wissenschaften hat man sich bis jetzt sehr wenig bekümmert. Aehnliche Fragen, wie z. B. wie viel ist in der Astronomie von den Alten geleistet worden? kann man noch sehr viele aufwerfen. In der Geschichte der Philosophie ist man noch am weitesten gegangen. Was aber die Beurtheilung der alten philosophischen Systeme betrifft, so fehlt es darin noch sehr. Bei den strengern Wissenschaften kommen fast nur die Griechen in Betracht; zudem fehlt es uns auch bei den Römern weit mehr an Quellen und Urkunden, wie bei den Griechen. Die Römer haben Vieles praktisch geübt, wovon wir nichts Theoretisches von ihnen haben. Endlich kommt der Umstand in Betrachtung: die Alten haben in ihren Ideen oft eine Reihe Irrthümer, bald religiöser, bald moralischer Art verfolgt. Auch diese machen eine Geschichte aus, z. B. der Aberglaube in der Astrologie, im Divinationswesen etc. Grade in diesem Fache fehlt es uns nicht ganz an Materialien. Es ist aber nicht genug, dass wir blos diejenigen Schriftsteller kennen, welche noch da sind; zu einem vollkommenen Ueberblick müssen wir auch die verloren gegangenen kennen lernen. Diese durch das ganze Alterthum zusammenzubringen, ist keine geringe Sache. Doch ist auch über die verlornen Vieles gesammelt.

a.

Bücher zum eignen Studiren.

Neben Fabricii bibliotheca graeca und latina müssen vorzüglich zwei Bücher gebraucht werden, welche sehr wichtig sind: *Meursii* bibliotheca graeca et attica (steht in Gronovii thesaurus). Es ist nichts als Compilation, die im Ganzen aber sehr gut ist. Auch kommen viele verlorne Schriftsteller darin vor. Ferner: *J. F. Gronovius* de poëtis graecis et latinis und de historicis graecis et latinis. Aus diesen Büchern aber bekommt man keine Geschichte des Fortgangs und der Ausbildung der Litteratur. Eben so wenig haben die folgenden Gelehrten Rücksicht darauf genommen. Einige haben alle Schriftsteller des Alterthums, nicht blos Griechen und Römer, sondern auch Hebräer, in eine Liste zusammengetragen. Sehr bekannt sind: *Hamberger's* zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfange der Welt, Lemgo 1756. 4 Bde., Auszug 2 B. Er fängt mit Adam an. Die chronologischen Bestimmungen darin sind sehr schlecht; das Beste sind die Ausgaben, die er anführt. Viel genauer, doch zu kurz ist *Saxe's* onomasticon litterarium, Utrecht 1755—91. 6 tom. 8. Dazu ist ein kleiner Band mit einem Register hinzugekommen; einen kleinen Auszug hat er selbst gemacht, zwölf bis vierzehn Bogen. Weitläuftiger ist der Auszug daraus von *Eyring* unter dem neuern Titel: Synopsis historiae litterariae. Vorzüglich muss man mit der Jugend in Schulen römische Litteratur treiben. Hierzu haben wir schätzbare Bücher, als: *Funccii* de variis latinae linguae aetatibus, de origine, de pueritia, de adolescentia, de virili aetate, de imminenti senectute, de vegeta senectute, de inerti ac decrepita senectute, Marburg und Lemgo 1720—1750. eine Reihe Quartbände, in denen Vieles gesammelt ist. Seine Urtheile aber sind nicht so, dass man darauf bauen könnte. *Tiraboschi's* Geschichte der italienischen Litteratur, wozu er auch die alte Litteratur gezogen hat. Dieses Werk ist, mit einer Art Philosophie bearbeitet, in's Deutsche übersetzt von *Jagemann* unter dem Titel: Geschichte der Künste und Wissenschaften in Italien, Leipzig 1777. einige Bände in 8. Für eine Anzahl römischer Autoren ist ein Buch aus der Gottschedischen Periode: *Müller's* historisch-kritische Einleitung zur nöthigen Kenntniss und zum nützlichen Gebrauch der ältern Schriftsteller, Dresden 1745. 5 B. 8. Es geht nur bis auf Tibers Zeiten; der Styl darin ist ganz Gottschedisch. Harles hat über römische Litteratur Manches geschrieben. Das Wort: introductio, das er braucht, ist gar nicht ächt römisch. Sein grösseres Buch heisst: introductio in notit. liter. rom. Norimb. 1781. 2 vol. 8. Mit diesem muss man sich nicht abgeben, denn es ist

26 *

Vieles wild zusammengeschmiert. Das Beste von ihm ist die brevior notitia litteraturae romanae, Lipsiae 1789. 8. Für die Schulen ist *Hauptmann's* notitia auctorum graecorum et latinorum in Absicht der römischen Litteratur allein. *Zeune* in seiner introductio in linguam latinam hat blos mit Autoren zu thun. Zu wünschen ist, dass man von den Uebersetzungen der Alten eine gehörige Notiz hätte. Hier fehlt es noch an einem guten Werke. *Schummel's* Uebersetzer-Bibliothek, Witt. 1774. 8., von *Degen* auf's neue wieder zugerichtet, bezieht sich lediglich auf deutsche Uebersetzungen, unter denen der grösste Theil höchst erbärmlich ist. Die ältesten deutschen Uebersetzungen sind uns grösstentheils hier die wichtigsten, in denen oft vieles auch in Rücksicht auf unsere Sprache interessant seyn kann. Der Philolog aber fragt: Welche Nation hat irgend einen Autor am besten übersetzt? Hier mussten uns freilich die Ausländer vorarbeiten. Die Italiener sind hier die Einzigen. Sie haben von *Paitoni* eine grosse bibliotheca von allen, bei ihnen sogenannten, volgarisirten Uebersetzungen. Jetzt bekommen wir von einem Gelehrten in Stettin einen catalogus aller englischen Uebersetzungen griechischer und römischer Autoren. Im Ganzen muss man sagen, dass Franzosen und Engländer die besten und glücklichsten Uebersetzer sind. Eine besondere Art litterarischer Kenntnisse macht das aus, wenn man sich ganz genau und gründlich um die Geschichte der Ausgaben und die Bücherkenntniss bekümmert. Dies ist aber grösstentheils ein höchst erbärmliches Ding. Einige Franzosen haben sich hierin sehr verdient gemacht, wie Mattaire, cf. seine annales typograph., von *Panzer* in Nürnberg neu bearbeitet. Auch kann man die Schriften vom *Pater Denis* in Wien brauchen, als seine Einleitung in die Bücherkunde, Wien 1777. 2 B. 4. Im Kleinen ist es gut, sich bekannt zu machen mit *Harwood's* Uebersicht der griechischen und römischen Classiker, übersetzt von *Alter*, Wien 1778. 8. Endlich Franz von Paula *Schrank's* Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten, Nürnberg 1791.

F.

Geschichte der Kunst, oder die Lehre von den Kunstwerken der Alten.

a.

Ueber Geschichte der Kunst, Archäologie und Studium der Antike.

Ausser den schriftlichen giebt's auch Monumente noch verschiedener Art, worunter Kunstwerke die vorzüglichsten sind. Diese Kunstwerke beziehen sich auf die zeichnenden Künste, die man auch die *bildenden* nennt, und dies nennt man allgemein die *Kunst*. Diese Werke sind nicht auf Kunstwerke allein einzuschränken; diese machen nur einen Theil aus. Die übrigen interessiren uns, weil sie uns Sitten und Vorstellungsarten der Alten vergegenwärtigen. Die andere Monumente nennt man Alterthumsstücke. Man darf das Studium der Archäologie nicht auf schöne Kunstwerke einschränken, sonst würden wir den Gesichtspunkt, den wir beim Alterthumsstudium fassen, verrücken, und würden die Gränzen, wo rohe Behandlung des Stoffes aufhörte, auch nicht immer angeben können. Diese Monumente sind Zeugen von alten Instituten; sie zeigen uns alte Vorstellungen. Sie sind immer kennenswerth, wenn sie auch nicht schöne Kunstwerke sind. Sie machen mit diesen ein Ganzes. Ein andrer Gesichtspunkt lässt sich bei der Schätzung dieser Monumente fassen. Der zweite Gesichtspunkt ist der ästhetische, bei dem auch der historische studirt werden muss. Diesen zweiten hat vorzüglich *Winkelmann* entwickelt. Hier sehen wir auf die schöne Zeichnung der Monumente und hier werden die Werke der Mahlerei und Bildhauerkunst aufgeführt, ihre Geschichte erzählt und das ausgehoben, was sich übrig erhalten hat, mit Angabe der Oerter, wo jedes Stück befindlich ist, mit Angabe der Abdrücke und Abgüsse und der Beschreibung der Kupferstiche davon. Hier-

nach würde Vieles unter den Begriff fallen, den wir hier festsetzen. Wir bekommen ein Ganzes von ungleicher Art. cf. *Sulzer's* Theorie der schönen Künste mit den Zusätzen von *Blankenburg*, Leipzig 1792. 4 vol. 8. Es fehlt aber überall in allen Büchern an einer eigentlichen Aesthetik, die wir bis jetzt noch nicht haben, wo die Gränzen gehörig abgesteckt und alle Künste darin aufgeführt wären. Die Theile jenes Ganzen sind: a) das, was uns ohne Rücksicht auf die ästhetische Betrachtung blos historisch bedeutend ist; b) dasjenige, was zur eigentlich schönen Kunst gehört. Mit dem Ersten fange ich an. Wenn wir für diese Branchen Namen haben wollen, so sind sie noch nicht da und sind schwankend. Vom Ganzen braucht man den Namen: alte Denkmäler. Allein diesen Ausdruck braucht man auch von Schriften. Besser wäre ein alter Ausdruck, der vielleicht schwankend und unbestimmt ist, aber uns nicht falsch führt, weil er weniger bekannt ist: *Archäographie.* Archäologie wird auch für Antiquitäten gebraucht. Der erste allgemeine Theil in Rücksicht des historischen Gesichtspunkts ist archaeologia litteraria. Unter diesem Namen hat *Ernesti* ein Buch geschrieben, wo man weniger böse seyn darf, dass da Vieles unter einander geworfen ist. Den zweiten Theil nennt man das *Studium der Antike*, nicht mit Unrecht, weil man antike Werke die vorzüglich schönen alten Werke nennt. Numismatik und Epigraphik gehören zum ersten Theil. Für das Studium der Antike bleibt, was auf die Kunstwerke der schönen Sculptur, Mahlerei und Gravüre geht. Entsteht die Frage vom Nutzen dieser Kenntnisse, so gehört eine geringe edle Empfindung des Schönen dazu, dieses Fach lieb zu gewinnen. Will man das Alterthum ganz kennen lernen, so muss man Alles zusammennehmen, da es ohnedem viele Lücken giebt und wir jede Kleinigkeit benutzen müssen, um die Alten recht zu verstehen. Der dritte Gesichtspunkt ist der, der die schönen Kunstwerke betrifft, wo wir die ächten Regeln des Schönen antreffen. In Absicht auf die Hauptwerke hat man in neuern Zeiten nichts dem Aehnliches hervorgebracht. Die ersten grossen Künstler neuerer Zeit gingen lediglich vom Lernen der Alten aus, und ihre ganze Kunst zogen sie aus der genauen Nachahmung des Alterthums. Dadurch wird nothwendig dieses ganze Fach ein sehr interessantes. Die schriftlichen aber bleiben die vorzüglichsten; denn diese würden ohne jene nicht können verstanden werden; auch sind die schriftlichen vielseitiger.

Was wir aus dem Alterthum übrig haben, beläuft sich auf Folgendes: 1) architektonische Ueberbleibsel; 2) Bildhauer- oder Sculptur-Arbeiten, vulgo statuae, wiewohl man statua eigentlich ein gegossenes Bild bei den Alten nannte; 3) Gemälde, deren wir in den letzten seculis durch die Ausgrabungen

im Herculanum mehrere erhalten haben; 4) gravures, besonders in Gemmen oder geschnittenen Steinen. Das Bildwerk selbst ist bald erhaben, bald vertieft (haut- oder bas-reliefs); 5) Vasen, vorzüglich in Thon gearbeitet, doch nicht auf handwerksmässigen Fuss, sondern mit Künstlergeist; 6) Musivarbeiten oder Mosaik, eine Art von Gemälden, ohne dass Farben dabei gebraucht werden; 7) Medaillen; 8) viele Steine mit Inschriften. Dies sind die vorzüglichsten Sachen, die auf Kunst gehen. Einige ziehen zum Gebiete der Archäologie alles Uebrige, was nicht schriftliches Monument ist. Dann kommt noch viel mehr dazu, z. B. utensilia, allerlei Hausgeräthe. Das Alterthum an sich selbst hat in der That viel Reiz; doch kann man diese nicht mit allen vorhergehenden in eine Classe werfen. Noch viel lächerlicher aber ist es, wenn man auch die alten Handschriften hineinbringt, insofern sie auf Pergament geschrieben sind. Wir müssen das Alterthum auch in seinen kleinsten Theilen kennen; kein Wunder also, wenn man immer darauf Rücksicht genommen hat, sich hierin Kenntnisse zu verschaffen. Doch müssen immer homogene Dinge zusammenkommen. Nach und nach hat man daran gearbeitet, etwas Bestimmteres festzusetzen. *Jacob Spohn* war der erste, der in seinen miscellaneis antiquitatis eruditae eine gewisse Rangordnung festsetzte. Er ordnet die Kunstsachen so: 1) Münzen; 2) Inschriften; 3) Bauüberbleibsel; 4) alles das, wo Gestalten, entweder auf einer Fläche (Gemälde) oder erhaben (Sculptur) vorgestellt werden; (diese vierte Classe nennt er Ikonographie, aber er hätte hier genauer ordnen können); 5) opera caelata et sculpta (les oeuvres de la gravure); dies nennt er Glyptographie; 6) Arbeiten in Marmor, Erz, Holz, wo die Figuren hervorstehend gearbeitet sind, die eigentlichen reliefs; Toreumatographie (τόρευμα ist aber ein unsichrer Ausdruck, cf. *Heyne's* antiquarische Aufsätze); 7) Alles, was auf's Bücherwesen der Alten geht, Bibliographie, welche ich hier ganz abscheide, cf. *Schwarzii* programmata de ornamentis veterum librorum; 8) Alles, was von Geschirren, Fässern und Hausutensilien übrig ist, Angeiographie. Dies Ganze begriff Spohn unter dem Namen: *Archäographie*. Man sieht hieraus, dass wir aus dem Alterthum doch Vieles übrig haben müssen, was mit der Kunst in Verbindung steht. Es sind viele tausend Kunstwerke noch übrig, und das Finden wird wohl sobald nicht aufhören. Vor Kurzem hat man noch den Anfang gemacht, das alte Gabii unweit Rom zu entdecken. Doch ist Alles, was wir haben, nur eine äusserst grosse Kleinigkeit gegen das, was die Alten hatten, und wir dürfen daher nie glauben, dass das, was wir übrig haben, grade das Beste der Alten sey. Doch giebt es unter den übriggebliebenen sehr viele classische Werke. Diese Sachen, die sich von den gedachten Classen erhalten

haben, sind in der Welt sehr zerstreut und nicht auf dem ursprünglichen Boden geblieben. Die Italiener sind geborne Handelsleute der alten Kunstwerke. Viele Menschen treiben in Italien förmlich Handel damit, und so ist Vieles besonders nach England geschleppt und viele der trefflichsten Werke sind aus Italien fort. Deutschland hat die wenigsten, wiewohl es auch hier grosse Kunstcabinette giebt, wie das Dresdner. Es wird also hier erstaunlich schwer, das ganze Alterthum in dieser Rücksicht ganz zu übersehen. Es wäre daher zu wünschen, dass wir einen allgemeinen catalogus von allen aus dem Alterthum übriggebliebenen Sachen hätten; kurz, es fehlt uns hier noch solch ein Buch, wie wir es an Fabricii bibliothecis haben. Da die übriggebliebenen Kunstwerke nicht von einerlei Art sind, so können sie auch nicht aus einem Gesichtspunkte betrachtet werden. Einige können blos als Monumente, andere aber auch als schöne classische Werke angesehen werden. Zu den Monumenten gehören auch die letztern, und insofern sie so betrachtet werden, lehren sie uns Sitten und Begebenheiten der alten Welt und lehren also res factas oder Vorstellungen. Der gröbste Stein mit der schlechtesten Inschrift aus dem Alterthum kann uns als Monument viel werth seyn. Eine alte Bibelrolle, wie sie bei den Juden in der Synagoge liegt, ist uns hier so wichtig, wie jedes Andere. Aus diesen hebt man aber eine grosse Menge heraus, die für sich allein ein Ganzes ausmacht, solche, die nicht nur opera antiqua, sondern auch schön sind. Die Italiener haben hier einen grossen Fehler gemacht, dass sie beide Classen unter einander geworfen. *Winkelmann* hat sie zuerst gelehrt, wie sie diese Werke behandeln sollten, oder vielmehr schon vor ihm der Graf *Caylus*, der sich mit den Künsten der Zeichnung selbst sehr abgegeben hatte. Er hat viel geschrieben. Unter andern: recueil des antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grècques et Romaines, Paris 1752—1767. 7 vol. 4., übersetzt von *Meusel*. Seine Schriften machten in Deutschland erstaunliches Aufsehen. *Winkelmann* griff die Sache auf eine viel geistreichere und gelehrtere Art an, ging selbst nach Italien, etablirte sich da und schrieb bis auf sein letztes Werk Alles deutsch. Sein Leben steht vor der Wiener Ausgabe seiner Geschichte der Kunst. Als eigentlicher Kenner der Alten aber, als philologus, war er nicht sehr wichtig. Indessen hatte er eine wahre Liebe für alles Schöne und eine wahre Begeisterung, die oft zu weit ging. Mit diesem Enthusiasmus griff er die Werke des Alterthums an und sah fast vorzüglich nur auf's Schöne. Seine Geschichte der Kunst ist sein vorzüglichstes Werk. Die erste Ausgabe derselben erschien zu Dresden 1764. 2 Theile 4., die zweite zu Wien 1776., besorgt von *Riedel*. Dieses Werk ist mehrmals in andere Sprachen, auch in's Ita-

lienische von *Fea* übersetzt, worin auch eine Nachricht von allen alten übriggebliebenen Werken in der Gegend von Rom steht. Dieses schöne Werk muss ruhig und mit Sorgfalt gelesen werden, so dass man die Stellen, welche er anführt, prüft. Man lese es aber in der italienischen Uebersetzung und nicht deutsch, ausser man will seinen schönen deutschen Vortrag kennen lernen, denn es ist darin ein ächter Ton und Styl des Alterthums.

Es frägt sich nun: wie kann und muss man diese Werke des Alterthums studiren, wenn man die Schriften des Alterthums zu seinem Hauptzwecke macht? Die Schriften sind hier das Wichtigste. Wenige Menschen können auch nur Gelegenheit haben, das Studium der Antike allein zu ihrem Gesichtspunkte zu machen. Es giebt eine dreifache Art es zu treiben;

1) Man sucht die Verdienste des Alterthums kennen zu lernen in Absicht der Künste, bei denen Zeichnung zum Grunde liegt. Hier sind uns Griechen und Römer nicht allein hinlänglich; Aegypter und Etrusker sind auch werth, kennen gelernt zu werden. Dieses ist ganz historisch und ist das, was *Winkelmann* Geschichte der Kunst nennt. Was diese Art von Historie betrifft, so sollte man sie schon den Anfangsgründen nach auf Schulen bekannt machen. Wir wollen sie ganz eigentlich die *Geschichte der Zeichnung* nennen.

2) Man sucht alle übriggebliebenen Kunstwerke kennen zu lernen, um daraus Materialien zur Geschichte zu nehmen. Hier befolgt man den Plan des *Jacobus Spohn*; die gemeinste Münze kann uns, wenn sie etwas in der Geschichte aufklärt, mehr werth seyn, als das schönste Kunstwerk. *J. F. Christ* in Leipzig, ein gelehrter Mann, ist der erste in Deutschland, der sich darum verdient gemacht hat. Seine Vorlesungen hat *Zeune* unter dem Titel: Abhandlungen über die Litteratur und Kunstwerke der Alten, Leipzig 1776. 8. herausgegeben. Doch schränkt *Christ* das ganze Studium blos auf Monumente ein. Nach seinem Tode setzte *Ernesti* in seiner archaeologia litteraria, Leipzig 1768. 8. das Collegium fort, und sein Buch hat viel Aufmerksamkeit erregt. 1790 erschien von *Martini* in Leipzig eine neue Ausgabe, die neben den Vorlesungen von *Christ* sehr zu empfehlen ist. Hier ist Ernesti's Werk erweitert, doch nicht so, dass es mit Zusätzen confundirt wäre.

3) Die edelste Art, die alten Kunstwerke zu betrachten, ist die, diejenigen Werke herauszuheben, welche sich als schön empfehlen, um dadurch unser Gefühl für das Schöne zu schärfen. Die erste Art wollen wir nennen: *Geschichte der bildenden Künste*; die zweite Art: *Archäologie* oder nach *Spohn Archäographie*; und die dritte Art: *Studium der*

Antike; denn Antike ist nach dem jetzt festgesetzten Sprachgebrauch nur ein ästhetisch schönes Ueberbleibsel des Alterthums.

b.

Bücher zum eigentlichen Studium und zum Nachschlagen.

Einzelne Theile der Archäologie sind von der Art, dass man sich mit ihnen allein sein ganzes Leben beschäftigen kann, z. B. mit der Münzkunde und mit dem Inscriptionenstudium. An Büchern über's Allgemeine, mit denen man sich einleiten muss, fehlt es nicht. Worin eine genaue Kritik ist, deren sind wenige. Doch ist man in diesem Studium noch in der Kindheit. Man ist noch zu gewiss in diesem Fache, worin man doch weit mehr Scepticismus anwenden sollte. Das Schlimmste ist, dass man Vieles als zu gewiss und ächt ansieht, und dass man die Originale nicht auf einem Flecke haben kann. Man muss hier mit einer gewissen Behutsamkeit verfahren. Ausser den schon erwähnten Schriften sind zuerst zu brauchen: *Büsching's* Entwurf einer Geschichte der zeichnenden Künste, (worin auch von der Steinschneidekunst), Hamburg 1782., geht bis in die neuern Zeiten herauf, ist blosse Compilation. *Nitsch's* Einleitung in das Studium der alten Kunstwerke, Leipzig 1792., ist oberflächlich geschrieben, aber anfänglich nicht zu verachten, um Hauptideen daraus zu nehmen. Einzelne Artikel sind in *Sulzer's* Theorie der schönen Künste nachzulesen. Auf einem einzelnen Bogen hat man von *Heyne* einen Abriss des Studiums der Antike, den man neben den erwähnten Büchern so brauchen kann, dass man den Faden dabei immer verfolgt. Nach Winkelmann ist über das Ganze der Archäologie zu benutzen: *d'Hancarville* réflexions sur l'origine, l'esprit et les progrès des arts dans la Grèce (beiläufig auch über die übrigen Völker) London 1785. 4 tom. Er ist auch als Ausgeber etruskischer Vasen merkwürdig. Sie sind blos zum Nachschlagen. Kritik ist bei ihm nicht zu finden, und vieles Erdichtete läuft mit unter. Zum Nachschlagen dient *Montfaucon* l'antiquité expliquée et représentée en figures, Paris 1722. 10 fol.; suppl. 5. fol. Die Kupfer darin sind so sehr schön nicht. Man hat einen Auszug daraus von *Schatz* in Nürnberg, 1 fol. Eben so nützlich ist zum flüchtigen Lesen: *Baudelot* de l'utilité du voyage 2 B. 8., worin blos auf's Betrachten der Kunstwerke gesehen wird. *Millin's* introduction à l'étude des monumens antiques. Er hat schon sonst über Theile der Archäologie geschrieben, aber wenig Befriedigendes. *Göthe's* Propyläen, worin solche richtige Ideen über Laokoon sind, wie man sie noch nie gehabt hat.

c.

Allgemeine Einleitungsideen über Kunst und bildende Künste.

Wir haben uns nach dem Muster der Italiener gewöhnt, unter dem Worte *Kunst* sämmtliche bildende oder zeichnende Künste zu verstehen. Unter welche Rubrik gehören diese Künste? Man sagt, unter die *schönen*. Andere sagen: *freie*, ein Ausdruck, der aus dem Römischen herkommt, weil der Freie nur gewisse Künste treiben durfte. Hieraus entstunden artes liberales. Schöne Künste stehen den mechanischen entgegen, bei denen auf den Nutzen, wie bei jenen auf Schönheit gesehen wird. Auf's Moralische darf man hier nicht sehen. Bei dem Schönen muss allerdings auch Nutzen in Betrachtung kommen; der Zweck der Schönheit aber muss hier der herrschende seyn. Bei den schönen Künsten ist nur das Vergnügen hauptsächlich Zweck, die Darstellung der simplen Vollkommenheit, wie sie in der Natur ist, und zwar noch erhöht, das worauf hier alles ankommt. Diese Künste lassen sich verschieden eintheilen, am besten so: in *redende*, *zeichnende* oder *bildende* und *energische Künste*. Zu den redenden gehört vorzüglich Dichtkunst und Beredtsamkeit, deren Werke sich, wie die der bildenden, auf die Nachwelt bringen lassen. Der energischen Hauptsache besteht in Darstellung von Handlungen und Bewegungen von allerlei Mitteln, die sich nicht auf die Nachwelt bringen lassen. Bei diesen ist eine Handlung entweder sicht- oder hörbar. Hieher gehört hauptsächlich die Tanzkunst; doch ist hier nur von der theatralischen Tanzkunst die Rede, über welche *Noverre* geschrieben hat. Seine Briefe über die Tanzkunst, aus dem Französischen übersetzt, Hamburg und Bremen 1769. 8. sind sehr zu empfehlen. Man verbinde damit *Engel's* Ideen zu einer Mimik, Berlin 1785. 2 Theile 8. und *Lessing's* Hamburgische Dramaturgie, Bern 1786. 2 B. 8. Diese Tanzkunst war auch schon den Alten bekannt in der Pantomime. Diese Kunst aber lässt sich nicht auf die Nachwelt übertragen; ihre Wirkung ist nur transitorisch. Musik gehört ebenfalls hieher. Sie kann nur gehört werden. Sie steht in der Mitte der redenden und energischen, besonders wenn Vocalmusik dazu kommt, wiewohl auch Instrumentalmusik darstellend seyn muss. Aber auch sie ist nur vorübergehend. Wir können nie zu einem vollständigen Urtheil über die Musik, wie über die Tanzkunst der Alten gelangen. Die bildenden Künste ahmen ganz vorzüglich die Natur nach. (Die Musik thut auch etwas davon). Ihre Grundlage ist Zeichnung. Sie haben es zu thun mit Vorstellung von Formen, also mit Darstellung von Körpern. Diese executiren sie entweder durch Darstellung in der Runde, oder

in eine Fläche oder auf einer Fläche. In der Runde entstehen Sculpturarbeiten, Statuen, Vasen, Instrumente; diese mögen gemacht seyn, wie sie wollen, entweder durch Guss oder Bildhauerei (ars statuaria) oder Bildformerei. In eine Fläche: Plastik, Bildgraberei (grature). Hieher gehören die vielen geschnittenen Steine oder Gemmen aus dem Alterthum. Ferner die Münzen, die sich nicht grade alle zum Studium der Antike passen, da sie nicht alle schön sind. Will man Alles hieherziehen, so kann man auch die Inscriptionen mit hier zusammenfassen. Vorzüglich gehört hieher die Steinschneidekunst. Auf Flächen: Mahlerei und die damit verwandte mosaische oder Musiv-Arbeit (opus musivum). Nach allem diesen einzelnen Detail fehlt uns noch eine Kunst, die man überall geneigt ist unter die bildenden Künste zu bringen, die Baukunst. Allein es ist doch ganz etwas Verschiedenes. Es kann Symmetrie auf's schönste angebracht seyn, das Werk kann sich weit über das Mechanische erheben, gleichwohl hat man das Gefühl, dass es doch eine andere Bewandtniss damit habe. Alle schönen bildenden Künste gehen vorzüglich auf's Vergnügen; ihr Hauptzweck ist Darstellung der Schönheit, die aus der Natur hergenommen seyn muss. Dies ist beim Gebäude der Fall nicht. Der erste Zweck, warum man baute, war Nutzen, der auch jetzt noch immer Hauptzweck ist. Man hat zwar Schönheit dabei angebracht; man hat aber eine blos mechanische Kunst zu einer schönen erhoben, so weit es nach dem Wesen der Kunst möglich war. Man hat auch Werke der andern schönen Künste zur Verzierung der Baukunst angebracht. Bei Völkern, welche einen feinen Geschmack haben, werden auch alle mechanischen Künste immer mehr verschönert und der schönen Kunst genähert; deswegen lassen sie sich nicht zum Gebiet der schönen Künste ziehen.

Es frägt sich: wie war der Gang dieser bildenden Künste seit den ältesten Zeiten? Dass die Kunst von einem äusserst schwachen Anfang ausging, ist sehr natürlich. Doch bei welchem Volke war dies? Hier können mehrere Völker besonders darauf gekommen seyn. Dass in Griechenland selbst langsam durch mehrere Secula die Schritte zur Kunst gemacht sind, lehren ihre eigenen Geschichtschreiber. Man ging von einem rohen Anfange aus. Zur Zeit des trojanischen Kriegs gab es so gut wie noch gar keine Kunst. Doch die Asiaten hatten damals schon einige Begriffe von Kunst, und ohne Zweifel hatte die Expediton für die Griechen einen grossen Nutzen. Die Griechen stellten Wahrheit und ächte Schönheit gleich anfangs vor und hoben die Künste, die bei andern mechanische waren, zu schönen empor. Sie sahen immer auf das Idealische der Kunst. Dies rührt von einem gewissen Schönheitsgefühl der Griechen her, das ihnen ganz be-

sonders eigen war. Wie vereinigten aber die Griechen damit den Blick auf die Natur? Es giebt zwei Arten Formen, Körper darzustellen. Einmal copirt man die Natur ganz so, wie sie ist; da sind die Eigenschaften Wahrheit und Treue. Doch bleibt das nur Kunst auf der niedrigsten Stufe. Die pure, wenn gleich noch so treue Kunst, giebt noch nicht griechisch-schöne Kunst. Zweitens lassen sich schöne Formen in der Natur durch die Einbildungskraft noch verschönern, und die Kunst kann noch höher hinaufgehen, als die Natur. Der Künstler kann alles in der Natur Widerwillen Erregende entfernen. Es werden Formen hier producirt, wie sie gar nicht in der Natur sind, noch seyn können, kurz idealische. Dies lässt sich sehr leicht erklären. Der Schöpfer ging auf Nutzen und Schönheit zugleich aus; der grosse Künstler sieht aber blos auf Schönheit und sondert den Nutzen ganz ab. Wie es damit gegangen ist, darüber ist manches gestritten. cf. Cicero de inventione 2. init. Gewöhnlich glaubte man, der Künstler habe immer das Schöne genommen, wo er es finde und dann daraus ein Ganzes zusammen verbunden, wie es loco cit. von Zeuxis heisst. cf. Plin. hist. nat. 35. Etwas mag hievon wahr seyn, aber doch nicht viel. Wer immer schöne Formen sieht, gewöhnt sich daran, und sie fassen festen Fuss in seiner Einbildungskraft. Arbeitet nun der Künstler, so nimmt er seinen Stoff aus seiner Phantasie. cf. *Wieland's* Abhandlung in seinen kleinen prosaischen Schriften: Wie die Alten Ideale gebildet haben? — und *Mengs* über die Schönheit, herausgegeben von *Füssli*, Zürich 1762. Treue Zeichnung der Gegenstände der Natur haben fast alle Völker gehabt, die erhabenere idealisirende Darstellung haben blos die Griechen zur Vollkommenheit gebracht. Es mussten aber nicht allein Körper dargestellt werden, sondern auch übersinnliche Gegenstände durch körperliche Formen, allegorische und symbolische Kunstwerke. Diese rühren vorzüglich aus den allerältesten Zeiten der poëtischen Periode, als wenn sich alles auch blos Uebersinnliche verkörperte. Daher die vielen Personificationen in der Mythologie. Nach und nach kamen die Griechen zu philosophischen Einsichten. Dennoch behielt man diese Darstellung bei und sie wurde noch schöner ausgeschmückt. Die Gründe solcher Allegorien sind theils Sitten und Gebräuche gewisser Nationen, Z. B. wenn beständig der Sieger einen Palmenzweig oder Kranz zum Ehrenzeichen des Sieges erhielt, so kann das zum Zeichen, zum Symbol des Sieges gebraucht werden. Die Gebräuche der Antiquitäten schlagen sehr in die Allegorie der Kunst ein. Diese Rubrik ist ungemein reich. Die Alten haben hier einen grossen Vorzug vor den Neuern. Wir machen uns immer mehr von solchen charakteristischen Cerimonien los und verlieren dadurch viele Bilder. Ferner steht die ganze

sichtbare Natur dem allegorisirenden Dichter offen. Auch war die ganze Geschichte des Alterthums voll Exempel und Lehren der moralischen Art. Eine treue Mutter war eine Cornelia, ein übelbelohnter Minister ist ein Belisar; treue Freundschaft die eines Orest und Pylades. Dergleichen Darstellungen haben aber ihre besondern Regeln, worunter auch hier die wichtigste ist, dass man Schönheit immer als das oberste Gesetz ansehen muss. Wir müssen aber hier das Alterthum aus dem Gesichtspunkte beurtheilen, dass es der Natur am nächsten geblieben ist. cf. *Winkelmann* Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst, Dresden 1766. gr. 4., wo von der Allegorie der Alten die Rede ist. Die Neuern behelfen sich fast blos mit den Symbolen des Alterthums. Neues haben sie wenig geschaffen. Der Grund davon liegt in den heutigen Sitten. cf. *Ripa's* Iconologie mit Figuren. Man hat hier auch seine Zuflucht zu den hieroglyphischen Figuren der Aegypter genommen. cf. *Horapello*, der im Griechischen ein Buch darüber geschrieben. Die zeichnenden Künste sind die leitenden für die übrigen. Die Griechen haben in allen dreien oben erwähnten Arten sehr grosse Künstler gehabt, besonders von Perikles bis Alexander. Hier lagen wohl mehrere Umstände zum Grunde. Es trugen viele Ursachen dazu bei. Alle diese können wir nicht übersehen. Ja wir kennen die sämmtlichen Umstände nicht mehr, die zusammen bei der Nation gewirkt haben. Das Philosophiren hilft hier in der That sehr wenig. Die Hauptsache läuft darauf hinaus: Wie kamen die Griechen dazu, die Schönheit als den höchsten Gipfel anzusehen und ihr Alles unterzuordnen? Es frägt sich hier: ist dies auch durchgängig wahr? Viele haben geglaubt, wie *Winkelmann* in seinen Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, Dresden 1756. gr. 4., die Alten hätten nie etwas Anderes, als schöne Gegenstände darstellen können. *Lessing* trat ihm in seinem Laokoon, oder über die Gränzen der Malerei und Poësie, Berlin 1788. 8. bei. Doch unterschied er schon etwas, und glaubte, sie hätten auch hässliche Gegenstände, doch nur zum religiösen Behuf, dargestellt. Ausser dem Laokoon schrieb Lessing noch eine kleine Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet, Berlin 1769. 4., eine sehr schöne Schrift. Es ist hier viel zwischen *Klotz* und *Lessing* gestritten worden. Allein die Griechen haben auch nicht blos zum religiösen Behuf etwas Hässliches aufgestellt. Die blosse Treue konnte schon einen Künstler reizen, etwas Hässliches widerlich darzustellen, cf. Plutarch de audiendis poëtis 3. Sie haben alte runzlichte schmutzige Personen durch die Kunst dargestellt, wie Praxiteles. In solchem Falle reizt die Treue auch den Zuschauer. Aber es frägt sich, ob dieser Reiz und das Vergnügen nicht schon ein niedrigerer Grad ist. Dies ist

es gewiss. So stellt die Malerei auch Thiere vor; thierische Körper aber haben keine Schönheit, wie die menschliche. Der Grieche konnte aber auf Mittel sinnen, wie er hässliche Gegenstände verschönern könnte, ohne ihnen doch ihren Charakter zu nehmen. Dies war der Fall bei ihnen, dass sie das dem Blicke verheimlichten, was ganz widerlich und ekel war. Dies zeigt sich auch in den Schriften der Alten. Nichts ist hier schrecklich, als das Schinden des Marsyas durch den Apoll. Einer hat dieses Stück so vorgestellt, dass er wirklich geschunden wird. Dies ist ganz abscheulich. Ein Anderer hat ihn schon geschunden aufgeführt; dies ist schon etwas höher. Ein dritter stellt den Marsyas blos angebunden vor, und ein Andrer steht in der Ferne mit dem Messer. Eben so ist Laokoon dargestellt, und so konnte Lessing zeigen, dass die Poësie viel eher schreckliche und widerliche Gegenstände, als die Kunst vorstellen kann. Woher hing also der Grieche beständig an dem Grundsatze, Alles auf's schönste darzustellen? Gewisse Nationen haben ein tieferes Gefühl des Schönen, feinere Organe; sie fragen nicht nach dem Vortheile, sondern nach dem Gefallen. Hierauf läuft bei den Griechen sehr Vieles; sie müssen von einem sehr glücklich organisirten Stamme abstammen. Mit einzelnen Menschen geht es ja eben so. Bedeutendere Gründe sind: erstlich, der Gang der Poësie noch vor Entstehung der Kunst. Schon jetzt schuf sich der Grieche in seiner Phantasie eine grosse Menge Bilder, wobei ihm aber alle Wesen höherer Art menschenähnlich (ἀνθρωποφυεῖς) vorkamen. Die vollkommenste Gestalt des Menschen lag bei seiner Dichtung zum Grunde. Hier darf man nur an ein Kind mit glücklichen Seelenkräften denken und sich seine Vorstellungen entwickeln lassen. Es geht immer über die Natur hinaus. So machten es die Griechen in ihren lyrischen und epischen Gedichten. So wurden von der Kunst eine grosse Menge Wesen menschenähnlich gebildet; nachher erst folgte die bildende Kunst, und diese wurde durch die Fiction der Sänger, durch mahlbare Ideen bereichert, und wenige durften nur durch Thon oder Holz das vorstellen, was man in Dichtern fand. Phidias zu Perikles Zeit, einer der ersten grössten idealischen Künstler hatte, sein grosses Meisterstück, den olympischen Jupiter, vorzüglich aus dem ersten Buche der Homerischen Iliade genommen. Nun war aber die griechische Nation früh eine poëtische Nation. Man arbeitete nachher Alles weitläuftiger aus, und es entstand eine feste Mythologie für die Dichter, und diese wurde auch von Künstlern genutzt — *Künstlermythologie*. Diese erste idealische Vorstellung hat grossen Effekt gehabt. Eine zweite Ursache war: die Sitten der Griechen und ihre Handlungsart. Schönheit gehörte bei ihnen zu den Hauptgütern des Menschen. Man hielt Wett-

streite über Schönheit, und bei einem Volke, wo sich der Mensch oft dem ganzen Publicum zeigen musste, hing viel davon ab. Dazu kam, dass die Griechen die gymnastischen Uebungen so sehr liebten. Hiebei entkleideten sich die Menschen. Hierdurch konnte die schöne Form der Körper zuerst grosse Eindrücke auf den Künstler machen. Daher setzten sie an solchen Feierlichkeiten ihre Vorstellungen in Bewegung. Wenn z. B. eine Theodota in Athen eingekehrt war, so kam der Künstler (selbst Sokrates mit seinen Schülern) hin, sie zu besuchen. So sind die schönen Veneres entstanden. Drittens kam hinzu: die Künstler wetteiferten mit einander und wurden belohnt von Nationen, die dergleichen Kunstwerke zur Verschönerung ihrer Staaten nöthig hatten. Dies hat in gewissen Zeiten sehr gewirkt, und das sind grade die, in denen die Kunst am höchsten gestiegen war. Unter Perikles war die Kunst sehr hoch. Dadurch gewannen die alten Staaten ungemein grosse Schönheiten, an die in neuern Zeiten nicht zu denken. Auch muss man auf die ganze politische Lage der griechischen Nation Rücksicht nehmen. Diese wetteiferten selbst unter einander. Athen behielt fast immer den Vorzug. Als es aber in politischer Hinsicht heruntergekommen war, wanderten auch die schönen Künste aus.

d.

Die allgemeinen Schicksale der Kunst.

Sobald diese vollständig angegeben werden sollen, so müsste man auf alle alten Völker sehen. Doch verdienen hier die Griechen fast allein die Aufmerksamkeit. Die Römer sind im Gegensatz der Griechen in Rücksicht der bildenden Künste nicht einmal so weit gekommen, wie in den redenden. In Griechenland waren anfangs, ehe man auf Schönheit sah, auch die bildenden Künste ganz mechanisch. Die Aegypter sind schon lange vor den Griechen zu Vorstellungen in Stein und Metall gekommen. Ob sie Schönheit vor den Griechen erlangt haben, ist sehr bestritten. Die älteste Periode der Kunst bei den Griechen muss man von den ursprünglichen Zeiten, mehrere Jahrhunderte vor Troja's Zerstörung, anfangen und bis auf die Zeiten des Phidias fortsetzen. Diese Periode könnte man wieder theilen, wenn man nur über die ältern Jahrhunderte viel wüsste. Im Homer kommen noch keine Gemälde vor; selbst Statüen sind selten, und zwar nur von asiatischen ist die Rede; griechische finden sich gar nicht. Doch sollte man glauben, dass die epitheta im Homer, z. B. die blauäugige Minerva, von wirklicher Darstellung der Kunst abstrahirt wären. Aber die nämliche Begeisterung, die nachher der Künstler hatte, konnte auch früher der Sänger haben. Mit einem Worte, selbst in

den Zeiten, wo wir Ilias und Odyssee haben, ist noch keine eigentliche Kunst, wiewohl sich die Griechen schon vorher mit Fabeln von grossen Künstlern herumtrugen. So ist Daedalus nur ein mythischer Künstler; doch können wir mit Nachrichten über ihn hinausgehen. Bei einigen Schriftstellern, vorzüglich Pausanias, können wir auf die ersten initia der Kunst kommen. Dies hängt mit dem Fetischendienst zusammen. Diese Art von Dingen, die Fetischen, sind die ersten Statuen gewesen, so dass hier die Natur zuvorkam, ehe noch ein Künstler auftrat. Bald nachher bildete man solche Götzen in Stein, doch ohne Gliedmassen, höchstens setzte man einen Kopf darauf. In der Kunst geht also Alles von ungeformten Körpern und Steinen aus. Eigentliche Formen menschlicher Gestalten hatte man anfänglich nicht; selbst die Beine sonderte man nicht einmal ab. Dergleichen ursprüngliche Steine hatten sich in Griechenland erhalten, und die Sage begleitete sie, dass sie ursprüngliche Bilder der Verehrung anfangs gewesen wären. So kommt in der Theogonie des Hesiod der Stein vor, den Chronos ausgespieen; dieser lag in Griechenland. In einer Nation, wo die poëtische Sage so etwas begleitet, kann sich dergleichen lange erhalten. Als man eine Zeitlang solche ganz rohe Dinge hatte, sagt man, habe Daedalus wandernde Kunstwerke gemacht, d. h. er gab seinen Statuen Füsse. Die spätern Griechen haben es auf Automaten bezogen, aber ganz falsch. Daher kommt's, dass Daedalus als epochenmässiger Künstler betrachtet wird. Ihm wird hernach noch viel Fabelhaftes beigelegt. Er fällt aber noch etwas über hundert Jahre vor Troja's Zerstörung. Bildhauerei scheint also das Erste gewesen zu seyn, womit der Grieche anfing. Es ist also eine falsche Opinion, zu glauben, man müsse durchaus mit dem Zeichnen angefangen haben. So ist es gewiss nicht gewesen. Ursprünglich arbeitete man vielmehr in Thon oder Holz. Der beschnittene Klotz kann den Menschen am ersten eine dunkle Vorstellung von einem gewissen Ebenbilde geben. Nur darf man nicht glauben, dass etwas bei allen Nationen zugleich das Erste gewesen sey. Von Thonarbeit oder Plastik finden wir eine alte Spur. Es wird als Erfinder derselben ein alter Künstler Tibutades genannt. Nach dem trojanischen Kriege, vielleicht mehrere Secula später, fing man auch mit Bronzegiessen an. Wo es zuerst anfing, ist unbekannt. Die Zeit, wo die grössern Fortschritte in der Kunst gemacht sind, geht erst von der Lykurgischen Periode an. Die zerstreuten Griechen in Italien und Sicilien haben gewiss auch manche Fortschritte in der Kunst gemacht. Aber in diesen Jahrhunderten ist Alles sehr dunkel. Zur Zeit des Perikles trat die Kunst schon mit grosser Herrlichkeit hervor. Daher lässt sich vermuthen, dass schon ein paar Secula vorher die Kunst im

Stillen bearbeitet worden ist. Um die Kunst aber zu einer gewissen Grösse zu bringen, dazu gehörte Reichthum. Die Griechen mussten sich anfangs also sehr dürftig mit ganzen Massen behelfen. Im Jahre 475. ante Christ. aber geht die politische Grösse des principatus Athenarum an. Nicht lange darnach bemächtigte sich Perikles der Oberherrschaft in Athen, und dieser fing an, die Kunst sehr aufzubringen. In diese Zeit fallen daher die grossen Aeusserungen der Kunst und der sogenannte hohe Styl derselben, der vor der eleganten vorausgeht. Hier geht die zweite Periode an, von 475 bis 430 vor Christus, bis auf den peloponnesischen Krieg. Der Hauptkünstler, der in derselben lebte, war Phidias. Man schreibt ihm die Erfindung des hohen Styls zu. Allein dieser hat sich wohl durch mehrere Köpfe gebildet, und Phidias brachte ihn nur zur höchsten Vollkommenheit. Dass der erhabene Styl vorausgeht, liegt in den Sitten des Volks selbst. Ebenso ist es mit der Poësie, z. B. der Tragödie, gegangen. Der elegante Styl fand sich erst in der Periode der Enervie. Das Harte, Eckigte in der Kunst findet sich also zuerst. Indessen sieht man schon aus den Ueberbleibseln der Werke des Phidias, besonders in Absicht auf seine Baue, einen grossen Zug und Neigung zur Grösse beim griechischen Volke. Die dritte Periode, von 430 bis 324. vor Christus, bis auf Alexander's Tod, nennt man die Periode des eleganten Styls. In ihr kommt zuerst Grazie in die Kunst, vorzüglich durch einen Künstler, Praxiteles. Doch fehlt noch nicht die Erhabenheit der ältern Zeit, sie wird nur etwas gemildert. Diese beiden Perioden sind die wichtigsten. In der vierten Periode, von Alexander's Tode an, wird die Kunst in verschiedene Staaten, nach Aegypten, Asien, Pergamum, hernach auch nach Rom verpflanzt. Sie geht bis auf August. Hier ist kein eigenthümlicher Styl mehr. Man ahmte blos nach. Jeder sucht nach dem speciellen Geschmack etwas aus den ältern Zeiten nachzubilden. In einigen Gegenden mischte sich der griechische mit andern Charaktern, besonders in Aegypten, wo die Ptolemäer, wie in Syrien die Seleuciden, die Kunst sehr unterstützten. Von August zieht man die fünfte Periode bis auf den völligen Verfall. Hier tritt die römische Kunst ein. Diese hat ihre eigenen Perioden nach den verschiedenen Kaisern, die sie unterstützt haben. Das Eigenthümliche aber verlor sich immer mehr.

Neben den Griechen sind uns hier die Etrusker wichtig, die nur keine gehörige Kunstgeschichte haben. Dieses Volk hat es viel weiter als die Aegypter gebracht, weil sie von griechischen Mustern ausgingen. Doch fällt ihre Kunst in die Zeit, ehe die Griechen noch grosse Kunstwerke hervorgebracht hatten. In Absicht der Kunst sind die Etrusker wie eine Ab-

art der alten Griechen zu betrachten. Aber zu einer völligen Ausbildung in der Kunst sind sie nie gekommen. Wir kennen auch keine vorzüglichen Künstler von ihnen. Aber wir haben Werke von ihnen übrig. Man hat in Toscana und andern Gegenden, wo ehedem Etrusker wohnten, Vasen, Basreliefs, kleine Statuen, auch mit etruskischer Schrift, gefunden. Diese Arbeiten der Etrusker nähern sich sehr dem ägyptischen Geschmack. Es ist blos antik und es ist natürlich, dass eine Nation im ersten Kindesalter mit einer andern gleichen Schritt geht. Man hat auch in der etruskischen Kunstgeschichte Epochen machen wollen; aber dazu reichen unsere Nachrichten nicht, und von den Progressen der etruskischen Kunst lässt sich nichts mit Sicherheit angeben. Auch können wir die übriggebliebenen Werke nicht chronologisch ordnen. cf. *Heyne's* commentat. Gotting. tom. 4. und 5. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften 19ter Band; vorzüglich eine Abhandlung von *Böttiger* und *Meyer* über eine alte Vase in Weimar, in den griechischen Vasengemälden mit archäologischen und artistischen Erläuterungen der Originalkupfer von *Böttiger*, Weimar 1797. Man hat gewöhnlich fünf Perioden in der etruskischen Kunst angenommen: 1) eine ganz rohe; 2) eine, worin die Etrusker nach der griechischen Kunst arbeiteten; 3) die, wo die Etrusker auf ägyptische Kunst Rücksicht nahmen; 4) die, wo sich die Etrusker mit den Griechen vermischen; 5) die, worin die Kunst in Etrurien ganz griechisch wird, doch mit einem kleinen Anstrich eines Nationalcharakters. Doch kommt hier nichts heraus, worauf man sicher fussen könnte.

Schriften hierüber sind: *Gorii* museum etruscum, Florenz 1737. 3 fol., *Schwebel's* antiquitates etruscae, Nürnberg 1770. fol. Für den ersten Anlauf. In diesen Werken sind die grössern Stücke, als Statuen, die man aus Etrurien übrig hat. Gegen 1750 wurde eine grosse Menge Vasen in Etrurien aufgefunden, die in der Folge grosses Aufsehn machten. Das beste ist: collection of etrusk., greck. and roman. antiquities vom Ritter *d'Hancarville*. Diese Sammlung hat der Engländer *Hamilton* seit 1766 an sich gebracht; ferner, Umrisse griechischer Gemälde auf antiken in den Jahren 1789 und 1790 in Campanien und Sicilien ausgegrabenen Vasen, jetzt im Besitz des Ritters *Wil. Hamilton*, herausgegeben von *Wilh. Tischbein*, Director der Königl. Malerakademie zu Neapel, mit Kupfertafeln, Weimar 1797. fol.

Für das Studium der griechischen Kunst muss man die vorzüglichsten Künstler kennen. Es ist grade dasselbe, was bei der Litteratur die Kenntniss der Schriftsteller ist. Es ist auch die Kenntniss derselben für die der alten Schriftsteller selbst sehr nützlich. Zum Nachschlagen über die Lebensumstände der Künstler dient *Franz Junii* catalogus artificum hin-

ter seinem Buche de arte picturae veterum, doch nur hinter der Ausgabe, Rotterdam 1694. fol. In vielen Artikeln findet man zwar nicht viel Bedeutendes; doch wird man selten vergeblich nachschlagen. Es frägt sich: kann man nicht aus den besten Werken, welche übrig sind, eine Lebensgeschichte der vorzüglichsten griechischen Künstler ausziehen? Etwas Vollständiges wird dabei zwar nicht herauskommen; doch wollen wir von den wichtigsten die Nachrichten beifügen. cf. die Horen, 1ter Band, worin eine kleine Kunstgeschichte ist, die sehr schön geschrieben ist.

Phidias, theils sculptor (Bildhauer), theils statuarius (Bildgiesser in Bronze). Götterstatuen machte er am meisten, alle bedeutungsvoll. Er geht vor allen Andern auf's Idealische. Seine Hauptwerke sind der Jupiter Olympius und die Minerva. Der Jupiter Olympius kann von allen Alten nicht genug gepriesen werden. Man spricht von der Majestät seines Blickes. Seine Minerva war merkwürdig durch den Process darüber, dass er etwas Gold, das ihm gegeben wurde die Statue damit auszuschmücken, unterschlagen habe. Er wurde deswegen auch in's Gefängniss geworfen. Von seiner berühmten Venus in Rom, siehe Plinii hist. nat. 36, 5. Von den Zeitgenossen sind blos zu merken: Alcomerus und Algoracrit; beide haben nicht die Grösse des Phidias erreicht. In der zweiten Periode sind die wichtigsten Praxiteles, Polycletus und Myron. Praxiteles zeichnete sich durch eine vorzüglich genaue Zeichnung aus. Er arbeitete vorzüglich in Marmor. Vom Polyclet hatte man viele berühmte Werke, unter andern einen Doryphorus. vid. Ernesti clavis Cic. Er wurde durch eine grosse Symmetrie und Richtigkeit in der Zeichnung epochenmässig berühmt. Myron war ein grosser Künstler in treuer Darstellung der Natur. Am bekanntesten ist im Alterthum seine Kuh aus Bronze gegossen. Die Dichter haben sie erstaunlich oft besungen. Scopas wurde kurz vor dem phocischen oder heiligen Kriege berühmt. Er arbeitete vorzüglich am Mausoleum in Halicarnass mit. Dieses mausoleum ist durch die Menge berühmter Künstler, die daran arbeiteten, epochenmässig. Lysippus unter Alexander dem Grossen arbeitete vorzüglich in Guss. Seine aera heissen oft spirantia, weil er nach dem Leben vorzüglich arbeitete. Man rühmt seine grosse Kunst in Gewändern. Er hat an 600 Statuen gegossen. Alexander wollte von keinem andern, als von ihm, gegossen, von Apelles gemahlt und von Byrgoteles geschnitten werden.

Gleichzeitig ist der Rhodier Chares, Lysippi Schüler. Er verfertigte den Koloss der Rhodier, der 150 römische Schuh hoch war. Er kostete 300 Talente und es wurde zwölf Jahre daran gearbeitet. Nachdem dieses Werk durch ein Erdbeben bald nach funfzig Jahren umgefallen war, versanken die

einzelnen Stücke in die Erde. In der Mitte des siebenten Seculi nach Christus wurden sie ausgegraben und von Arabern fortgebracht, wozu sie 900 Kameele brauchten. Mit diesem grossen Künstler lebte zugleich noch eine sehr grosse Menge anderer Künstler. Nach dieser Zeit fängt die Kunst schon an zu sinken, da sie Vieles von ihrem Charakteristischem verliert. Um diese Zeit kommt sie auch nach Rom. Vorher war sie den Römern noch ganz unbekannt, und Vellejus Paterculus sagt, dass sie sich noch glücklich preisen könnten, dass sie diese Art von Luxus späterhin noch erhalten hätten. Ursprünglich brauchte man die Statuen, die man nach Rom schleppte, nicht anders, wie wilde Thiere, die man ansieht. Ein Drittheil von griechischen Kunstwerken wurde nach und nach nach Italien und Rom gebracht. In Neapel waren auch sehr viele Statuen, so dass Petronius sagt, man könne dort eher einem Gott, als einem Menschen begegnen. Nun zogen sich auch seit Korinth's Zerstörung, seit 146 vor Christus, viele Künstler nach Italien; doch macht man noch keine grossen Fortschritte. In der letzten Periode fällt die Kunst bald, bald hebt sie sich wieder, je nachdem sie von den Kaisern begünstigt wurde. Wie wenig man in dieser Zeit Gefühl für das Schöne hatte, lehrt die Anekdote von Mummius, der, als er die prächtigen Statuen von Korinth auf Wagen aufpacken liess, seine Leute bedrohte, dass sie, wenn sie etwas zerbrächen oder zu Schanden machten, es wieder würden in Stand setzen müssen. Unter Hadrian ward viel auf die Kunst gewandt, so dass er auch Epoche macht. Nach ihm fiel sie ganz, besonders als die Barbaren in Rom einfielen. Nächst diesen haben die Christen vielen Schaden gestiftet. Viele Statuen wurden zertrümmert oder in der Erde vergraben. Kunstwerke von Elfenbein aber haben wir gar nicht mehr, da es in der Erde calcinirt.

Als man in neuern Zeiten das Licht der Wissenschaften in Italien aus Griechenland bekam, fand man beim Graben viele Stücke, die aufmerksam machten. Viele sind beim ersten Ausgraben zwar verdorben, doch betrachteten hernach Andere solche Kunstwerke mit geschmackvollerem Auge. Mit den alten Kunstwerken ging's aber fast, wie mit den alten Autoren. Man fand sie nicht ganz, sondern verstümmelt. Es gehörte also eine Art praktischer Kritik dazu. Es fanden sich Künstler, die ein metier daraus machten, solche Werke zu ergänzen und, wo sich viel fand, zusammenzusetzen, wobei es oft kläglich herging. Denn die meisten Künstler hatten keine Kenntniss vom Costume des Alterthums. Ueber diese Ergänzungen wäre eine kritische Historie nöthig. Ein neuerer grosser Künstler *Cavaceppi* schrieb ein Buch über die Ergänzung hinter der raccolta d'antiche statue 2 fol. Es wird also hier eine Kritik

der übriggebliebenen Kunstwerke äusserst nothwendig, die Kritik des Aechten und Unächten. Hier muss man eben so in's Kleine hineingehen, wie bei der Untersuchung des Textes. Hier ist noch viel zu thun; denn oft sind grosse Stücken an den Statuen ergänzt, oft ganz wider die Sitten des Alterthums. Eine zweite Art der Kritik ist die Beantwortung der Frage: aus welcher Zeit ist ein Kunstwerk? Hier kann man oft nicht bis auf hundert Jahre genau angeben. Eben so schwer ist es zu sagen, von wem das Werk ist. Auf einigen steht zwar der Name des Künstlers, und man kennt solcher eine grosse Anzahl; aber die mehrsten davon gehören zu den ignobilioribus. Von den grössern, berühmtern Künstlern des Alterthums haben wir sehr wenig. Doch haben wir noch sehr alte Werke übrig, selbst solche, die bis vor Perikles Zeit hinaufgehen. Doch kann man sich auch hier irren. Ein schlechterer neuerer Künstler könnte so arbeiten, dass man noch die Rohheit des ersten Ursprungs der Kunst darin zu finden glaubt. Diese Kritik aber kann natürlich nie eine Wissenschaft für Viele seyn.

Es frägt sich: wie weit können wir in der alten Kunst in Absicht auf den Gebrauch gehen? Man sagt, es fehlt uns an dem grossen Muster, das die Alten hatten — die Natur — auch nicht; wozu sollen wir uns nach ihnen bilden, da sie sich doch nur nach ihr gebildet haben? Allein wie kommt's, dass in der Poësie z. B. die Neuern nicht so der Natur gefolgt sind, wie die Alten? Das Nemliche ist der Fall bei alten Kunstwerken. Die Griechen waren das erste glückliche Volk, das die Natur treu darstellte. Der Umstand aber, dass sie von der Natur zum Ideale übergingen, macht sie ohnehin nachahmungswürdig, cf. *Hagedorn's* Betrachtungen über die Mahlerei, 3 Theile, Leipzig 1762., eine treffliche Schrift. Wir haben oft ähnliche Stoffe, wie die Alten; aber auf den Stoff kommt es nicht allein an, wir müssen auch auf die Behandlung des Stoffs sehen. Dazu kommt, die grössten neueren Künstler haben die Alten unablässig studirt. Allein das Studium der Alten kann hier auch schädlich werden, wenn es in falscher Manier getrieben wird. Dazu gehört: 1) dass man den Charakter jeder Kunst unterscheide und nicht die Gattungen verwechsele. 2) Kann auch, wie bei der Schriftstellerei geirrt werden, wenn man sich zu viele verschiedenartige Muster der Alten nimmt. Die Regel muss seyn: man muss anerkannt vorzügliche Werke vor sich nehmen, die mit unserm Charakter die meiste Aehnlichkeit haben. Das haben Viele versehen. Dazu kommt, die Muster der vorzüglichen Art sind so viele nicht; wir haben viele mittelmässige und schlechte. Wer nachahmen will, muss sich an das Vorzüglichste halten. 3) Viele Nachahmer, die kein eignes Genie hatten, sind durch

die Nachahmung steif und trocken geworden. Daher muss man sich für die Kunst und die Schönheit der Alten Geschmack verschaffen, ehe man Hand an's Werk selbst legt. Noch schädlichere Folgen hat man bei denen gesehen, die sich gar nicht an's Alterthum gehalten haben, sondern ganz ihrem eigenen Genie gefolgt sind. So der grosse Bildhauer *Beriani*, der dessenungeachtet doch, da seine Fehler so reizend waren, eine eigene Schule gestiftet hat. Die Kenntniss der alten Werke ist für jeden, der seinen Geschmack im Ganzen bilden will, höchst nöthig.

e.

Numismatik.

In ihr liegt die beste Einleitung in das Studium der Antike, weil sie auf der Gränze der handwerksmässigen und schönen Kunst liegt. Aus den Münzen verschiedener Zeitalter lässt sich auch der verschiedene Geschmack errathen, und sie geben den Grundstein zu einer Aesthetik der schönen Künste, weil man leicht aus ihnen das Charakteristische herausfinden kann. In Rücksicht ihres Werthes würde sie hier nicht zuerst stehen; es ist aber sehr schwer, den Werth jeder dieser Wissenschaften genau anzugeben, da er sehr relativ ist. Wir besitzen noch eine grosse Menge Münzen, und des Sammelns ist noch kein Ende. Wo ein grosses Münzcabinett ist, da werden beständig neue Münzen hineingebracht, wie z. B. in Wien. Doch giebt es dergleichen grosse Münzcabinette nur sehr wenige. Einer der grössten Numismatiker ist *Eckhel*. Die noch nicht bekannten lässt man theils durch Kupferstiche, theils durch einen Commentar bekannt machen. Doch giebt es äusserst wenige, die sich recht damit abgaben, die Münzen gehörig zu zeichnen. *Neumann* in Wien ist einer der ersten Zeichner der Münzen. Die Menge dieser Münzen kann eines Theils von Seiten der Kunst interessant seyn; viel wichtiger aber ist ihr Gebrauch in Absicht auf die Geschichte. Die Münzen sind gewöhnlich mit Schrift versehen und enthalten also Inscriptionen, und so werden sie auch für die Sprache wichtig. Die eigentliche Geschichte des Alterthums gewinnt durch's Münzstudium erstaunlich. Bei Nationen, wo wir wenig schriftliche Monumente haben, geben sie oft grossen Aufschluss. Bei Nationen, die schon bekannt sind, illustriren sie viele Umstände, Namen berühmter Personen etc. Mit Hülfe derselben completiren wir einen Theil der Geschichte. Man stritt ehedem, ob das Münzen- oder das Inscriptionsstudium wichtiger sey. Doch lässt sich dies nicht so gradezu entscheiden. Viele Privatumstände werden uns durch Münzen gar nicht, wohl aber durch Inscriptionen bekannt; grosse öffentliche Begebenheiten werden

es mehr durch Münzen. *Spanheim* war auf der Seite des Münzstudiums, auf der Seite der Inscriptionen *Marquard Gude*. Den Nutzen des Münzstudiums erwies *Spanheim* in dem Werke: de usu et praestantia numismatum ant., London und Amsterdam 1706. 2 fol., bestehend aus einer Reihe Dissertationen, worin der Anfänger nichts findet zur Einleitung in dieses Studium; ist man aber eingeleitet, so ist das Lesen derselben nützlich und fruchtbar, denn sie sind voll antiquarischer Gelehrsamkeit. Zum ersten Anlauf muss man sich an die dreizehnte Dissertation halten. Spanheim zeigt beständig, diese oder jene antiquarischen Umstände würden uns ohne Münzen unbekannt seyn.

Kurze Compendien für dieses Studium:

Wir haben hier sehr schöne Einleitungsbücher, aus denen sich der Anfänger sehr gut belehren kann, als:

Rei rom. nummariae compendium, Dresden 1783.; bezieht sich aber blos auf die römischen Münzen, ist oft zu kurz und also nur für den ersten Anfang. Weitläuftiger ist:

Schulze's Anleitung zur alten Münzwissenschaft. Hier und da ist viel umständliche Erläuterung, aber nicht genau und nicht mit sorgfältiger Abwägung des Nothwendigen.

Eckhel's kurzgefasste Anfangsgründe zur alten Numismatik, Wien 1787. 8. Dies ist das nothwendigste Buch, wodurch man sich artige Kenntnisse erwirbt. Da es compendium ist, so sind darin nur prima semina, aber Alles ist klar und deutlich gesagt. Sein grösseres Buch: doctrina nummorum veterum, Wien 1792. 8 B. 4. kann erst spät gelesen werden. *Eckhel* ist der Gelehrteste dieses Seculi in diesem Fache. *Neumann* ist an seine Stelle gekommen. In seinen Schriften herrscht eine noch grössere Accuratesse und eine wunderschöne Treue in der Zeichnung. Von ihm sind nummi inediti antiquorum populorum et regum mit schönen Kupferstichen, die er selbst gezeichnet hat, Wien 1783. 2 tom. 4.

Millin's introduction à l'étude des médailles, Paris 1796., berührt nur summa capita und ist zu kurz.

Zaccaria institutione antiquaria numismatica, Rom 1770. 8. Es ist sehr gründlich geschrieben und Alles ist darin deutlich und klar. Dieses Werk sollte in's Deutsche übersetzt werden. Ein ähnliches Werk hat er über Epigraphik geschrieben.

Jobert's la science des médailles vermehrt von de *Bimard de la Bastie*, Paris 1739, in's Deutsche übersetzt von *Rasche*, Nürnberg 1778. 3 Theile 8. Dennoch sind in dieser Ausgabe viele Grillen und Irrthümer übrig gelassen. Besser ist:

Monaldini's institutions numismatiques, gelobt von Millin, doch ist es wenig zu haben. Das beste ist:

Pinkerton essay on medals., London 1787. 2 tom. 8., in's Deutsche übersetzt in Dresden.
Erasmi Froelick de utilitate rei num. vet., Wien 1733. 8. sehr gut.
Addison's Dialog über den Nutzen der alten Münzen.

Um mehrere Bücher zu kennen, cf. *Oberlin's* orbis antiquus am Schlusse. Einiges der Art zur Litteratur der Numismatik findet sich in Christ's collegio, in Sulzer's Theorie und in *Murr's* Bibliothek der schönen Künste. *Millin* führt pag. 6. die übrigen kleinern und grössern Schriften für dieses Studium an:
Banduri bibliotheca nummaria, vermehrt von J. Alb. Fabricius, Hamburg 1719. 4.
Hirsch's bibliotheca exhibens catalog. auctorum, qui de re monetaria scripserunt, Nürnberg 1760. fol. Fortsetzung des Vorigen. Wenn man einzelne Münzen vornimmt, so hat man:
Rasche's lexicon universae rei nummariae veter., Leipzig 1785., zum Erklären ein gutes Buch. Statt aller und als das classische Buch ist anzusehen: *Eckhel's* doctrina num. veter. Darin sind viele neue Recherchen, welche in die wichtigsten Theile der Geschichte einschlagen. Schade nur, dass keine Kupfer von Münzen dabei sind. *Eckhel* und *Neumann* in Wien gehen sehr kritisch zu Werke.

Eine wichtige Frage ist: hat man eine ächte oder unächte Münze? Die Numismatik hat also eine Kritik, die sich durch lange Erfahrung erst erwerben lässt. In der Numismatik ist es äusserst schwer, das Aechte vom Unächten zu unterscheiden, so dass die Kritik in derselben eine Sache ist, welche nur Wenigen zugesagt ist. Es hat Münzkenner gegeben, die durch das Anlecken eine Münze gesagt haben, ob sie ächt oder unächt sey. Denn die Münzen erhalten einen Firniss in der Erde, der aber auch oft nachgeahmt ist; denn in gewissen Zeiten hatte man förmliche Officinen, in denen alte Münzen gemacht wurden.

Allgemeine Darstellung dessen, was in die Theorie der alten Numismatik gehört.

Man mache sich mit den allgemeinen Ideen bekannt. Das Erste ist der *Name* von den alten Münzen: nummus, pecunia. Es ist die Frage, wie man nummus schreiben soll. Man glaubt, es sey mit νόμισμα einerlei. In einem Schauspiele von Plautus, im Trinummus, ist vornherein ein Argument. Dies sind die Acrostichien d. h. solche Verse, deren Anfang den Namen giebt. Da kommt nummus mit zwei m vor. Dass bei pecunia pecus zum Grunde liegt, ist klar; aber wiefern? Ob etwa ein Gepräge von einem Thiere darauf war, oder etwas Aehn-

liches? In Absicht auf's *Alter* der Münzen herrscht viel Dunkelheit. Es giebt der alten noch übrigen Münzen wohl an 60 bis 70,000. Wie alt haben wir diese Münzen? Man hat geglaubt, man habe Münzen bald nach der Zeit, da man anfing, Münzen zu prägen. Allein selbst diese Zeit lässt sich nicht genau bestimmen; nur so viel ist gewiss, dass es nicht vor Lykurg's Zeiten geschehen ist. Bei den Asiaten war es schon länger. Die Lydier zeichneten sich zuerst als Leute mit Kunstfleiss aus. Sie hatten viele gute Metalle, und Herodot legt den Lydiern diese Erfindung ganz unbezweifelt bei. In Europa wurde lange Zeit noch kein Geld geprägt. Dass die Griechen darauf dachten, Münzen zu prägen, geschah zwischen Lykurg und Solon. Für den ersten, der Münzen ausprägen liess, giebt man *Phidon* an. Diese Sage kommt sehr häufig vor. Doch giebt es dabei Dunkelheiten. Man sagt, er habe zuerst Silber ausprägen lassen; es ist aber wahrscheinlich, dass man vorher Metall und Kupfer gebraucht habe. Darauf führt das eiserne Geld der Spartaner. Nun hat man in Berlin eine Münze, worauf der Name Phidon vorkommt, und diese hielt man für die älteste. Allein hernach merkte man wohl, dass es eine blosse Denkmünze sey, um die Sage des Phidon zu bescheinigen. Sie ist eine unächte und späte. Aus diesem Zeitalter haben wir nichts. Man kann also weder den Staat, noch die Personen angeben, welche zuerst Münzen prägen liessen. Man liess Münzen mit Schrift prägen, da das Schreiben üblicher wurde; denn da war der Drang zu schreiben leichter und grösser. Aus dem fünften seculo vor Christus fängt man an, schon einiger Münzen zu erwähnen; doch erfordern auch diese noch mehrere Gewissheit. Für die ersten sichern alten verdienen die angesehen zu werden, die aus des Macedoniers Philipp Zeit sind. Von Alexander hat man viele Münzen, vorzüglich goldene, und seit der Zeit eine ziemlich fortlaufende Reihe durch die letztern Zeiten des griechischen und römischen Staats. Ferner Münzen der ägyptischen und syrischen Könige. Der grösste Haufen von Münzen ist aus Rom, besonders aus den Kaiserzeiten. Nächst dergleichen Münzen von Fürsten giebt es viele schöne Münzen von freien Völkerschaften, vorzüglich aus Unteritalien und Sicilien. Diese sind besonders schön gearbeitet. Dies sind die nummi populorum. Besonders ist eine Münze der Krotoniaten wichtig, von Kroton in Italien. Diese musste in der Blüthe des Staats geprägt seyn. Wozu diese interessant sind, ist der Umstand, dass sie uns von den Staaten, von welchen wir wenige historische Data aus Büchern haben, viele Nachrichten geben. Als schöne Kunstwerke, ästhetisch betrachtet, sind diese letztern ganz vorzüglich. Von dieser letztern Seite aber sind die Münzen noch wenig angesehen. Es lässt sich mit Zuziehung der Münzen der Cha-

rakter jedes Volks in der Kunst genauer bestimmen. Die gewöhnliche Betrachtungsart geht fast immer nur auf die Geschichte und hält sich zu dem Ende an die Aufschriften. Darum bekümmert man sich ganz besonders viel um die Sprache, welche auf den Münzen ist.

Was die Eintheilung der Münzen überhaupt betrifft, so ist eine der gewöhnlichsten nach der *Grösse* oder modulus. Man nimmt verschiedene modos magnitudinis an, der Eine mehr, der Andere weniger. Gewöhnlich nimmt man drei an: nummi maximi, secundi, tertii moduli. Die von der prima magnitudine haben doch selten die Grösse der grossen Medaillen, die im medio aevo geschlagen wurden; sonst nur so gross, wie unsere Thaler; dann kommen die gewöhnlichen und dann die kleinen Scheidemünzen. Die grössten sind die Schaumünzen, und diese nennt man eigentlich Medaillen. Andere Völker, als Engländer und Franzosen, unterscheiden das nicht. Von allen diesen Münzen haben sich so viele erhalten, dass man hinlängliche Notizen erhält. Die Völker, welche nur kurze Zeit geblüht, sind uns durch Münzen weniger bekannt geworden; doch giebt's Entdeckungen, die man für die Geographie durch die Münzen machen kann. Was die *valeur* oder die *Evaluation* mit den unsrigen betrifft, so gehört dies nicht in die Münzwissenschaft, sondern in die Antiquitäten, cf. die deutsche Uebersetzung von *Anacharsis* Reise durch Griechenland, gegen das Ende. Hier ist über alle Maasse und Gewichte bei den Alten ein aus dem Französischen in's Deutsche übersetztes Werk mit einer Vorrede von *Kästner* zu empfehlen. Bei den Griechen hat man sich um mehr als ein Volk zu bekümmern hinsichtlich des Geldes; es giebt korinthisches, äginetisches, alexandrinisches Geld. Kommen Talente vor, so muss man fragen: was ist es für eins? Denn sie waren nach den verschiedenen Nationen verschieden. cf. eine Abhandlung von *Potter* und *Gronovius* de pecunia veter. Dieser hat in Rücksicht des römischen Geldes Alles in's Licht gesetzt.

Die wichtigste Abtheilung der Münzen ist nach Verschiedenheit der Völker und der Zeitperioden, in denen sie geprägt sind. Man nimmt hier acht Hauptclassen an:

1) *Münzen griechischer Freistaaten*, nummi civitatum graecarum, vor Rom's Unterwerfung. Hierher gehören alle sicilianische. Lange Zeit haben sich die Gelehrten um diese gar nicht bekümmert. Vorzüglich hat sich unter den ältern Gelehrten der Franzose *Pellerin* um diese Classe verdient gemacht.

2) *Münzen der Fürsten ausser Rom.* Diese werden nach Zeiten unterschieden;

a) eine kleine Anzahl bis auf Alexander;

b) eine grössere Anzahl von ihm bis auf August;

c) eine Anzahl von August an. Hier kommen vorzüglich die parthischen Münzen in Betracht, über welche vornehmlich *Vaillant* geschrieben hat. Dieser ist durch seine Gierigkeit in Ansehung der Münzen bekannt, welche so weit ging, dass er die Münzen oft verschluckte und sie dann von sich gab.

3) Denkmünzen auf alte berühmte Männer. Diese lassen sich nach den Gegenden unterabtheilen. Heyne hat in dem thesauro Britannico die vorzüglichsten gesammelt. Diese gehen die römischen nichts an. Die folgenden haben mehr Verbindung mit ihnen.

4) *Altrömische Münzen* gewisser Personen, ehe der Staat es gewissen Personen commissionsmässig auftrug, nummi antiquae monetae Roman. Ihrer sind nicht viele.

5) *Familienmünzen*, diejenigen, welche in den Zeiten der blühenden Republik geschlagen sind. Nummi familiarum heissen sie, weil die Personen (Commissionäre), die sie schlagen liessen, etwas, das Bezug auf die Familie hatte, darauf setzen liessen. Diese Commissionäre sind die triumviri, welche auf die Münzen setzen liessen: Tr. AAA. FF. i. e. Triumviri, auro, argento, aere, flando, feriundo. Wenn nun jemand aus einer Familie abstammte, der etwas Wichtiges gethan hatte, so liess man etwas darauf setzen, das darauf Bezug hatte.

6) *Kaisermünzen*. Dies die grösste Menge, von August bis fast auf die letzten Kaiser. Man hat treffliche Sammlungen, wo Münzen aller Kaiser niedergelegt sind. Das Hauptwerk ist von *Medius Barbus* imperatorum romanorum numismata, von Pompejus bis auf den Kaiser Heraclius. Dieses Buch enthält erstaunlich wichtige Punkte für die Zeitrechnung. Besonders lernt man aus den Kaisermünzen die vielen Nebenpersonen der kaiserlichen Familie. Noch sind zwei Classen übrig. Die Römer erlaubten fremden Staaten und den Colonieen das Recht, Münzen schlagen zu dürfen; daher

7) *Colonie- und Municipialmünzen*, numismata coloniarum, theils während der Republik, theils unter den Kaisern.

8) *Münzen der griechischen Staaten*, denen die Römer auch verschiedene Freiheiten (Autonomien) gelassen. Daher nennt man dergleichen Münzen Autonomen. Von dieser Art hat man noch artige Münzen.

Dieser ganze Haufen lässt sich wieder nach der Verschiedenheit der Metalle eintheilen, worin sie geprägt wurden, als: Gold, Silber, Bronze und gemeinere Sorten von Metall, die in schlechten Zeiten stark untergelegt wurden. Auch spricht man von Leder und andern Sachen, aber blos in schlechten Zeiten. Die bronznen sind die häufigsten. In gewissen Zeiten bekam das Gold grosse Dunkelheiten; man warf nemlich

Zinn und andere schlechtere Metalle darunter. Daher unterscheiden sich gewisse Zeitalter durch Güte der Münzen; andere sind sehr verrufen, besonders in den letzten Zeiten der römischen Kaiser. Ausser den drei gedachten Materialien nahm man nicht leicht jussu pop. ein andres, ausser in gewissen Zeiten auf wenige Jahre. Daher finden wir in Griechenland lederne Münzen. Die Art und Weise, sie zu prägen, war in den verschiedenen Staaten verschieden. In Absicht auf die Prägung ist der Unterschied zu merken, dass die Alten fundere und flare von einer Classe, von der andern cudere oder ferire sagen. Von der ersten Art sind Münzen gegossen. Dies geschah seltener und später. Das Prägen war im Alterthum das Herrschende. In Ansehung der Schönheit macht man auch verschiedene Eintheilungen. Wenn man sie nach den Staaten eintheilt, so sind gewisse Staaten im Rufe, schöne; andere schlechte Münzen geprägt zu haben. In Athen hatte man die schlechtesten Stempel; daher die attischen Münzen die schlechtesten waren. Sehr zeichnen sich die aus Gross-Griechenland aus. Die Römischen enthalten eine grosse Anzahl von geschmackvollen Stücken; aber vor den Römern war schon Alles in dieser Kunst erschöpft. In gewissen Zeiten fiel oft ein Stück von sehr schönen Münzen zu schlechten herab. Gewisse Arten von Münzen hackte man auf dem Rande. Dergleichen Münzen waren vorzüglich in Rom häufig, doch immer von Silber. Sie hiessen nummi serrati. Eine andre Classe nennt man (doch nicht die Alten) contorniati, die eine Einfassung rund herum durch eine vertiefte Linie haben. Sie sind gross und müssen Medaillons gewesen seyn, doch nicht von Gold, das im Umlaufe war; sie sind gewöhnlich von Bronze.

Von der Aufschrift und dem Gepräge der Münzen.

Man muss sich auch um die Typen oder das Gepräge hinsichtlich des Nutzens bekümmern. Dieses kann auch ästhetisch behandelt werden. Es giebt Münzen, auf denen die Figuren ausserordentlich schön sind. Jeder Staat hat Figuren, die beständig vorkommen. Auf den attischen finden wir eine Eule, den Vogel der Minerva. Die Griechen in Cyrene hatten das Kräutchen silybum auf ihren Münzen. Bei den Römern sind die typi verschieden. Eine der gewöhnlichsten ist die dea Roma, entweder in einer biga oder quadriga. Ausserdem war es den obrigkeitlichen Personen, die dies besorgten, überlassen, was sie darauf setzen wollten. Daher haben sie Familienangelegenheiten darauf gebracht. Die consulares und die familiarum sind alle in den Zeiten der Republik geschlagen. Dadurch lernt man ungemein viel über die römischen Familien.

Man unterscheidet den avers und revers. Die Hauptseite heisst: adversa pars, die andere, die Kehrseite: reversa. Die erste wird auch pars antica, die zweite postica genannt. Gewöhnlich sind beide Seiten entweder mit Inschriften oder mit Figuren versehen. Auf der Hauptseite finden wir allerlei Vorstellungen von Gottheiten und symbolischen Sachen, Thiere, Bäume, Menschen oder Bruststücke. Doch sind letztere bei allen alten Völkern bis in die Kaiserzeiten selten gewesen. Die griechischen Nationen pflegten ihre Gottheiten auf diese Seite zu bringen, etwa mit einem Lieblingsbaume oder Thiere. Andere brauchten die vier heiligen Spiele. Dergleichen Gepräge sind auf dieser Seite äusserst vielfach. Die Kehrseite hat gewöhnlich irgend etwas, was auf den Staat, der sie hat prägen lassen, Beziehung hat. Bei den Römern ist es besonders die dea Roma oder eine ratis, ein Fahrzeug (letztere Stücke nennt man nummi ratiti) oder eine Victorie (nummi victoriati) oder ein Wagen, bald ein zwei-, bald ein vierrädriger, (nummi bigati, quadrigati). Dazu kommt nun noch die Umschrift oder Inscription. Diese ist doppelt. Bald finden wir sie auf dem Rande, bald in der Mitte, wozu ein leerer Raum (area) gelassen wird. Beide Arten heissen Inscriptionen, in neuern Zeiten die Legende. Bald sind diese auf der Haupt-, bald auf der Kehrseite, oft auf beiden. Einige Ordnung in dieser Gewohnheit findet sich zwar, wenn man die verschiedenen Staaten betrachtet. So wie man eine critica numismatica hat, so hat man auch eine interpretatio numismatica. Dazu gehört eine genaue Kenntniss der vielen Abbreviaturen der Alten. Daraus sind eine grosse Menge compendia scribendi entstanden, die man, wenn es ganz einzelne Zeichen sind, siglas nennt. Werden Worte so abgekürzt, dass ein paar Buchstaben hingesetzt werden, so ist die Sache so schwer nicht. In Absicht der lateinischen ist es sehr nothwendig, sie kennen zu lernen. In vielen lexicis sind solche Abbreviaturen und siglae aufgezeichnet. cf. *Corsinus* de notis Graecorum, Florenz 1749. fol. Das Studium dieses Werks hilft viel für griechische Inscriptionen. Für die römischen giebt es eine grosse Menge von Büchern, cf. *Noltenii* lexicon antibarbarum, wo ein grosses Register ist. Für die römischen Münzen cf. lexicon abruptorum (kein übliches Wort), quae in numismatis rom. occurrant, Norimb. 1777. 8. Man lernt daraus sehr viele kleine Darstellungen von gewissen römischen Vasen, Utensilien etc. Diese sind oft bei aller Kleinheit trefflich gearbeitet. In Absicht der Thiere hat man oft für die Naturgeschichte etwas zu lernen; denn oft wurden schon früh seltene darauf geprägt. Hier sieht man, wie im Alterthumsstudium eine Wissenschaft in die andere eingreift.

Hauptwerke für diese und jene Hauptclasse von Münzen.

Eckhel hat ein schönes Werk herausgegeben, vorzüglich für die erste Classe der Staatenmünzen: catalogus musei Caesarii Vindobonensis. *Vaillant's* Werke gehen vorzüglich auf Rom und das parthische Reich. Dahin gehören auch numismata familiarum 2 fol. Dann folgen in 2 B. 4. die römischen Kaisermünzen. Das Hauptbuch ist der thesaurus Morellianus. Ein Schweizer, Morel, gab anfänglich ein specimen universae rei monetariae heraus. Es enthält lauter allgemeine Begriffe mit vieler Richtigkeit und Ordnung. Nachher sammelte der Mann an einem eignen Münzcabinette, das ungeheuer gross wurde. *Havercamp* gab dieses Werk nach des Verfassers Tode zu Leyden heraus. Dieses Buch ist vorzüglich zum Nachschlagen zu brauchen, besonders bei Familienmünzen, bei Dunkelheiten in den Aufschriften. Ferner *Golzii* thesaurus rei antiquariae uberrimus, Antwerpen 1618. fol. Ein andres Buch von ihm heisst: fasti romani 1 fol. Doch hat Eckhel gezeigt, dass *Golz* viele Münzen beschrieben hat, die blos in seinem Kopfe existirten. Nach ihm haben das viele spätere Numismatiker wieder gethan.

f.

Epigraphik oder die Lehre von den Inscriptionen.

Sie ist ein weites Feld. Man hat gestritten, welche von beiden Branchen mehr Vortheil für das Studium des Alterthums habe. Eine Menge Inschriften hat einen grossen Werth für alle Theile der Realkenntnisse des Alterthums, so dass sie oft allein aushelfen können. Viele Namen entstehen durch die Schriftsteller; durch die schlechten Copien derselben werden sie verdunkelt, und hell gemacht durch die Inscriptionen; ja durch sie lernen wir viel von der Sprache und Orthographie. Es kommt hie und da etwas vor, was in Schriftstellern nicht ist; ja man kann aus ihnen kleine lexica verfertigen. Deshalb wollte *Gudius* ein solches Werk über sie schreiben, als es *Spanheim* über die Münzen schrieb. Doch er vollendete es nicht. Ueber das Allgemeine des Nutzens der Epigraphik hat man nicht viel, ausser eine Abhandlung von *Oudendorp*, welche in der Kürze die Rücksichten gut enthält. In Ansehung dieses Fachs geht man so zu Werke, dass man den Begriff von demselben angiebt, das Alter der Inschriften und die verschiedenen Arten und Weisen der Schrift, wie die Alten geschrieben. Die Griechen nennen alle Inscriptionen ἐπιγραφή oder ἐπίγραμμα. Ein Monument erhält gewissermaassen erst durch eine Aufschrift Leben. Die Alten liebten sie ganz erstaunlich. Vorzüglich waren sie auf sepulcris, Ge-

bänden u. s. w. gebräuchlich. Die Länge war sehr verschieden, oft sehr beträchtlich. Man grub oft ganze Kalender darauf. Wir haben eine grosse Menge von enormer Länge übrig. In allen Inschriften des Alterthums herrscht ein ganz einfacher edler Geschmack. Hier zeigte sich das Alterthum in seinem ächten simplen Geschmack, der in Natur und Wahrheit gegründet ist. Das factum wird simpel angegeben, entfernt von allen Schnörkeln. Gewöhnliche, wenn nicht einmal schlechte Menschen so etwas gesetzt haben, waren nur wenig, und nur die zweckmässigsten wurden gewählt. Die aus den ersten Zeiten zeichnen sich durch Simplicität und Kürze aus. Im medio aevo machte man läppische Inschriften, und man ist erst in neuern Zeiten, blos durch Vergleichung der ältern Werke, auf den rechten Weg gekommen. Hierauf ist auch die Académie des inscriptions in Paris gegründet. Ludwig der vierzehnte ging mit grossen Thaten um und er sorgte dafür, dass Menschen wären, welche Inschriften darauf machten. Da aber wenige Thaten waren, so knüpfte man auch die belles lettres daran. Im Grunde sind auch unsere neueren Sprachen nicht sehr zu Inschriften tauglich, wegen der vielen schleppenden Hülfsverben. Daher zieht man auch bei den Inscriptionen die Latinität vor. Die Inschriften sind uns vorzüglich von der Seite wichtig, um die Kenntniss der Sprache und Geschichte, kurz alles das, was zum Alterthum gehört, zu erweitern. Begreiflicher Weise kommt sehr viel auf Steinen vor, was nicht in Büchern vorkommt. Darauf wird noch zu wenig in lexicis Rücksicht genommen. Insonderheit wird die häusliche Verfassung, besonders der Römer, durch sie erläutert. Die Inschriften auf den Grabmälern (tituli) geben uns eine sehr grosse Anzahl von Notizen. Endlich zieht, wie Cicero sagt, das Alterthum selbst uns angenehm und reizend an. Die Judicial-Inscriptionen lassen uns auf Rechtsfälle schliessen. Zuweilen kann kein Gebrauch von ihnen gemacht werden; es wird uns dadurch Manches blos klarer. Sie werden verschiedentlich eingetheilt; sie lassen sich natürlich abtheilen in

1) *inscriptiones publicae*, welche der Staat hat machen lassen. Auf diese kann man sich verlassen, denn in ihnen war man besonders genau; darum kann man sich auf die Richtigkeit der Orthographie und der Data verlassen.

2) *privatae*. Diese sind, je nachdem sie von Vernünftigen oder Unwissenden gemacht sind, von verschiedenem Werthe: ja es giebt falsche Inschriften, worin grobe Fehler sind. Dies ist die allgemeine Eintheilung. Die besondere ist nach den Materien. Diese sind:

a) *honorariae* zur Ehre auf gewisse Personen, theils bei ihrem Leben, theils nach ihrem Tode, wozu auch die sepulcrales gehören. Mitunter kommen artige, charmante vor.

b) *juristische*, wie bei Gränzbestimmungen;

c) *heilige*, worunter die *votivae* gehören,

d) *miscellaneae*, worin vermischte und allerlei zum Leben der Alten gehörige Sachen vorkommen. Man kann die *historische* nennen, obgleich es auch die vorigen sind.

Unter den Inschriften auf öffentlichen Werken oder Privatgebäuden fallen zuerst die auf den Tempeln auf, wo die Römer, die den Tempel weihten, gern eine Inscription mit ihren Namen darauf setzten. Diese Liebe, Inscriptionen worauf zu setzen, ging so weit, dass man auch auf Röhren von aquaeductibus seinen Namen setzen liess. Solche Namen dienen oft, die Geschichte eines Werks zu vervollkommnen. Die heiligen oder votiven Inschriften gründeten sich auf Gelübde. Dahin gehören auch die, welche sich auf donariis finden. cf. *Thomasius* de donariis veterum. Unter den Inschriften, welche auf die Staatsverfassung gehen, befinden sich Senatsbeschlüsse, öffentliche Instrumente, tabulae, Contracte aller Art, auch selbst die, welche Privatpersonen machten der Hospitalität wegen, tesserae hospitalitatis. Die wichtigsten sind die, welche sich auf den Staat beziehen. Hier haben wir noch viel Schätzbares, Beschlüsse auch aus Griechenland, ψηφίσματα. cf. *Chishull's* antiquitates asiaticae, London 1728. fol. Wir haben selbst ein spartanisches altes Denkmal gegen einen Saiteninstrumentspieler, am neusten von *Payne Kneigth* bearbeitet in einem Buche über das Alphabet der Alten. cf. *Maittaire* de dialectis graecis. Hauptsächlich haben wir aus dem alten Rom noch Senatusconsulta, z. B. das de Bacchanalibus. Unter die zur Erklärung der Geschichte absichtlich verfassten Monumente gehören vorzüglich die fasti. Im vorigen Jahrhunderte brachte man die fasti Capitolini. Der Italiener *Joggini* hat vor wenigen Jahren die fasti Verii Flacci, von denen Suetonius in der Schrift de vet. illustr. gramm. redet, hervorgebracht. Hieher gehört auch das monumentum ancyranum nach der Handschrift August's selbst gemacht. Aehnliche Monumente hat man auch von den Griechen. Die berühmtesten sind die marmora arundeliana seu Oxoniensia, Oxon. 1763. fol. Ein neuerer Engländer, *Robertson* hat die Aechtheit dieser Inschrift zweifelhaft zu machen gesucht. Auf diesem steht eine Rechnung eingehauen, die sich auf chronologische Bemerkungen und alexandrinische Chronologie bezieht. *Wagner* hat davon einen Abdruck besorgt, Göttingen 1780. 8. Ferner monumentum adulitanum, das in Adule stand. Das Nähere davon gehört in die griechische Litteratur. Der auf Familienvorfälle sich beziehenden Monumente giebt es sehr viele, wovon aber sehr viele dunkel sind; besonders sind sie wegen der vielen Abbreviaturen schwer.

Was die materia substrata betrifft, so sind es alle möglichen Arten In- und Aufschriften auf allen Arten von Materie, Stein, Holz etc. Es kommt nicht darauf an, wie lang oder kurz eine Aufschrift sey. Was auf härteren Massen vorkommt, ist epigramma. Sofern setzt man die Inscriptionen den Büchern entgegen. Bei diesen wird darauf gesehen, dass sie auf weichen Massen sind. Die mehrsten Inscriptionen sind auf Steinen; daher werden alle Inscriptionen vorzugsweise lapides genannt. Doch verwechselt man auch Beides oft und setzt ausser dem Worte lapis auch titulus für eine Inschrift. Von den Steinen wählte man zu Inscriptionen den festen Marmor. In Bronze wurde von Staats wegen dies und jenes gearbeitet. Für die ältere Zeit ist zu bemerken, dass man nur in Holz arbeitete. Daher sind die frühesten Gesetze, z. B. die Solonschen, in Holz gegraben. Daher sagt Horaz: leges incidere ligno. Exempel von dergleichen Monumenten, worauf Inschriften sind, giebt es allenthalben, wohin Römer kamen, in Griechenland und Asien, mehr in Italien. In Absicht der Ausgrabung und der gelehrten Behandlung derselben ist man hier eben so wie sonst zu Werke gegangen. Man hat sich Mühe gegeben, alle Steine, auf denen auch nur einige Buchstaben waren, hervorzutragen. Einige Inschriften sind ganz vorzüglich wichtig und schätzbar, und dies sind die, welche wir auf Bronze übrig haben. Es finden sich auch kleine unbedeutende Sächelchen, selbst von Blei, und auch diese sind wichtig. Alle Untersuchungen, die sich auf die Inschriften beziehen, sind sehr anziehend in Hinsicht auf Sprache, Antiquitäten, Geschichte etc. Die Sachen, die man übrig hat, sind alle gesammelt, und viele Gelehrte haben die ehedem gesammelten Inschriften abdrucken lassen. Die Eintheilung der Inschriften nach Völkerschaften versteht sich von selbst. Sehr interessant wäre es, wenn man bis in die frühsten Zeiten der Römer gehen könnte. Wir haben noch ein Werk: columna Duilii; doch ist daran noch viel zu zweifeln. Livius selbst sagt, sie sey vom Blitze zerschmettert worden. Man hat einen Commentar darüber von *Ciacconius*, abgedruckt beim Florus und in *Graevii* thesaurus. Die Latinität in den Inschriften wird in den spätern Jahrhunderten ganz abscheulich. Die meisten Inschriften, welche wir haben, fallen in die nächsten secula nach Christus, grade in die Zeit also, da die Latinität viel Männlichkeit gewann. Die ältesten unter diesen sind uns die wichtigsten, weil wir darin die schönste Latinität finden, und weil die Handschriften am schönsten getrieben sind. Auch ist die Orthographie in den ältesten Zeiten erstaunlich wichtig. Doch giebt es auch in dieser Rücksicht in den besten Zeiten sonderbare Inconstanzen. In den ältesten Zeiten ist das Senatusconsultum über die Bacchanalien das Wichtigste, cf.

Livius. Es gingen bei den Bacchanalien viele Abscheulichkeiten vor. Als dieses angegeben wurde, machte der Senat ein Consult, das sich noch auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindet. An der Aechtheit desselben ist gar nicht zu zweifeln. Die beste Erläuterung ist von Aegyptius, Neapel 1729. In diese Inschriften hatte sich selten etwas Falsches eingeschlichen; man nahm sie gemeine Steinmetzer dazu. In den Familieninschriften giebt es freilich grosse Lücken. Dies macht eine critica lapidaria nothwendig, so wie man eine hermeneutica lapidaria hat. Man hat mit den Inschriften viel Betrug gemacht, noch in diesem Jahrhundert. *Fourmont* der jüngere hat die Gelehrten auf zehn Jahre geprellt. Er gab vor, die Solonschen Tafeln noch gefunden zu haben. Hieher gehören auch die berühmten Amycleae inscriptiones, von denen man gradezu annehmen kann, dass sie von *Fourmont* selbst gemacht sind. Diese haben selbst den grossen Barthélémy betrogen. Diese Kritik fordert eine grosse Bekanntschaft mit den Alterthümern, die oft sehr in's Kleine gehen muss. Dann muss man auch von den alten Steinen und Monumenten grosse Kenntniss haben. Auch dieses Geschäft kann also nur für Wenige seyn, da so Wenige Reisen in die Gegenden machen können, in denen vielleicht noch Manches zu finden wäre.

Schriften über Epigraphik.

In den Büchern über die hermeneutica lapidaria findet man besondere Artikel über die Abkürzungen in den Inschriften. Ueber die griechischen in *Scipio Maffei's* Schrift: de siglis Graecorum lapidariis, Verona 1746. 8. Ueber die römischen haben wir viele kleine Abhandlungen. Es wäre nur zu wünschen, dass die critica lapidaria theoretisch und praktisch mehr behandelt würde. Von *Scipio Maffei* hat man eine ars critica lapidaria in einer Sammlung von Inschriften, welche ein neuerer Italiener, *Donatus*, herausgegeben hat; es ist aber seine Schrift nicht vollendet, denn er starb darüber. Sie will nicht viel sagen und bleibt nur in den ersten allgemeinen Anfangsgründen. Für das ganze Inscriptionsstudium ist das Hauptbuch *Zaccaria's* institutione antiquaria lapidaria, Rom 1770. 8. Es ist das beste, was man hat, bezieht sich aber blos auf lateinische Inschriften. Damit muss man verbinden eine Abhandlung von *Franz Oudendorp* de veterum inscriptionum usu, Lugduni Batav. 1745. 4. Vorzüglich wichtig sind die Sammlungen, wo man Inscriptionen zusammengebracht hat. Ausserdem findet man Vieles zerstreut in Reisebeschreibungen. Hieher gehört *Richard Chandler's* Werk, worin auch die Marmorchronik ist: inscriptiones antiquae, praes. Athenis coll., London 1774. fol. Es bezieht sich blos auf griechische Inschriften. Das wichtigste Buch ist: *Gruteri* inscriptiones ant. orbis Rom., Heidel-

berg 1602. fol., cura *Graevii*, Amsterdam 1707. 4 fol. Die in Holland nachgedruckte Ausgabe ist hin und wieder vitiös, daher man die alte daneben haben muss. Darin ist eine sehr grosse Menge Inschriften enthalten. *Gruter* war der Erste, der etwas Ganzes und Grosses sammelte. Nach ihm sind mehrere hinzugekommen. *Joseph Scaliger* hat treffliche Register zu diesem thesaurus Gruteri gemacht, und zwar in 10 Monaten. Ein andrer Gelehrter, *Marquard Gudius*, arbeitete lange an einem ähnlichen thesaurus; er wurde aber nicht fertig damit. Lange nach seinem Tode erschien ein einziger Band in fol.: inscriptiones antiquae, Leuwarden 1731. Nächst Gruter ist ein wichtiger Sammler *Thomas Reinesius*, Arzt in Altenburg. Er hat noch Vieles von Handschriften zurückgelassen, das sich in der Stiftsbibliothek zu Zeiz befindet, welches wohl werth wäre, gedruckt zu werden. Vorzüglich gehört hieher sein syntagma inscriptionum ant. in vasto Gruteri opere omissarum, Leipzig 1682. 2 fol., vorzüglich schätzbar, enthält gute Zusätze, Supplemente zum vorigen und dient zur Einleitung in dieses Studium. Seit der Zeit haben viele, besonders italienische Gelehrte noch manches Andere aufgefunden und Nachträge gegeben, als *Muratori* und der Beste von allen, *Fabretti*; dieser in seinen inscription., Rom 1699; jener in seinem nov. thesaur. vet. inscription., Mailand 1739—1742. 4 fol. Es sollten 8 fol. werden. Supplemente dazu gab heraus *Sebast. Donatus*, Lucca 1764. 2 B. Seitdem ist in diesem Fache nichts Grosses edirt, obgleich einer der grössten Gelehrten in diesem Fache, *Hagenbuch*, ein Schweizer, lange mit einem grossen Werke umging. Seine Schriften sind sehr zu empfehlen. Seine epistolae epigraphicae, Zürich 1747. 8. sind sehr gut. Noch liegt Vieles von ihm in Zürich ungedruckt. Mit Fabretti und Gruter lässt sich im Allgemeinen Bekanntschaft mit dieser Sache machen. Schade, dass sie blos auf römische, und nicht auch auf griechische Inscriptionen ausgehen. Man sah immer auf römische, weil man deren am meisten übrig hat. Mit diesen Schriften müssen *Hagenbuch's* verbunden werden, welcher einer der besten Kenner ist. Durch seine Briefe über die res epigraphica werden Dunkelheiten in diesem Fache aufgehellt. Es fehlt uns blos eine Einleitung in dasselbe. In Absicht der griechischen Inscriptionen halte man sich an alte Reisebeschreibungen, die in *Oberlin's* orbis antiquus verzeichnet sind, an *Spohn* und Andre. Manche griechische Inscriptionen sind in Versen, und die aus alten Zeiten in guten Versen; der grössere Theil in Prosa. Hier interessiren uns blos die älteren. Allein man hat hier allerlei fraudes und viele für alt ausgegeben, die es nicht sind. Es bleiben nur grössere sichere Inschriften gewiss, wie die *Sigäische*. Spätere betreffend, so haben wir weder Sammlungen, noch An-

leitung dazu, *Gorius* hat sich durch seine symbolae florentinae um dieses Fach sehr verdient gemacht. Verschiedene Sachen hat man in *d'Orville's* schönem Werke: Sicula, Amsterdam 1764. 2 fol., welches eine Art Reisebeschreibung ist und sich auf Sicilien bezieht. Dann giebt's Sammlungen, die musea betitelt werden, als das Veronense. Andre Schriften sind citirt in *Christ's* Collegio pag. 124., doch ohne Auszeichnung, und in *Ernesti's* archaeologia, von *Martini* herausgegeben, pag. 44. In diesem Buche kommen auch die Anfangsgründe vor.

Die Kunst, die Inschriften zu lesen, ist das, womit man sich vorzüglich befassen muss. Man muss die Züge der Buchstaben und die Abkürzungen kennen lernen, deren es viele giebt und die zuweilen schwankend sind. In guten Büchern hat man indices davon. Einige wenige finden sich auch im Griechischen; diese aber machen nicht so viel Mühe. Es finden sich Inschriften, die man gar nicht lesen kann. Die lexica muss man noch durch Inscriptionen erweitern, was bisher noch nicht geschehen ist, um unbekannte Wörter und die Bedeutungen derselben aufzuführen, besonders solche Wörter, die in Rom im Curs waren. Manche Wörter kommen vor, die seltsam sind und keine Analogie haben, und sofern kann man nicht wissen, wiefern man sich auf sie verlassen kann. Das Schwerste ist eine eigne epigraphische Kritik des Aechten und Unächten. Man hat zu allerlei Theorien den Anfang gemacht; allein diese Theorien helfen hier nicht viel, wenn man nicht Exempel bei der Hand hat.

8.

Die alte Architektonik oder die Baukunst.

Eigentlich kann man diese Kunst nicht unter den Begriff der schönen Kunst bringen; allein die Architekten haben Vieles aus der schönen bildenden Kunst entlehnt, und sie geht mit den übrigen gleichen Schritt. Der grosse Architekt muss mehrere Künste vereinigen, seinem Endzwecke Genüge zu leisten. Da jeder schöne Gebäude für Gegenstände des guten Geschmacks ansieht, so muss man auf sie Rücksicht nehmen. Zur kürzesten Uebersicht der Geschichte der Baukunst dient *Stieglitz's* Geschichte der Baukunst, welche leicht, unterrichtend und deutlich ist, und seine Baukunst der Alten, Leipzig 1792. 8., um daraus die Art und Weise der Gebäude kennen zu lernen.

Dass vor den Griechen schon im Oriente Völker gebaut, ist gewiss, aber ohne hinreichenden Geschmack und ohne das Gefühl von Würde und Schönheit. In Erstaunen setzende Werke hat man vor den Griechen schon gehabt, allein man kann an ihnen blos den Fleiss bewundern. Dahin gehören

Aegypter und Phönizier, bei denen man nicht auf Theorie denken darf, sondern darauf, dass sie Alles durch eine Menge Menschenhände zwangen; wahre monstra von Gebäuden, die nicht entstehen können, wenn eine Nation nicht einen hohen Grad von Despotismus hat und in Unterwürfigkeit lebt. So muss man sich ihre ungeheuern Werke erklären. Sie entstanden früher, ehe die Griechen die ihrigen aufführten. Eine wichtige, bedeutende Nützlichkeit aber haben diese Werke nicht gehabt. In dem Gange der Baukunst unterscheidet man zuerst die Baukunst vor der griechischen höheren Cultur, wozu man auch selbst noch die alten Griechen rechnen kann, da sie noch an keine Schönheit in ihren Gebäuden dachten. In diese Periode gehören vorzüglich die Babylonier, Assyrer, Perser, Aegypter, Phönizier, Juden. Von allen diesen Völkerschaften und in den Gegenden, welche sie bewohnt haben, giebt es noch einige Ueberreste, nur nicht von den Babyloniern und Assyrern. Die ältesten Ueberbleibsel sind die, die wir von den Aegyptern übrig haben. Lange vor der griechischen schönen Baukunst hat man in Asien sehr grosse ungeheure Bauwerke gehabt. Grade in der Zeit, wo die Nationen noch am meisten mit dem Körper arbeiteten, konnten sie eine grosse Menge dazu nehmen, wozu man nachher viel wenigere wegen Erfindung der Maschinen nahm. Hieher gehören z. B. die alten Gebäude in Rom, die cloacae, die Pyramiden in Aegypten, die erstaunlichen Mauern der Städte. Dagegen aber fehlte alle Schönheit.

Mit den Babyloniern muss man anfangen. Die Stadt Babylon war ein ungeheures Werk. cf. Herodot: 1, 178. Nach und nach wurde es immer mehr vergrössert, besonders durch Nebukadnezar. Vorzüglich zeichnete sich in der Stadt ein Tempel des Belus aus und der fabelhafte Pallast der Semiramis. Hier muss man *Carsten Niebuhr's* Reise nach Arabien und denen umliegenden Ländern, Kopenhagen 1774. 2 B. nachlesen.

Was die Assyrer betrifft, so war ihre Stadt Ninive noch etwas grösser, als Babylon. Sie war einige deutsche Meilen lang und hatte vierzehn Meilen im Umfange. cf. Diodor 2.

Was die Phönizier betrifft, so haben sie auch sehr grosse Städte gehabt, und ihre Baukunst ging bei ihnen auch einen guten Gang wegen des Cedernholzes vom Libanon; das sie in der Nähe hatten. Der jüdische König Salomon liess phönizische Bauleute nach Jerusalem kommen zur Bauung des Tempels. Die Data in der Bibel aber reichen nicht zu, uns davon eine lebhafte Vorstellung zu machen.

Die Perser zeichnen sich noch durch treffliche Ueberbleibsel aus, durch die sogenannten Ueberbleibsel von Persepolis. Wie alt sie sind, ist eine unsichere Frage; sie scheinen nicht

alle von gleichem Alter zu seyn. Abrisse von ihnen hat man, doch schlecht, in der allgemeinen Weltgeschichte und in mehrern Reisebeschreibungen. *Niebuhr* hat eine besondere Abhandlung darüber geschrieben, cf. deutsches Museum von 1788. 3tes Stück. Ferner *Herder*, der Graf *Caylus* lib. cit., *Heeren*, in seinen Ideen über Politik etc. im 2ten B. cf. *Oberlin's* orbis antiquus, der überhaupt die vorzüglichsten Ruinen, welche noch übrig sind, angiebt.

Wichtiger sind die Werke der Aegypter, welche durch Umstände, die dem Lande eigenthümlich waren, entstanden. Ihre Steinbrüche kamen ihnen hier sehr zu statten. Viele Tausende von Menschen arbeiteten bei ihnen zu gleicher Zeit. Sie haben sich sehr weit in Rücksicht der Baue fortgeholfen. Sie fingen mit den Obelisken an; dann errichteten sie die Pyramiden. Hier kommen nun die neuern Reisebeschreibungen sehr zu Hülfe bis auf den neuesten, Bruce. Besser noch über einige Punkte ist *Norden*, vorzüglich *Mallet*. cf. *Gatterer's* Geschichte und *Meister's* Abhandlung über die Kunst in den commentat. Gottingens. Diese grossen Baue haben alle gedachten Völker nur in Ansehung öffentlicher Gebäude gemacht. Die Privathäuser waren gewöhnlich äusserst schlecht. Nachher haben die Nationen mehr auf allgemeine Verschönerung der Gebäude gesehen, und zwar ausser den Griechen vorzüglich die *Etrusker*, wiewohl wir wenig von ihnen haben. Die Griechen sind auch hier das Volk, das auf einen höhern Gang ausging, vorzüglich in Sicilien und Unteritalien, wo grosse Städte entstanden. Ueberall giebt's davon noch viele Ruinen. Hier sind uns die Reisebeschreiber äusserst wichtig. Hauptsächlich muss man sich in Absicht auf Sicilien an *d'Orville's* Sicula, Amsterdam 1764. 2 fol. halten, wo viele Grundrisse von Reliquien sind. Ferner an *Sminburne's* Reise durch beide Sicilien, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von *J. R. Forster*, Hamburg 1785. 2 B., und an des Barons von *Riedesel* Reise nach Sicilien. Vorzüglich sind hier die Ruinen in Unteritalien zu merken, besonders die von Posidonia seu Paestum, die von Engländern in gr. fol. prächtig herausgekommen sind.

Nächst den orientalischen Völkern fingen die Griechen in Kleinasien zu bauen an und, wie sie Alles verschönerten, so geschah es auch hier. Im Homer kann man sehen, welche Gebäude in ihrer schwelgerischen Phantasie herrschten, von denen etwas Aehnliches wirklich war. Nachher werden sie erst aufgeführt. Die Sänger laufen voraus, und nachher erst bringt man so etwas zur Wirklichkeit. Der Grieche fängt seine Kunst nach Homer und mit öffentlichen Werken an. Die Privatwerke werden nicht mit Fleiss gemacht. Tempel fing man

zu, mit grosser Pracht anzulegen und auszuschmücken. Einen Tempel muss man sich indessen anders vorstellen, als ein schöneres Werk neuerer Zeit. Die alten Tempel waren ziemlich klein, da die Menschen nicht viel darin zu thun hatten. Es wurde Alles bei den Tempeln gemacht. Um die Tempel sind Umgebungen, porticus und schöne Plätze. Einige Tempel sind durch Kunst und Pracht nach und nach ausgezeichnet gewesen, als z. B. der des olympischen Jupiters, in Ephesus der der Diana, und der des Apollo in Milet. Man hatte mehrere ähnliche, die nicht so bekannt sind. Man hat hierüber ein Buch: temples anciens et modernes, Paris 1774. Rudera giebt's noch viele von ihnen, worüber Reisebeschreibungen Nachrichten geben. Man muss sich eine Liste Reisebeschreibungen ausziehen, die jede classische Gegend des Alterthums betreffen. Die Titel derselben giebt *Meiners* Geschichte der Menschheit. Nebst diesen sind andere öffentliche Gebäude: Theater und Amphitheater; letztere blos römisch. Die Theater waren sehr gross. In Rom waren in einem nicht leicht unter 80,000 und in Athen nicht unter 40,000 Personen. Man hatte daher auch künstliche Vorkehrungen, um die Stimme herumzuleiten. Auf die Theater wurde ungemein viel verwandt, und hier hat eine grosse Menge Künste statt gefunden, deren Epoche, so wie die des Kunstgeschmacks, in die Zeit des Perikles fällt. Von dieser Zeit an, in welcher im eigentlichen Griechenlande die Baukunst erst zu eigner Schönheit kam, haben die Griechen dieses Studium sehr getrieben, auch darüber geschrieben, wovon aber nichts mehr übrig ist. Prachtvoller baute man in Rom, nur nicht durch römische Hände, sondern die Griechen bauten; daher kann man nicht vom römischen Geschmacke sprechen. Die Römer gaben das Geld. Sehr ausgezeichnet wurden von den Griechen die gymnasia, die Schulen der gymnastischen Künste. Sie waren sehr weitläuftig eingerichtet und verschönert. Eine gewöhnliche Art von Gebäuden sind die schönen Säulengänge (porticus), die an vielen andern grossen Gebäuden angebracht waren, aber auch oft an einem forum (ἀγορά), so dass man da spatzieren gehen konnte und sich da sprach; denn zu Hause sprach man sich selten. In Absicht der Säulenordnungen giebt es viel zu merken; man muss sich die verschiedenen ordines der Säulen, als die dorische, ionische, korinthische bekannt machen. Was die Verzierungen anlangt, so haben die Alten viel gethan, obgleich sie nicht in die Schnörkeleien der Neuern gefallen sind. Jedoch waren in den Zeiten der Römer die Arabesken, die Verzierungen an Wänden. Ueber ihren Ursprung, siehe *Böttiger's* griechische Vasengemälde, Weimar 1797. 3 B. 8. Was die Ueberbleibsel betrifft, so muss man sie kennen. Dazu dienen die Reisebeschreibungen. Man hat sie auch in besondere Werke gebracht

und in Kupfer gestochen. Man findet auch noch immer neue. Diese Werke sind sehr theuer. Ueber die ionischen Reliquien hat man ein schönes Werk von *Chandler* ionian antiquities, London 1769. 2 fol.

Die Römer haben in der Baukunst keine grossen Sprünge gemacht. Ohne die Griechen würden sie nichts haben anfangen können. Schade nur, dass die griechische Baukunst schon wieder zu sinken anfing, als sie mit den Griechen bekannt wurden. Sie fingen bald an, treffliche Tempel, Theater etc. anzulegen. Mit den Privatgebäuden dauerte es etwas länger. Von allen diesen Resten ist nicht allein in Italien, sondern auch in ihren Provinzen Vieles übrig. Zur Geschichte der Baukunst kann man noch die Gebäude der neuern Griechen in Constantinopel hinzuziehen. Von diesen nahm man die ersten Ideen zur Verschönerung der Gebäude im Occident. Doch gestehen Alle, dass auch in diesem Punkte die Neuern weit unter den Alten stehen.

Die Griechen waren das erste Volk, das Schönheit in der Baukunst beabsichtigte; frühzeitig schon schrieben sie darüber, wovon aber wenig übrig ist. Glücklicher sind wir in Hinsicht der Römer. Von ihnen ist das vortreffliche Werk: *Vitruvius* de architectura, welches *Rode* in Dessau so vortrefflich herausgegeben hat. Nur haben wir noch keinen guten Text des Vitruvius. Für eine ordentliche Geschichte der Baukunst reicht er nicht allein hin. Was Athen betrifft, so hat man vorzüglich schöne Werke, als von *le Roi:* les ruines d'Athènes, worin herrliche Kupferstiche; von *Stuart:* antiquités d'Athènes. Von *Choiseul-Gouffier* sind sehr schöne griechische Reste aufgenommen und in Kupfer gebracht sub tit.: voyage pittoresque, in Gotha 1780. 8. zurecht gemacht. Was Rom betrifft, so giebt's solche Bücher sehr viele, wo Reste vorkommen. Das Pantheon ist noch ganz da. Das Schönste sind die antiquitt. Rom. von *Piranesi*, 4 fol. Dann hat er auch Ansichten von Rom geliefert, 70 Kupfertafeln. Alles, was er gezeichnet, ist vortrefflich. *Wood's* Beschreibung asiatischer Alterthümer, London 1753. Von demselben: die Ruinen von Palmyra in Syrien etc. Ueber das Allgemeine der Baukunst cf. *Winkelmann's* Anmerkungen über die Baukunst der Alten, woraus man Kunstregeln lernt. Will man in dieser Hinsicht etwas Ordentliches machen, so muss man sich die Grundsätze der Baukunst neuerer Zeit bekannt machen, sonst bleibt Vieles dunkel.

h.

Die Sculptur.

Diese ist die Hauptkunst, welche die Alten am sorgfältigsten getrieben, bei welcher der Begriff der Kunst muss erläu-

tert werden. Die Philosophie hierüber ist noch wenig im Reinen. Was die Griechen betrifft, so sind sie zum Ideal über die Natur hinausgegangen und haben zuerst diese Idee erreicht. Es genügte ihnen nicht, etwas darzustellen, wie es war. Darüber, wie sie es gemacht, ist ein Streit nach einer Stelle des Cicero, welche ein Künstlermährchen enthält. Cicero hat sich an andern Stellen besser hierüber ausgedrückt, z. B. in seinem Buche: orator, wo vortreffliche Ideen hierüber sind, wie sich der Künstler begeistert. Wie dieses Ideal über die Natur hinausgehen kann, sieht man daraus: die Natur hat zum Zweck Nützlichkeit, Bequemlichkeit; die Kunst das Schöne. Der Grieche fängt im Zeitalter seiner Barden an, sich Fictionen von seinen Gottheiten zu machen, die blos im Kopfe existiren, und kommt nach und nach in der Kunst so weit, dass man nicht weiter gehen konnte. Wie früh und womit fingen die Griechen an? Der erste Anfang geht vor Troja's Zerstörung zurück, und die erste Epoche wird durch Daedalus bezeichnet, von dem blos mythische Nachrichten sind, daher Wunder von ihm erzählt werden. Vor ihm war's auf ägyptische Art gewöhnlich, blos Blöcke zu machen, wovon die Hermen noch übrig sind. Man muss aber nicht glauben, dass die Griechen es von den Aegyptern gelernt; denn so etwas lernt man nicht. Von dieser Rohheit ging man darauf fort, dass die Beine von einander getrennt wurden, und dadurch entstand die Idee, dass die Statuen laufen. Einige Schritte hat er in der Kunst gethan, aber beträchtlich waren sie nicht. Vor Troja's Zerstörung setzt ein Franzose Monumente zurück, die blos in seinem Kopfe waren. Bessere Ideen finden sich in den Alten, als in Pausanias schöner Reisebeschreibung. Da im Homer so wenig Spuren von Sculptur vorkommen, so ist in seinem Zeitalter die Kunst noch nicht hoch gestiegen, erst nach ihm. Da kommen auch einige Namen von Künstlern vor, die man sich bekannt machen muss. Dazu dient *Junii* catalogus artificum veterum bei einem Werke de pictura veterum, worin viele gute allgemeine Ideen vorkommen. Wie man angefangen habe, darüber haben die Gelehrten viel gestritten. Sie haben nemlich geglaubt, dass die Zeichnung vorausgehen musste. Allein dies ist nicht wahrscheinlich. Sie gingen von weichen Massen aus und dann zu härtern fort; sie brauchten Holz, Steine, Marmor, und diese werden nach den verschiedenen Farben und Strichen distinguirt. cf. *Cariofilus* de marmoribus, ein nützliches Buch. Hier muss man die Steinlehre aus der Naturgeschichte zu Hülfe nehmen. Nächstdem wurde Elfenbein gebraucht. Von diesen Arbeiten ist nichts mehr übrig. Die Elfenbeinstücke wurden um einen Block geschlagen und dann so gekittet, dass keine Fuge bemerklich war. Dieses Elfenbein wurde bei den Alten gebraucht, das Fleisch des Körpers nachzumachen, wo-

bei das Gewand aus Gold war. Es wurde in einzelnen Stücken an einander gesetzt. Mehrere haben untersucht, wie man dieses gemacht habe, und das Resultat war: Aus vielen Stücken Elfenbein ward ein grosser Block mit einer Art Kitt so zusammengefügt, dass der Künstler ihn dann wie ein Stück behauen konnte. Dann arbeitete man auch in Metall, Erz, und in diesem giessen die Alten ihre Bilder. Dies ist eine verschiedene Kunst. Die zu giessen, heisst statuaria, Bildgiesserei; sie geht auf die gegossenen Werke; Bildformerei ist plastice, und sculptura fasst in sich die Arbeiten mit dem Meissel in Elfenbein, Holz. Statua ist jedes aufgestellte Kunstwerk. Sprechen sie allgemein, so sagen sie simulacrum; arbeiten sie im Guss, so heisst es statua. Nächst der Bronze, welche eine Mischung ist, wird auch Gold gebraucht, doch mehr zur Verzierung. Auch andere Materialien wurden mit Golde verziert. Die Materialien waren also Elfenbein, Marmor und Erz. Die Werke von Erz wurden proprie statuae genannt. Die Behandlung des Erzes beim Gusse ist ausserordentlich schwierig, so wie überhaupt, wenn man hier in's Einzelne gehen will. Um die Winke der Alten zu verstehen, muss man die neuern Künstler benutzen. Das Mechanische bleibt uns oft ganz dunkel. Ausser den zeichnenden Künsten muss man sich auch andere bekannt machen, um zu wissen, wie die Künstler verfahren sind. In allen diesen Materialien findet bei den Statuen eine verschiedene Grösse statt, entweder Menschengrösse, oder Götter- und Heroengrösse, welche ein paar Fuss höher ist, und die kolossalische, welche die grösste ist. Eine vierte ist die ganz kleiner Bilder, die man sigilla nennt, d. i. kleine Bilder von einer halben Elle. Was die gewöhnliche Lebensgrösse betrifft, so ist sie nicht so hoch, wie jetzt; die Alten lieben mehr kleine Statuen, die höchstens 2½ Ellen betragen. Was das Kolossalische betrifft, so stieg man auf 60 bis 70 Ellen. Das ist eine eigene Betrachtung, wie die Alten es gemacht in Aufstellung der Werke auf ihre Postamente. Die Alten hielten so sehr nicht auf Theorie, als auf Handgriffe. Der kolossalischen Statuen gab's nicht so viele. Eine andere Einrichtung war, dass verschiedene Statuen in ein Ganzes vereinigt waren. Dieses heisst eine *Gruppe*. Solche Gruppen haben die Alten viele gemacht, obgleich sie keine eignen Ausdrücke dafür haben. Bei Fechtern heisst's symplegmata. Wir haben noch Gruppen und einzelne Statuen, auch Hermen. Die blossen Brustbilder nennt man imagines, was wir Büsten nennen. Um über diese Werke mehr zu wissen, muss man mit der Geschichte bei Aegyptern, Etruskern und Griechen anfangen. Doch kann man die Aegypter und Etrusker im Anfange verbeilassen und beide in das Kapitel vom griechischen Geschmack bringen. Bei den Griechen giebt's eine grosse Menge Nach-

richten von den Künstlern vom trojanischen Kriege bis Perikles. Phidias ist der erste grosse Meister, der mit Erhabenheit der Phantasie ausging, aber nicht mit Schönheit und Feinheit der Glättung. Der Geschmack kommt spät, das brillante Genie geht voraus. Dies findet sich bei allen Völkern. Vom Phidias an rechnet man die grosse Epoche des Styls, d. h. der Manier und des Charakters, welcher in den Kunstwerken liegt. Seit ihm geht es bis Alexander den Grossen, wo Praxiteles in der Kunst mit der Grossheit auch die Schönheit vereinigt, was Apelles in der Mahlerei that. Dann folgte das Zeitalter, in welchem der Grieche aufhörte, sich der Vollkommenheit zu nahen; die Kunst verfiel, aber nach und nach. Die Römer plünderten in der folgenden Epoche die Kunstwerke. cf. *Völkel's* Schrift über die Wegführung der Kunstwerke aus Rom. Die Römer liessen nicht viel arbeiten, ausser in gewissen Künsten, als in der Baukunst. Die verschiedenen Charakteristiken werden von *Winkelmann*, aber mit verschiedenen Umständen, gemacht; denn Gewisses ist hier nicht. Hier herrscht zu grosse Täuschung. Man glaubt immer, in der schönen Periode der Kunst sey nichts Schlechtes gemacht, und in der schlechten Periode wäre nichts Gutes gemacht worden. Es giebt gewisse Dinge, die stehen noch unter der Leitung des Zeitgeschmacks; es giebt aber auch particuläre, die nicht immer unter ihm stehen, also besser oder schlechter seyn können. Man sollte nicht weiter gehen, als was sich verantworten lässt. cf. *Meyer's* Abhandlung in den Horen über die Zeitbestimmung nach Zeitaltern, welche tief eingreifende Ideen enthält. Glücklich wären wir daran, wenn wir Bestimmungen hätten, von wem und unter welchen Umständen ein Stück gemacht ist. Ferner fehlen uns die Nachrichten von den ausgegrabenen Stücken. Bei den grossen Stücken war ein seltener Fall, dass es ganz herausgebracht wurde, ausser beim Laokoon, den man ganz fand. Wenn man zusammenpasste, so fehlte Manches; man musste also ergänzen. Zuvor aber musste man, wenn auch nichts fehlte, zusammensetzen. Daran haben Italiens grosse Künstler ihr Genie in's Feuer gesetzt. Zuerst musste man das Kunstwerk verstehen, was der Künstler damit haben wollte. Hier ist man oft ohne Gelehrsamkeit, oft leichtfertig zu Werke gegangen. Man hat das Kunstwerk oft nicht verstanden und dem Werke einen Charakter durch Ergänzung gegeben. Bei der Kritik muss man das Ergänzte absondern. Hierdurch wird die Hermeneutik des Kunstwerks schwer, weil die Kritik schwer ist, und diese Kritik geht auf's Neuaufgesetzte. Von dieser Seite ist hier erstaunlich viel Schwierigkeit und Unsicherheit. Es ist erstaunlich viel werth, zu wissen: wie ist es aufgegraben worden? wann? wer hat ergänzt? wie hat man es gethan? Hiezu dient die Geschichte der neuern Römer, der

Päbste, welche in dieser Hinsicht Nachrichten liefert. Es ist aber Vieles, was uns zur Vorsicht auffordert. Hat man mit Hülfe der Alten die Nachrichten von der Geschichte der Kunst gesammelt, so ist alsdann eine Reihe Notizen von verlornen Kunstwerken nöthig. Uns interessiren die noch übrigen, als unter den freistehenden:

der *Apoll von Belvedere*. Er soll ein Ideal von männlicher Schönheit seyn; aber in welchem Moment er aufgestellt ist, darüber wird noch gestritten. Gewöhnlich ist die Vorstellung, dass er als Pythischer Apoll aufgestellt ist, als wenn er eben einen Sieg davon getragen. Er ist mit sich selbst zufrieden, in einer majestätischen Würde. *Winkelmann* ist ganz trunken von ihm. Kürzere Betrachtungen über ihn sind von *Ramdohr* in seiner Schrift: über Malerei und Bildhauerarbeiten in Rom für Liebhaber des Schönen in der Kunst, Leipzig 1787. 3 Theile 8. Manche Fehler darin sind verbessert in den Propyläen. cf. *Volkmann's* historische Nachrichten von Italien, Leipzig 1770—1790. 3 Theile 8. und Zusätze hierzu von *Bernoulli*, Leipzig 1777—1782. 3 B. 8., ein sehr gutes Buch. Gefunden ist diese Statue in der Gegend des alten Antium (hod. Neptuno). Abgüsse und Copien giebt es davon in grosser Menge.

Die *Mediceische Venus*, aus sehr weissem Marmor. Am Fussgestelle wird ein Künstler Kleomenes genannt; aber diese Inschrift ist nicht ächt. Die Venus steigt aus dem Bade und soll eben überfallen werden. Daher zeigt sich in ihr ein Gefühl von jungfräulicher Sittsamkeit. Diese Statue ist eine der vollkommensten. Die Höhe ist kaum fünf Fuss, die Arbeit ist sehr schön. Sie gehört unter die besten Veneres, die wir haben.

Der *Farnesische Herkules*, kolossalisch, von parischem Marmor. Man nimmt an ihm wahr Grossheit und Festigkeit des Körpers; er ist in seiner Ruhe auf seine Keule gestützt. Noch hat man einen Rumpf von einem Herkules; das ist der Torso, der wunderschön ist. *Michel Angelo* machte ihn zu seinem Hauptstudium und konnte nicht aufhören, ihn zu studiren; daher wird er auch der Torso des *Michel Angelo* genannt. An den Füssen des Farnesischen Herkules wird Vieles für ergänzt gehalten, doch von einem grossen Künstler, *della Porta*, der oft den besten Kunstkenner täuschte. Er hat auch die *Farnesische Flora* ergänzt. Sie hat die schönste Grazie, und wird für die vollkommenste weibliche Statue, besonders wegen des Sanften und Hingehauchten in den Gewändern gehalten.

Antinous, ein Liebling Hadrian's. Der Kopf ist von ausnehmender Schönheit. Das Beste ist, dass es nicht darauf ankommt zu wissen, was es ist, sondern dass eine Befriedigung

im Bilde ist. Dann der *Borghesische Fechter* in einer villa, die der Familie Borghese gehörte. Den Fechter nennt man diese Statue wohl aus Irrthum, wofür man ihn anfangs hielt. Diese Statue scheint blos die Darstellung eines Helden zu seyn, der bei einer Belagerung einen gefährlichen Stand hat. Er sieht in die Höhe, als wenn er eben einen gefährlichen Streich abwenden wollte. Man hat ihn eine Zeitlang auf den Chabrias deuten wollen, weil im Cornelius Nepos eine ähnliche Anekdote vorkommt. Es hat aber keine Wahrscheinlichkeit. cf. *Lessing's* antiquarische Briefe B. 1. und 2. Nächstdem hat man auch *gruppi*. Die grösste ist der *Farnesische Stier*, ist aber nicht ganz aus dem Alterthum. cf. *Heyne's* Sammlung antiquarischer Aufsätze, Leipzig 1778. 8., wo verschiedene gute und feine Nachweisungen vorkommen. Es sind zwei Jünglinge, ein Stier, drei kleine Figuren und noch fünf, auf einen Felsenberg gestellt. Es sind darin so viele Abweichungen von alterthümlicher Simplicität, dass man annehmen muss, es ist viel angesetzt; aber der Grund ist schon gross gewesen. Eine ähnliche ist

die *Gruppe der Niobe* mit ihren Kindern, die von Apoll und der Diana getödtet werden. Diese Gruppe besteht aus funfzehn Figuren, welche man einzeln gefunden hat. Sie stehen neben einander, weil sie niemand componiren wollte. Man sieht darin die Energie des Leidens. Sie steht in Florenz. Man hat hier auf den grossen Meister *Skopas* gerathen; allein es ist doch nicht sicher. Sie ist in hoher Manier gearbeitet. Man hat viele Abhandlungen darüber. Die schönste ist der *Laokoon* aus trefflichem Marmor, wahrscheinlich nach Christi Geburt erst. Man legt diese Arbeit dem Agesander und seinen beiden Söhnen zu. Plinius in seiner hist. nat. 46, 4. erwähnt ein Werk, von dem man glaubt, dieses sey es. Möglich ist es, aber es kann auch eine Copie seyn. *Winkelmann* und *Lessing* sind darüber sehr weitläuftig; cf. Heyne's antiquarische Aufsätze, worin Nachrichten von seinem Ausgraben und viel Gutes ist. Dieses Werk ist jünger als Virgil und ist in dem Zeitalter von August bis Nero gemacht. Lessing's antiquarische Nachrichten machen nicht viel aus; seine Abhandlung ist mehr ästhetisch. Die beste Ansicht und ein wahres Muster von solchen Betrachtungen ist in *Göthe's* Propyläen.

Um diese Stücke aber recht zu verstehen, muss man vorzüglich *Künstler-* oder *artistische Mythologie* inne haben, die aber viel leichter, als die philologische ist. Ein Anfang dazu ist gemacht in *Nitsch's* Einleitung in das Studium der alten Kunstwerke, Leipzig 1792. 1ter Band, wozu noch ein zweiter kommen sollte. Noch giebt es viele Stücke aus dem Alterthum, wo den Zweck des Künstlers niemand herausbringen kann. Begreiflich ist dieses; denn wie viel vollständige Notiz

über die Kunstwerke können wir aus den Alten ziehen? Winkelmann hat kurz vor seinem Tode ein Werk angefangen: monumenti inediti, in welchem er die schwersten Stücke vornahm und seinen Scharfsinn daran übte. Doch hat er darin auch viele Phantome.

Für die Sculptur müssen wir noch eine Classe Werke auszeichnen, die *iconicae statuae*, solche, die wirklich alte historische Personen vorstellen. In Griechenland war dies eine äusserst hohe Ehre. Von Fürsten kamen viele Exemplare in Umlauf. Von Alexander ist dies zuerst geschehen. Hätten wir davon noch mehr übrig, als wir haben, so würden wir eine förmlich historische Gallerie haben können. Die Münzen thun hier grosse Dienste. Ferner haben wir auch noch andere Stücke, die noch älter sind als Alexander. Von der Art ist Sokrates Kopf, doch nicht nach dem Leben geschildert, sondern aus guten Stellen der Alten. Andere Hülfe muss man auf alten Gemmen suchen. Eine andere Classe von Sculpturarbeiten sind die *Hermen*. Man entlehnte von den Statuen die Behandlung und Natur. Sie sind der Anfang der bessern Sculpturarbeit in Griechenland. Es sind unten gradeaus gehende Blöcke mit einem Kopf; Bruststücke, an denen man sieht, dass sie aus einer Zeit herrühren, in der man noch mit sehr Wenigem zufrieden war. Doch wurden sie mit grosser Kunst gearbeitet. In Athen schmückten sie Häuser und Strassen. Nächst diesen hat man noch viele Büsten. Diejenigen, die am häufigsten vorkommen, sind Büsten von römischen Kaisern. Auch giebt es viele, von denen man nicht weiss, was sie vorstellen sollen; daher ergeben sich daraus viele Irrungen. In neuern Zeiten ist mancher Name an eine solche Büste geschrieben, und man kann oft nachweisen, dass sie unzuverlässig sind. Mit den griechischen Köpfen ist es noch mehr der Fall. Es kommt hier am meisten darauf an, wie die Arbeit ist. Die Kunst zu giessen ist, wie Plinius erzählt, schon im Zeitalter Nero's verloren gegangen. Alle diese Werke sind in's Runde gearbeitet (περιφανῆς). Zur Sculptur rechnet man aber auch die halbrunden, über der Fläche hervorragenden oder vertieften, die basreliefs und reliefs. Das, was wir erhabene Arbeit, basreliefs, nennen, heisst griech. ἀναγλυφή, bisweilen τόρευμα, wenn die Figuren so gearbeitet sind, dass sie über den Grund hervorragen. Dies ist besonders an Triumphbogen, Altären, Grabmälern, Columnen häufig. Scalpere wird von den entgegengesetzten Figuren gebraucht, besonders bei geschnittenen Steinen. Scalptae gemmae sind die, wo die Figuren einwärts gearbeitet sind, die man mit dem Kunstnamen intaglio nennt. Von dieser erhabenen Arbeit giebt's wunderschöne Sachen. Es sind Personen neben einander auf sarcophagis, d. h. nicht Särgen, sondern es ist eine Art von Holz; man setzte

sie an aris. Hiebei ist die Perspective vernachlässigt worden. Dies hat die Frage erregt, ob die Alten die Perspective gekannt. Nimmt man die Stellen der Alten zusammen, z. B. aus Aristoteles, so sieht man, dass die Alten sie wohl kannten. Eine andere Frage ist: war sie wie die unsrige? Da ist ein grosser Unterschied. Die unsrige stellt die Figuren in pyramidalischer Stellung zusammen; bei den Alten stehen die Personen neben einander: und es sind Abweichungen von der unsrigen. Wir haben selbst viele Gemälde aus dem Alterthum, die keine Perspective haben, und daraus schloss man, dass die Alten keine hatten. Das war aber ein unsichrer Schluss. Opus caelatum sind basreliefs. Dergleichen werden in Holz, besonders aber in Stein gemacht. Dieserlei Werke giebt's hie und da noch.

Bücher, in denen man alte Statuen und Werke der Sculptur findet.

Von den mehrsten Sculpturarbeiten hat man sehr schöne Kupfer. Zuerst halte man sich an *Christ.* Seit 1750 muss man sich an gelehrte Zeitungen wenden. Die Göttingschen haben hierin einen vorzüglichen Werth. Hauptsächlich haben wir einige musea aus Italien. Das Beste von der Art ist erst in diesem seculo erschienen. Das neueste Werk ist eins der vollkommensten, das treffliche museum Pio-Clementinum, ein Werk, das die Päbste nach und nach zusammengetragen. (Solche Cabinette nennt man musea). *Visconti's* Erläuterungen in 6 vol. sind gelehrt und trefflich, die Kupfer sehr schön. *Caylus* récueil des antiquités egypt., etrusc., grècq. et romain. 7 B. 4., auch in's Deutsche übersetzt, dient zur Einleitung für den Anfänger. Es giebt auch öffentliche musea, worüber man Sammlungen hat, die musea heissen. Von dem in Florenz sind 6 fol., von dem in Venedig 2 fol., von dem museum Capitolinum in Rom 3 fol. Ferner *Winkelmann's* monumenti antichi inediti, 2 fol. Man halte sich anfangs an zwei oder drei, um sich eine Vorstellung zu machen. Eins der besten hiezu ist von *Preussler*, statuae antiquae aeri incisae, 1 fol. Die musea in unsern Gegenden bedeuten nicht so viel. Ueber das Potsdamer haben wir *Beyer's* Brandenburgsches museum. Besser ist *Oberlini* museum Schoepflinianum. Es ist den Strasburgern durch den ehemaligen *Schöpflin* überlassen. Vom Dresdner museum hat man noch keinen catalogus. Dann kann man sich an den Katalog halten, der in Winkelmann's Geschichte der Kunst steht. Ein catalogus steht auch in *Lenz* Buch: das Costum der Völker des Alterthums, durch Kunstwerke dargestellt, aus dem Franz. von *Martini*, Dresden 1784. 4. Es soll eigentlich für den Künstler seyn.

1.
Die Steinschneidekunst der Alten.

Man muss sich früh mit ihr abgeben, weil man viel übrig hat. Das Eingraben in edle Steine ist sculptura; denn so unterscheidet man scalpere und sculpere. Jenes wird bei edlen, dieses von Marmor gebraucht. Zuerst muss man sich mit den Gemmen beschäftigen. Da frägt sich's: in welche Steine haben sie geschnitten? und, was ist das heute für ein Stein, den sie so oder so benennen? Ein guter Beitrag hiezu ist: *Brückmann's* Abhandlung von Edelsteinen, Braunschweig 1773. und gesammelte Beiträge zu den Edelsteinen, nebst Fortsetzung 1778—1783. Dieser dringt in die Materie am tiefsten; doch gehören noch neuere Untersuchungen hieher. *Lessing* hat hierüber viel in seinen antiquarischen Briefen, einem schönen Buche; aber es ist nicht alles vollständig. Dieses Steinschneiden rührt daher, dass man die Steine zu Siegelringen brauchte. Die Kunst ist nicht allein in der Feinheit der Züge bemerklich, sondern auch in der wunderschönen Zeichnung. Es ist viel Geschichte und Mythologie in den Steinen. Es kommt aber bei diesem Studium nicht viel heraus, wenn man nicht gute Steine aus dem Alterthume sieht. Es ist wirklich eine ars deperdita für die Neuern. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Richtigkeit und Deutlichkeit die Alten die kleinsten Steine bearbeitet haben. Es giebt viele Tausende noch übriggebliebene Steine. Zu diesem Studium gehört eine grosse Masse von Kenntnissen, und zwar von den Edelsteinen; doch auch diese ist noch nicht genug, da man nicht immer weiss, was für eine Art Steine die ist, welche mit einem Steine der Alten verglichen wird. Plinius hist. nat. lib. 36. hat über die alten Steine eine Menge Sachen, doch ist er äusserst schwer zu verstehen. Man muss hier auf die neuern grossen Steinschneider Rücksicht nehmen. cf. *Millin's* introductio zum Studium der geschnittenen Steine. *Mariette's* recueil des pierres gravées, Paris 1750. 2 fol. und traités des pierres gravées, worin Kupfer sind — ein schönes Buch. Dactyliotheken hat man früh gesammelt, d. h. Steine durch Kupfer. Schon zu Cäsar's Zeit sammelte man Steine; die Neuern haben sie in Kupfer gestochen. Eine solche Sammlung ist von *Gorlaeus* mit Anmerkungen von *Jacob Gronov*, 2 B. 4. *Winkelmann's* déscription des pierres gravées des Baron *Stosch*, Florenz 1760. 4. Diese Sammlung ist in der Folge nach Wien gekommen. Auch ist ein cabinet des pierres gravées von *Orléans*, 1780., wovon der Dichter *Jacobi* einen Auszug gemacht hat. Will man tiefer hineingehen, so muss man sich die Manier der Behandlung bekannt machen. cf. *Natter's* traité de la méthode antique etc. Artige Ideen kommen auch in dem Buche von

Christ vor. Zu den kleinen Steinen kommen auch grössere, welche Gefässe sind. Die Steine sind entweder vertieft gearbeitet oder erhöht. Die vertieften sind diejenigen, die man zum Siegeln brauchte. Andere, die zur Schönheit verfertigt waren, haben hervorragende Figuren. Diese letztern heissen *Cameen*. Man hat über diesen Namen gestritten; allein er ist aus dem Mittelalter. Die exscalptae sind die Cameen, die vertieften sind insculptae. Ausser dem Anblick solcher Steine muss man sich an grosse Catalogen halten, wo sie erläutert sind. Eine treffliche Sammlung hat man von *Stosch*. Ein wichtiges Buch ist: *Dacier* Catalog von geschnittenen Steinen, wozu *Raspe* Zusätze geliefert hat.

Diese Kunst gehört zwar nicht unter die ältesten, doch hat sie sich frühzeitig gebildet. Zu Alexander's Zeit stand sie auf dem höchsten Gipfel. Bücher, die hierüber sehr einleiten, sind: *Klotz* vom Nutzen der geschnittenen Steine (ist ganz Compilation) und *Gurlitt* über die Gemmenkunde, wo Nachweisungen in Bücher vorkommen.

Frühzeitig schon findet man Nachrichten von einigen Ringen. Der älteste ist der des Königs Polykrates in Samos, über den viele wunderbare Erzählungen, cf. Plinii hist. nat. 37. initio. Er muss sehr schön gearbeitet gewesen seyn. Der Künstler, der ihn verfertigte, war Theodorus von Samos, einer der ersten, der diese Kunst bearbeitet hat. Nach der Zeit wurde diese Kunst dadurch so häufig getrieben, weil die Alten ihre Petschafte in den Ringen hatten. Der grösste Künstler ist *Pyrgoteles*, nächst ihm *Dioscorides*, unter August und Solon. Die Zeit, wenn die Stücke gemacht sind, können wir nicht immer bestimmen; die meisten sind in den Zeiten der Römer gemacht. Diese trugen im höchsten Luxus so viele Ringe an den Fingern, dass diese ganz bedeckt waren. Bei dieser Liebe zu gewissen Steinen konnte natürlich eine grosse Menge auf unsere Zeiten kommen. Ein grosser fand sich in der Sammlung des vorigen Königs von Frankreich. Man theilt die Gemmen ein theils in Hinsicht auf die Art der Steine, entweder Smaragde oder Sapphire, theils in Hinsicht auf die Art des Schnittes. Diese sind entweder Cameo oder Intaglio's. Die Cameen nennen Einige gemmas ἐκλικὰς, die erhaben gearbeitet sind; die intaglios nennt man gewöhnlich gemmae inscalptae. Eins und das andere kommt in dieser Rücksicht in der Vorrede von *Reiz* zum museo Franciano vor, einem catalogus einer grossen Sammlung in Wien. Bisweilen findet man auf Gemmen zwei Köpfe sehr genau zusammen: capita iuncta. Von dergleichen Steinen sammelte man ehedem schon grosse musea und nannte sie dactyliothecas. Dies haben schon Römer gethan. Die Neuern haben es wieder angefangen. Vorzüglich haben wir in Deutschland das Braunschweiger museum zu mer-

ken. Man ist aber schon lange darauf gefallen, von den alten Gemmen Abdrücke und Abgüsse zu machen. Man hat dazu viele Materialien gebraucht, anfänglich Glas, dann Schwefelcomposition. Vorzüglich ist die Sammlung von *Lippert* zu merken, der die Steine sehr schön wiedergab. Er hat mehrere Tausend seltene Abdrücke mit einem Commentar bekannt gemacht. Diese Lippertsche Sammlung lässt sich sehr wohlfeil haben. Man hat in Leipzig einen Auszug der vorzüglichsten Lippertschen Abdrücke gemacht. Die Glasabdrücke sind theurer. Seitdem die Lippertsche Dactyliothek, Leipzig 1768. 4. herausgekommen ist, hat man sich mehr mit dieser Kunst beschäftigt.

k.

Malerei.

Zur Malerei gehört auch die *Musivkunst*. Man sagt, in der Malerei waren die Alten schlecht; und wirklich, so weit wie wir haben sie es nicht gebracht. Spricht man aber von der Schönheit der Zeichnung, so stehen die Alten oben an; aber in der Colorirung stehen wir oben an. Es frägt sich, worin das Vorzügliche der Kunst bestehe. Dazu kommt, dass wir wenig davon übrig haben. Was wir noch übrig haben, sind Gemäldestücke. Die Malerei der Alten hat viel Aehnlichkeit mit der Bildhauerkunst. Die Gemälde (picturae seu tabulae) hat man nicht mehr in solcher Vollkommenheit, wie Sculpturarbeiten. Das Meiste, was wir davon noch übrig haben, ist aus Mittelhäusern. Vieles ist in Grabmälern, das Meiste aber in Herculanum gefunden. In allen Gemälden der Alten, wo Personen neben einander stehen, stehen sie statuenmässig neben einander, und sie haben nicht eine schöne Verbindung hineingebracht. Sie gingen von Sculptur aus. Wie sie gearbeitet haben? Da giebt's noch schwierige Untersuchungen. Sie arbeiteten viel auf nassen Kalk. Dies heisst al fresco. So sind die Gemälde aus Herculanum. Sie mahlten auch auf trocknen Kalk — empâtement. Die *enkaustische* Malerei bestand darin, dass dabei etwas eingebrannt wurde. cf. *Rode* über die Malerei der Alten, verfasst von *Riem*, Berlin 1787. Was die Alten uns für Nachrichten davon geben, ist äusserst gering. Die auf Vasen hat *Hamilton* aufgesucht und durch *d'Hancarville* herausgeben lassen. *Tischbein* in Neapel hat neue gestochen, und danach ist das Buch von *Böttiger* gemacht, das recht nützlich ist. Ueber die Malerei giebt's noch nichts Befriedigendes. Die Abhandlungen der Engländer sind meist zu umständlich und zu mager. Man halte sich an die pitture di Herculano. Gut ist eine französische Uebersetzung des 35ten Buchs der historia naturalis

Plinii von *Durand* mit Noten und Erläuterungen. Aus dem Alterthume hat man noch sieben bis acht hundert Gemälde.

Die *Mosaik* zieht man zur Malerei, man sollte es aber nicht. Wenn man mit feinen Steinen, die von verschiedenen Farben sind, so arbeitet, dass Gemälde entstehen, so ist dies Mosaik. Die Alten verstunden sich bei den Verbindungen sehr darauf, dass man die Fugen nicht bemerkte. Ueber diesen Namen weiss man nicht viel. In Plinii hist. nat. lib. 36. kommt der Name zuerst vor, doch die Sache hatte man früher. Den Namen hat man mit Mühe abgeleitet von μουσεῖον, eine angenehme, auf Grottenart eingerichtete Wohnung, womit man Böden einrichtete; daher ist musivus entstanden. Musivus brauchen die Alten noch nicht frühzeitig, sondern dafür opus tessellatum und vermiculatum. Beides ist noch unterschieden, läuft im Ganzen aber auf Eins hinaus. Den Ausdruck *Mosaik* sollte man ganz abschaffen. Es war eine Art Gemälde, wo Steine und Glas statt der Farben so zusammengesetzt werden, dass daraus das Werk der Malerei formirt werden kann. Die Stückchen, die man zusammensetzte, hiessen crustulae und tessellae. Man brauchte diese Kunst bei vornehmen Römern zu Fussböden und Decken in Zimmern. Darauf beziehen sich die pavimenta tessellata (λιθόστρωτα). Wir haben einige solcher Arbeiten noch übrig. Im alten Präneste ist noch ein prächtiges Ueberbleibsel alter Musivarbeit gefunden worden, cf. *Montfaucon* tom. 4. und *Ciampinus* de musivis operibus veter., Rom 1690 fol. Damit müssen andere Werke, worin Gemälde vorkommen, verglichen werden, als *Passeri* (einer der feinsten Kenner) de picturis Etruscorum 3 fol. und *Hamilton* 4 fol., welches das schönste Buch ist.

Anhang.

Litterärgeschichte der Alterthumswissenschaft

oder

Allgemeine Uebersicht der Bearbeitung der alten Litteratur.

Eine solche litterärische Geschichte ist wenigstens das erste Bedürfniss für jeden, der sich mit Alterthumswissenschaften abgiebt. Man muss, um eine kurze Uebersicht der vorzüglichsten Humanisten neuerer Zeit zu erhalten, zuerst von denen anfangen, die seit der Restauration der Wissenschaften sich hervorthaten. Man sagt, als 1453 Constantinopel an die Türken überging, dass der ganze Strom griechischer Gelehrten nach dem Occident gekommen sey. Man kann aber eine noch frühere Periode vorausgehen lassen, von 1300 bis 1453, in welchen Jahren der erste Same der Gelehrsamkeit in Italien ausgestreut wurde. In Italien ging jetzt die erste Morgendämmerung wieder auf. Bis auf den Anfang des 14ten Seculi war auch in Italien eine äusserst dunkle Nacht, wiewohl auch vorher einige, doch nur sehr wenige, Männer hervorleuchteten. Griechisch las man im Occidente eine Zeitlang gar nicht; selbst das Latein verstanden nur wenige. Einer der ersten, die sich mit Ausbildung der lateinischen Sprache abgaben, ist der Dichter *Dante Alighieri*. Er wurde geboren 1265 und starb den 14. September 1321. Er hat viel gelesen und schrieb selbst in Versen sehr gut. Sein Werk, das jetzt noch da ist, seine göttliche Komödie in italienischen Versen, ist ein Beweis, dass man sich damals schon nach dem Alterthum zu bilden anfing. Man hat auch von ihm mehreres Lateinische, als: de vulgari eloquentia, auch einige Briefe. Er zeichnet sich durch erschrecklichen Hass gegen den Pabst und durch liberale Denkungsart aus. Gleich nach ihm griff die Liebe zur Kenntniss weiter in Italien um sich. Die nächsten, die sich nach ihm hervorthaten, sind *Petrarca* und *Boccaccio*.

Als diese Männer schrieben, waren von Griechen noch wenige nach Italien gekommen. *Boccaccio* schrieb schon ein und das andere, was in die Alterthumsgeschichte gehört, als: genealogias deorum, einen Anfang zur Mythologie. Er ward geboren 1313 zu Certaldo bei Florenz und starb den 21. December 1375. *Francesco Petrarca* aus Arezzo, geboren 1304, gestorben den 18ten Juli 1374, ist viel wichtiger, theils als lateinischer, theils als italienischer Dichter. Seine interessanten prosaischen Sachen sind die Schrift: de remediis utriusque fortunae, die sehr gut ist, de contemtu mundi, de vita solitaria, de sui ipsius et aliorum ignorantia, epistolae familiares und rerum memorandarum lib. 6. nach dem Valerius Maximus. Sein Scipio oder Africa ist ein Gedicht über die Geschichte des Scipio Africanus, vid. *Leyser* de pretio medii aevi. Ueber seine Lebensgeschichte hat man Vieles, cf. *Meiners* Werk über die ersten Wiederhersteller nützlicher Kenntnisse im 14ten und 15ten Jahrhunderte, im N. Gott. hist. Magaz. B. 3. St. 1. Solche Männer, wie Petrarca, konnten auch noch viele lateinische Bücher in Händen haben, welche nachher verloren gegangen sind. Petrarca hat z. B. Cicero's Buch de gloria noch gelesen. Man konnte aber in diesem Zeitalter nicht recht wissen, was alles noch da war. Wir selbst wissen ja heut zu Tage nicht einmal von allen Dingen, ob sie noch da sind oder nicht, da viele Bibliotheken sehr geheimnissvoll gehalten werden. In diesem Zeitalter kommen schon einige Griechen nach Italien. Unter diese gehört vorzüglich *Manuel Chrysoloras* aus Constantinopel. Er starb in Constanz den 15. April 1415. Im Jahre 1388. wurde er von Johann Palaeologus nach Italien geschickt. Er ist der erste grosse griechische Lehrer in Italien. Am Ende des 14ten Jahrhunderts ging er nach Florenz, wo er einen förmlichen Gehalt bekam. Nachher wanderte er nach Mailand, Pavia und Rom. Der Pabst brauchte ihn als Bevollmächtigten beim Concilium zu Constanz. Er schrieb ein Werkchen: ἐρωτήματα τῆς ἑλληνικῆς, das 1488 herauskam. Durch ihn wurden viele zum Griechischen gezogen, vorzüglich *Leonhard Brunus* aus Arezzo und *Giov. Franc. Poggio Bracciolini*, geboren 1380 in Florenz, starb den 30. October 1459. Der Letzte hat sich durch Aufsuchen lateinischer codd. verdient gemacht. Um diese Zeit drängten die Türken die Griechen immer ärger, bis Constantinopel ganz eingenommen wurde. Da flohen die Griechen wie Emigranten nach Italien. Von dieser Zeit fängt man gewöhnlich die Geschichte der Restauration an. Vid. *H. Hodius* de graecis illustr. ling. graec. instauratoribus, London 1742. 8., woraus der Leipziger Theologe *Börner* einen Auszug gemacht hat: de doctis hominibus graecis graec. litterarum in Italia instauratoribus, 1750. 8. Hier findet man die Lebensbeschreibungen vieler Griechen, eines

Lascaris, Theodorus Gaza etc. Viele Sammlungen finden sich in folgendem grossen Werke: *Tiraboschi* litterat. Italian. 6 tom. 4. Ueber die Regierung der Medicee haben auch Einige besonders geschrieben. Diese Familie kam durch Reichthum und Politik so in Flor, dass sie das Herzogthum Florenz an sich brachte. Sie waren grosse Mäcenaten der Gelehrten. Werke darüber hat man von *Roscoe* the life of Lorenzo de'Medici, Liverpool und London 1796. 2 B. 4. und *Fabroni* vitae Italorum, qui sec. 17. et 18. floruerunt, Pisa 1778. 20 B. 8. *Bettinelli's* Abhandlung über die erste Entstehung der Gelehrsamkeit in Italien. Diese neue Litteratur schliesst sich ganz an die spätere griechische an. Einige trieben um diese Zeit die Wissenschaften mit horrendem Eifer, besonders die Leute, die Vermögen und Musse hatten. Viele Franzosen schlossen sich mit diesen Griechen viele Monate ein und studirten so, dass sie bald ihre Lehrer übertrafen, z. B. *Guillaume Budé*. Einer der ersten grossen Gelehrten aus dem Oriente in Italien war

Theodorus Gaza aus Thessalonich, geboren 1398, starb 1478. Er kam 1430 nach Siena in Italien, behalf sich äusserst dürftig und lebte grösstentheils vom Abschreiben seiner Manuscripte, die er von alten griechischen Autoren hatte. Nachher hielt er sich in Ferrara auf, wo er Professor der Akademie ward. Viele lernten hier von ihm, unter andern der Friese Agricola. Der Pabst Nicolaus der 5te rief ihn nach Rom, dort griechische Manuscripte zu übersetzen. Hier lernte er den Cardinal *Bessarion* kennen, der selbst ein Grieche war und ihn in bessere Umstände brachte. Er starb in Apulien. In Hinsicht seiner Sprachkenntnisse ist er princeps unter allen neuern Griechen. Er verstand sich auch auf Rhetorik. Sein Charakter ist sehr edel. Sein Hauptbuch ist seine Grammatik. Die beste Ausgabe habe ich oben citirt. cf. *Maittaire* annales typographici tom. 5. *Fabricii* bibliotheca graeca tom. 5. Was er aus dem Lateinischen in's Griechische übersetzte, ist sehr gut, so z. B. Cicero de senectute und Laelius. Man hat diese Uebersetzungen bei einigen seltenen Ausgaben des Cicero. Auch aus dem Griechischen hat er in's Lateinische übersetzt.

Bessarion aus Trapezunt, geboren 1395, starb 1472, einer der vorzüglichsten Restauratoren. Er hatte eine treffliche Suade auch auf der Kanzel. Er wusste die besten Mittel, sich bis zum Cardinal emporzuschwingen. Er war anfangs beim concilio in Florenz, wo er sich sehr auszeichnete. Nachher ging er nach Constantinopel zurück. 1439 ward er Cardinal. Nun lernte er in Italien ordentlich Latein, worin er es sehr weit brachte. Er war zwei Mal nahe daran, Pabst zu werden. Er wurde auch mehrere Male zu Gesandtschaften gebraucht.

Als Gesandter starb er zu Ravenna unter Sixtus dem 5ten. Er hatte eine treffliche Bibliothek, welche er der Stadt Venedig schenkte, woraus die Marcus-Bibliothek entstanden ist. Wir haben einen trefflichen Catalog von den codd. des Bessarion von *Zanetti*. Er war einer der ersten philosophischen Streitköpfe über den Vorzug des Plato und Aristoteles. Manche seiner Schriften haben noch Werth, unter andern seine Uebersetzung der memorabilia Socratis. cf. Fabricii bibliotheca graeca vol. 10, pag. 403.

Georgius Gemisthus oder *Pletho* aus Constantinopel, ein grosser Kenner von Philosophie und Geschichte, über welche er auch geschrieben hat. Von ihm ist eine kleine Fortsetzung von Xenophons historia graeca. Man hat eine Ausgabe davon mit Noten von *Reichard* 1770. Hinsichtlich seiner Philosophie war er ein grosser Anhänger von Plato. Deswegen wollte er auch nicht *Gemisthus*, sondern *Pletho* heissen, um ihm so ähnlich als möglich zu klingen. Er war auch auf dem concilio zu Ferrara 1438, wo der griechische Kaiser Palaeologus, der Pabst und der Cardinal Bessarion über die processio spiritus sancti stritten. *Cosmo de Medici* lernte ihn in Florenz kennen und wurde durch ihn für die platonische Philosophie eingenommen. Er schrieb ein Werk über den Unterschied der platonischen und aristotelischen Philosophie, Venedig 1540.

Georgius Trapezuntius (eigentlich war er aus Kreta) kam mit Gaza zusammen nach Italien. Er war von stolzem, zänkischem Charakter und machte sich daher in Italien gar keine Freunde. Nicolaus der 5te berief ihn nach Rom, dort Uebersetzungen zu machen. Er jagte ihn aber bald fort 1486. In dem Streite über den Vorzug des Plato und Aristoteles machte er sich grosse Feindschaft. Er war für den letzten. Im Jahre 1523 schrieb er ein Buch, worin er sehr grob gegen Plato war. Auch hat er aus dem Griechischen in's Lateinische übersetzt. cf. Fabricii bibliotheca graeca vol. 10, pag. 550.

Ambrosius Traversarius, aus dem florentinischen Gebiete, reiste nach Constantinopel, um dort Kenntnisse zu holen. vid. *Mehusii* vita Ambrosii, Florenz 1759. fol.

Michael Apostolius, der erste, der nach der Eroberung von Constantinopel nach Italien kam. Er hat viele codd. geschrieben, die späterhin durch einen eigenen Zufall nach Breslau gekommen sind. Er hat die vollständigste Collection griechischer Sprüchwörter gemacht, welche Daniel Heinsius, Leyden 1619, edirt hat. Sein Sohn *Arsenius Cretensis* hat die Scholien über den Euripides gesammelt, wie überhaupt um diese Zeit die mehrsten Scholien gesammelt wurden.

Joannes Andronicus Callistus aus Thessalonich, ein Liebling des Bessarion. Er las in Florenz und Bologna über das

Griechische und war der Lehrer des Angelus Politianus, der im Lateinischen und Griechischen ein grosser Kenner war.

Constantinus Lascaris aus Constantinopel, lebte anfangs in Mailand, dann in Rom bei Bessarion, vorzüglich in der Mitte des 15ten seculi. Er hatte einen grossen Zufluss von Schülern in Messina, wo ihn viele hörten, unter andern auch der grosse *Petrus Bembus*. Vor seinem Tode vermachte er dem Rath in Messina die Sammlung seiner codices, worauf die ganze Bibliothek beruht. Am merkwürdigsten ist seine griechische Grammatik, die aber nicht so gelehrt ist, wie die des Gaza. Ueber die Ausgaben derselben, siehe *Maittaire* tom. 5. part. 2. Er hat Vieles geschrieben, das noch inedirt in Hamburg liegt.

Um diese Zeit, als diese Männer sich so verdient zu machen anfingen, wurde die Buchdruckerei dahin gebracht, dass man Bücher so sehr viel vervielfältigen konnte. Doch war der erste Anfang der Buchdruckerei lange noch ein Geheimniss. Die ersten gedruckten Bücher waren auch noch viel theurer, als die codices selbst. Hauptsächlich auf Schulen und Akademien mussten sich die Schüler immer noch ihre codd. und Bücher abschreiben. Beim ersten Druck halfen die Griechen selbst und gaben die ersten griechischen Bücher selbst heraus. Das erste griechische Buch, das je gedruckt ist, ist die griechische Grammatik von Lascaris 1476., die ein Grieche *Demetrius Cretensis* besorgte. Die lateinischen Autoren sind meist früher herausgekommen, als die griechischen; ebenfalls auch lateinische Uebersetzungen griechischer Autoren. Auch waren jetzt viele Bücher aus dem medio aevo zu drucken; daher kam man etwas später an's Griechische.

Demetrius Chalcondylas aus Athen, war geboren 1428, starb 1510. Er ist einer der ersten, welche griechische Autoren zum Drucke besorgt haben. Er lehrte vorzüglich in Florenz, mit ihm Angelus Politianus. Er hatte sehr gute Begriffe vom griechischen und lateinischen verbo. Seine Schüler sind *Thomas Linacre* und *Wilhelm Grocyn*. Letzterer war der erste professor graecarum litterarum in Oxford. Auch *Reuchlin* war sein Schüler. Eigenes hat er wenig geschrieben. Er ist der erste editor des Homer mit einer griechischen Vorrede; ebenfalls des Isocrates, von dem die Ausgabe sehr schön ist. Beide sind für jene Zeit sehr trefflich gedruckt. Beide Ausgaben gehören unter die Raritäten.

Laonicus Chalcondylas aus Athen, vorzüglich als Historiker bekannt. Diejenigen, welche über die letzten Kaiser des orientalischen Reichs geschrieben, übergehe ich hier ganz. Unter den Mediceern war

Cosmo de Medici, der sich um die Wissenschaften sehr

verdient machte, der vorzüglichste. Er hatte eine gewaltige Gegenparthei und wurde sogar einmal vertrieben. Er starb 1464.

Lorenzo de Medici, sein Enkel und der vorzüglichste unter den übrigen, wurde geboren 1464 und starb 1492. vid. *Politiani* epist. über die Gelehrten, die er nach Florenz zog.

Leo der zehnte, der aus dieser Familie stammte, ist merkwürdig im Anfange des 16ten sec. Er that viel für die Gelehrsamkeit.

Italienische Gelehrte um diese Zeit waren:

Laurentius Valla aus Rom, wurde geboren 1415, und starb 1457, ein Mann, der sehr viel in der schönen eleganten Latinität leistete und den König Alphonsus im Lateinischen unterrichtete. Er schrieb elegantiarum linguae latinae lib. 6., noch jetzt ein Hauptbuch; es ist aber nur die Hälfte gedruckt. cf. *Drakenborch's* praefat. ad tom. 7. Liv. ed. rs. Er hat viele, doch mehr elegante, als treue Uebersetzungen aus dem Griechischen in's Lateinische geliefert; vor andern den Herodot und Thucydides.

Guarinus Veronensis, wurde geboren 1370, starb 1460. Ueber diesen und andere Veroneser haben wir Mehreres in *Maffei's* Verona illustrata lib. 3. Er lehrte in Venedig und Ferrara. Am meisten beschäftigte er sich mit Uebersetzungen aus dem Griechischen in's Lateinische. In der Latinität kommt er den elegantesten der damaligen Zeit ziemlich nahe.

Gregorius Tiphernas, ein Italiener, der sich auch durch den Unterricht von Neugriechen im Griechischen bildete. Er ging nachher nach Frankreich, cf. *Hodius* pag. 234.

Maphaeus Vegius aus Lodi, geboren 1407, starb 1456 zu Rom. Er ist der, der die Fortsetzung der Aeneide gemacht hat, die in vielen alten Editionen steht.

Rimicius in der Mitte des 15. sec., schrieb Fabeln in äsopischer Manier. vid. *Lessing's* Beiträge zur Geschichte und Litteratur aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, Berlin 1793. 6 tom. 8.

Nicolaus Perottus aus Sassoferrato, ward geboren 1430, und starb den 13ten December 1480. Er hat sich um die alten äsopischen Fabeln verdient gemacht. Man hat ihm ehedem Schuld gegeben, er habe den Phaedrus untergeschoben. Er wurde zu Bologna als Poët gekrönt. Nachher wurde er in Sipontum oder Manfredonia Erzbischof. Er hat Vieles edirt, unter andern das erste alte lexicon: Cornucopiae ling. lat., meistens ein Commentar des Martialis, Venedig 1489. fol. Es stehen minutiae darin, nach denen keiner mehr frägt. Er hat auch den Polybius und andere übersetzt. Geschrieben hat er rudimenta linguae latinae, Rom 1473. Mitten unter diesen trat auf

Matthias Corvinus, der 1458 König in Ungarn ward. Er

legte in Ofen eine treffliche Bibliothek an, die hernach unglücklich zerstört wurde. Er war ein grosser Kenner der Wissenschaften. cf. *Schröckh's* Biographien tom. 6. Er zog auch viele Gelehrte nach Ungarn.

Johannes Andreas Aleriensis, Bischof zu Aleria in Corsica, hat sich seit 1468 durch die ersten Drucke berühmt gemacht. Seine Ausgaben von alten Autoren sind in Italien bei den Buchdruckern Sweinheim und Bannas, die ursprünglich Deutsche waren, herausgekommen. Ein solcher Editor musste oft grösstentheils nur die Correcturbogen durchsehen. Er ist dabei aber sehr frei verfahren. Ein Zeitgenosse von ihm war:

Christoph Landini, aus Florenz, welcher 1424 geboren wurde und 1504 starb. Er war einer der ersten lateinischen Poëten, einer der ersten Commentatoren des Horaz und Lehrer des Angelus Politianus. Man nennt solche Commentare expositiones familiares. Man legte oft nur den Text eines Alten zum Grunde und predigte förmlich darüber. Sein Schüler,

Angelus Politianus (Joh. Bassus oder Parvus Politianus) aus Monte Pulciano, der 1454 geboren wurde und 1494 starb, ist viel merkwürdiger. Ueber sein Leben siehe *Meinhard's* Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter, Braunschweig 1774. 3 Theile 8. Ein grosses Leben von ihm ist von *Klausing*, Leipzig 1708. herausgekommen. Er wurde Lehrer zu Florenz und hatte einen ausserordentlichen Zulauf. Mit ihm zugleich las zu Florenz

Demetrius Chalcondylas aus Athen, der 1428 geboren war und 1510 starb. Er konnte aber vor ihm nicht aufkommen. Er war von sehr gutem Charakter, wovon auch seine Schriften zeugen. Seine Schriften haben schon einen schönen color latinitatis. Man hat opera von ihm, die noch sehr merkwürdig sind. Am bekanntesten ist seine Uebersetzung des Herodian, welche ein Meisterstück ist. Etwas weniger berühmt ist

Johannes Jovianus Pontanus aus Umbrien, berühmt seit 1460, ein Secretär und guter Freund des Königs Alphonsus von Neapel. Im Lateinischen hat er sehr gut in Prosa und in Versen geschrieben. De fortitudine, fortuna, educatione principis sind recht gute Aufsätze. Ueber die Education wurde damals sehr viel und vorzüglich gut geschrieben. Er hat auch ein Buch über die neapolitanische Geschichte in 6 Büchern geschrieben. Bei solchen Arbeiten nahm man sich damals einen Tacitus oder Livius zum Muster. Davon ging eigentlich das wahre Studium der Alten in Italien aus. Er starb 1503. Man hat eine Lebensbeschreibung desselben von Robert de Sarno, Neapel 1761. 4.

Franciscus Philelphus aus Tolentino, wurde geboren 1398 und starb den 31ten Juli 1481. Er reiste nach Constantino-

pel, um sich auszubilden und docirte in Venedig und Florenz, wo er auch starb. Zuerst las er über den Dichter Dante, wie über einen Classiker. Am meisten preist man seine ungemeine Sorgfalt, mit der er Bücher aufgesucht. Dergleichen Reisen machten vorzüglich drei, dieser Philelphus, Guarinus von Verona und ein weniger bekannter Johann Aurispa, welcher den grössten Schatz griechischer codd. nach Italien geschleppt hat.

Rudolph Agricola oder *Husmann*, aus Bafflen bei Gröningen, wurde geboren 1442 und starb den 25. October 1485. Erasmus preist ihn sehr in seinem Ciceronianus pag. 37. Er studirte in Italien und lebte nachher in Heidelberg und Worms. Man hat von ihm viele epistolae und orationes. In unsern öden Gegenden hat er zuerst das Licht der Gelehrsamkeit aufgesteckt.

Marsilius Ficinus aus Florenz, wurde geboren 1433 und starb 1499. Er war ein grosser Anhänger der neuplatonischen Philosophie, durch die man sich in den alten Plato hineinstudiren wollte. vid. Brucker hist. phil. tom. 4. p. 1. Er ist als Uebersetzer des Plato und Plotinus wichtig. Beide hat er aus Handschriften übersetzt. Seine Erläuterungen zum Plato sind nicht viel werth. Uebrigens ist sein Leben sehr interessant, besonders wegen des Enthusiasmus für Plato.

Johann Reuchlin (er nannte sich griechisch Capnio) aus Pforzheim, wurde geboren 1455 und starb den 30. Juli 1522 als Professor der Rechte und griechischen Sprache zu Tübingen. Er hat viele sonderbare fata gehabt. Sein Ruhm fällt in die Zeit, da er in Deutschland lebte. Er hat seine griechischen Kenntnisse am meisten in Tübingen und Ingolstadt ausgebreitet. Hinsichtlich des Hebräischen ist er eigentlich der erste Lehrer in Deutschland. Einen grossen Theil seines Lebens brachte er auf Gesandtschaften zu. Ihm hat man die ersten Grundsätze der guten Pädogogik zu danken. Er schrieb das erste lateinische Lexicon unter dem Titel: Breviloquus s. dict., Basel 1478. fol. und rudimenta hebraica, Pforzheim 1507. fol., die erste hebräische Grammatik.

Marcus Antonius Coccius Sabellicus aus Vicovaro, geboren 1436, starb 1506, hatte in seiner Jugend grosse Mühe, sich durchzuschlagen; er war von sehr armen Aeltern. Er führte auch ein äusserst liederliches Leben. In Rom hörte er den *Julius Pomponius Laetus*, nachher ward er in Venedig Historiograph. Er ist damals einer der ersten berühmten Leute, die an der venerischen Krankheit gestorben sind. Er hat ein Werk: rerum venet. lib. 33. ganz im Geschmack des Alterthums geschrieben. Seine opera omnia enthalten 4 fol.

Julius Pomponius Laetus florirte 1480. Er gab viele alte Autoren heraus, las in Rom über Lateiner, besonders über Virgil. Er starb 1498. Man hat oft geglaubt, dass man von

ihm Scholien über Virgil habe. Wir haben sie unter dem Namen eines alten Grammatikers Pomponius Sabinus.

Georg Merula oder *Merlani* aus dem Mailändischen, wurde geboren 1415 und starb 1494, ein Grammatiker und Historiker, bekannt seit 1475. Man hat von ihm viele Autoren: Martialis, Juvenalis, Plautus etc.

Omnibonus Leonicenus hat den Sallust, Lucian und andere edirt. Er verstand auch griechisch und war ein Schüler des Chrysoloras.

Johann Calphurnius aus Brixen, ist sehr merkwürdig, weil man ihn für den Scholiasten des Terentius hält. Viel von ihm ist gesprochen in des Cardinals Quirinus literatura.

Burchardus Pylades aus Brixen, hat eine Theogonie nach der Manier des Hesiod in lat. Hexametern und Pentametern in 5 lib. gemacht. Die Sachen dazu hat er grösstentheils aus Boccaccio.

Thaddaeus Ugoletus aus Parma, editor des Plautus, erster Auffinder des Martianus Capella, ein Schüler des Georg Merula. Corvinus zog ihn nach Ungarn.

Minder wichtig sind: *Petrus Marsus*, der viele Lateiner edirt hat; *Johannes Angelus Brittannicus*, einer der ersten Editoren des Persius; *Franziscus Maturantius*, der Einiges von Cicero edirt hat; *Johann Baptista Pius*, *Philippus Beroaldus*, *Urceus Codrus*, alle Italiener. Der Letzte hat etwas in der Aulularia des Plautus, die man lange für ächt hielt, recht gut ergänzt.

Johannes Jucundus aus Verona, war auch zugleich Mathematiker. Er war einer der ersten, der auf's Sammeln von Inschriften hielt. cf. *Maffei* pag. 136.

Johann Pico Graf von Mirandola war geboren 1463, starb 1494. Er gehört eigentlich mehr in die Geschichte der Philosophie. Er war Philosoph, Philolog, Dichter, ein Mann von stupendem Gedächtniss. cf. Brucker tom. 3. Interessanter ist:

Johannes Annius aus Viterbo, wurde geboren 1432, starb 1502, ein Dominicanermönch. Er verstand auch orientalische Sprachen recht gut. Er brauchte aber seine Kenntnisse zu verschiedenen Betrügereien. Er hat viele Schriften, auch Steine etc. als alte untergeschoben. Er gab etwas unter dem Namen des Archilochus heraus. Anfangs fiel man sehr begierig darüber her, denn die höhere Kritik entstand erst um die Zeit der Reformation. Zu den ersten, die sie übten, gehörte selbst *M. Luther*. Ein Jahrhundert später entdeckte man den Betrug.

Bernhard Rucellarius seu *Oricellarius*, mit dem mediceischen Hause verwandt, suchte viele Manuscripte auf, schrieb

über die italienische Geschichte und ein kleines Buch über den magistratus rom., herausgegeben von Im. Walch, Jena 1763.

Hermolaus Barbarus aus Venedig, war geboren 1454, starb 1493. Er studirte unter Pomponius Laetus, cf. *Brucker* tom. 4. pag. 27. Im Jahre 1491 ward er Patriarch in Aquileja. Er hat viel Gutes geschrieben. Aus dem Aristoteles und andern hat er in's Lateinische übersetzt. Auch hat er castigationes, d. i. erläuternde Noten, über den ältern Plinius, Pomponius Mela geschrieben. Sein Styl ist nicht sehr vorzüglich. Um eben diese Zeit kamen diese Studien auch nach Spanien, und auch hier fing man an, sich um Wissenschaften zu bekümmern, doch selten um's Griechische. Unter den ersten grossen spanischen Gelehrten um diese Zeit war:

Aelius Antonius Nebrissensis eigentlich Antonius de Cala aus Lebrixa in Andalusien. Er wurde geboren 1444 und starb 1522. Von dem Neapolitaner *Signorelli* hat man eine storia de teatri, welche in der Schweiz in's Deutsche übersetzt ist, wo pag. 758. über diesen Mann viel vorkommt. Er wurde vom Cardinal *Ximenes* beim Druck der Polyglotte gebraucht. Er hat eine grosse lateinische Grammatik geschrieben, welche zu Lyon 1553. erschienen ist.

Janos Laskaris Rhyndakenos, lebte besonders in Italien und starb 1515. cf. Bayle's dictionnaire. Er war eigentlich ein Grieche, der nach Italien floh, aber einer der spätesten. Er hat viele Manuscripte nach Italien geschleppt, wovon noch in der mediceischen Bibliothek viel übrig ist. Er hat einen Brief an Peter von Medici vor der griechischen Anthologie geschrieben, die er sehr nett mit litteris capitalibus herausgegeben hat. Er war auch in Paris, als Carl VIII. in Frankreich regierte, der den Grund zur bibliotheca regia Parisiensis legte. Hier machte er mit *Wilhelm Budeus* Bekanntschaft. Unter Leo dem 10ten wurde er auch zu Gesandtschaften gebraucht. Unter diesem stiftete er ein Gymnasium für junge Griechen zu Rom. Unter Franz dem ersten war er wieder in Paris. Er hat Mehreres geschrieben, besonders einige Autoren edirt, als den Apollonius Rhodius, Callimachus et alios. cf. Maittaire tom. 1. pag. 168. Mit Corrigiren und Zusammenstellen von Scholien gaben sich vorzüglich ab:

Marcus Masurus und *Zacharias Kalliergos*, beide aus Kreta. Der erste gab die erste Edition des Hesychius heraus, wovon nur ein einziger codex in der Marcus-Bibliothek existirt; letzterer edirte den Pindarus.

Wilhelm Budeus aus Paris, wurde geboren 1467 und starb 1540. Er ist einer der ersten Kenner des Altgriechischen, die Frankreich gehabt hat. Er lebte unter den letztgedachten Griechen und lernte sein Griechisch auch von gebornen Griechen. Er hat das erste grössere griechische Le-

ricoh geschrieben: commentarii linguae graecae, Paris 1529. Seine opera sind theils lateinisch, theils griechisch geschrieben und sind noch jetzt sehr nützlich.

Peter Ricci Crinitus aus Florenz, ein Schüler des Angelus Politianus, hat seine Lebensjahre nicht hoch gebracht. Er starb eines sonderbaren Todes; er ärgerte sich nemlich zu Tode, weil ihm einer seiner Commilitonen den Kopf mit Wasser begossen. Am merkwürdigsten ist sein Buch: historia poëtarum lat. lib. 5. Paris 1510. fol. Er hat auch lateinische Verse geschrieben. In Prosa und vorzüglich in Hinsicht auf Ausbreitung der lateinischen und griechischen Litteratur ist wichtig:

Aldus Pius Manutius (Manucio oder Manucci) aus Bassiano. Er wurde geboren 1447 und starb 1515. Er war einer der grössten Buchdrucker und etablirte sich in Venedig. Er wandte viel Mühe auf Reinigung von Fehlern. Sein Hesiod kam heraus 1490. Ausser diesem hat er noch vieles Andere edirt. Sein Sohn

Paulus Manutius, der 1512 geboren wurde und 1574 den 6ten April starb, war der grosse Lateiner, von dem wir die Briefe haben.

Johann Amerbach in Basel, auch ein berühmter Buchdrucker.

Petrus Pomponatius aus Mantua, wurde geboren 1462 und starb 15$\frac{24}{30}$. Er ist für die Philosophie besonders wichtig. cf. Brucker tom. 5. und Bayle's dict.

Michael Macellus, welcher 1500 starb, zeichnete sich durch einige Bücher epigrammata und durch eine sehr freie Denkungsart in Hinsicht der Religion aus. vid. *Havercamp's* praefat. ad Lucret. pag. 4. und Hodius pag. 277. Bisweilen hat man ihn für einen Constantinopolitaner gehalten.

Jac. Sannazaro aus Neapel, wurde geboren 1458 und starb 1530, war Pontani Schüler. Seine Gedichte kommen denen des Properz sehr nahe. Berühmt ist sein Gedicht über die Geburt der heiligen Jungfrau, von der er aber wohl selbst nicht viel geglaubt hat. Eine schöne Edition seiner Werke hat der Italiener Vulpius, Padua 1719. besorgt. Am Ende des 15ten seculi zeichnet sich aus:

Aesticampius, eigentlich *Sommerfeld* aus der Niederlausitz, einer der ersten Docenten in Leipzig. Um eben die Zeit war auch in Leipzig der erste professor oriental. ling.

Richard Crocus, der nachher nach England zurückging.

Hermann von der Busche oder *Busschius* aus dem Münsterschen, war geboren 1468 und starb 1534. Er ist als Kämpfer gegen die Barbarei der Mönche bekannt. Er hat ein Buch: vallum humanitatis, Cöln 1518. 4. geschrieben, worin er den Mönchen sehr auf den Hals geht. Einige legen ihm auch

die Sammlung der epistolae obscurorum virorum bei. Er hielt sich in Rostock, Heidelberg, Frankfurt a. d. O., Wittenberg, Hamburg und an andern Orten auf.

Johann Froben, ein berühmter Drucker in Basel seit 1520, war ein guter Freund von Reuchlin und Erasmus. Die editiones Frobenianae sind alle sehr gut.

Franz Ximenes wurde geboren 1437 und starb 1517. Er war ein Mönch und wurde nachher Cardinal und Erzbischof von Toledo. Er brachte die Litteratur in Spanien sehr empor. Er ist wichtig, als der, welcher die Polyglottenbibel zu Alcala de Henarez angelegt hat.

In Italien lebten ferner um diese Zeit:

Aulus Janus Parrhasius oder *Parrisius;* (J. Paul. de Parisiis) aus Cosenza im Neapolitanischen, wurde geboren 1470 und starb 1533, ein Schwiegersohn des *Demetrius Chalcondylas*, lehrte in Mailand. Er starb nach vielen unglücklichen Schicksalen. cf. Bayle. Seine Schriften sind grösstentheils noch ungedruckt.

Alexander ab Alexandro, ein Italiener im Anfange des 16ten sec., Jurist und Philolog. Seine dies geniales, eine drollige Collection über die römischen Alterthümer, werden wie ein alter Autor citirt. Man hat seltene Ausgaben von diesem Buche. cf. *Clement's* bibliothéque curieuse 1, 177. Die beste Ausgabe ist von *Tiraqueau*, der auch Noten dazu gemacht hat.

Marcellus Palingenius (*Pietro Ang. Manzolli*) legte sich auf Philologie und Medicin. cf. Bayle. Er hat viel in lateinischen Versen geschrieben, unter andern: zodiacus vitae, de vita, studio et moribus hominum bene instituendis, lib. 12. Basel 1537.

Philipp Junta lebte als Drucker in Florenz. Von ihm kommen die editiones Juntinae. Er hat das Meiste dem Aldus nachgedruckt, meist in kleinem Format mit netten Lettern. vid. *Hamberger's* zuverlässige Nachrichten, 1 B. in der Einleitung.

Henricus Stephanus (sein eigentlicher Name ist *Etienne*) aus Paris, war geboren 1528 und starb im März 1598, ein berühmter Drucker. Sein Sohn ist *Robert Stephanus* und dessen Sohn *Henricus Stephanus Secundus*, der Verfasser des grossen Wörterbuchs. Ihre Familie hatte eine grosse Buchdruckerei in Paris. cf. *Almeloveen* de vitis Stephanorum.

Von der Zeit der Reformation, von 1500.

In diesen Abschnitt gehören manche Theologen, die sonst sich um die Reformation sehr verdient gemacht haben, gar nicht; selbst Luther und Melanchthon gehören nicht völlig hieher.

Desiderius Erasmus aus Rotterdam war geboren 1467 und starb den 12. Juli 1536. vid. sein Leben von *Burigny*,

Paris 1757., in's Deutsche übersetzt mit Anmerkungen von *Heske*, Halle 1782. 2 B. 8. Er war ein uneheliches Kind; doch nahm sein Vater *Gerhard Erasmus* sich seiner sehr an. Er liess ihn in Holland erziehen. An *Hegius* hatte er einen vortrefflichen Lehrer. Sein beständiges Symbolum war: nulli cedo. Eine Zeitlang ging er in ein Kloster zu Delft, wo er sich mit Kindererziehen abgab. Hier lernte er vorzüglich die Mönche kennen. Von hier ging er nach Paris; nachher hat er in Cambridge eine Zeitlang gelehrt. Hier wurden *Thomas Morus* und *Linacre* seine Freunde. Dann ging er nach Bologna und von hier nach Basel, wo er seine letzten Lebensjahre zubrachte. Seine vielen Schriften sind meist auf Reisen geschrieben. Er war auf dem Wege, Cardinal zu werden; doch hatte er der katholischen Geistlichkeit zu sehr mitgespielt. *Ulrich von Hutten* war sein grosser Freund. Was er in seinen Briefen schrieb, bezog sich vorzüglich auf Stiftung von Akademien und Schulen. Von seinen vielen Schriften lassen sich Classen machen: 1) pädagogische; 2) gelehrtere, z. B. sein Ciceronianus, welcher die Sekte der Ciceronianer persiflirte; 3) spasshafte Aufsätze z. B. encomium moriae; 4) Episteln, in denen vieles Interessante ist; 5) theologische Schriften für die Erklärung der Bibel, seine paraphrasis et alia, z. B. de libero arbitrio, wogegen *Luther* de servo arbitrio schrieb. Zu seinen philologischen Schriften gehören seine vielen Editionen, die mit vieler feiner Kritik gemacht sind, doch aber nicht tief eindringen. In seinen adagiis sind sehr viele Fehler, und vielen Gelehrten damaliger Zeit, z. B. einem *Muretus* und andern, wird er oft dadurch lächerlich. Seine opera omnia enthalten 10 fol. Sein Büchelchen de copia rerum ac verborum hilft sehr für den lateinischen Styl. Nicht so berühmt wie er, doch auch ein braver Gelehrter war

Joachim Camerarius (Kammermeister) aus Bamberg. Er war geboren 1500 und starb den 17. April 1574. Er studirte in Leipzig, wo er den *Rich. Crocus* hörte. Um diese Zeit fing die Reformation an. In Wittenberg ward er mit Melanchthon bekannt. Er hat eine erstaunliche Menge kleiner Schriften geschrieben, die fast alle auf Empfehlung der Alterthümer, der griechischen und lateinischen Sprache und einer guten Pädagogik hinauslaufen. Seine Schriften zeugen von seinen tiefen Kenntnissen in manchen Wissenschaften. Sein Styl ist merkwürdig, worin man den Kenner der alten Latinität sieht, wenn er gleich so vorzüglich nicht ist. Ein Freund von ihm war

Helius Eoban Hessus aus Bockendorf. Er war geboren 1488 und starb 1540. Er docirte grösstentheils zu Erfurt und war besonders in Absicht der lateinischen Dichtkunst wichtig. Er las auch vorzüglich Griechisch mit entsetzlichem applausus.

cf. H. E. Hessus und seine Zeitgenossen. Ein Beitrag zur erfurtschen Gelehrten- und Reformationsgeschichte von *Caspar Friedrich Lossius*, Gotha 1797. 8.

Johann Cuspinianus (Spiesshammer) hielt sich vorzüglich in Wien auf, wo er auch zum Dichter gekrönt wurde. Er war kaiserlicher Rath in Wien und schrieb eine Geschichte der Kaiser. Er hat zuerst im Anfange des 16ten seculi die kaiserliche Bibliothek arrangirt. Er starb 1529.

Andreas Navagero oder *Naugerius* aus Venedig, war geboren 1483 und starb 1529. Er war Geschichtschreiber der Republik Venedig und Bibliothekar. Er ist als Dichter berühmt. Er hat wenig geschrieben, doch Alles im guten Geschmack. Seine Schriften sind herausgekommen Padua 1718. 4.

Guarino von Favera, *Vavorinus* (*Phavorinus*) *Camers*, Erzbischof von Nocera, welcher 1537 starb, war ein Schüler von *Jan. Lascaris* und *Angelus Politianus*, nachher Bibliothekar an dem mediceo in Florenz. Er hat aus dem Suidas etc. ein altes Lexicon gesammelt, auch Autoren edirt.

Beatus Rhenanus, eigentlich *Bilde* aus Rheinau im Elsass, war geboren 1485 und starb 1547. Er docirte in der ersten Hälfte des 16ten sec. und ist durch verschiedene Ausgaben merkwürdig. Er hat die erste Edition vom Vellejus Paterculus und auch den Livius herausgegeben. cf. *Drackenborchs* praef. ad Liv. lib. 7.

Henricus Loritus Glareanus war aus der Schweiz und starb 1563, Historienschreiber und Kenner der alten Lateiner, lebte in Köln und Basel. Er hat den Horatius, Julius Caesar, Suetonius und Lucanus edirt, auch lateinische Gedichte geschrieben.

Petrus Bembus aus Venedig war geboren 1470 und starb den 18ten Januar 1547, ein Hauptautor in Absicht der Latinität und des Ciceronianischen Styls, als Gelehrter und Staatsmann sehr ausgezeichnet. Paul der 4te machte ihn zum Cardinal und Leo der 10te zum Geheimschreiber. Die humaniora, besonders das Latein, waren seine Hauptbeschäftigung. Er war das Haupt der Sekte der Ciceronianer, die den Cicero bis auf's Kleinste imitiren wollten. Bembus war ziemlich glücklich darin, weniger waren es die mehrsten seiner Nachfolger. Um diese Zeit wurden auch viele lexica und Phraseologien des Cicero gemacht. Von der Art ist *Nizolii* grosses lexicon. Wenn man nun orationes schrieb, so wurde Nizolius durchgejagt. Was nicht drin stand, durfte nicht gebraucht werden. Männer, die eigenen Geist hatten, wie Erasmus, lehnten sich bald gegen die Ciceronianer auf, besonders da sie durchaus keine, auch nicht neue Wörter aufnehmen wollten. Jesus Christus z. B. wollte keiner einmal nennen, weil er nicht im Cicero vorkommt. Man sagte dafür sanctissimus heros. Daher

wurde viel damals über den ethnicismus lat. geschrieben, und Petrus Bembus erhielt davon den Namen Simia Ciceronis. Zu seinen Schriften gehören besonders seine Briefe de imitatione sermonis und eine grosse Geschichte Venedigs. Seine opera omnia sind erschienen zu Venedig 1729. 4 fol.

Ludovicus Coelius Richieri Rhodiginus aus Rovigo wurde geboren 1450 und starb 1520, einer der grössten Litteratoren. Er reiste viel und durchstrich die Bibliotheken. Er ist einer der ersten grossen Polyhistoren, auch als Lehrer des *Julius Caesar Scaliger* bekannt, der den Rhodigin den Varro der damaligen Zeit nannte. In Absicht des Styls zeichnet er sich nicht aus. Seine 30 lib. lectionum antiquarum, Basel 1542. fol. sind noch sehr brauchbar. Mit ihm lebte ein Engländer

Thomas Morus aus London, der 1480 geboren war und 1535. enthauptet wurde, ein Mann von grossen Talenten und feinem Kopfe. Er wurde Hofmann und am Ende Kanzler. Er war ein grosser Freund des Erasmus. Seine Schriften enthalten mehr artige Aufsätze, als tiefe Philologie. Seine lateinischen Verse sind sehr elegant.

Ulrich von Hutten von der Burg Steckelberg bei Fulda, geboren 1488, den 20ten April, starb den 31. August 1523. Er benutzte seine Humanität mehr zu seinen Aufsätzen. Er war ein grosser Satyriker. Eine Zeitlang war er auch Soldat. Der Pabst hatte einen grossen Feind an ihm, und er half auch Luthern in die Hände arbeiten. Eine treffliche Lebensbeschreibung Ulrich's von Hutten findet sich im 3ten Bande von *Meiners* Lebensbeschreibungen berühmter Männer von den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften.

Johann Ludwig Vives aus Valencia wurde geboren 1492 und starb 1540, ein grosser und in Spanien der erste eigentliche Polyhistor. Er hielt sich meist am Hofe zu England als informator der Maria, der Tochter des Königs Heinrich des 8ten auf. Alsdann ging er nach Holland und starb in Brügge. Er hat Vieles über Autoren geschrieben und einen trefflichen Commentar über *Augustinus* de civitate dei und de causis corruptarum artium.

Weniger bekannt sind folgende:

Pierius Valerianus, war viel auf Reisen und einer der ersten, die sich viel mit alten Monumenten abgaben. Darauf beziehen sich seine hieroglyphica. Er hat auch castigationes in Virgilium, Rom 1521. fol. geschrieben; auch de infelicitate litteratorum, zusammengedruckt mit *Alcyonis* de exitio und *Tollii* tract. de infelic. litterat., Lipsiae 1707. 12. Er starb 1558.

Longolius aus Mecheln, war geboren 1489 und starb 1522. zu Padua. Er hat grösstentheils in Italien gelebt. Er ist unter den ersten Ciceronianis bekannt. Er hat über Auto-

30 *

sen, commentirt, und orationes und epistolas herausgegeben. Ein sehr gelehrter Mann, doch nicht sehr bekannt, ist

Nonnius Pincianus, eigentlich *Ferdinand Nunez* aus Valladolid, war geboren 1471 und starb 1552. vid. *Chaufepié* Supplem. zu Bayle. Er docirte am meisten zu Alcala und Salamanca. Er hat sich durch den Plinius den ältern und Mela berühmt gemacht. *Lipsius* sagt von ihm: So viele Worte, so viel tiefe Gedanken.

Vincentius Opsopoeus (Koch) aus Franken besorgte eine Edition der anthologia graeca mit Commentar 1530.

Paulus Jovius aus Como war geboren 1486 und starb 1552 zu Rom. Er war ein Landsmann des jüngern Plinius, medicus und philologus. Er dient zur Litterärgeschichte älterer Zeit; er hat über viros illustres geschrieben.

Polydores Virgilius schrieb de rerum inventoribus, starb 1555.

Der Pabst *Hadrian* der 5te schrieb ein kleines Buch über die Richtigkeit und Eleganz im Latein, das trefflich ist.

Petrus Alcyonius aus dem Neapolitanischen lebte lange am Hofe Carls des 5ten, schrieb de exilio, neu gedruckt Leipzig 1712. Sein Buch liest sich sehr angenehm.

Accursius aus dem florentinischen Flecken Bagnuolo cf. Bayle. Er hat sich besonders um den Ammianus Marcellinus, von dem er einige Bücher zuerst fand, verdient gemacht.

Robert Stephanus war geboren 1503, ein grosser Buchdrucker in Frankreich. Eine Zeitlang druckte er in Paris und zeichnete sich durch erstaunliche Accuratesse aus. Vorzüglich druckte er seit 1527. Er musste nachher von Paris nach Genf flüchten, und nahm, wie man sagt, die königlichen Lettern mit. Sein Bildniss wurde in Paris verbrannt. Auf seinen Reisen hat er das neue Testament in Verse abgetheilt, er selbst sagt: inter equitandum. Unter den Lexicographen nimmt er einen wichtigen Platz ein. Er fing auch ein dictionarium nominum propriorum zu sammeln an. Er starb 1559. vid. Chaufepié. Sein grosses lexicon liegt bei *Gesner's* thesaurus zum Grunde.

Gregorius Haloander aus Zwickau, starb 1532, ein wichtiger Mann als juristischer Humanist. Er hat eine treffliche Edition der Pandekten besorgt.

Andreas Alciatus aus Alzate bei Como wurde geboren 1492 und starb 1550. Er ist von einem Andern seines Namens, Franziscus, zu unterscheiden.

Nicolaus Clenardus aus Diest in Brabant, einer der ersten vorzüglichen griechischen Grammatiker, starb 1542.

Joachim Fortii Ringelberg aus Antwerpen wurde geboren 1499, starb 1536, schrieb commentationes de ratione studii, herausgegeben von *Scheid*, Utrecht und Haderwyk 1786. 8.

Girolamo Fracastoro aus Verona war geboren 1483 und starb 1553, schrieb meist nur Verse.

Jacob Sadoletus aus Modena wurde geboren 1477 und starb 1547, war päbstlicher Geheimschreiber und Cardinal, ist als einer der feinsten Nachahmer des Cicero merkwürdig. Er hat sich vorzüglich durch Briefe und einzelne Schriften, z. B. de pueris recte instituendis, berühmt gemacht. Seine Latinität hat eine unglückliche Sorgfalt.

Lazarus Bonamicus aus Bassano wurde geboren 1479 und starb 1552. In der Latinität übertrifft er noch den Sadoletus. Wir haben nicht viel von ihm, denn er hat sich mehr mit Privatunterricht abgegeben. Er kann sich mit alten Lateinern messen. Als Professor in Padua hat er orationes und epistolas geschrieben, die aber sehr selten sind.

Simon Grynaeus aus dem Hohenzollerschen wurde geboren 1493 und starb 1541. Er hat in Wien, Heidelberg und Basel gelebt, Autoren edirt, wie Plato und Aristoteles, auch einige übersetzt. cf. Bayle.

Hieronymus Cardanus aus Pavia wurde geboren 1501 und starb 1575, Philolog, Philosoph und Medicus. cf. Bayle und Brucker's hist. philos. tom. 5., pag. 62. und *Lessing's* Briefe.

Wichtigere Männer um diese Zeit sind:

Julius Caesar Scaliger, geboren im Schlosse Rupa im Veronesischen am lacus Benacus, wo Catull her war, 1484 aus einer hohen fürstlichen Familie, starb 1558. cf. Chaufepié. An's Studiren kam er spät, half sich aber durch sein ungeheures Gedächtniss. Eine Zeitlang war er Page am Hofe Maximilian's, dann ward er Soldat, dann Franziskanermönch, endlich praktischer medicus. Er hat grösstentheils seine Kenntnisse aus sich selbst. Er hatte einen philosophischen Geist; seine Kenntnisse aber sind nicht so gross wie die seines Sohnes *Joseph Scaliger*. Er hat viel über Autoren geschrieben, z. B. Theophrast, de arte poëtica in 7 lib., ferner de caussis linguae latinae und viele Streitschriften mit Erasmus, Cardanus und Andern.

Paulus Manutius Aldi filius war geboren 1512 und starb den 6. April 1574, aus Venedig, ein grosser Kenner des Griechischen und Lateinischen, doch ein langsamer Kopf. Seine Leichtigkeit im Latein ist erzwungen; daher haben alle seine Schriften nicht den freien Guss, wie die Schriften von Muretus. Doch was er über die römischen Alterthümer, de comitiis, de senatu etc. geschrieben, ist noch sehr wichtig.

Neben diesen leben:

Jovita Rapicius aus Venedig, auch als grosser Lateiner bekannt, schrieb über den numerus im Latein.



ann Sturm, aus Schleiden bei Cöln war geboren 1507 b 1589. Er lehrte lange in Strasburg und commentr alte Autoren. cf. Bayle und Morhofii polyhist.

nnes Calvinus (Chauvin) war geboren 1509 und starb Viel hat er sich nicht mit eigenen Schriften über das m abgegeben; über den Seneca hat er etwas edirt.

ann Cornutius aus Zwickau, eigentlich medicus, hat o übersetzt besser als Ficinus.

rg Sabinus, aus Brandenburg war geboren 1508 und 60, ein artiger lateinischer Dichter, heirathete Men's Tochter Anna und half 1541 die Universität Kerrichten.

rg Agricola aus Glaucha war geboren 1494 und starb November 1555, lebte vorzüglich in Chemnitz, legte Medicin und die Geschichte der Metalle. cf. Bayle.

ismund Galenius aus Prag studirte in Italien, wo er *cus Musurus* hörte, gab sich viel mit Correcturen in benschen Druckerei ab, edirte den Livius und Ammicellinus. cf. Bayle.

tor Trincavella aus Venedig, welcher 1568 starb, hat iechische Autoren edirt. Sein Hesiodus mit Scholien berühmt und selten.

us Gregorius Gyraldi aus Ferrara wurde geboren starb 1552. Man findet oft von ihm Ausgaben mit ebensbeschreibungen der Dichter vor den Autoren. ung der lateinischen Dichtkunst that sich hervor

cus Hieronymus Vida aus Cremona. Er war geboren und starb den 27. Sept. 1566. Er hatte grosses Anward Bischof. Er schrieb eine Christeïs. Merkwürseine ars poëtica, herausgegeben von *Klotz*, Altenburg cum notis Oxford 1712. Auch hat er ein Gedicht Schachspiel geschrieben, das *Ramler* in's Deutsche hat.

ius Nizolius aus Bersello, der das lexicon des Cicero war auch Philosoph. cf. Brucker, tom. 4. pag. 90. eronianisches lexicon ist häufig angegriffen worden. uch einen antibarbarus seu de veris principiis et vera philosophandi geschrieben, den *Leibnitz*, Frankfurt

Johann Bartholinus der ersten, die sich viel 1549 in Rom die erste A auch zuerst eine Topog epist. ad Fabric.

Sebastian Corradus Cicero's quaestura, edit stura ist eine Litterat Form, die damals sehr schrieben. *Ernesti* ha tu ist sehr schätzbar.

Jacob Ludwig S Mitte des 16ten sec eine noch brauchbar lectione verborum,

Um gleiche Z der: *Johann Osor* Paris *Carl Stephan* bert. Dieser hat

Sebastian Ca bung von Füssli übersetzung bekа und besorgte Au

Peter Vett und starb 1585 ein ungeheurer grosse Celebrit präge von Ge grosser Kritik sich um ihn s schriften. cf. cis. Er hat poetica, die ausgegeben. genehmes den. Man

Petrus sehen, wa

Johann Bartholomäus Marianus, ein Italiener, war einer der ersten, die sich viel mit Archäologie abgaben. Er edirte 1549 in Rom die erste Ausgabe der fasti capitolini und schrieb auch zuerst eine Topographie des alten Roms. cf. *Graevii* epist. ad Fabric.

Sebastian Corradus, Verfasser des bekannten Buchs über Cicero's quaestura, editor des Brutus von Cicero. Seine quaestura ist eine Litteraturgeschichte des Cicero in dialogischer Form, die damals sehr üblich war, auch in gutem Latein geschrieben. *Ernesti* hat dieses Buch neu aufgelegt. Sein Brutus ist sehr schätzbar.

Jacob Ludwig Strebäus, ein Franzose, lebte bis in die Mitte des 16ten seculi in Paris, hat Cicero de oratore edirt, eine noch brauchbare Ausgabe, und schrieb de electione et collocatione verborum, ein sehr wichtiges Buch.

Um gleiche Zeit lebten die beiden berühmten Buchdrucker: *Johann Osorinus*, welcher in Basel 1568 starb, und in Paris *Carl Stephanus*, welcher 1564 starb, ein Bruder des Robert. Dieser hat den Cicero edirt.

Sebastian Castellio seu *Castalio*. cf. seine Lebensbeschreibung von *Füssli* 1775. Er ist durch seine lateinische Bibelübersetzung bekannt. Er lebte vorzüglich in Genf und Basel und besorgte Ausgaben von Autoren.

Peter Vettori (*Victorius*) aus Florenz, war geboren 1499 und starb 1585, wurde professor graecae et latinae linguae, ein ungeheurer Gelehrter, der in Italien und im Auslande eine grosse Celebrität hatte. Alles, was er schrieb, trägt das Gepräge von Genie, seiner ausserordentlichen Belesenheit und grosser Kritik. Er hat besonders den Cicero restituirt und sich um ihn sehr verdient gemacht durch Collation von Handschriften. cf. Ernesti's praef. ad Cic. et in opusculis philologicis. Er hat auch Vieles von Aristoteles, besonders die ars poetica, die Moral, Politik etc. mit grossen Commentaren herausgegeben. Ferner schrieb er variae lectiones, ein sehr angenehmes Buch. Er sollte heut zu Tage mehr gelesen werden. Man findet seine Schriften selten beisammen.

Petrus Lotichius Secundus aus Salmünster im Hanauischen, war geboren 1528 und starb 1560, ein artiger lateinischer Dichter. Eine Zeitlang war er Soldat, nachher magister in Wittenberg, wurde auch doctor medicinae. In seinen Gedichten ahmt er den Ovid, Properz und Andre sehr trefflich nach. Einzelne seiner Elegieen, wie die über die Einnahme von Magdeburg, sind sehr berühmt. Peter Burmann Secundus besorgte eine treffliche Ausgabe, Amsterdam 1754. 2. 4. Auch *Kretzschmar*, Dresden 1773. 8. vid. Chaufepié.

Anton Schorus aus Brabant, ein fleissiger Docent im Latein in Heidelberg. Er starb 1555. Seine phrases sind noch

immer brauchbar. Sehr anzurathen ist seine Schrift: de ratione discendae docendaeque ling. graec. et latin. vid. Bayle.

Conrad Gesner wurde geboren 1516 und starb 1565, ein grosser Polyhistor in der Schweiz, hat sich besonders um die medicinische Litterärgeschichte verdient gemacht.

Hadrian Junius (de Jonghe), ein Holländer, wurde geboren 1511 und starb 1575. vid. Bayle. Er war Mediciner und Humanist. Er ist nicht unter den grossen Gelehrten bekannt; doch ist er ein guter Schriftsteller. Er hat geschrieben de coma, 5 lib. animadversionum und ein lexicon unter dem Titel: nomenclator octilinguis omn. rer. propria nomina cont., Antwerpen 1567, welches vorzüglich auf seltene Sachen geht. Ein solches Buch sollte neu bearbeitet werden.

Franz Robortellus aus Udine, war geboren 1516 und starb 1567, Lehrer in Padua und Bologna, einer der ersten theoretischen critici, von Charakter ein hämischer Mensch. Er hat viele Autoren edirt. Seine Gelehrsamkeit ist sehr respectabel. Sigonius schrieb gegen ihn.

Antonius Agostinus aus Zaragozza wurde geboren 1516 und starb 1586, einer der grössten spanischen Philologen. Eine Zeitlang war er nuntius apostolicus, dann Erzbischof. Auch er wird jetzt selten gelesen. Er hat Noten zu Varro de ling. lat. geschrieben, Bücher übersetzt, das jus civile Roman. und viele andre sehr gelehrte Sachen geschrieben.

Franziscus Patritius war geboren 1529 und starb 1597, in der Geschichte der Philosophie bekannt, lehrte in Ferrara und Rom. cf. Bayle und Brucker. Er hat ein Hauptbuch geschrieben: discussiones peripateticae, Basel 1581. fol. Der Styl darin ist abscheulich. Er bestritt die aristotelische Philosophie. Kritik fehlt ihm sehr.

Hieronymus Wolf aus Oettingen, wurde geboren 1516 und starb 1580, einer der besten Schüler Melanchthon's. Im Griechischen war er sehr vollkommen. Durch Melanchthon wurde er Rector in Mühlhausen; nachher trieb er sich lange herum. Zuletzt war er Rector in Augsburg. Er hat ein und das andre edirt, mehreres übersetzt, als Demosthenes und Isocrates. Seine Uebersetzungen von beiden sind sehr gut. Eine Zeitlang nannte er sich Lycius. vid. narratio de vita ejus im 8ten Bande von *Reiske's* orator. graec. pag. 772. seq. und Chaufepié.

Theodorus Beza war geboren 1519 und starb 1605, der berühmte Calvinist aus Bourgogne, ein trefflicher Kopf, studirte eine Zeitlang Jurisprudenz. In der Schweiz, besonders zu Lausanne lehrte er griechische Litteratur; zuletzt lebte er in Genf. In den höheren Jahren verlor er ganz sein Gedächtniss. cf. Bayle.

Gabriel Faernus aus Cremona, ein schätzbarer Kritiker.

Ueber Plautus und Terentius hat er häufig in Rom gelesen. Seine recensio des Terentius ist ein Meisterstück für seine Zeit. Bentley giebt seine Noten auch in seiner Ausgabe des Terenz. Er starb 1561.

Ludwig Castelvetro aus Modena starb 1571. vid. Bayle. Er hat eigene Schicksale und viele litterarische Fehden gehabt, die ihn bürgerlich unglücklich machten. Er hat Alles italienisch geschrieben, besonders einen Commentar über Aristoteles. Er ist der italienische *Lessing*. Auch hat man kleine opera von ihm, worin es viele artige Anmerkungen über einzelne Stellen der Alten giebt.

Onuphrius Panirius aus Verona, ein Augustinermönch. Man sah ihn für einen der grössten Kenner der alten Geschichte an. vid. *Graevii* epistolae et Chaufepié. Seine fasti romani und seine comment. reipubl. rom. sind noch fast unentbehrlich. Er starb 1568. Berühmter als er war:

Carl Sigonius aus Modena. Er war geboren 1524 und starb 1585. Er gehört zu den Männern, welche die römische Geschichte und Alterthümer am meisten behandelt haben. Seine Werke sind erschienen zu Mailand 1733. 6 fol. Voran geht eine vita Sigonii, geschrieben von *Muratori*. Er hat in Modena, Venedig, Padua und Bologna gelehrt. Ueber den Livius hat er commentirt. Allenthalben schreibt er ächt römisch. Sein Buch gegen den Robortellus heisst: castigationes.

Adrien Tournebeuf (*Turnebus*) aus Andely bei Rouen war geboren 1512 und starb 1565, einer der grössten Polyhistoren, eine Zeitlang Buchdrucker in Paris, nachher professor human. in Toulouse. Sein Styl ist nicht estimable. Er hat besonders über Lateiner commentirt. Selbst geschrieben hat er ein Werk: adversaria, Paris 1564. fol., ein Buch wie Mureti variae lectiones.

Nicolaus Gruchius (*de Grouchy*) aus Rouen, lebte meist in Paris, war auch mit Sigonius in einen Streit verwickelt. Sein Buch de comitiis ist sehr wichtig. cf. Graevii epist. Er starb 1573.

Laelio Torelli aus Fano war geboren 1489 und starb 1575, der grosse Wiederhersteller der litterarischen Jurisprudenz. Von ihm hat man eine Edition des corpus juris. Diese und die des *Haloander* aus Zwickau sind die classischsten.

Johann Sambucus aus Tyrnau in Ungarn war geboren 1531 und starb 1584, lebte in Wien, ein Kenner der griechischen Litteratur und Arzt. Seine Geschichte von Ungarn ist historisch wichtig. Seine Editionen, die er aus Wiener MSS. machte, sind etwas flüchtig gearbeitet.

Achilles Statius (nicht mit dem alten Achilles Tatius zu verwechseln) reiste viel in Italien und Frankreich und brachte

den Geschmack an alter Litteratur nach Portugal. Seine Edition des Catull ist wichtig.

Henricus Stephanus, *Roberti filius*, geboren zu Paris 1528, machte in Italien mit *Petr. Victorius* Bekanntschaft; sodann ging er zur Buchdruckerei seines Vaters und hat bei *Huldric. Fugger* als Buchdrucker gestanden. Seinen Eintritt in die gelehrte Welt machte er durch eine Ausgabe des Anacreon. Nachher etablirte er sich als Buchdrucker in Paris, wo Casaubonus sein Schwiegersohn wurde. Er hat erstaunlich viele griechische Autoren herausgegeben. Seine Ausgaben empfehlen sich durch genaue, fleissige Correctur. Er war ein gewaltig turbulenter und mit Arbeiten beladener Mann. vid. Casauboni ep. 89. Hauptsächlich hat er sich durch sein grosses griechisches Wörterbuch berühmt gemacht, wovon Scapula, der bei ihm in Diensten stand, gleich bei der Arbeit zu Stephani Schaden einen Auszug machte. Seine apologie pour Hérodote 2 tom. 8. ist gewaltig gegen die Mönche gerichtet. Dies machte ihm viele Feinde, so dass er auch aus Frankreich weg musste. Endlich kehrte er nach Lyon in einem elenden Zustande zurück, wo er 1598 im Lazareth starb. Er hinterliess zwei Söhne. Paulus Stephanus setzte seine Buchdruckerei fort.

Natalis Comes (de Comitibus, eigentlich *Conti*) aus Venedig, gehört in die Mitte des 16ten seculi. Er schrieb ein grosses Buch über die Mythologie, das lange Zeit allgemein gebräucht wurde. Er hat aber keine allgemeine Einsichten in die Mythologie.

Barnabas Brissonius aus Fontenay in Poitou, war geboren 1531 und starb 1591. Er legte sich auf Jurisprudenz und humaniora. Er ward zuletzt Präsident im pariser Parlement. Bei einer Rebellion wurde er aufgehängt, welches desto sonderbarer war, da sein beständiges Sprüchwort war: nondum effugimus fortunae laqueos. Seine Hauptbücher sind: de formulis et solemnibus P. R. verbis; selectae antiquitates; de ritu nuptiarum ac jure connubiorum; de regio principatu Persarum. vid. *Graevii* thesaurus tom. 8. et *Gronovii* thes. tom. 8.

Jacob Cujacius (*Cujas*) aus Toulouse, war geboren 1522 und starb 1590, ein Mann, der bei den Juristen noch in grossem Ansehn steht. Er war von gemeinen Aeltern. Er hat die scholastische Jurisprudenz vertrieben und als Lehrer in Frankreich und Italien viel gethan. Er las über den Text der Pandecten. Seine Art zu studiren soll äusserst unordentlich gewesen seyn. Er lag und schrieb gewöhnlich auf der Erde. Seine opera omnia sind erschienen Paris 1658. 10 fol. Er hatte eine erstaunlich liederliche Tochter.

Simon Bosius (du Bois), auch ein grosser Jurist, starb circa 1582. Er hat Vieles zur römischen Litteratur und den

Antiquitäten Gehörige geschrieben; auch hat er eine gute Ausgabe von Cicero's Briefen ad Atticum besorgt.

Paulus Leopardus aus Flandern war geboren 1510 und starb 1567, ein vorzüglicher Kritiker, obgleich er eigentlich keinen Autor herausgegeben hat. Er hat 20 lib. emendatt. et miscellan., Antwerpen 1568. 4. edirt. Alles zusammen findet man in Gruteri lampas seu thesaurus criticus.

Wilhelm Xylander (Holzmann) aus Augsburg war geboren 1532 und starb 1576, lebte als Philolog und Mathematiker in Heidelberg. vid. Bayle. Er hat Vieles mit unglaublichem Fleiss, aber nicht immer glücklich übersetzt.

Michael Neander aus Sorau war geboren 1525 und starb 1595, ein grosser Freund von Melanchthon, kein singulärer Kopf als Schriftsteller, hat sich als Sprachkenner sehr verdient gemacht. Sein Charakter muss sehr bieder gewesen seyn. vid. *Volborth's* Lobschrift auf Michael Neander, Göttingen 1777. 4. Er war eine Zeitlang Conrector in Nordhausen, als Faber Rector war. Nachher kam er als Rector nach Ilfeld. Er hat ein pädagogisches Büchelchen geschrieben unter dem Titel: Bedenken, wie ein Knab zu leiten. Er schrieb auch ein opus aureum et scholasticum 4. In Ilfeld hat er viele griechische Verse gemacht. Unter seinen Schülern ist der vorzüglichste

Lorens Rhodomann aus Niedersachswerfen bei Nordhausen. Er war geboren 1546 und starb 1596. Er arbeitete schon als Neander's Schüler Mehreres zum Drucke aus. Nachher hat er ein grosses griechisches Gedicht: Palaestina, das sehr trefflich ist, geschrieben. Um den Diodor hat er sich durch eine gute Uebersetzung und durch schöne kritische Noten über den Quintus Calaber verdient gemacht. Er war zuletzt Professor in Wittenberg. vid. *Volborth's*. Lobschrift, Göttingen 1776, und Chaufepié.

Thomas Fazellus, ein sicilianischer Dominicanermönch, hat sich zuerst um Aufsuchung der Antiquitäten in Sicilien verdient gemacht und de rebus Siculis, Palermo 1558. fol. geschrieben. Er starb 1570.

Aldus Manutius Secundus, Pauli filius, Aldi nepos. Den beiden ältern reicht er das Wasser nicht; als Buchdrucker geht er mit. Am meisten hat er sich noch um die lateinische Orthographie verdient gemacht. Alle Folgenden bis auf Cellarius haben aus ihm geschöpft.

Marcus Antonius Muretus aus Muret bei Limoges, unde nomen, war geboren 1526 und starb 1585. vid. opera ejus omnia cum annot. *D. Ruhnkenii*, Leyden 1789. 4 tom. 8. Er hat sich grösstentheils selbst gebildet, worüber er selbst klagt. Einige Zeit scheint er den Turnebus benutzt zu haben. Er ist nicht lange in Frankreich gewesen, als er, man weiss nicht

nicht warum, flüchten musste. Man sagt, er hätte delicta carnis wegen in Toulouse verbrannt werden sollen. Er ging nach Italien, wo ihn die Manutiusche Familie sehr lieb gewann. Es war damals gewöhnlich, pro hospite in Städten öffentliche Reden zu halten. Solche Reden hielt er viele, wodurch er sich viele Freunde machte. Daraus sind auch grösstentheils seine orationes entstanden. In Rom erhielt er das Bürgerrecht; daher nennt er sich auch civis romanus auf seinen Titeln. Hier hat er vorzüglich über die Jurisprudenz gelesen und hatte solchen Beifall, dass keiner neben ihm aufkam, weswegen er sich viele Feinde machte. Kurz vorher war in Rom das collegium romanum errichtet. Da hat er gelesen, auch ihm seine Bücher vermacht. Ehe er nach Rom kam, hielt er sich beim Prinzen Este auf, der damals viele Gelehrte um sich sammelte, unter andern auch den Dichter Ariosto. Sein Latein hat viel Leichtigkeit und Eleganz. Im Französischen hat er einen Commentar über den alten Dichter *Pierre de Ronsard,* eigentlich *Roussard* geschrieben. Er hat viel lateinische Correspondenzen geführt. Von solchen Episteln ist eine grosse Sammlung gemacht, die ganz vorzüglich sind. Nächst diesen sind ganz vorzüglich schätzbar seine variae lectiones. Er hat auch eine meisterhafte Uebersetzung von Aristoteles Rhetorik gemacht. Seine Schriften sind anfangs grösstentheils in Ingolstadt gedruckt. Doch liegt in Rom noch viel, was in Ruhnkens Ausgabe nicht steht. Mit ihm genau bekannt, nachher sein grosser Feind ist

Dionysius Lambinus aus Montrevil in der Picardie, Monstroliensis, welcher 1572 starb, ein trefflicher Gelehrter, lateinischer und griechischer Litterator, professor graecae et latinae linguae in Paris, hat sich durch viele Autoren berühmt gemacht. Von Aristoteles hat er die Ethik und Politik bewundernswürdig übersetzt, doch nicht so schön, wie Muretus die Rhetorik. Lambini Schreibart ist vortrefflich, doch etwas umständlich und weitläuftig. Seine Ausgaben von Horatius, Cornelius Nepos und Lucretius sind ganz vorzüglich und in den Noten selbst eine treffliche Latinität. Weniger wichtig ist sein Plautus. Um den Cicero hat er sich sehr verdient gemacht. Doch ist seine Kritik viel freier als die des *Peter Victorius.* Diese freie Behandlung des Cicero zog ihm sehr viele Feinde zu. Sein ganzes Leben wäre sehr interessant; doch haben wir noch nichts Vollständiges. Lambinus sagt dem Muretus, der vorher sein grosser Freund gewesen war, in einem Briefe sehr die Wahrheit.

Hubertus Gifanius (von Giffen) aus Buren in Geldern war geboren 1533 und starb 1604. Er war auch Lambinus Feind wegen der Ausgabe des Lucretius, den *Gifanius* auch

edirt hatte und wegen der Gifanias ihn des Plagiats beschuldigt. Man lese Lambini Vorrede zu seinem Plautus.

Franz Sanchez oder *Sanctius* aus las Brocas war geboren 1523 und starb 1600. Er war Professor der Rhetorik und der griechischen Sprache zu Salamanca. Er wurde in Spanien sehr geschätzt. Er schrieb die Minerva seu de caussis linguae latinae, Salamanca 1587. 8., welche *Perizonius*, Amsterdam 1687 und *Bauer*, Leipzig 1793. 2 tom. 8. edirt hat. Am meisten hat sich Perizonius um ihn verdient gemacht.

Johann Zamoscius, ein Pole, welcher 1605 starb, ein Mann, der in Polen eine grosse Rolle spielte. Er war Grosskanzler und hat sich selbst als General ausgezeichnet. Er hatte in Italien, vorzüglich bei *Sigonius*, studirt und eine ungemeine Liebe für litterärische Untersuchungen, besonders für die Alterthümer gewonnen. Sein Werk: de senatu romano, Venedig 1563. 4. ist noch sehr schätzbar. Gemeiniglich glaubt man aber, dass das Mehrste darin von Sigonius sey. Es steht in *Graevii* thesaurus. vid. *Hanke* de scriptoribus rer. rom. pag. 264. et *Graevii* epistolae.

M. Spina aus Florenz hat über die Briefe des Cicero ad Atticum commentirt; ein schätzbarer Kopf.

Wilhelm Canter aus Utrecht war geboren 1542 und starb den 28ten Mai 1575, ein scharfsinniger Kopf, ein Mann, der sich um griechische Tragödiendichter besonders sehr verdient gemacht hat. Seine Kritik ist zwar vorsichtig, doch sehr scharfsinnig. Er schrieb auch nov. lectt. lib. 4., Basel 1564. cf. *Gruteri* lamp. tom. 3.

Carl Lange aus Brüssel, blos durch den Cicero bekannt. In Antwerpen gab er Cicero de officiis mit guten Anmerkungen aus Handschriften heraus.

Ametius Faesius aus Lothringen, Humanist und Mediciner, hat viel für den Hippocrates geleistet. Er hat ihn edirt, nebst einem grossen lexicon dazu, gewissermaassen ein Supplement zu Stephanus, unter dem Titel: oeconomia Hippocratis.

Richard Streinnius aus Oesterreich, einer der ersten, die sich mit Genealogie des Alterthums, besonders der römischen Familien beschäftigten, worauf schon im Cicero viel ankömmt. Er gab heraus: gentium et familiarum romanarum stemmata, Paris 1559. Er lebte bis an's Ende dieses seculi.

Latinus Latinius aus Viterbo, geboren 1513, starb sub finem seculi, ein äusserst seltsamer Mensch. Er gab ein grosses Buch in folio heraus, in welchem über viele Autoren, als Caesar, Sueton etc. kurze Noten stehen. Jetzt ist es sehr verschollen.

Lucas Tritterius starb sehr jung 1566. Er würde, hätte er länger gelebt, einer der ersten Humanisten geworden seyn. In Gruteri thesaurus stehen einige kritische Bücher von ihm.

Jacob Cruquius aus Flandern, professor human. in Brügge, welcher 1621 starb, zeichnete sich durch eine Ausgabe des Horaz aus. Er fand einen alten Scholiasten, der bisher noch ungedruckt war.

Peter Pithoeus (Pithou) — sein Bruder hiess Franz — aus Troyes, war geboren 1539 und starb 1596. Er hatte eine grosse Celebrität durch seine ungeheure Bibliothek. Geschrieben hat er nicht viel, am meisten noch über juristische Gegenstände. vid. Gruteri lampas lib. 2.

Franz Pithoeus war geboren 1544 und starb 1607. Er hat lateinische rhetores nach dem Quintilian, auch den Phaedrus herausgegeben.

Franz Hottomannus, welcher 1594 starb, war ein grosser Kenner des juristischen römischen Alterthums, existirte zuletzt in Basel, hat über Cicero, Caesar und andre, auch ein fulmen brutum, Lugd. Bat. 1568. 8., worin er eine Bulle des Pabstes lächerlich macht, geschrieben. vid. Bayle.

Obertus Gisphanius aus Geldern, ein gelehrter Jurist, lebte in Altorf und Ingolstadt. Er war ein feiner Lateinkenner. Seine observationes über die lateinische Sprache sind sehr gut. Mit seiner Schriftstellerei ist er nicht so glücklich. Seine Ausgabe des Homer will nichts sagen. Er starb 1604. vid. Bayle.

Johann Leonclavius (eigentlich *Löwenklau*) aus Westphalen hat sich als Philolog und Jurist bekannt gemacht. Er lebte vorzüglich in Wien und starb daselbst 1593. Er hat eine Ausgabe von Xenophon und spätere byzantinische Geschichtschreiber herausgegeben.

Fulvius Ursinus (*Orsini*) aus Rom war geboren 1529 und starb 1600. Er sammelte eine grosse Menge alter Monumente; daher damals so viel ex bibliotheca Fulvii Ursini abgestochen ward. Er hat wenig geschrieben. Ein Hauptbuch ist sein Virgilius collatione scriptt. graec. illustratus, Antwerpen 1567. 8. *Valckenaer* hat es Leuwarden 1747. 8. von neuem herausgegeben mit einer Vorrede und einer epistola ad Reverum. Ursinus war Bibliothekar bei dem berühmten Cardinal Alexander Farnesius.

Hieronymus Mercurialis aus Forli war geboren 1530 und starb 1596. Er war praktischer medicus, hat aber auch viele andere praktische Beschäftigungen getrieben. Er lebte am meisten in Padua und Pisa, war auch eine Zeitlang Legat des Pabstes. Er schrieb de arte gymnastica lib. 6. Venedig 1569. 4., ein sehr wichtiges Buch. In seinen variis lectionibus ist viel Vortreffliches.

Stephan Vinandus Pighius aus Campen in Oberyssel war geboren 1520 und starb 1604. Er hat sich sehr um das

Alterthum verdient gemacht. Seine annales roman. lib. 18. sind noch ein Hauptbuch für die Geschichte. cf. *Hanke* lib. cit. pag. 247. und *Graevii* epist. pag. 233.

Joseph Justus Scaliger aus Agen war geboren 1540 und starb 1609. Eine Zeitlang war Turnebus sein Lehrer. Im Ganzen wird er ein vorzüglicher Autodidact genannt. Er ging auf Reisen, war in Italien und Holland und wurde 1575 Professor in Leyden. Er ist einer der ersten Autoren in der holländischen philologischen Gelehrsamkeit. Er umfasste eine erstaunliche Menge von Kenntnissen, auch orientalische Sprachen. In Absicht auf Kritik ist er ein eigentlicher Restaurator. Bewiesen hat er dies besonders durch seine Ausgabe des Manilius. Er hat auch den Catullus, Tibullus und Propertius edirt; dann Conjecturen über *Varro* de lingua latina; dann die grossen chronologischen Werke. In der Chronologie ist er epochenmässig. Er erfand die periodus Juliana. Sein Ruhm war noch bei seinen Lebzeiten ungeheuer gross.

Janus Dousa (v. d. Does) aus Norwic war geboren 1545 und starb 1604, ein angesehener Mann in Leyden, hat Kleinigkeiten herausgegeben, die aber viel Scharfsinn verrathen.

Theodor Canter war geboren 1545 und starb 1617. Seine variae lectiones stehen in Gruteri lamp. tom. 3. pag. 712.

Bonaventura Vulcanius (*Smid*) aus Brügge war geboren 1538 und starb 1614, lebte in Antwerpen und Leyden. vid. Bayle.

Justus Lipsius (Lips) aus Isca bei Brüssel war geboren 1547 und starb 1606. vid. Bayle. Er hat viele seltsame Schicksale gehabt, ist auch viel auf Reisen gewesen. Er ging auch nach Rom, um Muretus kennen zu lernen. Dieser liebte ihn auch ausserordentlich. Nachher trieb er sich in Deutschland herum. Einige Jahre war er sehr liederlich. In Jena war er bei seiner Durchreise eine Zeitlang Professor. Kaum nach einem Jahre war er mit einem Mal dort wieder verschwunden. Im Jahre 1578 ging er nach Leyden, nachdem einige Jahre vorher Scaliger dorthin gekommen war. Bald darauf ging er nach Löwen und ward Rath und Historiograph des Königs von Spanien. Er ist auch in seinem Styl original, der nicht nachzuahmen ist. Frühzeitig war er ein grosser Ciceronianer. Als er etwas älter war, verliebte er sich in Seneca und Tacitus, welche er auswendig konnte. Er hat zu beiden nicht allein treffliche Emendationen gegeben, sondern sich auch ganz nach ihnen gebildet. Ausser dem Tacitus und Seneca hat er auch den Vellejus herausgegeben. Diese Edition ist ein wahres Meisterstück. Er widmete sich auch der Erläuterung der römischen Alterthümer. Er schränkte aber Alles auf's Latein ein, mit den Griechen gab er sich wenig ab.

Scaliger castigirt ihn deswegen. Seine opera omnia sind erschienen Antwerpen 1636. 6 fol.

Laevinus Torrentius (*v. d. Beck*) aus Gent war geboren 1525 und starb 1595. Er war Bischof von Antwerpen und gab sich vorzüglich mit Lateinern ab. Den Sueton und Horaz edirte er sehr gut.

Andreas Schott aus Antwerpen starb 1636, beinahe 100 Jahre alt, einer der gelehrteren Iesuiten. Er hielt sich vorzüglich in Spanien und Italien auf und suchte Manuscripte.

Friedrich Sylburg aus Wetter bei Marburg wurde geboren 1536 und starb den 16. Februar 1596. Er hat ein mühseliges, aber thätiges Leben geführt. Er war lange Corrector bei der Wechelschen und Commelinschen Druckerei und hat sich lange in Heidelberg aufgehalten. Er gab mehrere Griechen mit unglücklicher Accuratesse heraus.

Janus Guilielmus aus Lübeck war geboren 1550 und starb 1584, ein guter Freund von Lipsius. Er hat unter andern Plautinarum quaestionum comment., Paris 1583. 8. herausgegeben und ein kleines kritisches Buch: verisimilium lib. 3. Antwerpen 1582. 8.

Johann Jacob Boissard, ein Franzose, ist der Archäologie wegen zu merken. Seinen Namen sieht man häufig im Abstich alter Kunstwerke. Er starb 1602. vid. Bayle.

Quintus Septimius Florens Christianus, ein Franzose, Henr. Stephani Schüler, schrieb Noten über Aristophanes, worin aber nicht viel Tiefes ist. Er starb 1596.

Martin Anton Delrio aus Antwerpen war geboren 1551 und starb 1608. Er hat sich über Seneca tragicus und andere lateinische Autoren verbreitet. Er lebte vorzüglich in Salamanca.

Petrus Faber, ein Jurist in Franken, starb 1600. Er hat Semestria, d. i. allerlei Miscellaneen für's Alterthum und die Jurisprudenz, geschrieben.

Janus Gruterus, eigentlich *Gruytere* aus Antwerpen war geboren 1560 und starb 1627. Er studirte in Cambridge. In alten Sprachen unterrichtete ihn blos seine Mutter. In Leyden legte er sich auf die Jurisprudenz. Einige Zeit war er Professor in Wittenberg; nachher wurde er Bibliothekar an der bibliotheca palatin. in Heidelberg. 1622 musste er von hier flüchten, und als er wiederkam, war die Bibliothek schon nach Rom in die vaticana abgeführt. Er war ungeheuer fleissig und thätig. Sein Kopf war nicht so vorzüglich. Sehr verdient hat er sich durch verschiedene Ausgaben gemacht, worin er jedoch viel Fremdes zusammensammelte. Er gab suspicionum lib. 9. Wittenberg 1591. 8. heraus und das Hauptbuch: thesaurus inscriptionum ant. orbis Rom., Heidelberg 1602. fol., das erste grosse Werk der Art.

Conrad Rittershusius aus Braunschweig war geboren 1560 und starb 1618, Professor in Altorf. Er hat einige lateinische Autoren und den griechischen Dichter Appianus herausgegeben.

Valentin Acidalius aus Witstock war geboren 1567 und starb 1595. cf *Leuschner* de Acidalii vita, moribus et scriptis, Liegnitz und Leipzig 1757. 8. Er tödtete sich selbst. Er ist einer der feinsten, hoffnungsvollsten Köpfe, besonders in der Kritik gewesen. Er gab den Vellejus und emendationes und Noten über den Plautus heraus. vid. *Ruhnkenii* praefat. ad Vellej.

Friedrich und *Heinrich Lindenbrug* aus Hamburg. Ersterer wurde geboren 1575 und starb 1648; letzterer wurde geboren 1570 und starb 1642. Sie haben eins und das andere aus Handschriften edirt; sonst sind sie nicht sehr wichtig.

Ubbo Emmius (Emmen) aus Greetsyhl in Ostfriesland war geboren 1547 und starb 1625, professor hist. in Gröningen, einer der ersten, die über das alte Griechenland, seine Geographie und Geschichte sammelten. vid. Bayle.

Nicolaus Sudorius, ein Franzose, hat den Pindar in lateinische Verse übersetzt. Diese Uebersetzung steht in der schönen oxforder Ausgabe mit den griechischen Scholien.

Caspar Scioppius oder *Schoppe* aus Neumark in der Pfalz, war geboren 1576 und starb 1649, eines Todtengräbers Sohn. vid. Bayle. In der Jugend hörte er eine Zeitlang in Altorf den Rittershusius. Dort setzte er Noten über die Priapeïa auf. Auf dem Titel nannte er sich Goldelastus. Er hat sie recht con amore erläutert. Im kritischen studio der eleganten Latinität hat er viel geleistet. Sein unerträgliches Wesen aber, seine Streitigkeit mit Joseph Scaliger und Salmasius brachte ihn in einen üblen Ruf. Dazu kam seine Veränderlichkeit in der Religion, die man damals sehr hoch anschlug. Er wurde in Italien katholisch. In Rom erhielt er das Bürgerrecht, ward geadelt und am Ende Graf. Er hat Vieles an den Alten getadelt, was gegen die ächte Latinität ist, und worin er sehr oft Recht hat. Eine seiner Streitschriften heisst: Scaliger Hypobolimaeus. Seine Streitigkeit mit dem *Famian Strade*, einem Jesuiten, ist noch jetzt interessant. Er nannte sein Buch gegen ihn über Strade's Geschichte: Infamia Famiani. *Ruhnken* in seinen Noten zum Muretus schätzt dieses Buch sehr. Er schrieb ferner: paradoxa litteraria, eine lateinische grammatica philosophica, animadversiones ad Vossii libr. de vitiis sermonis, annotationes ad Sanctii Minervam und viele kritische Bemerkungen, verisimilia, symbola critica, auch über den Plautus. Viele dieser Sachen hat er unter dem Namen Crosippus edirt. Noch ist eine Schrift gegen ihn von *Caspar Barth* zu merken: Cave canem seu de vita etc. Casp. Scioppii. Sein Leben verdient express bearbeitet zu werden.

Gerhard Johann Vossius aus Heidelberg war geboren 1577 und starb den 17. März 1649, einer der ausgebreitetsten Gelehrten von der Art, wie Joseph Scaliger. vid. Chaufepié. Er sollte eigentlich Gerhard Johannis sc. filius genannt werden. Er hat grösstentheils in Holland, zuletzt in Leyden gelebt. Auch war er eine Zeitlang Lehrer am Athenaeo in Amsterdam, das zu seiner Zeit, 1633, errichtet wurde. Er schrieb unglaublich viel und mit grossem Fleiss. Hauptsächlich wichtig sind seine institutiones poëticae, oratoriae, seine litterärischen Schriften, dann seine Sachen, die sich auf die Geschichte beziehen, seine Episteln. Auch hat er Anfangsgründe zur griechischen Sprache herausgegeben, die noch in Holland die herrschenden Bücher sind. Dieser Vossius, Salmasius, Scaliger, Casaubonus und Grotius sind gleichzeitig und die grössten Heroen in der Gelehrsamkeit. Man sagt, dass sie sich dafür auch haben wollen gehalten wissen. Seine grammatischen Bücher, sein Aristarch, sind sehr für den Anfang anzurathen. Seine Söhne waren: Isaak, Dionysius und Gerhard. Dionysius war der älteste und hoffnungsvollste, starb aber sehr früh. Isaak ist der berühmteste geworden. Er wurde von den Theologen aus Holland vertrieben, ging nach England und starb daselbst 1689. Er fing an in Holland den Catullus zu ediren, gab sehr gut den Mela heraus und schrieb de poëmatum cantu et viribus rhythmi, Oxford 1673. 4. In diesem kleinen Büchelchen ist Vieles zusammengedrängt, ist auch in's Deutsche übersetzt. Gerhard Vossius lebte in Leyden und hat sich vorzüglich durch eine Ausgabe des Vellejus bekannt gemacht.

Claudius Salmasius oder *Saumaise* aus Semur in Auxois geboren 1588 und starb 1653. Sein Vater war zu Dijon Parlamentsmitglied und unterrichtete ihn anfangs selbst. In Paris hörte er den Casaubonus und Scaliger. Von hier verdrängten ihn die Jesuiten. Er ging darauf nach Heidelberg, wo er reformirt wurde. In der bibliotheca Palatina, die damals noch da war, hat er viele Abschriften gemacht, unter andern von der anthologia inedita, die jetzt in der vaticanischen Bibliothek liegt. Von hier ging er in Scaliger's Stelle als Professor nach Leyden, wo er auch blieb, obgleich ihn der Cardinal *Richelieu* nach Paris ziehen wollte. Seine Bücher haben das Ansehn eines Mannes, der ungeheure Sammlungen macht, dabei aber ein ausserordentliches glückliches Genie hat. Seine Gelehrsamkeit in seinen Büchern übersteigt fast Alles. Er schrieb Noten über *Solini* polyhist. 2 fol. In diesem Buche steckt erstaunliche Gelehrsamkeit, physikalische, ökonomische und andere Kenntnisse. Er hat es betitelt: exercitationes Plinianae. Ferner schrieb er einen trefflichen Commentar über die scriptores historiae augustae, den er dem Commentar des Casau-

bonus entgegensetzte, um mit ihm zu certiren. Beider Noten sind zusammen in einem dicken fol. gedruckt. Ferner de annis climactericis, über Tertulliani liber de pallio, de caesarie virorum et mulierum coma. Besonders ist in seinem Leben der Streit merkwürdig, zu dem er Anlass gab: ob es erlaubt sey, Geld auf Interessen zu geben? Er behauptete es und daraus entstand seine Schrift de usuris und andere ähnliche. Binnen zwei oder drei Jahren schrieb Salmasius vier dicke Bücher voll erstaunlicher Gelehrsamkeit. Er hat auch mit einem französischen Gelehrten Heraldus Streitigkeiten gehabt.

Isaak Casaubonus aus Genf war geboren 1559 und starb 1614. Er lehrte in Genf, ging nach Frankreich am Ende des 16ten seculi und wurde zuletzt Bibliothekar des Königs von England, wohin ihn Jacob der 1te mit einer grossen Pension berief. Er ist einer der grössten griechischen Gelehrten. Er hat viele Schriftsteller edirt, nicht alle aber mit gleicher Sorgfalt. Im Strabo hat er sehr viel übrig gelassen; eben so machte er es mit dem Polybius. Sein Sueton, Persius und Athenaeus, nächst diesen Theophrast's Charaktere und die scriptores historiae augustae sind Meisterstücke. Durch den Persius entstand seine Celebrität. Den Theophrast hat er grösstentheils auf Reisen gemacht. Nächst dieser ist der Sueton sehr empfehlungswerth und beim Polybius die praefatio ad Henricum quartum über die Wichtigkeit der alten Litteratur. Sein Latein ist nicht das schönste.

Hugo Grotius oder *Huig von Groot* aus Delft, war geboren den 10ten April 1583 und starb den 28ten August 1645. Im 14ten Jahre gab er den *Mar. Capella* mit Anmerkungen heraus, die noch unter die vorzüglichsten gehören. Nachher warf er sich in die Theologie, Jurisprudenz und Philosophie. Seine Verdienste um's N. T. sind bekannt. Sein Werk de jure belli et pacis würde ihn allein unsterblich machen. Seine lateinischen Verse sind ausserordentlich glücklich. Gestorben ist er in Rostock, von wo sein Körper nach Delft gebracht wurde. In Absicht auf Sammelfleiss ist

Johann Meursius aus Losdun ein wichtiger Mann. Er war geboren 1579 und starb 1639, ein ingenium praecox, schrieb schon im 14ten Jahre artige Gedichte, ward 1608 in Frankreich doctor juris, nachher Professor in Leyden. Ausser einer Edition des Lycophron hat er viele Sammlungen antiquarischer Art geschrieben. Diese stehen in Gronovii thesaurus.

Georg Dousa, ein Sohn des *Janus Dousa* aus Norwic, der 1545 geboren wurde und 1605 starb, hat durch alte Inscriptionen sich berühmt gemacht. Seine Schrift steht im 6ten Bande von Gronovii thesaurus.

Desiderius Heraldus, ein juristischer Gelehrter, starb 1649. Er hat Mehreres für die griechischen Alterthümer geschrieben,

besonders ein liber observationum, Anmerkungen zu Martialis und Einiges über das römische Recht.

Daniel Heinsius aus Gent, geboren 1582, starb 1655. Er ward durch seinen Sohn, *Nicolaus*, der 1620 geboren wurde und 1681 starb, verdunkelt; doch war er ein Mann von grosser Gelehrsamkeit. Er gab ein Buch über den Styl Crepundia Siliana schon im 18ten Jahre heraus. Auch hat er mehrere Autoren edirt.

Abraham Gorlaeus aus Antwerpen, merkwürdig als der erste, der eine Dactyliothek herausgab. Er starb 1609.

Theodor Ryckius war geboren 1640 und starb 1690. Er ist weniger wichtig. Er schrieb de Capitolio und ist nicht mit dem Ryckius zu verwechseln, der den Tacitus edirt hat. Er war ein Holländer.

Erasmus Schmid aus Delitzsch wurde geboren 1560 und starb 1637, professor graec. ling. in Wittenberg, ein grosser Spassvogel, der in lateinischen Versen viele facetias machte. Sein Virgilius und Plautus wollen nicht viel sagen; er hat fast nur aus frühern zusammengeschrieben.

Janus Rutgersius aus Dortrecht war geboren 1589 und starb 1625, Ambassadeur bei Gustav Adolph, hat sich durch seinen Horaz verdient gemacht. Vorzüglich aber ist diese Edition nicht.

Ericius Puteanus (van der Putten) lebte vorzüglich in Mailand, nachher in Löwen, wo er Lipsii Stelle bekam. Er hat wenig geschrieben. vid. Bayle. Er starb 1646.

Petrus Cunaeus aus Holland, lebte meist in Leyden, hatte zur prosaischen Satyre viel Anlage und ist ein guter Stylist. Man hat einen Nachdruck in Deutschland von seinen Satyren besorgt. Er starb 1638.

Thomas Dempster aus Schottland war geboren 1579 und starb 1625. Er hat sich vorzüglich in Italien aufgehalten. Er schrieb ein Werk de Etruria regali, Florenz 1723. 3 fol., das lang im MS. lag und erst vom Engländer *Cocke* in unserm Jahrhunderte hervorgeholt wurde. Ausserdem hat er *Rosini* römische Alterthümer überarbeitet.

Johann von Woweren oder *Wowerus* aus Hamburg war geboren 1574 und starb 1612. Er schrieb ein nützliches Buch de polymathia, Hamburg 1604. 4. Es ist eine Reihe Stellen über das, was die alten Encyclopädie nannten. Mit ihm lebte zugleich ein Hamburger *Elmenhorst*, der den Apulejus und andere Autoren edirt hat. vid. Bayle.

Lucas Holsten aus Hamburg war geboren 1596 und starb 1661. Sein Leben kam Hamburg 1723 heraus. vid. Chaufepié. In der Jugend hörte er den Hugo Grotius, Gerhard Johann Vossius, und andere in Leyden. Er reiste nachher mit *Phil. Cluver* nach Italien. Dann hielt er sich in England auf. In

Frankreich ward er katholisch. Nachher ging er nach Italien und ward Unterbibliothekar an der Vaticana. In Rom stand er in grosser Achtung, wo er auch starb. Er hat sich durch viele Auszüge aus ungedruckten Handschriften und viele eigene Arbeiten wichtig gemacht. Sein Hauptfach war das Griechische und alte Geographie. Ueber die letzte hat er viel geschrieben. Am interessantesten sind seine Schriften nach seinem Tode herausgekommen, als die Noten über den Stephanus Byzantinus, ferner annotationes ad *Cluveri* Ital. antiq. und *Ortelii* thesaur. geograph.

Phil. Cluver aus Danzig, starb 1620. Er hat sich zuerst auf eine gelehrte Art mit der alten Geographie beschäftigt. Er schrieb Sicilia antiqua, wohin er selbst gereist war, dann Italia antiqua. Nicht so wichtig sind andre seiner geographischen Sachen.

Johann Gebhard aus der Pfalz, lehrte in Rostock und Gröningen, ein fleissiger Sammler, aber ohne judicium. Ueber den Cicero hat er Varianten gesammelt. Ein Buch von ihm heisst: crepundia antiquae lectionis. Er hat die hässliche Methode eingeführt, die codices zu zählen.

Samuel Petitus aus Nismes war geboren 1594 und starb 1645, ist von Peter Petitus zu unterscheiden. cf. Chaufepié. Er war Theolog und Kenner der alten Litteratur und schrieb miscellanea und de legibus atticis, welche Wesseling, Leyden 1742. fol. edirt hat. Er war kein glücklicher Kopf.

Phil. Jac. Maussacus lebte vorzüglich in Toulouse und starb 1650. Er beschäftigte sich vorzüglich mit dem Griechischen, gab auch den Harpocration heraus mit der Dissertation über die alten Grammatiker.

Dionysius Petavius aus Orleans war geboren 1583 und starb 1652. Er hat tiefe Recherchen über die Chronologie des Alterthums gemacht. Er lebte vorzüglich in Paris. Er hat auch Schriftsteller edirt, vorzüglich den Julian und den rhetor Themistius. Sein rationarium temporum ist schon bei der Chronologie erwähnt worden.

Jacob Gothofredus (Godefroy) von *Dionysius Gothofredus*, seinem Vater zu unterscheiden, geboren in Genf 1587, starb in der Mitte des folgenden Jahrhunderts. Er hat sich mit den Rechtsalterthümern vorzüglich bekannt gemacht. Er schrieb: quatuor fontes juris civilis etc., worin die Fragmente der 12 tab. stehen, dann folgen Fragmente wichtiger Gesetze, dann die des edicti perpetui, das unter Hadrian gemacht wurde, und andere spätere Gesetze. Diese und andere Schriften stehen in *Otto's* thesaurus jur. rom., Utrecht 1725. 4 fol. Ausserdem gab er den codex Theodos. heraus, für die Juristen ein sehr wichtiges Werk. Die letzte Ausgabe dieses Werks hat *Ritter* in Wittenberg besorgt, Leipzig 1736. 6 fol.

Johann Ludwig Cerda (de la Cerda) in Toledo starb

1643, ein Haupteditor des Virgils, hat sich fast blos durch seinen Virgil recht ausgezeichnet. Einige nennen ihn auch Cerdanus. Er war Jesuit.

Alexander Donatus aus Siena, geboren 1584, starb 1640, auch Jesuit. Er hat sich zuerst um die Topographie von Rom recht verdient gemacht. Sein Werk heisst: Roma vetus ac recens; es steht in *Graevii* thesaurus.

Peter Scriverius (Schryver) aus Harlem war geboren 1576 und starb 1660. Er hat über einige Schriftsteller kritische Noten geschrieben, besonders über den Martial, von dem seine Ausgabe eine der besten ist.

Andreas Rivinus (Bachmann) aus Halle, geboren 1601, legte sich auf humaniora und Medicin, von der er auch Profession machte. Er war erst Rector in Nordhausen, nachher Professor in Leipzig. Um die alten medicos hat er die grössten Verdienste. Er hat auch das pervigilium Veneris herausgegeben. cf Graevii epist. pag. 206.

Samuel Bochart ein reformirter Theologe, aus Rouen, war geboren 1599 und starb 1667, eine Art von Salmasius in seinem Fache, verband orientalische Gelehrsamkeit mit griechischer und lateinischer. In seiner Zeit wird er für einen Polyhistor der ersten Grösse angesehn. Er hat sich besonders mit geographischen und ethnographischen Versuchen abgegeben. Er besass einen ausserordentlichen Scharfsinn, der ihn aber oft zu weit führte. Bei seinen Etymologieen muss man sich sehr in Acht nehmen. Sein Hauptbuch ist seine geographia sacra seu Phaleg et Canaan, Caen 1646. fol. Ueber diese und jene Gegenstände der alten Geschichte ist Bochart noch ein wichtiger Mann.

Caspar Barthius aus Küstrin war geboren 1587 und starb 1658, hat meistens im Saalkreise gelebt. Eine Zeitlang lebte er in Leipzig und Halle ohne Amt. Ausserdem reiste er durch Italien, Spanien, Frankreich, Holland; denn er war ein Mann von Vermögen. In Leyden wohnte er bei *Joh. Meursius*. In unserer Gegend machte er Bekanntschaft mit *Thomas Reinesius*, der als Mediciner in Zwickau lebte. In Leipzig schrieb er sein grosses Buch: adversaria lib. 60., Frankfurt 1624. fol. Ausserdem hat er den Statius mit entsetzlich vielen Noten edirt, ferner den Claudian u. a. m. Geschmack und freies judicium fehlt ihm erstaunlich. Im Conjecturiren ist er sehr unglücklich. Seine adversaria enthalten noch jetzt Vieles, weswegen sie studirt zu werden verdienen. Noch einmal so viel, als von ihnen herausgekommen, hat er geschrieben. vid. vita Reinesii von J. A. Fabricius pag. 31. Seine übriggebliebenen Bücher weiss man nicht gewiss, wo sie sind; vielleicht in einer adlichen Familie im Sächsischen, denn sie existiren gewiss noch. Ein guter Freund von ihm war

Christian Daum, Rector von Zwickau. Er war geboren 1612 und starb 1687. Es gab nach Barth's Tode etwas von ihm heraus und schrieb de caussis amissarum quarund. lat. ling. radicum, Zwickau 1642. 8.

Thomas Reinesius aus Gotha war geboren 1587 und starb 1667, ein feiner Kopf, vid. Bayle. Er legte sich anfänglich auf humaniora, dann auf Medicin, war viel auf Reisen, auch in Italien, wo er auf den Gedanken kam, sich mit der res epigraphica abzugeben, welches Studium vorzüglich Gruter in Gang gebracht. Späterhin lebte er am längsten in Altenburg als Burgemeister und praktischer medicus, und dann in Zwickau. Er hat variae lectiones herausgegeben, die noch sehr schätzbar sind, ferner Inscriptionen mit Erläuterungen. Alles, was er schrieb, worunter Einiges auch römische gentes betrifft, ist höchst interessant.

Marcus Saeris Boxhornius aus Bergen op Zoom, welcher 1653 starb, verband alte Litteratur mit Jurisprudenz. In Absicht der ersten ist er kein vorzüglicher Kopf; er hat diesem Studium vielmehr Schaden zugefügt. Er ist einer der ersten, die zu den Alten notas politicas machten — eine fatale Mode. Ihm sind Mehrere gefolgt. *J. F. Gronov* schaffte sie erst ab. Nachher kamen noch Leute dazu, die galante Noten machten, wie sie sie selbst nannten. Boxhorn hat auch Geschichtsbücher geschrieben. In seinem Leben wird bemerkt, dass er sehr viel Tabak geraucht habe.

Nicolaus Rigaltius (Rigault) Jurist und Humanist, starb 1652. Er hat einige Schriftsteller und zwar rare herausgegeben, als Artemidorus von der Traumdeuterei der Alten, Schriftsteller de re accipitraria (von der Falknerei), auch die scriptores rei rusticae.

Leo Allatius aus Chios war geboren 1586 und starb 1669 in Rom. Er nennt sich oft nach italienischer Art Alacci. vid. Bayle. Er kam früh nach Italien und ward Custos an der Vaticana; er holte die Bibliothek aus Heidelberg ab. Zu seinen Schriften gehören viele interessante Sachen, die aber sehr selten sind. In Lyon gab er 1640 ein Buch über das Vaterland des Homer heraus; er macht ihn zu seinem Landsmann. Es steht auch in Gronovii thesaurus.

Henricus und *Hadrianus Valesius*. Henricus wurde geboren 1603 und starb 1676 und ist der vorzüglichere. Hadrianus wurde geboren 1607 und starb 1692. vid. Chaufepié. Der erste hat eine treffliche Ausgabe des Ammianus Marcellinus edirt. Auch ist Harpocration von ihm herausgegeben worden. Hadrianus hat nicht so viel geschrieben; unter andern eine vita seines Bruders. Sie steht in *Burmann's* Edition der emendatt. Henrici Valesii, Amsterdam 1740. 4.

Hermann Conringius aus Ostfriesland war geboren 1606

und starb 1681, ein berühmter Polyhistor. Seine Hauptfächer waren Geschichte, Jurisprudenz und Medicin. Durch schönen Styl hat er sich bekannt gemacht. Er las vorzüglich in Helmstädt, besonders über Aristoteles, dessen Politik er auch edirt hat. Er schrieb auch über die antiquitates der Akademien.

Thomas Gataker aus London war geboren 1574 und starb 1654. vid. Chaufepié. Er lebte vorzüglich in Cambridge, wo er Theologie und humaniora lehrte. Er hatte Vieles fleissig gesammelt. Sein Anton. Philos. ist seine beste Ausgabe. Ausserdem schrieb er miscellanea critica, welche mit allen übrigen Schriften unter dem Titel: opera critica Gatakeri herauskamen.

Lambertus Bos aus Worcum war geboren 1679 und starb 1717. Er studirte zu Franecker die Theologie, wurde nachher der Lehrer der griechischen Sprache und gab ausser seinen Arbeiten über die griechische Bibel heraus: ellipses graecae, Franecker 1702, animadversiones ad scriptores graecos und antiquitatum graecarum praecipue Atticarum descriptio brevis, Franecker 1714.

Johann Freinshemius aus Ulm war geboren 1608 und starb 1660. Er war professor eloq. et polit. in Heidelberg. Seine Celebrität hat er in Upsal erhalten. Von da wurde er als Bibliothekar und Historiograph nach Stockholm berufen. Sein Schwiegervater war der bekannte Humanist *Berneggerus*, ein fleissiger Mann, doch kein grosser Gelehrter. Seine Ausgaben sind sehr correct. *Freinsheim* ist am meisten durch seine Kunst berühmt, durch die er den Livius ergänzt hat. Er sucht auch so ziemlich den Styl des Livius nachzuahmen. Seine Supplemente sind auch in der edit. bipont. mit abgedruckt. Er hat auch supplementa des Curtius geschrieben, den er auch besonders edirt hat. Auch hat er den Tacitus recht gut edirt. Berneggerus hat den Text dazu edirt, die Noten sind von Freinsheim. Auch fing er an eine paraphrasis der ersten Bücher der Annalen des Tacitus zu machen. Dies war aber doch eine seltsame Arbeit. Er hat auch eine Kritik der vorigen Uebersetzungen des Tacitus hinzugesetzt.

Hier lässt sich wieder, wie beim Jahre 1609 ein Abschnitt machen. Von J. F. Gronov geht diese Periode gewissermaassen bis auf uns oder bis auf Chr. Cellarius und von diesem bis auf uns.

Johann Friedrich Gronovius aus Hamburg war geboren 1611 und starb den 28ten December 1671, Vater des Jacob und Grossvater des Abraham Gronovius. Der alte Johann Friedrich ist aber der allergrösste; er war ein ganz vorzüglicher Kritiker. Sein Sohn Jacob ist ziemlich stumpf. Der Enkel Abraham hat wenig geschrieben. Den Johann Friedrich Gronovius betreffend, vid. Chaufepié. Er kam früh nach Hol-

land, wo er nachher Professor in Leyden wurde, wo er ächte alte Litteratur wieder restituirte und die notas politicas vertrieb. In Entwickelung der Bedeutungen der Wörter ist er der Urheber einer ganz eigenen Schule, in der ihm vorzüglich *Hemsterhusius* nachging. Man nennt ihn daher immer intelligentissimus judex proprietatis latinae. Er hat treffliche Schüler gezogen, unter andern Graevius. Im Emendiren war er so glücklich, dass viele seiner Emendationen nachher durch Handschriften bestätiget wurden. Er schrieb ferner observationes über lateinische Autoren. Sein gelehrtestes Buch ist das Werk de sestertiis seu de pecunia vetere. Vorn bei diesem Buche ist ein sehr interessantes Kupfer, auf dem eine grosse Menge alter Philologen aus Salmasii Zeiten steht, unter denen Johann Friedrich Gronov mit der Wagschale steht und alte Münzen abwägt. Die Personen sollen alle nach dem Leben getroffen seyn. *Saxe* giebt sie in seinem onomasticon alle an.

Nicolaus Heinsius, welcher 1620 in Leyden geboren war und 1681 starb, hat als emendator der Dichter grosse Verdienste um Claudianus, Virgilius, Ovidius etc. Er war nicht eigentlich Lehrer, sondern grösstentheils ambassadeur. Seine Ausgaben sind in ausserordentlich kritischer Manier gemacht. Er ward Minister und Gesandter bei der Königin Christine von Schweden, die viele Gelehrte an sich zog. Von ihr wurde er nach Italien geschickt. Auf diesen Reisen sammelte er viele MSS. zusammen; mithin war er im Stande Schriftsteller gewissermaassen von vorne zu restituiren, so dass seine Emendationen jetzt herrschend geworden sind. Vom Virgil gab er den blossen Text, aber sehr emendirt heraus. Ueber einige, vorzüglich über Ovid, hat er ausführliche Noten geschrieben, die doch aber trocken sind. In Allem aber, was dieser Mann in Prose edirt hat, ist er höchst unglücklich, so über den Vellejus, beim Tacitus vorzüglich. Doch bei mehreren Schriften muss man denken, dass er sie nicht zum Drucke aufgesetzt, wie seine Noten über den Tacitus, die erst Ernesti herausgab.

Johann Georg Graevius aus Naumburg war geboren 1632 und starb 1703, Gronov's Schüler, ein Verwandter der Heinsier; ein gelehrter Mann, ohne grosse kritische Talente. Viel hat er nicht edirt. Seine Ausgabe der scriptores rei agrariae ist das Vorzüglichste von ihm.

Aegidius Menagius war geboren 1613 und starb 1693. vid. Bayle et Chaufepié. Er wird als einer der letzten französischen Polyhistoren angesehen. Er war Philolog und Jurist, auch Kenner aller neuern Sprachen. Im Italienischen schrieb er selbst Gedichte. In Absicht der alten Gelehrsamkeit hat er sich durch Anmerkungen zum Diogenes Laërtius ganz vorzüglich berühmt gemacht. Nächstdem schrieb er amoenitates juris civilis. Ausser diesen muss man die Menagiana merken,

ein gelehrtes Waschwerk. Man hat in dieser Zeit viele solcher Bücher z. B. Scaligeriana, Casaubonians, Poggiana etc. Das Werk: l'origine de la langue française ist auch von ihm, ein treffliches Werk.

Franciscus Vavassor ein Iesuit in Frankreich, welcher 1681 starb, ein sehr feiner Kopf, der eine gewisse französische Originalität mit guter Eleganz im Latein verbindet. Sein Hauptbuch ist ein Buch über die Frage: ob die Alten Burlesken gehabt? — de dictione ludicra. Er glaubt darin, das die Alten diese switterhafte Schreibart gar nicht gekannt hätten. Im Ganzen hat er sehr Recht. Parodien fanden im Alterthum wohl Beifall, aber Travestirungen nicht. Sein antibarbarus seu de vi et usu quorundam vocabulorum ist sehr nützlich. Es enthält Bemerkungen über anscheinende Synonyme im Latein. Auch hat er etwas über die alten Epigramme geschrieben. Der selige Kopp in Leipzig hat alles dieses zusammen edirt.

Franz Guesettus aus Bordeaux, cf. Bayle. Er war ein scharfsinniger Kopf. Er selbst hat wenig edirt, schrieb aber viel, besonders die Ränder der Autoren voll Bemerkungen, aus denen hernach Vieles gedruckt ist, über Hesiodus, Lucian, Terentius. Er neigte sich besonders zur emendirenden Kritik.

Carl Perroltus (*Perrault*), welcher 1616 geboren wurde und 1703 starb, machte viel Aufsehn in Frankreich dadurch, dass er den Streit erregte, ob die Alten oder die Neuern in den Wissenschaften vorzüglicher waren. Im Jahre 1687 las er sein famöses Gedicht: le siècle de Louis le Grand, worin er sagte, dass das Zeitalter August's nichts gegen die jetzige Zeit sey. Dies zog viele Schriften pro et contra nach sich und dauerte bis in's folgende Jahrhundert. Dieser Streit hat viele schlimme Wirkungen gehabt, da sich viele auf Perrault's Seite neigten. Bis circa 1740 lag die alte Litteratur sehr nieder, eine wahrscheinliche Folge dieses Streits. Selbst in England machte er viel Aufsehen. Bentley tritt bisweilen auf seine Seite. Von ihm muss man den Claude Perrault unterscheiden, von dem man einen französischen Vitruv hat. Von Carl Perrault hat man: parallèle des anciens et des modernes, Paris 1688. Theil an dem gedachten Streite nahmen:

Tanaquil Faber (*Tanequil le Fevre*) aus Caen, der 1615 geboren wurde und 1672 starb, und sein Schwiegersohn *Andreas Dacier* aus Castres in Oberlanguedoc, der 1651 geboren wurde und 1722 starb. Faber war ein feiner Kopf und ganz Autodidact, von keiner tiefen Alterthumskunde; seine Schriften haben eine gewisse Grazie. Er war Professor in Saumur und hatte die bekannte Tochter: *Madame Dacier*, die er selbst im Lateinischen und Griechischen unterrichtete. Sie hat sich um Vieles verdient gemacht; nur leuchtet der französische Geschmack durch. Ihre französische Uebersetzung des Homer

ist noch sehr brauchbar, eben so ihr Terenz. Ihr Mann hat auch Vieles herausgegeben, vorzüglich den Horaz mit der Uebersetzung und mit französischen Noten.

Ezechiel Spanheim aus Genf war geboren 1629 und starb 1710. cf. Chaufepié. Sein Vater Philipp ist in der Kirchengeschichte bekannt. Unser Ezechiel ging als preussischer Gesandter nach England und ist nachher baronisirt werden. Er war mehr Sammler für die Philologie, als feiner Erklärer und Kritiker. Die Numismatik hat er vorzüglich in Gang gebracht. Er schrieb de usu et praestantia numismatum ant., Rom 1664. 2 fol. Von Schriftstellern preist man vorzüglich seinen Callimachus. Für die Kritik hat er darin wenig gethan. Auch den Julian hat er edirt. Zu diesem hat er auch nur über die erste Rede einige Noten gemacht. Besser ist seine französische Uebersetzung der Caesares Juliani mit gewaltig vielen Noten und eingeschalteten Münzen. Jetzt wird er nicht geachtet.

Jacob Perizonius aus Dam war geboren 1651 und starb 1715. Er war eine Zeitlang Lehrer in Franecker, nachher in Leyden. Er hatte viel römische Alterthümer und kritische Geschichte inne; weniger war er als Kritiker und Interpret glücklich. Seine animadversiones historicae, Amsterdam 1685 sind ein sehr schätzbares [illegible] Ausserdem hat er viele zu den römischen Alterthümern gehö[illegible] Schriften geschrieben. Er hat den Aelian edirt, doch no[illegible] viel darin übrig gelassen. Auch den Valerius Maximus hat er g[illegible] herausgegeben.

Marcus Meibomius, kein sehr berü[illegible] Mann, lebte in Amsterdam und Kopenhagen, starb 1711. Er hat sich durch eine im Grunde einzige Ausgabe der Graecorum musicorum bekannt gemacht. Den Diogenes Laërtius hat er auch edirt; viel Eigenes ist nicht darin.

Ludolf Kuester aus Blomberg im Lippeschen, war geboren 1670 und starb 1716, ein Mann der eigene Schicksale hatte. In Berlin wurde er erzogen. Darauf ging er nach Holland, Frankreich und England, wo er doctor juris wurde. Auf seiner Reise arbeitete er den Suidas aus, welches noch die beste Ausgabe ist. Auch edirte er den Aristophanes recht gut. Der Text darin ist noch fehlerhaft. In England hat er durch Bentley, der damals noch sehr jung war, viel gewonnen. Dieser gab ihm den ersten Rath, wie er mit dem alten Sylbenmaasse in's Reine kommen solle, ohne welches er beim Aristophanes nichts anfangen könnte. Nachher ward er an der königl. Bibliothek in Berlin zweiter Bibliothekar; der erste war damals *la Croze*. Von hier ging er wieder bei Nacht und Nebel fort nach Holland und ward nachher katholisch. Sein Bruder Henricus Bernhard Kuester hatte auch viele Kenntnisse, war aber auch wie sein Bruder bald hie, bald da. Er

kannte kein Amt bekommen; aus Verdruss nannte er sich auf einigen kleinen Schriften: professor extraordinarius linguarum orientalium et graec. per universam Europam.

Richard Bentley aus Oulton in Yorkshire war geboren 1662 und starb den 14ten Juli 1742. vid. *Nizeron's* Nachrichten von berühmten Männern und biographia britannica, wo eine sehr gute Nachricht von ihm steht. (Von der zweiten Ausgabe dieses Werks sind 6 fol. heraus, 20 erwartet man noch.) Er besass tiefe Kenntniss der alten Sprachen und ein bewundernswürdiges kritisches Genie. Er war zugleich Theologe. Als solchen klagt man sehr über ihn, besonders der Bischof Hare, mit dem er einmal in einen Streit verwickelt wurde. In seinem Wesen hatte es viel Abschreckendes, das ihm viele Feinde machte. Auch sein Aeusseres war besonders. Er hatte einen so dicken Bauch, dass er auf dem englischen Postwagen zwei Plätze musste beschlagen lassen. Unter denen, mit welchen er in Streitigkeiten lebte, war auch der Dichter *Pope*. Dieser und Andere brachten ihn in sehr üblen Ruf, bis er jetzt in einen unbescholtenen Ruf gekommen ist. Er war von feurigem raschem Geiste. Daraus lässt sich erklären, wie er in weniger Zeit oft grosse Bemerkungen entwickelte. Seine Hauptausgaben sind die des Terentius und Horatius, besonders die des Letztern. In Absicht wichtiger Werke ist das vorzüglichste sein Werk bei Gelegenheit der Briefe des Phalaris, als sie wieder neu von dem Engländer *Pope* herauskamen, worin er die Unächtheit vieler alten Monumente producirt. Diese Streitschriften wurden von der grössten Wichtigkeit, sind auch im Englischen sehr witzig geschrieben. Sie sind in Holland in's Deutsche übersetzt, und diese Uebersetzung ist in Leipzig nachgedruckt worden. Er schrieb auch ein Buch über die Freigeisterei, worin er einige damalige Freidenker castigirt. Er nannte sich auf dem Titel: Phileleutherus Lipsiensis. Es ist in viele Sprachen übersetzt, am besten in's Französische unter dem Titel: la friponnerie laïque. Für den Humanisten ist es sehr brauchbar.

Christoph Cellarius aus Schmalkalden war geboren 1638 und starb 1707. In Halle hat er sich als professor eloquentiae sehr berühmt gemacht. Um die Alterthumswissenschaft, besonders um die alte Geographie hat er sich verdient gemacht. Seine Latinität ist nicht die vorzüglichste; doch schreibt er gut. Seine notitia orbis antiqui zeugt von grossem Sammelfleisse und ist sein Hauptwerk.

Von Cellarius geht eine neue Periode an. In Deutschland ist eine lange Zeit eine erbärmliche Lage der Wissenschaften, besonders der alten Litteratur bis auf die Zeit, da *Gesner* in Deutschland auftrat und sich um die Wiederherstellung dieser Kenntnisse grossen Ruhm erwarb. Als die deutsche Sprache

anfing cultivirt zu werden und schöne Wissenschaften aufkamen, bekümmerte man sich um das Alterthum sehr wenig, bis ungefähr um Gellert's Zeit die Alten als die wahren Quellen des Geschmacks angepriesen wurden. In Holland wurde im Anfange dieses seculi auch nicht viel hinsichtlich der alten Litteratur gethan, und der erste grosse Mann ist um diese Zeit *Hemsterhuis*, der aber Burmann den ältern neben sich hatte, der sich aber mehr mit Sammeln überhaupt und mit Phrasensammeln insbesondere abgab. Es dauerte daher lange, bis er diesen unter sich bekam. Bei den Franzosen ist in diesem Jahrhunderte viel Wichtiges für dieses Studium geschehen, besonders in Hinsicht der philosophischen Behandlung des Alterthums; doch giebt es keine Salmasii. Indessen wirkte hier die Académie des inscriptions et des belles lettres sehr viel, die mit dem Anfange des Jahrhunderts anfing. Doch sind die Abhandlungen derselben sehr ungleich. In England ist auf eben den Fuss gleichfalls gearbeitet. Philosophische Ansicht der Griechen und Römer haben die Engländer in der That sehr verbreitet. In Italien findet man in diesem seculo schlechterdings keinen Schatten von dem, was ehedem war, und in Spanien noch weniger. Aber jetzt scheinen bei beiden diese Künste und Wissenschaften wieder aufzuleben. Doch haben sie in diesem seculo viel Gutes durch Collectaneenwesen für Archäologie geleistet. Für tiefe Gelehrsamkeit findet sich noch die grösste Suite in diesem seculo in Holland, in Italien am wenigsten.

Franzosen:

Maittaire machte sich vorzüglich, aber in England berühmt. Seine annales typographici sind das Merkwürdigste. Was er edirte, ist nicht vorzüglich.

Bouhier, Präsident in Dijon, ein ächt gelehrter Mann, hat viel edirt, aber mit französischen Anmerkungen. Er arbeitete zuweilen mit *Olivet*, der den Cicero edirt hat, in Gesellschaft; sonst aber ist er unbedeutend.

de Brosses, Präsident, supplirte die Historienbücher des Sallust französisch, ein prächtiges Werk.

l'Allemand hat sich um Cicero und Tacitus verdient gemacht; viel will es aber nicht sagen. Ausserdem sind verschiedene Chronologen in Frankreich wichtig, vorzüglich *Fréret*; für die Kunstgeschichte ein trefflicher Mann. *Mariette*, eigentlich Buchhändler, hat über die geschnittenen Steine mit grossem Künstlergeschmack geschrieben. Neuerlich Graf *Caylus*, der Vorgänger von *Winkelmann*, in Absicht auf's allgemeine Studium der Kunstgeschichte. Doch fehlt es ihm an *Winkelmann's* Gelehrsamkeit. Jetzt wird dieses Studium in Frankreich noch besser getrieben.



Engländer:

Samuel Clarke, ein guter Grammatiker, editor des Homer.

Joh. Taylor hat sich um die alten griechischen Redner verdient gemacht, gab das marmor S. heraus, schrieb elementa juris civilis.

Johann Potter in Oxford, Theolog und fleissiger philo-her Sammler, edirte den Lycophron und Clemens Ale-rinus.

Jeremias Markland, einer der scharfsinnigsten Köpfe it Bentley. Sein *Statius* de sylvis und seine euripidei-i Stücke sind trefflich, doch fehlt ihm *Bentley's* Feuer.

Samuel Musgrave bildete sich vorzüglich in Leyden, war tischer Mediciner in England, hat lange am Euripides ge-itet. Seine Ausgabe erschien in Oxford mit grossem Ge-:h, erfüllte aber doch die Erwartung nicht.

Richard Dawes ein guter griechischer Sprachkenner, der einmal anfing griechische Verse zu machen. Am mei- hat er sich durch seine miscellanea critica berühmt ge-ht, die zwei Mal edirt sind.

Thomas Tyrwhitt hätte dem Bentley gleichkommen kön- Er hat sich auch mit alten englischen Dichtern beschäf-z. B. mit *Chaucer*. Was er herausgegeben, sind fast lau-kleine Sachen. Nach seinem Tode kam eine Ausgabe des toteles de poëtica heraus. Mit ihm scheint das Studium Kritik in England ausgestorben zu seyn.

Holländer:

Janus Broukhusius aus Amsterdam war geboren 1649 starb 1707, commentirte über Tibull und Properz. Seit kam

Peter Burmann aus Utrecht auf. Dieser war geboren und starb 1741. Zu Utrecht war er seit 1696 Professor Geschichte und 1715 zu Leyden Professor der griechischen che. Er war Gronov's und Grävius Schüler, hatte aber den Geist von beiden; es fehlte ihm an kritischem rfsinn und Geschmack. Zehn bis zwölf Jahre nach seinem war er in seinem Rufe sehr verschollen.

Tiberius Hemsterhusius aus Gröningen war geboren 1685 starb den 7ten April 1766. Er ist der restaurator ächter gerschen und Casaubonischen Kritik; er war ein genievol-Mann, legte sich aber mehr auf's Griechische, als auf's

kenntniss hat er noch mehr, als sein Lehrer. Er hat alle griechischen Schriftsteller, selbst die Kirchenväter, mehr als einmal durchgelesen.

Peter Burmannus Secundus, Lehrer am Athenaeo zu Amsterdam, hat eine anthologia latina in 2 B. 4. edirt. Seine Edition des Properz ist eine sehr wichtige kritische. Er hatte viele Streitigkeiten mit *Klotz*, vid. *Harles* vitae philologorum, worin auch über die folgenden etwas.

Jacob Philipp d'Orville, ein gelehrter Kenner des Griechischen.

Peter Wesseling gehört zu denen, die den Deutschen sehr vorgearbeitet haben, besonders in Hinsicht der Realien des Alterthums.

Friedrich Ludwig Abresch auch vorzüglich ein Grieche, hat Bemerkungen über Aeschylus und Thucydides gemacht.

Nun folgt die Valckenaersche Schule, von denen aber Viele sehr früh starben, wie *Joh. Dan. van Lennep*, *Pierson*, *Koen*, treffliche Köpfe. Nächst diesen ist auch *Johann Schrader*, ein guter Kenner der Latinität, zu merken.

Deutsche:

Johann Albert Fabricius aus Leipzig war geboren 1668 und starb den 30ten April 1736. Er war professor am gymnasio zu Hamburg, ein sehr fleissiger Mann. Unter seinen Ausgaben ist die vom Sextus Empiricus sehr gut. Auch an seines Schwiegersohns Reimarus Ausgabe des Dio Cassius hat er viel gethan. Dieser hat auch sein Leben geschrieben.

Christian Gottlieb Schwarz aus Leisnig war geboren 1675 und starb 1751. Er war Professor in Altorf und hat sich vorzüglich mit Lateinern beschäftigt. Er edirte Plinii panegyricus und schrieb viele Abhandlungen über das Alterthum.

Johann Matthias Gesner aus Roth bei Nürnberg war geboren 1691 und starb 1761, ein sehr wichtiger Mann, für's griechische und lateinische Studium epochenmässig. Er war Rector an der Thomasschule in Leipzig, nachher professor eloquentiae in Göttingen. In Leipzig machte er mit Ernesti Bekanntschaft. Auch in Rücksicht seines deutschen Styls ist er für die damalige Zeit sehr wichtig. Sein lateinischer Styl ist nicht der allervorzüglichste, doch sehr römisch. Vorzüglich zeichnet ihn die Art aus, mit der er das Alterthum betrachtete. Er arbeitete mit Michaëlis immer gemeinschaftliche Plane aus.

Johann Friedrich Christ in Leipzig, ein bedeutender Mann, besonders in Absicht des Studiums der Archäologie, die er zuerst gründen half. Er hat viel geschrieben. Nach ihm kam in Hinsicht des Studiums der Archäologie der eigentliche Gründer:

Johann Joachim Winkelmann aus Stendal, welcher 1717 geboren wurde und den 8ten Juni 1768 starb. Er bildete sich eigentlich in Italien und hätte gewiss mehr noch geleistet, wenn er nicht so früh umgebracht worden wäre.

Johann August Ernesti aus Tennstädt war geboren 1707 und starb den 11ten September 1781. cf. Formulae ac disciplinae Ernestianae indolem et conditionem veram adumbrare conatus est *Bauer*, Leipzig 1782. 8. Der jetzige Professor *J. Ch. G. Ernesti* in Leipzig hat ein sehr gutes Programm über ihn geschrieben. Er hat viele Sprachkenntnisse ausgebreitet. Das that er schon als Rector der Thomasschule, nachher als doctor der Theologie durch seine clavis Ciceroniana. Durch seine Schriften hat er sich eine Existimation auf lange *Zeit* gesichert. Sein ciceronianischer Styl ist zur Lesung sehr zu empfehlen.

Johann Jacob Reiske aus Zörbig war geboren 1716 und starb 1774, ein Mann von unermüdetem Fleiss, hätte viel weiter gehen können, als er wirklich ging. Er verstand, wie Küster, nicht die Kunst zu leben. Er hat auch in Holland gelebt. Arabisch war sein Hauptfach. Im Griechischen ging seine Kenntniss weit über Ernesti's Kenntniss. Sein Leben hat er selbst geschrieben und seine Frau hat es nach seinem Tode edirt, die ein sehr gutes Latein, besser als ihr Mann schrieb. Man hat auch sein Leben von *Morus*, Leipzig 1777. 8.

Für die übrigen neueren Philologen muss man ausser *Harles* Buche auch die acta eruditorum benutzen. Nach der Zeit kam eine gute deutsche gelehrte Zeitung heraus. Dann fing man hie und da ein Zeitungsblatt an. Vorzüglich sind die Göttingschen gelehrten Zeitungen. In Holland fing *Wyttenbach* die bibliotheca critica an, die ganz vorzüglich ist.



